This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08240123 7

GIVI

Kallay

Geschichte der Serben.

7970

Von

Benjamin von Kállay,

ehemaliger k. und k. österreichisch-ungarischer Generalkonsul in Belgrad.

Aus dem Ungarischen

von

Professor J. H. Schwicker.

Erster Band.

Budapest, Wien u. Leipzig.
Verlag von Wilhelm Lauffer.
1878.

925

Vorwort des Verfassers.

Im Jahre 1804 ergriffen die christlichen Bewohner des jetzigen Fürstenthums Serbien die Waffen gegen ihre unmittelbaren Unterdrücker, gegen die mahommedanischen Dahis. — Dieser Aufstand, deren Beginner keineswegs an eine Losreißung vom türkischen Reiche dachten, entwickelte sich später zu einer wahrhaftigen Revolution, die schließlich eine völlige Unabhängigkeit des Landes anstrebte.

Schon im Anfange der Bewegung leuchtet die kraftvolle Individualität Kara-Ghorghes hervor. Nach den türkischen Siegen im J. 1813 verschwindet Kara-Ghorghe vom Schauplatze der Ereignisse und die Serben waren gezwungen, der Pforte abermals zu huldigen. Nach Verlauf von zwei Jahren pflanzte jedoch Miloſch Obrenowitſch neuerdings die Fahne der Empörung auf.

Die Geschichte dieser Periode, also die Ereignisse von 1804 bis 1815 beabsichtige ich zu erzählen. Damit aber all die Motive, welche die serbische Bewegung hervorriefen, in das rechte Licht gesetzt werden können, fand ich für nothwendig den Faden meiner Erzählung ganz bis auf das J. 1780 zurückzuleiten. Die Geschichte der zwei letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts bildet also einen organischen integrierenden Theil dieses Werkes.

Mein Werk ist eine Geschichte „der Serben" und nicht „Serbiens"; denn zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, gab es noch keinen serbischen Staat. Der vorliegende erste Band umfasst den Zeitraum von 1780 bis 1806; das letztere Jahr bezeichnet einen bemerkenswerten Wendepunkt. Damals begann nämlich das russische Protektorat, das durch 50 Jahre Serbien in seinen Schutz nahm, allerdings nicht stets im Interesse der Serben. Der später nachfolgende zweite Band wird die Zeit von der Begründung des russischen Protektorats bis zur Erhebung des Miloſch Obrenowitſch bei Takowo umfassen.

Einige Kapitel des ersten Bandes erschienen vor einigen Jahren in der „Budapesti Szemle“ („Budapester Revue“); jetzt wurden dieselben nach geschehener Durchsicht und Erweiterung diesem Werke einverleibt. Vollständig neu sind aber die beiden letzten Kapitel und die „Einleitung“. In der Letztern habe ich versucht, eine kurze Skizze der Geschichte der Serben von ihrer Einwanderung auf die Balkanhalbinsel bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu geben. Bei uns ist diese Geschichte noch so wenig bekannt, daneben aber von so besonderem Interesse, dass ich es für entsprechend gehalten, in Kürze auch jener ältern Zeit zu gedenken, in welcher Ungarn und Serbien bald als Freunde, sehr oft aber auch als mächtige Rivalen erscheinen. Selbst bei der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Daten könnte man viele Bände schreiben über diese nahezu zwölfhundertjährige Geschichte der Serben. Natürlich mußte ich mich in der „Einleitung“ auf die charakteristischesten Züge beschränken, wobei ich bemüht war, insbesondere die wichtigsten Momente der innern Entwickelung hervorzuheben und auf die äußeren Ereignisse geringeres Gewicht legte. Und weil diese „Einleitung“ nur ein flüchtiger Überblick sein sollte, glaubte ich auch eine specielle Anführung der Quellen vermeiden zu können. Indessen sind die wichtigeren Werke, die ich hierbei benützt habe, am Schlusse des „Vorwortes“ angeführt.

In den Kapiteln, welche die eigentliche Geschichte behandeln, berufe ich mich natürlicher Weise überall auch auf die Quellen. Von den Daten, die ich benützt habe, sind Viele auch im Druck erschienen; aber sie sind in verschiedenen Werken zerstreut oder auch ohne System publiciert worden. In solchem Umfange und in dieser Zusammenfassung, wie ich es hier versucht habe, finden sich dieselben nirgends zu einem selbständigen, abgerundeten Ganzen aufgearbeitet. Unter jenen zahlreichen Schriften von kleinerem oder größerem Umfange, welche in verschiedenen Sprachen sich mit der neueren Geschichte Serbiens beschäftigen, verdienen zwei eine besondere Aufmerksamkeit. Die erste Stelle nimmt unstreitig Ranke's Werk: „Die serbische Revolution“ ein. Dasselbe trägt das geistige

Gepräge dieses großen Historikers an sich und was den weiten Horizont der Auffassung, die tiefe Kenntnis der gleichzeitigen europäischen Verhältnisse und die klassische Form der Darstellung betrifft, so wird dieses Werk noch langehin die beste neuere Geschichte Serbiens verbleiben. Allein die Daten, auf deren Grundlage Ranke arbeitete, sind mangelhaft und nicht selten einseitig. Er benützte fast ausschließlich die Aufzeichnungen des Wuk Karadschidsch's, des berühmten Sammlers der serbischen Volkslieder, welche Aufzeichnungen zwar eine wertvolle Geschichtsquelle bieten, doch für sich allein nicht ausreichend, ja auch nicht unparteiisch sind. Das andere Werk, weit umfangreicher als Ranke's Buch, ist die in russischer Sprache erschienene Arbeit von Nil Popow: „Serbien und Rußland". Popow verbrachte sechs Monate in Belgrad und hatte Gelegenheit, sowohl die allgemein zugänglichen, als auch die noch unveröffentlichten historischen Quellen kennen zu lernen. Er gedenkt jedoch der ersten Jahre des serbischen Befreiungskrieges nur flüchtig und legt das Hauptgewicht auf die spätere Entwickelung der Verhältnisse. Überdies mangelt seinem Werke die richtige Kritik gänzlich und sind diese beiden voluminösen Bände kaum etwas Anderes als eine polemische Schutzschrift zu Gunsten des russischen Einflusses in Serbien. Unter den serbischen Werken, die sich mit der Revolution und der vorangehenden Zeit befassen, ohne Zweifel das interessanteste und wertvollste sind die „Memoiren" des Erzpriesters (Prota) Matthäus Nenadowitsch, die im Jahre 1867 publiciert wurden. Nenadowitsch nahm vom Anbeginne der Bewegung an derselben Theil und diente der Sache seines Volkes als Geistlicher, Soldat, Diplomat, Gesetzgeber und Gesetzesvollstrecker. Außer den an sich sehr interessanten, neuen Daten erhöht den Wert dieser „Memoiren" noch die naive, offenherzige Darstellungsweise, welche die ganze Schrift durchzieht und im Leser für die Glaubwürdigkeit der Erzählung des Erzpriesters das größte Vertrauen erweckt. Ohne der zahlreichen anderen Schriftchen oder Artikel in serbischer und russischer Sprache, sowie der in anderen Sprachen erschienenen einschlägigen Werke, die ich

an betreffender Stelle citieren werde, des Nähern zu gedenken, berufe ich mich hier nur noch auf die Urkunden der Belgrader Universitäts-Bibliothek, von denen ich ungefähr 600 Stück kopiert habe und die zum großen Theile noch nirgends veröffentlicht worden sind. Dieselben bestehen zumeist in Originalbriefen und Berichten serbischer Anführer, die an der Revolution sich betheiligt hatten, oder österreichischer Behörden und besitzen demzufolge besondere Wichtigkeit. Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle meinem Danke öffentlich Ausdruck gebeu für die Zuvorkommenheit, womit die Bibliothekare der Belgrader Universitätsbibliothek ihre gesammte Urkundensammlung mir zur Verfügung gestellt haben. Noch muß ich bemerken, dass ich überall die Personen- und Ortsnamen der ursprünglichen serbischen Aussprache gemäß, doch in ungarischer Orthographie gegeben habe.

Während meines längern Aufenthaltes in Serbien hatte ich Gelegenheit, viele solche Quellenwerke zu erwerben, welche anderorts entweder gar nicht, oder doch nur nach langwierigem und mühevollem Forschen aufzufinden wären. Die Kenntnis der serbischen und russischeu Sprache, sowie überhaupt meine, seit Jahren betriebenen slavischen Studien erleichterten mir nicht nur die Benützung der Quellen, sondern auch die richtigere Auffassung des innern Lebens der Serben, ihrer Denkweise, Sitten und Gebräuche.

Nichtsdestoweniger fühle ich es, dass mein Werk noch lange nicht frei von Fehlern und Gebrechen sei und dass ich auch in meinen Schlussfolgerungen irren konnte. Aber ohne Scheu darf ich es sagen, dass ich, von Sympathie oder Antipathie geleitet, auch nicht eine Zeile geschrieben habe. Mein Hauptbestreben war: getreu der historischen Wahrheit, insofern ich nämlich diese aufzudecken vermochte, keine Linie breit von der strengsten Objektivität abzuweichen.

Budapest, im November 1876.

Benjamin von Kállay.

Vorwort des Übersetzers.

Herr Benjamin von Kállay, ehemaliger k. u. k. österreichisch-ungarischer Generalkonsul in Belgrad, hat während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Serbien nicht bloß die historischen Quellenwerke, sondern auch Land und Leute aus eigener Anschauung und Prüfung kennen gelernt und war deshalb, sowie in Folge seiner anderweitigen langjährigen slavischen Vorstudien wie Wenige befähigt, eine authentische und objektive Geschichte des serbischen Volkes zu liefern. In dem vorliegenden Werke entrollt derselbe ein umfassendes Bild der Geschichte des serbischen Volkes, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815. Mit besonderer Ausführlichkeit und auf Grund ganz neuer Daten, worüber der Hr. Verfasser in seinem voranstehenden „Vorworte" Rechenschaft gibt, ist die Zeit der serbischen Befreiungskriege von 1780 bis 1815 geschildert.

Das Werk, dessen ersten Band wir hiermit der deutschen Lesewelt übergeben, wurde bei seinem Erscheinen von der Kritik mit der größten Anerkennung begrüßt. Man rühmte ebenso den Reichthum des Stoffes, wie die geschickte Behandlung desselben, welche überdies durch Treue, Objektivität und unparteiische Wahrheitsliebe ausgezeichnet ist. Die übersichtliche Gruppierung der Ereignisse, die stete Berücksichtigung des pragmatischen Zusammenhanges derselben mit den großen europäischen Weltbegebenheiten, der unbefangene historische Blick, sowie die klare, verständliche Sprache erleichtern ebenso sehr die Auffassung des Gegenstandes, wie sie bei aller Wissenschaftlichkeit doch auch den nichtfachgelehrten, gebildeten Leser fesseln und befriedigen. Weder die ungarische, noch die so reiche deutsche historische Literatur besaß bisher eine solch umfassende und gründliche „Geschichte der Serben" und es war

demnach eine Übertragung dieses Werkes in die deutsche Sprache auch durch diesen Umstand gerechtfertigt.

Was nun diese Übersetzung anbelangt, so war der Unterzeichnete bemüht, dem deutschen Lesepublikum eine möglichst getreue, doch in jeder Beziehung sprachlich-korrekte, deutsche Wiedergabe des Originals zu bieten, wobei er sich der fortgesetzten Rathschläge und Mitwirkung des Hrn. Verfassers erfreuen konnte. Durch dessen freundliche Mithilfe bei Veranstaltung dieser deutschen Ausgabe seines Werkes, erhält dieselbe zugleich den Wert einer verbesserten Auflage des Originals selbst. Die serbischen Personen- und Ortsnamen wurden nach der serbischen Aussprache in deutscher Schreibung möglichst getreu wiedergegeben.

Der rückständige zweite Band wird bald nachfolgen. Derselbe wird neben dem weitern Verlaufe der serbischen Revolution, insbesondere die historische Entwickelung der Orientpolitik Russlands, die Entstehung des russischen Protektorats über Serbien, die Rivalität der orientalischen Politik Russlands und Oesterreichs überhaupt und in Bezug auf die serbische Insurrektion insbesondere udgl. auf Grund eines sehr reichen, bisher größtentheils unbekannte Urkundenmaterials aus den Wiener Staatsarchiven ausführlich darstellen. Übersetzer und Verleger dieser deutschen Ausgabe von Kállays „Geschichte der Serben" hegen deshalb die feste Überzeugung, dass sie durch diese Veröffentlichung der historischen Literatur überhaupt einen angenehmen Dienst erwiesen haben.

Budapest, Ende November 1877.

Prof. J. H. Schwicker.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort des Verfassers . . . . . V.
Vorwort des Übersetzers . . . . . IX.
Quellen und Hilfswerke zur „Einleitung" . . . . . XIII.

Einleitung.

Von der Einwanderung der Serben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts

I. Die illyrisch-thrakische Halbinsel zur Zeit der Einwanderung der Serben 1
II. Von der Einwanderung der Serben bis zur Begründung des Königreiches 12
III. Die dynastische Staatsentwickelung 36
IV. Die Glanzperiode des serbischen Reiches 63
V. Verfall und Untergang des serbischen Staates 151

Erstes Buch.

1780—1806.

Erstes Kapitel:

Serbische Zustände am Ende des 18. Jahrhunderts 174

Zweites Kapitel:

Der österreichisch-türkische Krieg 224

Drittes Kapitel:

Vor der Revolution 284

Viertes Kapitel:

Seite
Der loyale Aufstand 333

Fünftes Kapitel:

Innere Angelegenheiten und auswärtige Verhältnisse 474

Sechstes Kapitel:

Siegreiches Vorschreiten der Revolution 527

Quellen- und Hilfswerke

zur

„Einleitung."

1) Dr. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien, 1873.

2) J. Chr. v. Engel, Geſchichte des ungariſchen Reiches und ſeiner Nebenländer. Halle 1797—1801. 3 Bde.

3) P. J. Schafarik, Slaviſche Alterthümer, deutſch von Mosig von Aehrenfeld und Wuttke. Leipzig, 1844. 2 Bde.

4) C. J. Jireček, Geſchichte der Bulgaren. Prag, 1876. (Ein ausgezeichnetes Werk, mit großer Gründlichkeit und ſeltener Objektivität geſchrieben.)

5) A Majkow, Istorija srbskoga naroda („Geſchichte der ſerbiſchen Nation") Belgrad, 1858. 1 Bd. (Eine ſerbiſche Überſetzung des ruſſiſchen Originals.)

6) W. A. Macieiowski, Slaviſche Rechtsgeſchichte, überſetzt von F. J. Buß und M. Navrocki. Stuttgart und Leipzig, 1835. 4 Bde.

7) G. Danitſchitſch, Rječnik iz književnich starina srpskich („Wörterbuch der altſerbiſchen Urkunden"). Belgrad, 1863. 3 Bde.

8) Domentijan, Život Svetoga Simeuna i Svetoga Save (Das Leben des h. Symeon und h. Sabbas). Herausgegeben von Danitſchitſch. Belgrad, 1865.

9) *K. Παπαῤῥηγοπούλου, Ἱστορία τοῦ ἑλληνικοῦ ἔθνους* Athen, 1865—1874. 5 Bde.

10) E. Gibbon, The history of the decline and fall of the roman empire. London, 1853—1854. 7 Bde.

11) J. v. Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reiches. Peſt, 1827—1835. 10 Bde.

12) J. W. Zinkeiſen, Geſchichte des osmaniſchen Reiches. Hamburg und Gotha. 1840—1863. 7 Bde.

13) Drapeyron, L'empereur Heraclios et l'empire byzantin. Paris 1869.

14) Constantinus Porphyrogenetus, De Administr. imperio. Ed. Bonn.

15) J. Raič, Istorija raznich sbrskich narodov („Geſchichte der verſchiedenen ſlaviſchen Völker") Wien und Ofen, 1797—1823. 4 Bde.

16) In den „Jahrbüchern" der Belgrader gelehrten Geſellſchaft erſchienen zahlreiche hiſtoriſche Studien, darunter insbeſondere von Dr. Nikolaus Krßtitſch über das Geſetzbuch Duſchans und die altſerbiſchen Rechtsverhältniſſe; von S. J. Niketitſch über die hiſtoriſche Entwickelung der ſerbiſchen Kirche; aber insbeſondere verfaſſte Tſchedomil Mijatowitſch einige mit hervorragendem Fleiße und eindringlicher Kritik geſchriebene Monographien: über die merkantilen und finanziellen Verhältniſſe des ſerbiſchen Königreichs, über den Zar Uroſch, den König Wukaſchin u. A.

Einleitung.

Von der Einwanderung der Serben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Einleitung

von der Einwanderung der Serben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

I.

Die illyrisch-thrakische Halbinsel zur Zeit der Einwanderung der Serben.

Jene südöstlichen Länder Europas, welche sich von der Donau und Save gegen Süden zwischen dem schwarzen, dem adriatischen und dem ägäischen Meere ausbreiten, und unter dem Namen der illyrisch-thrakischen, heute jedoch weit mehr als Balkan-Halbinsel bekannt sind, spielen von den ältesten Zeiten bis zu unseren Tagen in der Geschichte eine wichtige Rolle.

Hier legte Philipp II. den Grund zum macedonischen Reiche, von hier aus unternahm sein Sohn, Alexander der Große, seinen Welt-Eroberungszug. Diese Halbinsel wurde später zum Mittelpunkte des byzantinischen Reiches, sie bildet auch heute noch den Grundstock der Osmanen-Herrschaft in Europa.

Die glänzenden Namen eines Alexander des Großen, eines Konstantin und Mahommed II. durchziehen die zweitausendjährige Geschichte dieser Halbinsel. Neben diesen hervorragenden historischen Größen begegnen wir noch Pyrrhus, dem epirotischen Abenteurer, König Symeon, dem mächtigen Zar der Bulgaren, Duschan dem Starken, dem Zar der Serben, Skanderbeg, dem ungebeugten Albaneser-Fürsten — Gestalten, die als ebenso viele leuchtende Meteore auf der illyrisch-thrakischen Halbinsel auftauchten und auf das Geschick dieser Länder einen entscheidenden Einfluss ausübten.

Es gibt kein anderes Gebiet in Europa, das der Schauplatz so vieler eingreifender Veränderungen, solcher Jahrhunderte andauernder chaotischer Umgestaltungen gewesen wäre, als eben die Balkanhalbinsel. Außer den fortwährenden, fast auf einander drängenden Staatsbildungen fesseln unsere Aufmerksamkeit insbesondere jene unausgesetzten, bald unmerklichen, bald gewaltsam vor sich gehenden ethnographischen Gruppierungen und Umwälzungen, welche häufig unabhängig von politischen Gränzen und Institutionen sich auf größere und kleinere Volksmassen erstrecken und eigentlich bis heute nicht gänzlich verschwunden sind.

Auf dem ganzen Erdenrund dürfte vielleicht kein Gebiet von ähnlicher Ausdehnung zu finden sein, welches so vielen verschiedenen Völkerschaften kürzere oder längere Zeit zum Wohnplatz gedient hat. Manche Volksstämme durchstürmen gleich der verheerenden Windsbraut die Halbinsel und lassen keinerlei Spuren zurück; Andere siedeln sich so stille und unbemerkt hier an, dass selbst der sorgsamste Geschichtsforscher die Zeit ihrer Einwanderung nur zu ahnen vermag. Oder es erscheint ein Volk, das ein mächtiges Reich begründet, bald aber völlig verschwindet und nur seinen Namen den Unterworfenen leiht, welche dann die Mission der verschwundenen Eroberer fortsetzen. Bald trifft man in diesen Ländern dichtbevölkerte, blühende Staaten; bald liegt Alles in Ruinen und die unlängst kultivierten Gegenden verfallen der alten Wildnis zum Raube. Und diese Erscheinung wiederholt sich in den historischen Zeiten mehrere Male.

Aber auch bei den verschiedensten Völkern, die sich auf der Halbinsel dauernd niederließen und geordnete Staaten bildeten, erkennt man das Bestreben, alle jene Länder, welche eigentlich die Gesammtheit der Balkanhalbinsel darstellen, mit einander zu vereinigen. Die volle Vereinigung gelang jedoch nur zwei Mächten: den Byzantinern und den Osmanen, aber auch Ersteren nur für relativ kurze Zeit. Die periodisch auftauchenden und manchmal zu großer Kraft gelangenden entgegengesetzten Strebungen lockern oder lähmen gänzlich die Central-Gewalt. Diese gleichzeitigen centrifu-

galen und centripetalen Tendenzen in den Balkanländern sind jedenfalls eine der merkwürdigsten historischen Erscheinungen, die man heute ebenso wie vor Jahrhunderten wahrnehmen kann.

Zur Zeit Herodots finden wir die Balkan-Halbinsel von den zahlreichen Stämmen illyrisch-thrakischer Völker bewohnt. Diese können gleich dem größten Theile der jetzigen Bewohner Europas als ein Zweig (vielleicht als der zuerst ausgeschiedene Zweig) der arischen Völkerfamilie betrachtet werden. Es ist wahrscheinlich, dass auch die Thrako-Illyrer von der Hochebene Armeniens, diesem Ursitze der Arier, in das südöstliche Europa gewandert waren. Ob sie daselbst schon ältere Bewohner angetroffen und welcher Race diese alsdann angehört haben, davon besitzen wir keine Kunde. Für uns erscheinen die Thrako-Illyrer als die Urbewohner der Balkan-Halbinsel. Dieser Volksstamm zerfiel wieder in zwei Hauptzweige: in Thraker und Illyrer. Jene besaßen die östlichen Theile (das heutige Bulgarien, Macedonien und vielleicht Thessalien), diese den westlichen Theil der Halbinsel (also Albanien, Dalmatien, Bosnien u. s. w.). Auch in der Gegenwart sind diese Länder in ähnlicher Weise unter die zu den Slaven gehörigen Bulgaren und Serbo-Kroaten vertheilt, nur die südlichen Theile bilden eine Ausnahme.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die Geschichte der Thrako-Illyrer des Eingehendern zu behandeln. Wir erwähnen nur, dass die fortwährenden inneren Zwistigkeiten, welche diesen Volksstamm in zahlreiche kleinere Staaten spalteten, denselben endlich so sehr schwächten, dass er den späteren Eroberern keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten konnte und für immer untergieng. Nur die heutigen Albanesen können als die Nachkommen jener Urbewohner der Balkan-Halbinsel betrachtet werden, sowie die aus der Mischung von Thrakern und Römern entstandenen Macedo-Walachen die Vorfahren der gegenwärtigen Bevölkerung Rumäniens, der Rumänen oder Walachen, waren.

Schon im 3. Jahrhundert vor Chr. bedeckten Kelten vom Osten nach Westen wandernd einen Theil der Halbinsel, wo

Es gibt kein anderes Gebiet in Europa, das der Schauplatz so vieler eingreifender Veränderungen, solcher Jahrhunderte andauernder chaotischer Umgestaltungen gewesen wäre, als eben die Balkanhalbinsel. Außer den fortwährenden, fast auf einander drängenden Staatsbildungen fesseln unsere Aufmerksamkeit insbesondere jene unausgesetzten, bald unmerklichen, bald gewaltsam vor sich gehenden ethnographischen Gruppierungen und Umwälzungen, welche häufig unabhängig von politischen Gränzen und Institutionen sich auf größere und kleinere Volksmassen erstrecken und eigentlich bis heute nicht gänzlich verschwunden sind.

Auf dem ganzen Erdenrund dürfte vielleicht kein Gebiet von ähnlicher Ausdehnung zu finden sein, welches so vielen verschiedenen Völkerschaften kürzere oder längere Zeit zum Wohnplatz gedient hat. Manche Volksstämme durchstürmen gleich der verheerenden Windsbraut die Halbinsel und lassen keinerlei Spuren zurück; Andere siedeln sich so stille und unbemerkt hier an, dass selbst der sorgsamste Geschichtsforscher die Zeit ihrer Einwanderung nur zu ahnen vermag. Oder es erscheint ein Volk, das ein mächtiges Reich begründet, bald aber völlig verschwindet und nur seinen Namen den Unterworfenen leiht, welche dann die Mission der verschwundenen Eroberer fortsetzen. Bald trifft man in diesen Ländern dichtbevölkerte, blühende Staaten; bald liegt Alles in Ruinen und die unlängst kultivierten Gegenden verfallen der alten Wildnis zum Raube. Und diese Erscheinung wiederholt sich in den historischen Zeiten mehrere Male.

Aber auch bei den verschiedensten Völkern, die sich auf der Halbinsel dauernd niederließen und geordnete Staaten bildeten, erkennt man das Bestreben, alle jene Länder, welche eigentlich die Gesammtheit der Balkanhalbinsel darstellen, mit einander zu vereinigen. Die volle Vereinigung gelang jedoch nur zwei Mächten: den Byzantinern und den Osmanen, aber auch Ersteren nur für relativ kurze Zeit. Die periodisch auftauchenden und manchmal zu großer Kraft gelangenden entgegengesetzten Strebungen lockern oder lähmen gänzlich die Central-Gewalt. Diese gleichzeitigen centrifu-

galen und centripetalen Tendenzen in den Balkanländern sind jedenfalls eine der merkwürdigsten historischen Erscheinungen, die man heute ebenso wie vor Jahrhunderten wahrnehmen kann.

Zur Zeit Herodots finden wir die Balkan-Halbinsel von den zahlreichen Stämmen illyrisch-thrakischer Völker bewohnt. Diese können gleich dem größten Theile der jetzigen Bewohner Europas als ein Zweig (vielleicht als der zuerst ausgeschiedene Zweig) der arischen Völkerfamilie betrachtet werden. Es ist wahrscheinlich, dass auch die Thrako-Illyrer von der Hochebene Armeniens, diesem Ursitze der Arier, in das südöstliche Europa gewandert waren. Ob sie daselbst schon ältere Bewohner angetroffen und welcher Race diese alsdann angehört haben, davon besitzen wir keine Kunde. Für uns erscheinen die Thrako-Illyrer als die Urbewohner der Balkan-Halbinsel. Dieser Volksstamm zerfiel wieder in zwei Hauptzweige: in Thraker und Illyrer. Jene besaßen die östlichen Theile (das heutige Bulgarien, Macedonien und vielleicht Thessalien), diese den westlichen Theil der Halbinsel (also Albanien, Dalmatien, Bosnien u. s. w.). Auch in der Gegenwart sind diese Länder in ähnlicher Weise unter die zu den Slaven gehörigen Bulgaren und Serbo-Kroaten vertheilt, nur die südlichen Theile bilden eine Ausnahme.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die Geschichte der Thrako-Illyrer des Eingehendern zu behandeln. Wir erwähnen nur, dass die fortwährenden inneren Zwistigkeiten, welche diesen Volksstamm in zahlreiche kleinere Staaten spalteten, denselben endlich so sehr schwächten, dass er den späteren Eroberern keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten konnte und für immer unterzieng. Nur die heutigen Albanesen können als die Nachkommen jener Urbewohner der Balkan-Halbinsel betrachtet werden, sowie die aus der Mischung von Thrakern und Römern entstandenen Macedo-Walachen die Vorfahren der gegenwärtigen Bevölkerung Rumäniens, der Rumänen oder Walachen, waren.

Schon im 3. Jahrhundert vor Chr. bedeckten Kelten vom Osten nach Westen wandernd einen Theil der Halbinsel, wo

sie ein allerdings nur kurze Zeit dauerndes Reich gründeten, aber die eingebornen Stämme hart bedrückten und vernichteten. Ein Jahrhundert später verwüsteten die germanischen Bastarner die Balkanländer.

Bald nachher erschienen auch die Römer auf der Halbinsel, allein nur nach langwierigen und blutigen Kämpfen gelang es ihnen, ihre Herrschaft daselbst zu begründen. Zur Zeit der Römer taucht der Name Mösien auf, der anfänglich nur eine Provinz bezeichnete, später aber als ein geographischer Begriff auf den größten Theil der nordbalkanischen Länder ausgedehnt wurde.

Die thrakisch-illyrische Halbinsel blieb seitdem im römischen Besitze und kam bei der Theilung des römischen Reiches an Ostrom.

Gegen das Ende des 3. Jahrhunderts nach Chr. waren die Römer genöthigt, das mit so großen Opfern errungene Dacien aufzulassen und sich definitive auf das rechte Ufer der Donau zurückzuziehen. Sei es nun in Folge der in Dacien selbst und in den benachbarten nordöstlichen Ländern während der 166-jährigen Römerherrschaft entstandenen Bewegung unter den dortigen verschiedenen Völkerstämmen, sei es, weil gerade damals der unaufhaltsame Strom der Völkerwanderung seinen Anfang machte; — gewiss ist, dass seit diesem Rückzuge der Römer die Balkan-Halbinsel von Seite der heranstürmenden Barbaren fortwährenden Angriffen ausgesetzt war. Gothen und Karpen (die Letzteren waren wahrscheinlich Slaven) verwüsteten schon im 2. und 3. Jahrhunderte die thrakisch-illyrische Halbinsel. Ihnen hatten sich zahlreiche andere Völkerschaften angeschlossen, welche die damaligen Historiker mit dem Collektivnamen der Sarmaten bezeichneten. Bald beginnt die eigentliche Völkerwanderung. Wisigothen, Hunnen, Ostgothen und zahllose andere Stämme durchschwärmen im 4. und 5. Jahrhunderte die Balkangebiete. Die erste selbstständige slavische Invasion setzen die Historiker in das Jahr 493. In Folge dessen ist die Anschauung ziemlich verbreitet, dass das erste Erscheinen der Slaven auf der Balkan-

Halbinsel nicht vor dem Jahre 500 erfolgt sei. Wahr ist, dass wir um diese Zeit den Benennungen der Slaven und Anten (welche Namen, wie wir weiter unten sehen werden, verschiedene Zweige desselben Volksstammes bezeichneten) zum ersten Male begegnen und dass hierauf die byzantinischen Geschichtsschreiber der periodischen Verwüstungen durch slavische Stämme stets häufiger Erwähnung thun, welche Verwüstungen sich bis Konstantinopel, Thessalonich, ja bis nach Hellas erstreckten.

Nichtsdestoweniger scheint auf Grund der neueren Forschungen jene Ansicht weit richtiger zu sein, wornach slavische Niederlassungen auf der Balkanhalbinsel schon weit früher bestanden haben und es ist sehr wahrscheinlich, dass unter jenen Barbaren, welche, wie wir erwähnt haben, nach dem Rückzuge der Römer aus Dacien die Einfälle auf die thrakisch-illyrische Halbinsel begannen, auch Slaven sich befanden. Diese Barbaren ließen sich nach ihrer Besiegung durch die römischen Kaiser massenhaft in den verwüsteten Balkanländern nieder. Die Karpen, deren wir oben gedachten, waren ohne Zweifel Slaven; zu diesen gehörten aber wahrscheinlich noch viele andere jener Völkerstämme, die als „Sarmaten" bei Römern und Byzantinern erscheinen.

Ältere Ortsnamen und andere Umstände machen die Annahme fast gewiss, dass die Balkan-Halbinsel unbemerkt, nicht durch Eroberung, wohl aber vielleicht manchmal in Folge gewaltsamer Uebersiedelung schon seit dem Ende des 3. Jahrhunderts in mehreren Fällen eine große Anzahl slavischer Einwohner erhalten hat, welche dann theils mit den Resten der Eingebornen verschmolzen sind, theils ihre Nationalität bewahrt haben, woraus es sich erklärt, weshalb z. B. die finnisch-türkischen Bulgaren in verhältnismäßig kurzer Zeit slavisiert werden konnten.

Die Slaven sind also keine Urbewohner der Balkan-Halbinsel; sie sind dahin eingewandert, nur geschahen ihre ersten Wanderungen ohne Aufsehen, oder waren die Folge großartiger Kolonisierungen der Kaiser. Als die verschiedenen slavischen Stämme in selbstständigen Scharen diese Theile des römischen Reiches be-

unruhigten, waren dieselben bereits von einer zahlreichen Menge friedlicher Slavenvölker bewohnt.

In Folge der fortwährenden Kriege und Verwüstungen verminderte sich die Bevölkerung der Halbinsel sehr bedeutend. Die thrakisch-illyrischen Volksreste verschwanden oder wurden in die Gebirge zurückgedrängt; gleich Oasen findet man in späterer Zeit nur hie und da Kelten und Gothen, welch' Letztere jedoch nachher gänzlich verschwinden; die Kultur, der Wohlstand und die Industrie fanden einen Zufluchtsort in den Städten, welche im Osten eine letzte Schutzmauer des Hellenismus wie im Westen des Romanismus bildeten. Unter solchen Umständen bevölkerten die ackerbautreibenden, fleißigen Slaven aufs neue diese Gegenden, gewannen dadurch auf natürliche Weise überall Terrain und unter ihnen wurden im Laufe der Zeit auch die Überbleibsel früherer Völkerstämme allmählich und unbemerkt slavisiert.

Denn es ist unzweifelhaft, dass jene slavischen Stämme, welche im 5., 6. und 7. Jahrhundert mit großer Gewalt in die Halbinsel einbrachen, eigentlich keinen Fuß breiten Landes eroberten. Diese verwüstenden Horden zogen sich entweder mit Beute beladen rasch wieder zurück, oder sie wurden von den römischen Legionen total geschlagen, in welch' letzterem Falle die Übriggebliebenen sich als Unterthanen des Reiches ansiedelten. Dass die Unterwerfung häufig nur sehr lose war, ist natürlich. Bei der Schwäche der Centralgewalt waren fortwährende Aufstände in allen Theilen des byzantinischen Reiches an der Tagesordnung und so genossen auch die eingebürgerten Slaven zuweilen eine größere oder geringere Unabhängigkeit und führten wiederholtemale förmliche Kriege gegen die Legionen des Reiches. Nichtsdestoweniger ist es Thatsache, dass die Slaven auf der Balkan-Halbinsel mit bewaffneter Hand keine einzige Provinz dauernd erobert und ebensowenig gleich bei ihrer Einwanderung im Wege der Besitznahme selbstständige Reiche begründet haben.

Die Kroaten und Serben, welche in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. an den Gränzen des oströmischen Reiches erschie-

nen, erwarben gleichfalls nicht mit Waffengewalt vom byzantinischen Kaiser jenen Boden, auf welchem sie sich niederließen; sondern sie wanderten gerade über Einladung des Kaisers dahin.

Also trotz der häufigen und zuweilen ungeheuren Angriffe, welche die Slaven seit dem Ende des 5. Jahrhunderts gegen Byzanz richteten, trugen diese Kriegsstürme doch weniger den Charakter von Eroberungs- als vielmehr den von beutelustigen Abenteurerzügen an sich. Die Ansiedelung und Verbreitung der Slaven erfolgte allmählich, entweder durch Kolonisierung oder durch einfaches Verbleiben im Lande. Auf diese Weise wurde es sodann möglich, dass im Laufe der Zeit in diesen Gegenden verschiedene slavische Staaten entstanden, ohne dass deren Grundlage ursprünglich die gewaltsame Besitzergreifung gebildet hätte. Später vergrößerten sich die schon bestehenden und erstarkten slavischen Staaten natürlich auch durch Eroberung. Und damit übergehen wir auf die Darstellung jener Verhältnisse, welche der Einwanderung der Serben vorangiengen und dieselbe hervorriefen.

Im J. 610 bestieg Heraklios den Thron der byzantinischen Cäsaren, indem er den blutigen und verhassten Phokas verdrängte, dessen achtjährige elende Regierung das Reich beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet hatte.

Neben den Slaven, die seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. die Balkanländer wiederholt in der grausamsten Weise verwüstet und sich auch auf dem Peloponnesus eingenistet hatten, erschien gegen das Ende der Herrschaft Justinians ein neuer Volksstamm an den Mündungen der Donau und verbreitete Schrecken vor sich her, — die Avaren, welche schon im Jahre 575 ihre Einbrüche in das byzantinische Reich begannen. Zu derselben Zeit wurden die Kaiser von Byzanz mit den mächtigen Beherrschern von Persien in langwierige Kriege verwickelt, welche die Grundfesten des Reiches erschütterten. Durch so viele und furchtbare Feinde angegriffen, erkauften die Kaiser mehrmals nur mit ungeheuren Summen die schwankende und unsichere Freundschaft des einen oder andern barbarischen Volkes, damit sie auf diese Weise die

Ruhe des Reiches von dieser Seite einigermaßen sichern und alle ihre Kraft gegen die Perser verwenden konnten. Und in der That! Wiederholt sehen wir Avaren und Slaven gegen einander kämpfen im Interesse der schlauen Politik von Byzanz. Dabei war jedoch nicht ausgeschlossen, dass später diese Volksstämme entweder einzeln oder zuweilen auch gemeinsam die Provinzen des oströmischen Reiches angriffen, dieselben ausplünderten und mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Die Nachfolger Justinians, Tiberios und Maurikios, waren zwar nicht im Stande, diesen partiellen Verwüstungen Einhalt zu thun; aber wenigstens gegen die Perser kämpften sie mit einigem Erfolg.

Die willkürliche und wahnsinnige Herrschaft des Phokas brachte indessen das Reich an den Rand des materiellen und geistigen Unterganges. Aegypten und Afrika, diese beiden großen Provinzen, trennten sich vom Mutterlande. Die europäischen Provinzen aber, welche ohnedies schon durch die Verwüstungen der Slaven und Avaren so viel gelitten hatten, wurden von der Gefahr neuer Angriffe bedroht; die asiatischen Theile des Reiches fielen schutzlos den Persern zur Beute. Das Kriegsheer, welches das Reich einstens vertheidigt hatte, existierte fast gar nicht mehr; die Veteranen starben aus, die neueren Truppen aber konnten diese sowohl an der Zahl wie an Kriegstüchtigkeit nicht ersetzen. Die Staatskasse war leer und die gänzlich ausgesaugten Provinzen konnten keine weiteren Opfer bringen. Unter solchen Umständen erschien der gänzliche Verfall des Reiches fast unvermeidlich.

Heraklios rettete das Reich noch einmal. Mit der größten Kraftanstrengung, ohne Schonung der Kirchenschätze, selbst die Geistlichkeit bewog er, dass sie dem in äußerster Gefahr schwebenden Vaterlande ihre Kleinodien freiwillig opferte, bemühte er sich, von den europäischen Barbaren den Frieden zu erkaufen und organisierte während dieser Zeit das Kriegsheer.

Jahre vergiengen, ehe das Bündnis mit den Avaren zu

Stande kam; im Sinne desselben hatten diese die Pflicht übernommen, das Reich auch gegen die Einfälle der Slaven zu vertheidigen und zwar sowohl auf der Balkanhalbinsel wie an den nordwestlichen Gränzen. Heraklios eröffnete hierauf im J. 622 den schon lange geplanten Krieg gegen die Perser. Es liegt außerhalb des Rahmens unseres Werkes, auch nur die Hauptmomente dieses wirklich merkwürdigen Krieges zu berühren, dessen Schlusserfolg nach sechsjährigem Kampfe in der Vernichtung des persischen Reiches bestand.

Für unsere Aufgabe ist von größerem Interesse jene Thatsache, dass während Heraklios in Asien kämpfte, die Avaren den Frieden brachen, sich mit einer großen Anzahl slavischer Stämme vereinigten und im J. 626 Konstantinopel selbst angriffen und belagerten. Indessen an der Festigkeit der Stadtmauern, noch mehr aber an der heldenmüthigen Ausdauer der Bewohner brach die Kraft der Belagerer und als endlich die griechische Flotte die leichten Fahrzeuge der Slaven vernichtet hatte, wurden Avaren und Slaven zum Rückzuge gezwungen. Konstantinopel entrann dadurch einer großen Gefahr; für Heraklios war dieser Vorfall jedoch eine Mahnung, den Avaren fürderhin kein Vertrauen mehr zu schenken.

Der Besieger der Perser, der an der Spitze eines triumfreichen Heeres heimkehrende Heraklios, hatte allerdings keine Ursache zu besorgen, dass die Donauslaven oder die Avaren es sobald wagen würden, ihre Angriffe zu erneuern. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, dass der energische Kaiser, falls er die letzten Jahre seiner Herrschaft im Frieden verleben konnte, die Macht der nördlichen Barbaren für immer gebrochen hätte.

Allein gerade im J. 622, als Heraklios seinen siegreich geführten Feldzug gegen die Perser begann, trat zugleich im fernen Osten eine weittragende Veränderung, der Wendepunkt in der Umgestaltung aller orientalischen Verhältnisse ein. Dieses Jahr ist die Hegira (Hedschra) oder das Jahr von Mahommeds Flucht. Die neue Lehre, welche der arabische Reformator verkündigte,

fand in ganz Arabien und in den benachbarten Ländern rasche Verbreitung und nach dem Tode des Profeten, also seit dem J. 632, begannen dessen Nachfolger auch mit bewaffneter Hand die Ausbreitung des neuen Glaubens. Gleich ihre ersten Angriffe richteten sie gegen die Gränzprovinzen des byzantinischen Reiches und zwar mit solchem Erfolge, dass Heraklios die ernste Gefahr, welche ihn von dieser Seite her bedrohte, sofort erkennen mußte.

Zu derselben Zeit zog ein zahlreicher Volksstamm aus seiner nördlichen Heimat südwärts, gegen die Nordwestgränze des byzantinischen Reiches. Es war der slavische Stamm der Kroaten (Chorvaten), welcher gleich so vielen anderen Völkern in der Periode der großen Völkerströmung eine neue Heimat suchte. Dass Heraklios, der am Vorabende eines großen Krieges stand und genöthigt war, seine gesammte Heereskraft in den östlichsten Theilen des Reiches zu concentrieren, nur mit Besorgnis die unruhigen und unzuverlässigen Avaren betrachten mochte, fließt unwillkürlich aus Natur der Verhältnisse. Die Avaren besaßen damals nicht nur das große ungarische Tiefland und Pannonien, sondern waren auch schon in Dalmatien und Bosnien eingedrungen. Unter solchen Umständen besitzt die Annahme große Wahrscheinlichkeit, dass Heraklios bemüht war, die heimatsuchenden Kroaten zur Einschränkung avarischer Expansionsgelüste zu benützen. Damals mochte es geschehen sein, dass einerseits die Kroaten beim Kaiser um Anweisung von Ansiedlungsplätzen baten, andererseits aber der Kaiser ihnen solche nicht bloß bereitwillig gab, sondern die Kroaten direkte aufforderte, über die Save zu kommen und die von den Avaren besessenen Gegenden zu okkupieren. Die Kroaten griffen auch thatsächlich die Avaren an, brachten ihnen eine Niederlage bei und siedelten sich dann in dem nordwestlichen Winkel des byzantinischen Reiches an.

Einige Jahre später folgten den Kroaten die ihnen stammverwandten Serben, welche in ähnlicher Weise in den Besitz jener Länder gelangten, wo wir sie bis heute noch finden.

Diese umfassenden Ansiedlungen slavischer und anderer Volksstämme auf dem Gebiete des byzantinischen Reiches bilden jedenfalls einen der bezeichnendsten Charakterzüge in der Politik der späteren römischen und byzantinischen Kaiser. Wir haben bereits im Kurzen die zwingende Nothwendigkeit angedeutet, welche die Grundlage dieser Politik ausmachte. Die entvölkerten Gegenden bedurften neuer Bewohner und solche konnten nur in den Reihen der periodisch an den Gränzen des Reiches erscheinenden Barbaren gefunden werden. Außerdem konnte das geschwächte Reich, dessen Kriegsmacht seit Jahren zur Vertheidigung der östlichen Provinzen verwendet werden mußte, gegen die Angriffe der verschiedenen Barbaren-Völker nur darin Schutz hoffen, wenn es diese Völker untereinander zum Kriege reizte, was am sichersten erfolgte, sobald der eine oder andere dieser Völkerstämme innerhalb der Gränzen des Reiches angesiedelt wurde. Nichtsdestoweniger erhebt sich hier die Frage, ob durch derlei Ansiedelungen in großem Maßstabe in Byzanz nicht Besorgnisse für die Einheit und den Bestand des Reiches erweckt worden seien? Wie es scheint, hegte man solche Besorgnisse nicht. Die Invasionen der nördlichen Barbaren waren nicht auf Besitzergreifung, sondern vielmehr auf Raub und Brandschatzung gerichtet und erschienen zu dieser Zeit in der That weniger gefährlich als die Angriffe der organisierten persischen und der arabischen Macht, welche die Eroberung und Bildung großer Staaten zum Ziele hatten. Von dieser Seite her war also das byzantinische Reich am ernstlichsten bedroht. In Bezug auf die in ungeregelten Zuständen lebenden Barbaren, welche ohne staatliche Organisation nur einzelne Kriegsscharen bildeten, konnte man in Byzanz mit Recht hoffen, dass sie nach ihrer Ansiedelung als Unterthanen des Reiches theils unter der Leitung byzantinischer Beamten, theils durch die Annahme des Christenthums und durch die Berührung mit den Resten der früheren Bewohner allmählich gräkisiert und so mit der Zeit wieder zu konstituierenden Elementen einer kompakten Nation umgestaltet werden. Diese Hoffnung war, wie erwähnt, unter den damaligen Ver-

hältnissen vollkommen berechtigt. Dennoch machte die historische Entwickelung dieselbe illusorisch und eine in der Gegenwart als richtig anerkannte Politik hatte für das byzantinische Reich in der Zukunft die nachtheiligsten Folgen.

II.

Von der Einwanderung der Serben bis zur Begründung des Königreiches.

Kroaten und Serben sind einander nahverwandte Zweige des zur großen arischen Völkerfamilie gehörigen Slavenstammes.

Auf der Urgeschichte der slavischen Völker lagert ein tiefes Dunkel. Die ältesten, noch überaus mangel- und lückenhaften Nachrichten zeigen uns dieselben bereits als Bewohner der nordöstlichen Theile von Europa. Nichtsdestoweniger scheint es, dass auch die Slaven gleich den übrigen Gliedern der indo-europäischen Völkergruppe aus Asien eingewandert sind, und zwar von der Hochebene Armeniens in die Tiefebenen des heutigen Rußland, wo sie die hier angesiedelten, älteren finnischen Völkerschaften theils unterjochten, theils nach dem Norden verdrängten. Der Zeitpunkt dieser Einwanderung lässt sich auch selbst annäherungsweise nicht bestimmen; doch ist es wahrscheinlich, dass die Slaven erst nach der Entfernung der übrigen indo-europäischen Völker ihre asiatische Urheimat verlassen haben.

In den älteren historischen Quellen werden die Slaven unter vier verschiedenen Namen aufgeführt. Römische und griechische Historiker sowie die Chronisten des Mittelalters nennen sie Slaven, Anten, Serben, (Spori) und Winden oder Wenden. Wir können in die historische und philologische Untersuchung dieser Benennungen gegenwärtig nicht eingehen; es genüge zu erwähnen, dass nach den Forschungen der hervorragendsten slavischen Gelehrten die Slavenvölker in der Urzeit sich wahrscheinlich überhaupt als „Serben" (srb) bezeichneten. „Sla-

ven" und „Anten" waren nur die Namen der beiden Hauptäste dieser großen Volksfamilie. Im Anfange des Mittelalters, als die Nachrichten genauer und umfassender wurden, zogen insbesondere jene Völkerschaften, welche zum slavischen Aste gehörten, durch ihr Vordringen nach dem Westen die Aufmerksamkeit Europas auf sich. So kam es, dass der einstens allgemeine Name der Serben in den Hintergrund trat, die Benennung der Anten gänzlich verschwand und der slavische Name zur Bezeichnung der gesammten Volksfamilie mehr und mehr gebräuchlich wurde. Den alten Namen der Serben bewahrten nur zwei slavische Völkerschaften: Die Bewohner des heutigen Serbien auf der Balkan-Halbinsel und die geringen Reste der Lausitzer Slaven in Sachsen. Der Name „Winden" oder „Wenden", welcher sich bei einer österreichischen slavischen Völkerschaft erhalten hat, scheint der Name zu sein, welchen in den ältesten Zeiten fremde (vielleicht germanische) Völker den Slaven gegeben hatten.

Neben diesen allgemeinen Benennungen begegnet man aber schon frühzeitig zahllosen Stammesnamen, welche zur Bezeichnung der verschiedenen slavischen Völkerschaften dienten. Schafarik führt nahezu 200 slavische Völkerschaften mit eigenthümlichen Namen auf.

Die europäische Urheimat der Slaven (oder nach der slavischen Philologie richtiger der „Slovenen") ist jenseits der Karpaten, im östlichen Polen und im heutigen Mittel- und West-Russland, an den Ufern des Dnjester und Dnjeper bis zur Wolga zu suchen. Von hier zogen von Zeit zu Zeit zahllose Schwärme der verschiedenen slavischen Stämme aus, theils friedlich vorwärts dringend, theils aber auch mit bewaffneter Hand, bis sie endlich im Südwesten Europas alle jene Länder in Besitz nahmen und bevölkerten, wo wir jetzt Slaven finden; sie breiteten sich auf diese Weise von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, dem Archipelagos und dem schwarzen Meere, im Südosten aber zwischen der Wolga und dem Ural bis in die krimische Halbinsel aus.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass alle jene slavischen Völkerschaften, deren die Geschichte erwähnt und welche wir in unseren Tagen kennen, einem und demselben Urstamme entsprossen sind und einstens dieselbe Sprache redeten. In den historischen Zeiten kann man aber unter den einzelnen slavischen Volksstämmen schon wesentliche Unterschiede, namentlich in Bezug auf ihre Sprache, wahrnehmen. Die Scheidung erfolgte also sicherlich bereits vor langer Zeit, so dass dieselbe sowie auch jener eingetretene Umwandlungsprozeſs nicht mehr aufgedeckt werden kann.

In jedem Falle verdient der Unterschied der einzelnen slavischen Sprachen unter sich und die gegenseitige Verschiedenheit anderer Sprachen von gleicher Abstammung besondere Aufmerksamkeit. So lässt sich z. B. die Zeit der Entwickelung der sogenannten lateinischen oder romanischen Sprachen genau nachweisen, ebenso die verschiedenen Elemente, aus deren Verschmelzung diese Sprachen entstanden sind. Mit einigen Modifikationen gilt dasselbe auch von den germanischen und skandinavischen Sprachen. Einen solchen Umwandlungs- und Gestaltungsprozeſs zeigen jedoch die slavischen Sprachen nicht. Die Wortwurzeln sind mit unwesentlichen Abweichungen bei allen bestehenden slavischen Sprachen dieselben, welcher Umstand deutlich beweist, dass sämmtliche aus derselben Ursprache ohne Hinzutreten eines fremden Sprachelementes entstanden sind. Was aber die Konstruktion dieser Sprachen betrifft, so bemerkt man hierin solche Verschiedenheiten, die anscheinend wenig wichtig, bei näherer Prüfung jedoch von tieferer Bedeutung sind; denn es wurde durch dieselben die Eigenthümlichkeit der einzelnen slavischen Sprachen selbst dann aufrechterhalten, wenn z. B. der eine Volksstamm dem andern durch eine lange Reihe von Jahren politisch untergeordnet war. Es ist wohl wahr, dass von den am Anfange des Mittelalters erschienenen slavischen Völkerschaften viele gänzlich untergegangen sind oder sich mit anderen verschmolzen haben; allein es ist ebenfalls wahrscheinlich, dass jene besonderen Namen, unter

denen man die Slaven kennt, nicht ebenso viele Stämme mit verschiedenen Sprachen bezeichneten, sondern weit mehr den topographischen Verhältnissen der ursprünglichen Wohnplätze dieser Stämme entnommen waren. Im Großen und Ganzen bestand aber jener Unterschied, den wir gegenwärtig unter den Slaven wahrnehmen, ohne Zweifel schon zu der Zeit, als dieselben in Westeuropa zuerst auftraten. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelten sich zwar in den einzelnen Sprachen selbst manche Veränderungen und bestehen auch jetzt noch in den einzelnen Sprachgruppen von einander abweichende Wortformen; allein die Hauptunterschiede, die man als typische bezeichnen könnte, blieben vom 5. Jahrhunderte an bis in unseren Tagen die gleichen. Daher kommt es, dass die Verwandtschaft der slavischen Sprachen theils eine nähere, theils eine entferntere ist, als z. B. die der romanischen oder germanischen Sprachen. Etymologisch und grammatikalisch stehen sie einander so nahe, dass sie fast nur als Dialekte erscheinen; aber sie entfernen sich ungleich bedeutender in Hinsicht auf ihre Amalgamierungs-Fähigkeit. Weniger aus politischen und historischen Gründen, als vielmehr aus dieser (wenn der Ausdruck erlaubt ist) „chemisch-physiologischen" Eigenthümlichkeit der slavischen Sprachen ist jenes zähe individuelle Gefühl zu erklären, welches bei den slavischen Völkern überall auftritt, und das gerade ihren nächsten Stammverwandten gegenüber, wo die Ineinanderschmelzung am natürlichsten erschiene, bis zu diesem Tage die ursprünglichen Eigenheiten aufrechterhalten hat.

Es kann nicht Aufgabe dieses Werkes sein, die Abweichungen zwischen den einzelnen slavischen Sprachen eingehender zu analysieren. Wir können uns nur mit den schon festgestellten Resultaten beschäftigen. Die erwähnten Verschiedenheiten sind am geeignetsten, um die Slaven nach denselben in gewisse, leicht übersehbare Gruppen zu theilen. Wir folgen in dieser Beziehung der Ansicht des bekannten tschechischen Gelehrten Dobrowsky, dem im Wesentlichen auch der berühmte Schafarik beistimmte. Darnach können die Slaven heute in zwei Hauptgruppen, in die

südwestliche und in die westliche eingetheilt werden, insofern die Sprachen derselben Gruppe einen gewissen auffällig gemeinsamen Charakter besitzen. Zu der südwestlichen Gruppe gehören: die Russen, Bulgaren, Serben, Kroaten und Slovenen oder Wenden (in Kärnten und Krain); zu der westlichen: die Polen mit ihren Nebenzweigen, die Tschechen, die Mährer, die Slovaken (in Ungarn) und endlich die Lausitzer Slaven oder Serben in Sachsen*) u. s. w.

Zur südwestlichen Gruppe der slavischen Völkerfamilie gehören also die Serben und Kroaten, welche in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts die Save überschritten und sich auf der Balkan-Halbinsel oder in Illyricum**) in jenen Ländern niedergelassen haben, wo wir sie auch heute noch antreffen.

Diese Kroaten und Serben verließen, wie wir oben gesehen, zwischen 630—640 n. Chr. ihre Urheimat und zogen nach Illyricum. Konstantin Porphyrogenitus setzt das ursprüngliche Vaterland dieser beiden verwandten Völker mit voller Bestimmtheit in die Gegenden nördlich der Karpaten. Hier bestanden einstens zwei große Reiche: Belochorvatia und Beloserbia d. i. „Weiß-Kroatien" und „Weiß-Serbien." Konstantin erwähnt, daß die Serben ihre Heimat „Boiki" nannten und daß beide Länder den Franken benachbart waren. Aus diesem letztern Umstand und aus dem Namen „Boiki" folgerten Mehrere, daß Beloserbia mit dem heutigen „Böhmen" identisch gewesen oder dieses mindestens in sich geschlossen habe. Wahrscheinlicher ist die Meinung Schafariks, wornach Beloserbia allerdings im Norden der Karpaten, doch mehr dem Osten zu gelegen war und sich über die Provinzen des heutigen westlichen Rußland und östlichen

*) Auch aus dieser Klassificierung geht hervor, daß trotz der Namensgleichheit die Serben der Balkan-Halbinsel den sächsischen Serben ferner stehen als einem andern slavischen Stamme und man deshalb diese beiden serbischen Völkerschaften mit einander nicht vermengen darf.

**) Und überdies natürlicherweise auch diesseits der Save im heutigen Kroatien und Slavonien.

Polen erstreckt hatte. Diese Unterscheidung ist von Wichtigkeit in Bezug auf die Feststellung des Ursprunges und der Verwandtschaft der Serben; uns jedoch interessiert dieselbe hier weniger. Thatsache ist (und damit können wir uns begnügen), dass die Serben von jenseits der Karpaten, vielleicht von den Ufern der Weichsel her in ihre jetzigen Wohnsitze gewandert sind.

Auch hinsichtlich des Zeitpunktes dieser Einwanderung gehen die Meinungen auseinander; die Differenzen sind jedoch bei den Historikern diesbezüglich nicht bedeutend und drehen sich nur um wenige Jahre. Um nicht in neue Deutungen und Kombinationen zu gerathen, erscheint es vielleicht am richtigsten, wenn man die Einwanderung der Kroaten und Serben in das Decennium von 630—640 versetzt; denn es ist gewiss, dass sie weder früher noch später erfolgt ist. Ebenso sicher ist, dass die Kroaten den Serben in der Einwanderung vorangiengen.

Theils, weil zwischen diesen beiden Volksstämmen die engste Verwandtschaft besteht, theils aber, weil sie auch in ihrer neuen Heimat, wie vordem, als unmittelbare Nachbarn häufig des gleichen Schicksals theilhaftig wurden, ist es nothwendig, dass wir auch der Einwanderung der Kroaten und ihrer Niederlassungen kurz gedenken.

Ohne Zweifel hat man in dem durch die Völkerwanderung erzeugten Wogenschlage jene Ursachen zu suchen, welche um das Jahr 630 die Kroaten zum Verlassen ihrer Urheimat und zur Wanderung nach dem Süden zwangen. Ihr Erscheinen in Pannonien konnte in Byzanz nur mit Freuden begrüßt werden, nachdem die Verwüstungen der Avaren, welche in dieser Zeit Illyricum, Dalmatien und die Gegenden zwischen der Drau und Save heimsuchten, im Centrum des Reiches schwere Bekümmernisse erregt hatten. Konstantinus Porphyrogenitus erwähnt zwar nicht, dass Kaiser Heraklius die Kroaten gegen die Avaren zu Hilfe gerufen habe; allein es ist aus den oberwähnten Gründen wahrscheinlich, dass Jene in Folge eines solchen

Rufes die Gränze überschritten haben. Unter Anführung von fünf fürstlichen Brüdern und zwei Schwestern zogen die Kroaten in den nördlichen Theil des heutigen Bosnien und nach Dalmatien, griffen die Avaren an und vernichteten dieselben nach langem Kampfe oder machten selbe sich unterwürfig. In den so erworbenen Gebieten ließen sich die Kroaten sofort nieder und es scheint, dass sie anfänglich die Oberhoheit des byzantinischen Kaisers anerkannt haben. Ihre Fürsten nehmen alsbald den ursprünglich avarischen Titel „Ban" an. Bald nachher wendete sich ein Theil der Kroaten wieder nordwärts und okkupierte das heutige Kroatien und einen Theil der Militärgränze und machte sich ziemlich unabhängig von seinen südlich gebliebenen Volksgenossen. Diese Trennung schwächte die Widerstandsfähigkeit der Kroaten und erleichterte ihren mächtigeren Nachbarn, den Franken, Venetianern und später den Magyaren, ihre Unterwerfung. Das Schicksal des nördlichen Zweiges der Kroaten interessiert uns an dieser Stelle nicht weiter; auch von ihren südlichen Stammesgenossen führen wir nur die Wohnsitze an, um dann sofort zu den Serben übergehen zu können.

Wenn auch die Gebiete, welche bei ihrer Einwanderung und Niederlassung die Kroaten besetzten, mit voller Genauigkeit nicht bestimmt werden können: so lässt sich doch schon aus den von Kaiser Konstantin aufgezeichneten Namen mit vieler Wahrscheinlichkeit folgern, dass die Kroaten das Territorium des heutigen Ottoschatzer und Sluiner Gränzregiments, dann die nordwestliche Spitze Bosniens (die auch heute noch als „Türkisch-Kroatien" bekannt ist) und Dalmatien vom Norden bis Spalatro im Süden einnahmen. Die Gränzen ihrer neuen Heimat bildete also im Norden die Save und von dieser eine parallel mit der Unna bis zum Meer laufende Linie; im Westen das adriatische Meer, im Süden die Mündung des Cettina-Flusses und weiter der See von Imoschi; im Süd-Osten von diesem See bis zur Werbas-Quelle das Gebirge und endlich im Osten der Werbas-Fluss selbst. Ihre Hauptorte waren Biograd (heute: Zara-Vecchia) am

Meeresufer und Bihatsch (im nördlichen Bosnien). Diese Gränzen des einstigen kroatischen Reiches bestehen als solche heute selbstverständlich nicht mehr. Ihre Wohnsitze wurde unter die kroatische Militärgränze, Dalmatien und Bosnien vertheilt. Und dennoch! Trotz des Umstandes, dass schon einige Jahre nach der kroatischen Einwanderung an den südlichen Gränzen der kroatischen Gebiete überall der verwandte serbische Volksstamm sich niedergelassen hatte; trotz des mehr als tausendjährigen Beisammenseins und des gemeinsamen Schicksals, das beide Völker erreichte, treten diese obgekennzeichneten Gränzen dem aufmerksamen Beobachter wenn auch nicht geographisch oder politisch so doch ethnographisch und in den Volkssitten und Religionsverhältnissen auch heute noch vor Augen.

Und jetzt gehen wir zu den Serben!

Kaum einige Jahre nach der kroatischen Wanderung erhob sich ein Theil der Serben in Beloserbia und zog unter Führung des jüngeren der beiden in der Urheimat herrschenden Fürsten den Spuren der Kroaten folgend nach Süden und erreichte die Gränzen des byzantinischen Reiches, wo sie Kaiser Heraklios um Aufnahme baten. Der Kaiser bezeichnete ihnen den südwestlichen Distrikt der Provinz Thessalonich zum Ansiedlungsort in der Gegend des heutigen Städtchens Serbia. Die eingewanderten Serben fühlten sich aber in ihrer neuen Heimat nicht behaglich (Konstantin gibt die Ursache nicht an) und baten deshalb den Kaiser bald um die Erlaubnis zum Wiederauszuge, was Heraklios auch gestattete. Ein Theil blieb jedoch offenbar zurück und vielleicht von diesem verweilenden Reste erhielt das Städtchen Serbia seinen Namen, wiewohl es nicht unmöglich ist, dass dieser Name auch von einem andern slavischen Volke abstammen kann, da, wie wir oben gesehen haben, in diesen Gegenden des byzantinischen Reiches Slaven sich schon seit den ältesten Zeiten angesiedelt oder diese Landestheile auf ihren Abenteurerzügen verwüstend durchstürmt hatten. Die abziehenden Serben überschritten die Donau, wünschten aber dann abermals die Rückkehr

auf die Balkan-Halbinsel und erhielten von Heraklios, unter Vermittelung des damaligen griechischen Befehlshabers von Belgrad, neue Wohnsitze im Osten und Süden der von den Kroaten okkupierten Landschaften. In Folge der Verheerungen der Avaren hatten jene Gegenden ihre Bevölkerung fast gänzlich eingebüßt; um so leichter und ungehinderter gieng die Ansiedlung der Serben vor sich, welche hier bald mehrere kleinere Fürstenthümer errichteten. Diese Fürstenthümer spielten, wie wir sehen werden, längere Zeit hindurch in der Geschichte der Serben eine mehr weniger selbständige Rolle und führten öfters erbitterte Kämpfe unter einander. Nichtsdestoweniger waren die Bewohner in diesen serbischen Fürstenthümern nach Stamm und Sprache völlig dasselbe Volk und es ist deshalb unzweifelhaft eine der eigenthümlichsten historischen Erscheinungen, dass das gesammte serbische Element der Balkanhalbinsel selbst unter den günstigsten Umständen verhältnismäßig nur kurze Zeit im Stande war, auf Grund der Vereinigung der serbischen Gebietstheile einen einheitlichen Staat zu errichten. Die neuerliche Trennung trat sehr bald ein und auch heute finden wir bei den Serben jenseits der Save, wenn auch nicht als Ausfluss bewusster politischer Tendenz so doch thatsächlich drei politische Gravitations-Punkte, nämlich: das eigentliche Serbien, dann Bosnien und endlich Montenegro mit der Herzegowina. Dem Streben nach dieser dreifachen Concentrierung begegnet man ebensowohl zur Zeit der Niederlassung wie im Verlaufe der gesammten Geschichte der Serben — eine bemerkenswerte Thatsache, die ohne Zweifel großes Interesse für die Vergangenheit besitzt, aber nicht mindere Aufmerksamkeit in Anbetracht der Zukunft verdient.

Die von den Serben eingenommenen *Gebiete* waren wie aus dem bereits Gesagten hervorgeht, im Norden und Westen durch die Flüsse Save und Werbas von dem Kroaten-Lande getrennt. Von den Quellen des Werbas gegen den See von Imoschi bis zur Mündung der Cettina am adriatischen Meere

erstreckte sich das Besitzthum der Serben. Von hier an bis nach Antivari bildete das Meer die Gränze.

Am Strande der Adria lagen damals blühende Städte, welche theils unter der Oberhoheit Venedigs standen, theils selbständige Republiken bildeten oder noch Byzanz huldigten; jedoch trotz ihrer spätern allmählichen Slavisierung niemals weder in den Besitz der Serben noch der Kroaten gelangten. Von Antivari entlang des Sees von Skutari südöstlich bis zur serbischen Morawa dehnten sich die von den Serben besetzten Länder aus; im Osten trennte diese wahrscheinlich der Ibar und die Morawa von jenen slavischen Völkern, welche, wie wir wissen, schon damals das heutige Bulgarien bewohnten und später „Bulgaren" genannt wurden. — Die Ostgränze schwankt am meisten; denn hier vermischten sich die beiden verwandten Volksstämme (Serben und Bulgaren) bald miteinander, obzwar selbst in unseren Tagen die unterscheidenden Charakterzüge derselben erkennbar sind. Das eigentliche rein-serbische Element erstreckt sich auch heute nicht überall ganz bis an die östliche Gränze Serbiens, sondern die eigentliche ethnographische Scheidewand zwischen Serben und Bulgaren bildet ungefähr die Morawa, wiewohl in dieser Gegenden die Bulgaren gegenwärtig mehr und mehr im Serbenthume verschwinden.

Die neue Heimat der Serben begriff also in sich: das heutige Bosnien, mit Ausnahme der nordwestlichen Spitze, welche auch jetzt noch „Türkisch-Kroatien" genannt wird und damals im Besitze des kroatischen Volksstammes war; dann den größten Theil der Herzegovina, das südliche Dalmatien, ganz Montenegro, Nordalbanien, Altserbien oder das ganze Paschalik von Jeni-Bazar (Novi-Bazar) und die nördlichen Kreise des Prisrender Paschaliks; endlich das gegenwärtige Serbien, ausgenommen die Kreise jenseits der Morawa.

Auf diesem Territorium finden wir die Serben der Balkan-Halbinsel auch heutzutage. Die Gränzen ihrer Ausbreitung haben im Laufe der Jahrhunderte keine Veränderung erlitten, nur in

politischer Hinsicht traten Modifikationen ein. Ein Theil des ehemaligen serbischen Besitzes (Dalmatien) wurde Oesterreich einverleibt; aus einem andern Theile gestaltete sich das völlig unabhängige Montenegro; im Nordosten entstand der Vasallenstaat Serbien; der größte Theil verblieb jedoch unter der direkten Herrschaft der Pforte. Von den alten Provinznamen erhielten sich nur zwei: Bosnien und Serbien bis auf die Gegenwart, die übrigen verschwanden oder wurden umgebildet, die betreffenden Gebiete sind heute unter anderen Namen bekannt.

Das gesammte serbische Gebiet zerfiel nach der Niederlassung sofort in mehrere von einander mehr minder unabhängige Fürstenthümer; oder, richtiger gesagt, die Ansiedlung selbst erfolgte in Gestalt solcher selbständiger Provinzen. Nach den griechischen Historikern und den serbischen Chroniken kann man sechs bedeutendere Provinzen unterscheiden; und zwar: das eigentliche Serbien, dann Bosnien, Trawunien oder Konawlien, Zachlumien, Neretwa oder Paganien und die Zeta oder Duklien (Dioklea), welch letztere Landschaft das sogenannte „serbische Dalmatien" umfasste. Aus den vorhandenen Daten sowie in Folge des Umstandes, dass diese Provinzen fortwährend bald in freundschaftlichen, bald in feindlichen, jederzeit aber in den engsten Beziehungen zu einander standen, weshalb auch ihre Gränzen einer steten Veränderung unterworfen waren, lässt sich das Gebiet einer jeden dieser Provinzen nur sehr schwer genau bestimmen. Übrigens dauerte die, häufig ohnehin nur scheinbare Unabhängigkeit nicht lange; später verschmolz der größte Theil dieser Fürstenthümer in dem einheitlichen serbischen Reiche unter der Herrschaft Nemanjas.

Unter den erwähnten Provinzen war Zeta oder Duklien die südlichste. Den letzteren Namen hatte dieselbe von der Stadt Dioklea, dem Geburtsorte des Kaisers Diokletian. Die Ruinen dieser merkwürdigen Stadt sind auch heute noch an der südöstlichen Gränze Montenegros, in der Nähe des Städtchens Podgoriza sichtbar. Die Zeta erstreckte sich von den Mündungen des Drin

und der Bojana am Meeresufer entlang bis nach Cattaro; sie begriff in sich den größten Theil des heutigen Montenegro und gränzte im Süden an Skutari, im Osten an das eigentliche Serbien. Diese Provinz besitzt in der serbischen Geschichte eine große Wichtigkeit. Von hier stammte das Herrschergeschlecht der Nemanja's, welche das gesammte serbische Gebiet in ein großes Reich vereinigten und unter deren Herrschaft Serbien den Höhepunkt seiner Macht erreichte. Es ist jedenfalls beachtenswert, dass die Zeta oder Duklien auch in späterer Zeit der letzte und einzige Zufluchtsort der serbischen Unabhängigkeit geworden ist. Hier entwickelte sich Montenegro, das bis auf unsere Tage seine Selbständigkeit zu wahren wusste; trotz der türkischen Übermacht, welcher alle Südslaven huldigen mussten, verweigerte dieses winzige Felsennest konsequent die Zahlung des Tributs.

Von Cattaro bis Ragusa breitete sich Trawunien oder Konawlien aus. Die Südspitze der heutigen Herzegowina bildete dieses kleine Fürstenthum ungefähr in jener Gegend, deren Mittelpunkt die Stadt Trebinje ist. Südlich gränzte es also an die Zeta im Osten an Serbien.

Von Ragusa bis zum Golf von Stagno gehörte die Meeresküste zu Zachlumien. Von hier aus zog die Gränze landeinwärts nach dem Norden wahrscheinlich bis zur Narenta (Neretwa), bis zu jener Gebirgskette, welche das damalige Kroatien von Serbien schied. Auch dieses Fürstenthum umfasste also einen Theil der Herzegowina und zwar jenen, wo heute die Städte Gazko und Neweſinje liegen. Vielleicht gehörte auch die nördlichste Spitze von Montenegro dazu; im Osten berührte die Provinz ebenfalls Serbien.

Neretwa oder Paganien zog sich an der Küste vom Golf von Stagno bis zur Mündung der Cettina. Einen Theil dieses Fürstenthums bildete noch das Plateau von Duwno, das sich bis zur kroatischen Provinz Livno erstreckte, also der nördliche Distrikt der heutigen Herzegowina. Zu Neretwa gehörten auch zahlreiche Inseln. Die Bewohner dieses Landstriches, die Neretschaner oder Poganen (d. i. „Heiden"), wie sie von den übrigen Serben ge-

nannt wurden, weil sie lange zögerten, das Christenthum anzunehmen, lebten Jahrhunderte hindurch in der schrankenlosesten Unabhängigkeit. Als tollkühne Seeräuber wurden sie der Schrecken des Meeres und kämpften auch mehrmals siegreich gegen Venedig. Ihren räuberischen Neigungen folgten sie aber auch auf dem Festlande und brachen wiederholt verwüstend in Zachlumien und Trawunien ein.

Das eigentliche Serbien lag nach Osten rückwärts von der Zeta, von Trawunien und Zachlumien und umfasste die heutigen südöstlichen Distrikte Bosniens, dann Altserbien und das jetzige Serbien bis zum Ibar und zur Morawa. Unter aller serbischen Provinzen war diese die ausgedehnteste, um so mehr als anfänglich wie es scheint auch Bosnien einen Theil derselben ausmachte. Dieses trennte sich jedoch bald darauf und während die übrigen serbischen Gebiete mit dem eigentlichen Serbien dauernd vereinigt wurden, schied Bosnien mehr und mehr aus diesem Verbande und erscheint in der Geschichte theils als unabhängiger Staat, theils als Vasall der ungarischen Krone; nur zeitweilig wird es vorübergehend mit Serbien verbunden. Das alte Bosnien findet man ungefähr innerhalb derselben Gränzen wie das heutige, mit Ausnahme der nordwestlichen Theile, von deren Zugehörigkeit bereits oben die Rede war.

Außer diesen sechs größeren Provinzen erwähnen die Chronisten noch mehrere kleinere Gebiete, die von Zeit zu Zeit zu einiger Bedeutnng gelangen. Wir gedenken hier nur des Shupanats von Raßa oder Raschka, das eigentlich zu Serbien gehörte, indessen eine besondere Wichtigkeit besitzt, weil Nemanja hier jenen Mittelpunkt begründet hatte, um welchen er die serbischen Besitzungen vereinigte und weil von diesem Gebiete im Deutschen und Magyarischen der Name „Raizen" („ráczok") für die Serben herstammt.

Über die Geschichte der Serben im ersten Jahrhundert nach ihrer Niederlassung besitzt man nur spärliche und unsichere Nachrichten. Aus der Erzählung des „im Purpur gebornen" Konstan-

tin geht hervor, daſs mit Ausnahme der Neretſchaner, welche ihrem altheidniſchen Glauben getreu blieben, bald nach ihrer Anſiedlung Serben und Kroaten in gleicher Weiſe das Chriſtenthum annahmen. Die Bekehrung wurde durch Prieſter, die Heraklios aus Rom berief, bewerkſtelligt. Es iſt möglich, daſs die eingewanderten Serben und Kroaten bei Annahme des Chriſtenthums hauptſächlich den Aufforderungen aus Byzanz Folge leiſteten, da ſie jener Macht nicht opponieren wollten, der ſie ihre neue Heimat zu danken hatten und deren Oberhoheit ſie damals ſicherlich ohne Widerſtand anerkannten. Daſs jedoch durch dieſe erſte Bekehrung das Chriſtenthum bei Serben und Kroaten keine tiefen Wurzeln geſchlagen, bezeugt die Thatſache, wornach einige Jahrhunderte ſpäter die Regierung in Byzanz eine neue Bekehrung für nothwendig erkannte. Wie es ſcheint, geſchah aber die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in keinem dieſer Fälle auf gewaltſame Weiſe und das Schwanken der Serben und Kroaten in religiöſer Beziehung kann weit mehr dem Indifferentismus und ihrer politiſchen Verfaſſung als einer beſonders ſtarken Anhänglichkeit an den heidniſchen Glauben zugeſchrieben werden; die Neretſchaner ſtets ausgenommen, welche, wie erwähnt, ſich der von Rom und Byzanz aus verkündigten neuen Lehre lange nicht beugen wollten.

Eine feſte einheitliche Staatsgeſtaltung finden wir bei den Serben in der Periode nach ihrer Einwanderung nicht und es unterliegt keinem Zweifel, daſs ſie ſelber die Abhängigkeit von Byzanz eine lange Zeit nicht läugneten. Nichtsdeſtoweniger bildeten die neuentſtandenen ſerbiſchen Fürſtenthümer keine unmittelbare Provinz des Reiches. Die Macht der byzantiniſchen Kaiſer war zu jener Zeit ſchon derart geſunken, namentlich in den vom Centrum des Reiches entfernten Provinzen, daſs ſie ſich in den meiſten Fällen auch mit einer nominellen Anerkennung ihrer Oberhoheit begnügten. Und eine ſolchartige Anerkennung fehlte wenigſtens in der erſten Periode auch von Seite der Serben nicht. Dies mußte umſo mehr der Fall ſein, als die Serben nicht ſofort nach ihrer Einwanderung einen einheitlichen Staat begründet hatten.

Die primitiven politischen Verhältnisse der Serben im Innern lassen den Einfluss des allgemeinen slavischen Geistes erkennen. In der Familiengemeinschaft, welche einstens die Basis der slavischen Gesellschaft bildete und deren Spuren insbesondere bei den Serben auch heutigen Tages noch wahrzunehmen sind, sowie in der Gemeinde-Kommunion, aus welcher der politische Organismus sich entwickelte, tritt uns überall auf den ersten Blick die Macht des Ältesten (starjeschina) vor Augen. Auch die Häuptlinge der einzelnen Stämme, die Shupane, verdanken ohne Zweifel diesem leitenden Prinzip ihren Ursprung. Ebenso ist es gewiss, dass die Häuptlinge der verschiedenen kleineren Gebiete, die Shupane, in gegenseitig völliger Unabhängigkeit regierten und dass zwischen ihnen kein Band existierte, das sie als die exekutiven Organe desselben staatlichen Organismus erscheinen ließe. Nichtsdestoweniger stand über diesen Shupanen, je nach Individualität und Verhältnissen mit wechselnder Macht ein Groß-Shupan (veliki župan = Groß-Fürst), jedenfalls der Älteste unter ihnen. Die Shupane oder Fürsten befanden sich wahrscheinlich nur in dem Verhältnisse der persönlichen Subordination zum Groß-Shupan, im übrigen übten sie in den Fürstenthümern ihre Gewalt völlig unabhängig aus. Dennoch darf man dieses Verhältnis zwischen den Shupanen und dem Groß-Shupan nicht als gleichartig betrachten mit dem Lehens-Verhältnisse in West-Europa, obgleich der Erfolg hier und dort fast in derselben Gestalt erscheint. Die Lehensinstitution Europas entsprang aus der freiwilligen oder erzwungenen Unterwerfung der schutzsuchenden Schwächeren unter die Macht des Stärkern; während die Obergewalt des serbischen Groß-Shupans über die Shupane aus jenem allgemein slavischen Gefühle hervorgieng, nach welchem in allen socialen Gebilden unter den gleichberechtigten Mitgliedern Einer, gewöhnlich der Älteste, die größte Autorität besitze. Daraus erklärt sich, weshalb in den ersten Jahrhunderten die Würde des Groß-Shupans sich nicht in einer Familie einzu-

bürgern vermochte. Die weitere natürliche Folge war dann auch, dass unter den mächtigeren Shupanen ein fortwährender Wettkampf um die Groß-Shupans-Würde sich entspann, was wiederum dahin führte, dass der eine oder der andere dieser Prätendenten um den Schutz des byzantinischen Kaisers ansuchte und ihm mit dessen Hilfe die Erwerbung der übrigens sehr lockern Obergewalt gelang.

Allein trotz des Wechsels der Groß-Shupans-Würde in den verschiedenen Familien scheint doch, dass der Sitz der Obergewalt am konstantesten in der südwestlichsten Spitze der serbischen Gebiete, in der Zeta, deren Bedeutung wir schon hervorgehoben, zu suchen sei. Die größte Rolle spielten die aus Desnitza, aus Duklja und Raßa stammenden Shupane. Die beiden ersten Orte bildeten integrierende Bestandtheile der Zeta, Raßa war zwar der Hauptort des eigentlichen Serbien, aber auch jene Shupane, welche ihre Macht von hieraus verbreiteten, stammten aus der Zeta. Dieser Umstand spricht gleichfalls für die Annahme, dass der kraftvollste Zweig des serbischen Volksstammes jener war, der sich im heutigen Montenegro und in dessen Umgebung angesiedelt hatte.

Weder die byzantinischen und westeuropäischen noch aber die slavischen Quellen sind im Stande das Dunkel zu zerstreuen, welches auf den ersten Jahrhunderten der serbischen Geschichte lagert. Der Faden der Geschichte ist hier mehrmals vollständig zerrissen. Aber auch die vorhandenen Geschichtsdaten könnte auf volle Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen. Wir eilen darum über diese unsichere und wahrscheinlich nie gänzlich aufzuhellende Periode rasch hinweg, ohne uns in eine strenge Kritik der flüchtig zu erwähnenden Ereignisse oder Namen näher einzulassen.

Nahezu anderthalbhundert Jahre verstreichen und es findet sich kaum eine Nachricht von den Serben. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts begegnet man zum ersten Male den Namen einiger Groß-Shupane. Einzelne Chronisten haben ganze Genealogien aufgezeichnet, die jedoch der Glaubwürdigkeit entbehren und deshalb zu beseitigen sind. Nur wenige Namen lassen sich mit einiger Sicherheit feststellen. Für uns, die wir diese Periode rasch

durchschreiten wollen, hat übrigens die Glaubwürdigkeit der Regenten-Namen und deren systematische Reihenfolge nur geringes Interesse. Darum begnügen wir uns mit der Anführung dessen, was zur Charakteristik des gesammten Zeitalters dienen kann.

Schon in den ersten Zeiten ist der Umstand auffällig, dass nach dem Tode mancher Groß-Shupane deren Söhne die fürstliche Gewalt gemeinschaftlich ausüben, trotzdem nach uraltem Brauche meist nur der Aelteste zur Herrschaft berufen sein sollte. Diese Theilung hatte, wie wir weiter unten genauer entwickeln werden, ihren Ursprung wahrscheinlich auch in dem Prinzip der Familien-Genossenschaft. Ebenso ist es wahrscheinlich, dass die Gewalt eines jeden solcher theilender Brüder sich bloß auf ein bestimmtes Gebiet oder auf bestimmte Gebiete erstreckte, und dass Einer unter ihnen, ohne Zweifel der Aelteste, ein größeres Ansehen genoss und in Folge dessen über den Anderen stand. Nichtsdestoweniger rief diese Zerstückelung der thatsächlichen Macht naturgemäß bald Zwistigkeiten und endlich innere Kriege hervor, welche in der Regel mit dem Siege des einen Bruders endigten, doch gelang es keinem einzigen Groß-Shupan die verschiedenen Fürstenthümer andauernd zu verbinden oder eine Dynastie zu stiften.

Diese zeitweilig sich erneuernden inneren Wirren und Streitigkeiten hinderten aber nicht bloß die Entwickelung der Nation, sondern veranlassten zugleich, dass die unterlegenen Mitregenten fremde Hilfe anriefen, um durch diese die verlorene Macht wieder zu erhalten. Dazu bot sich überhaupt reichliche Gelegenheit. Die schon ursprünglich nur lose mit einander verbundenen serbischen Stämme waren auf allen Seiten von mächtigeren Nachbarn umgeben. Die Serben anerkannten, wie wir sahen, bei ihrer Niederlassung in den verwüsteten Provinzen des byzantinischen Reiches ohne Zögern die Oberhoheit der griechischen Kaiser, und wenngleich nach Heraklios' Tode die Macht von Byzanz allmählig nur nominell ward und die Serben in ihren Gebieten nahezu vollständige Unabhängigkeit genossen: so hörten

doch die Kaiser nicht auf, diese Provinzen als integrierende Theile des Reiches zu betrachten, über welche sie die thatsächliche Herrschergewalt nur in Folge der Schwäche der Central-Regierung nicht auszuüben vermochten. Die unter den serbischen Fürsten zeitweilig auftauchenden inneren Zwiste boten den Kaisern die Gelegenheit zur Einmischung, wobei sie sich zu Gunsten eines Rivalen erklärten.

Ein gefährlicherer Nachbar als die Griechen erstand den Serben in dem 679 gegründeten und bald zu großer Macht gelangten bulgarischen Reiche. Schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts mußten die serbischen Gebiete die Waffengewalt der Bulgaren schwer empfinden. Die verzwisteten serbischen Fürsten aber suchten seitdem wiederholt theils Zuflucht, theils Hilfe bei den bulgarischen Kaisern, was diese letzteren ebenso oft zur Einmischung in die serbischen Angelegenheiten veranlaßte. Im Gefühle seiner Kraft bemühte sich das aufstrebende Bulgarenreich, seine Gränzen mit Waffengewalt zu erweitern und die Herrscher Bulgariens erfaßten in der That jede Gelegenheit zur Vergrößerung der Anzahl ihrer Provinzen. Wir sehen deshalb die bulgarischen Kriegsheere oftmals auf serbischem Boden erscheinen, theils um einen vertriebenen Fürsten in seine Herrschaft wieder einzusetzen und dadurch zugleich über sein Land die Oberhoheitsrechte zu gewinnen, theils um serbische Gebiete direkt zu erobern. Im Anfang des 10. Jahrhunderts sendete der Bulgaren-Zar Simeon ein starkes Kriegsheer gegen einen serbischen Fürsten Zacharias, den er vordem unterstützt hatte, um ihn für seine Untreue zu bestrafen (Zacharias neigte Byzanz zu und widersetzte sich thatsächlich dem Bulgaren-Zar); das Bulgarenheer überschwemmte ganz Serbien und verwüstete es. Die serbischen Vornehmen wurden von den Bulgaren als Geiseln fortgeschleppt, ein großer Theil des Volkes aber, der noch zurückgeblieben war (Viele hatten nämlich in Kroatien eine Zuflucht gesucht), nach Bulgarien übersiedelt. Serbien ward zur entvölkerten Wildnis.

Am Ende des 9. Jahrhunderts entstand das magyarische

Reich und dehnte sich bald bis zur serbisch-kroatischen Gränze aus; den serbischen Ländern erwuchs dadurch ebenfalls ein gefährlicher Nachbar. Doch die Einmischung der Magyaren fällt in eine spätere Zeit.

In dem Zeitraume, von welchem hier die Rede ist, wurden die durch innere Zwistigkeiten ohnehin geschwächten serbischen Gebiete hauptsächlich von Seite der Griechen und Bulgaren fortwährend bedroht. Wohl kämpften die Serben wiederholt siegreich sowohl gegen griechische als bulgarische Kriegsscharen, allein größeren Angriffen konnten sie doch keinen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen. Dass die serbischen Lande trotzdem keine bleibende Provinz eines dieser Reiche wurden, verdanken die Serben nebst ihrer Ausdauer vor Allem der Rivalität zwischen jenen beiden Mächten, einer Rivalität, die sich auch in Jahrhunderte langen gegenseitigen riesigen Kämpfen äußerte. Das Hauptbestreben der bulgarischen Zaren ging auf die Vernichtung des byzantinischen Reiches los; die Kaiser von Byzanz aber, welche die Größe der Gefahr erkannten, bemühten sich vor Allem vor derselben ihre Besitzungen zu sichern. Unter solchen Umständen war es natürlich, dass der Gewinn der zwar sozial und staatlich unentwickelten und wenig organisierten, aber kriegerischen Serben für beide Theile überaus begehrenswert erschien. Demgemäß wurden auch die aus Serbien vertriebenen und flüchtenden Fürsten sowohl von Griechen wie von Bulgaren freundlich empfangen; denn auf beiden Seiten konnte man auf die Dankbarkeit des in sein Land wieder eingesetzten Fürsten hoffen. Die Serben waren indessen ihrerseits nicht weniger bemüht, die Rivalität jener beiden Mächte zur Sicherung ihrer eigenen Unabhängigkeit auszunützen. Dieser Umstand erklärt am besten den Gesinnungswechsel, die Falschheit und offene Undankbarkeit, welche wir in diesem Zeitraume bei mehreren serbischen Fürsten bemerken. Sobald irgend ein Shupan mit Hilfe bulgarischer Waffen die Herrschaft in seinem Lande wieder gewonnen oder erworben hatte, bekundete er sofort eine Hinneigung zu Byzanz und umgekehrt: Trat die byzantinische Regierung mit entschiedenen

Forderungen auf, dann knüpfte der Shupan das serbisch-bulgarische Bündnis enger. Nur Wenigen gelang es, und auch diesen nur für kurze Zeit, mit beiden Mächten freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten.

Der Wettkampf der beiden mächtigen Balkanstaaten lenkte ohne Zweifel wiederholt die tödtliche Gefahr von den Serben ab; allein derselbe war für sie zuweilen auch von unheilvollen Konsequenzen. Sobald nämlich einer jener beiden Rivalen sich zur Uebermacht aufschwang, so dass er zur eigenen Sicherheit eines Bündnisses nicht mehr nöthig hatte, wendete er sofort alle seine Kraft gegen die Serben. So sehen wir zur Zeit des energischen Kaisers Basilius, dass der damalige Serbenfürst Muntimir ein gänzlicher Vasall von Byzanz war, dass er vom Kaiser Priester und Lehrer bat oder empfieng, welche dann unter dem Volke das Christenthum verbreiteten, das unter der Regierung Heraklios' bei den Serben keine Wurzeln fassen konnte. In den ersten Dezennien des 10. Jahrhunderts neigte das Uebergewicht auf die Seite der Bulgaren; unter dem Zaren Simeon erreichte die staatliche Entwicklung Bulgariens ihren Höhepunkt. Und gerade damals verwüsteten, wie wir schon erwähnt, die Bulgaren die serbischen Gebiete derart, dass diese nur nach Jahren durch die heimkehrenden Flüchtlinge wieder bevölkert wurden.

Ungefähr ein Jahrhundert nachher, im J. 1018, brach der byzantinische Kaiser Basilius II. die Macht der Bulgaren gänzlich und vernichtete das erste bulgarische Reich. Damals gelangen auch die serbischen Gebiete wieder unter die direkte Herrschaft der Griechen; byzantinische Statthalter verwalten ganz Serbien und selbst der Schatten der bisherigen Unabhängigkeit verschwindet.

Diese historischen Thatsachen kennzeichnen aufs Deutlichste die internationale Stellung und Bedeutung der serbischen Länder in dieser Periode. Solange die bulgarische und die byzantinische Macht einander das Gleichgewicht halten, insolange konnten auch die Serben auf die Unterstützung des einen oder andern Theiles,

oft auch beider Theile rechnen und zugleich ihre Unabhängigkeit bewahren, welche sie übrigens in vielen Fällen auch der eigenen Tapferkeit zu verdanken hatten. So wie jedoch eine dieser Mächte das Übergewicht gewann, wendete sie sich plötzlich und zwar stets als Eroberer auch gegen Serbien.

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde also das sämmtliche serbische Gebiet griechische Provinz. Die maßlosen Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der byzantinischen Statthalter erzeugten im Volke einen solchen Hass und eine Erbitterung, dass dieses nach mehreren mislungenen Aufstandsversuchen endlich doch das griechische Joch abwarf, ja auch über die vom Kaiser gegen sie entsendeten Truppen in den unwegsamen Gebirgspässen den Sieg davon trug. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass die Bewegung in den südwestlichen Theilen, also im heutigen Montenegro und Nord-Albanien ihren Anfang genommen hatte. Der Groß-Shupan nämlich, dessen Namen nach der siegreichen Revolution auftauchte, und dessen Träger den Serben ihre Unabhängigkeit zurückerobert hatte, stammte angeblich aus Dioklea.

Wie groß auch die Niederlage gewesen, welche Kaiser Basilius den Bulgaren beigebracht hatte, nach einigen Jahrzehnten begannen dieselben sich doch wieder zu regen und wurden in ihrem damals unglücklichen Aufstande auch durch die Serben unterstützt. Dadurch zogen die Serben neuerdings den Zorn von Byzanz auf sich und weil sie jetzt auf die Hilfe der Bulgaren nicht mehr rechnen konnten, suchten sie anderwärts Schutz. Der Groß-Shupan Michael wendete seinen Blick dem Westen zu und ließ sich mit dem Papste, als dem mächtigsten Herrscher in Europa, in Unterhandlungen ein. Ohne Zweifel gewann der serbische Fürst, welcher der orientalischen Kirche zugethan war, durch Versprechungen zu Gunsten des Katholicismus die Gnade des Papstes. Auch in späterer Zeit entwickelten sich aus ähnlichen Anlässen und auf gleichen Grundlagen freundlichere Beziehungen zwischen den serbischen Fürsten und den Päpsten, obgleich die serbischen Shupane und Könige in dieser Hinsicht niemals aufrichtig waren und die Freund-

schaft der Päpste nur zur Erreichung ihrer Zwecke benützten; war das geschehen und bedurften sie der päpstlichen Unterstützung nicht mehr, dann wendeten sie sofort der katholischen Kirche den Rücken zu.

Dem Groß-Shupan Michael gelang es aber, sich in die Gunst Roms derart einzuschmeicheln, dass der Papst ihm in einer Urkunde sogar den Königstitel ertheilte.

Die überaus verworrenen und dunklen Chroniken und Aufzeichnungen aus den letzten Decennien des 11. und den ersten des 12. Jahrh. lassen wenigstens so viel vermuthen, dass während dieser Zeit die Serben mit abwechselndem Glücke gegen die Byzantiner kämpften, ihre Unabhängigkeit jedoch mehr weniger zu bewahren wussten.

Um das J. 1120 tritt Uroš oder „Bela Uroš", wie man ihn zu nennen pflegt, Shupan von Raßa, unter den übrigen Shupanen als der mächtigste in den Vordergrund der Geschichte. Wie es scheint, stammte sein Geschlecht ursprünglich aus der Zeta. Dieser Uroš ist von großer Bedeutung in der serbischen Geschichte; denn von ihm wird die Herrscherfamilie der Nemanja's abgeleitet, welche ungefähr 200 Jahre ohne Unterbrechung in Serbien regierte und aus den nur lose zusammenhängenden serbischen Theil-Fürstenthümern einen einheitlich organisierten Staat gestaltete und auf den Gipfelpunkt seiner Blüte erhob.

Auch zur Zeit des Uroš hörte der Kampf zwischen Serben und Griechen nicht auf. An Stelle des gebrochenen bulgarischen Reiches trat allmählich als neuer Rivale für Byzanz, das ungarische Königreich ein. Es ist deshalb natürlich, dass in der ersten Periode der ungarisch-griechischen Kämpfe die Serben auf ungarischer Seite stehen; denn für Serbien war noch immer Byzanz die gefährlichste Macht. In jenem großen Kriege, den der ungarische König Stefan II. gegen die Griechen führte, wobei er diesen ihre Besitzungen Belgrad und Branitschewo (d. i. die Gegend von Se-

mendria bis an den Timok) wegnahm, drangen auch die Serben entlang der Morava bis an die Veste Raschan vor.

Die ungarischen und serbischen Fürsten schlossen damals wie es scheint auch ein engeres Familien-Bündnis; denn die Gemahlin des Königs Béla II. (des Blinden) soll eine Tochter des Shupans Urosch gewesen sein. Damals kam auch Bosnien an die Krone Ungarns, und zwar unter Mitwirkung der Serben auf friedliche Weise. Um diese Zeit nahmen die ungarischen Herrscher den Titel eines „Königs von Rama" an, der von dem Flusse Rama, einem Nebenflusse der Narenta an der Süd-Gränze Bosniens, hergeleitet wird.

Nach dem Tode des Bela Urosch füllen wieder innere Thron- und Familienstreitigkeiten unter den einzelnen serbischen Fürsten und Kriege gegen die Griechen die Blätter der serbischen Geschichte; das Verhältnis zu Ungarn blieb aber andauernd freundschaftlich. Magyaren und Serben erblickten in den Griechen einen gemeinsamen Feind, gegen den sie sich zu wiederholten Malen verbündeten. Die byzantinischen Kaiser waren jedoch ebenso wenig geneigt, diesen Bund zwischen Magyaren und Serben zu dulden, wie sie vordem jedes Bündnis zwischen Serben und Bulgaren zu vernichten gestrebt hatten. Namentlich Kaiser Manuel bemühte sich, diesen Umstand zur Einmischung in die serbischen Angelegenheiten zu benützen. Mit seiner Unterstützung und thatsächlichen Hilfe gelang es Stefan Nemanja (ein Enkel, oder, wie ein neuerer serbischer Geschichtsforscher meint, ein Sohn des Groß-Shupans Urosch) um das J. 1165 das Shupanat Raßa und, wie wir weiter unten sehen werden, auch das Groß-Shupanat über den größten Theil der serbischen Theilfürstenthümer zu gewinnen.

Überblickt man die Periode von der Einwanderung der Serben bis zu Nemanja, so geht selbst aus den überaus mangelhaften und wenig glaubwürdigen historischen Daten deutlich hervor, dass für Serbien der Zeitpunkt einer organischen Staatsbildung noch nicht gekommen war. Die von demselben Volke bewohnten Gebiete stehen unter einander mehr in einem bloß ethnographischen als

in einem bestimmt umschriebenen und festgestellten politischen Zusammenhange. Die Obergewalt besitzt zwar einen persönlichen Träger, allein derselbe vermag sie nur insofern auszuüben, als es den übrigen Shupanen gefiel zu gehorchen oder sie nicht hinreichend stark waren, einfach ihre Selbständigkeit zu proklamieren. Wie es scheint, fehlte damals den Serben noch das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, und der Nothwendigkeit eines einheitlichen Staates. Der Partikularismus, welcher aus der Familien- und Geschlechts-Genossenschaft, dieser eigenthümlichsten slavischen Institution, entsprang, bildet in diesem Zeitraume den Hauptcharakterzug der serbischen Geschichte. Wir haben gesehen, wie die Neretschaner lange Zeit der ohnehin sehr lockern Vereinigung der übrigen serbischen Fürstenthümer ferne blieben. Im Anfange des 10. Jahrh. zog der damalige Groß-Shupan auch sie in den Kreis seiner Macht; allein wenige Jahre hernach setzen sie abermals selbständig ihre Kriegszüge fort. Um die Mitte des 9. Jahrh. machte sich auch der Fürst von Trawunien unabhängig. Diese Auszeichnung mochte er einem mit dem Groß-Shupan geschlossenen nahen Familienbündnisse verdanken, doch auch seine Nachfolger genossen derselben. Die Sonderstellung Trawuniens hörte indessen wahrscheinlich im 10. Jahrh. wieder auf. Mächtiger entfaltete sich die Unabhängigkeit Zachlumiens; dieselbe begründete Michael Wischewit, der wahrscheinlich in den ersten Decennien des 10. Jahrh. herrschte. Das Ansehen und die Macht der Shupane von Zachlumien wuchs seitdem so sehr, dass ihre Namen sowohl in Byzanz als im Abendlande bekannt wurden. Wohl dauerte ihre Unabhängigkeit nicht fortwährend, allein noch im 13. Jahrh. schlossen sie, wenigstens für kurze Zeit, selbständige Bündnisse mit den Ragusanern und Bulgaren gegen die serbischen Herrscher. Von der eigenthümlichen schwankenden Situation Bosniens zwischen völliger Unabhängigkeit und der Vasallenschaft unter ungarischer oder serbischer Oberhoheit werden wir noch umständlicher sprechen.

Das neben diesem Partikularismus sich auch ein Streben

nach Vereinigung vorfindet, ist sehr natürlich. Das Haupthindernis einer Zusammenfassung der serbischen Gebiete und die Konstituierung des Einheitsstaates ist aber außer in den zerrütteten inneren Zuständen in den übermäßigen Eingriffen von Byzanz, und insbesondere in der Rückwirkung zu suchen, den die griechisch-bulgarische, später die griechisch-ungarische Rivalität auf die Angelegenheiten der Serben ausgeübt hat. Fünf Jahrhunderte verlebten die Serben bereits in dieser unsichern, zweifelhaften Lage, stets kämpfend, von allen Seiten in ihrer Existenz bedroht, ohne dass sie der von außen dräuenden Gefahr einen auf festen Grundlagen errichteten Staatsorganismus entgegen stellen konnten.

Der erste Nemanja war berufen, die Grundsteine zu einem fortschreitenden staatlichen Aufbaue zu legen.

III.

Die dynastische Staatsentwickelung.

Die in den serbischen Gebieten bestehenden partikularistischen Tendenzen und unaufhörlichen Zwistigkeiten in den fürstlichen Familien bildeten das innere, die fortwährenden Interventionsversuche und Unterwerfungs-Bestrebungen der byzantinischen Kaiser waren das äußerliche Hindernis, wodurch die Entwickelung eines kräftigen serbischen Einheitsstaates bisher unmöglich war. Es gab allerdings auch vordem einzelne serbische Shupane, die in beiden Richtungen mit diesen Hindernissen gekämpft hatten, allein ohne Erfolg.

Nemanja wurde das Glück zu Theil und ihm gebührt das Verdienst, dass er in dieser Beziehung bestimmte, langdauernde Erfolge errang. Im Anfange seiner politischen Wirksamkeit besaß er kaum eine klare Vorstellung von jenem großen politischen Ziele, das er zwar nicht völlig erreichte, dessen Erreichung er aber mindestens seinen Nachfolgern möglich machte. Ohne Zweifel bewog ihn einerseits individueller Ehrgeiz, andererseits der Zwang der Verhältnisse jene Bahn zu betreten, die ihn zu den Grund-

steinen des serbischen Staates leitete. Deshalb darf man aber seine staatsmännische Fähigkeit und Größe nicht in Abrede stellen; denn auf dem Gebiete der Politik, mag der Ausgangspunkt der Handlung welcher immer gewesen sein, bilden richtige Wahl der Mittel in jedem einzelnen Falle, Anschmiegen an die Zeitverhältnisse und Ausdauer in der Vollendung eines begonnenen Werkes die gestaltenden Elemente staatsmännischer Größe. Dagegen ist es völlig gleichgiltig, ob die Entschließung von Fall zu Fall der Ausfluss eines wohlüberlegten Gedankens oder bloß das Resultat einer glücklichen und richtigen Empfindung sei. Wenn wir also auch nicht annehmen, dass Nemanja gleich zu Beginn seiner Wirksamkeit das Bild des serbischen Staates in seiner spätern Größe vorschwebte, ja dass er überhaupt eine klare Vorstellung von dem möglichen Erfolge seiner Thätigkeit besaß: so müssen wir ihn doch als einen hervorragenden Staatsmann seiner Zeit bezeichnen; denn er besaß die charakteristischen Merkmale großer und einflussreicher Individualitäten, — Merkmale, die jederzeit und unter allen Umständen dieselben sind.

Nemanja wurde in der Zeta geboren, wohin sein Vater, der Shupan von Raßa, in Folge von Zwistigkeiten mit seinen Brüdern flüchten mußte. Die Zeta war, wie es scheint, das ursprüngliche Stammland der Familie Nemanja und zugleich deren Geschlechtseigenthum. Darum suchte der Vater Nemanja's bei seiner Vertreibung aus dem eigentlichen Serbien hier eine Zuflucht.

Man hat keine sichere Kunde, wie und wann Nemanja nach Raßa zurückgekehrt ist. Wie es scheint, benützte er eine Erneuerung des Zwistes zwischen Brüdern und Verwandten und gewann bei dieser Gelegenheit mit Hilfe des griechischen Kaisers das Shupanat von Raßa mit der gleichnamigen Veste (heute Nowi-Bazar), welche damals auf serbischem Boden die bedeutendste war. Nach dem uralten Gewohnheitsrechte der serbischen Fürstenfamilien gebürte aber das Shupanat von Raßa nicht Nemanja; denn obgleich es richtig ist, dass neben dem ältesten Sohne auch die

jüngeren einige Provinzen oder Distrikte als ihr Eigenthum erhielten, so verblieb doch der bedeutendste Antheil dem Aeltesten, der im Ansehen den übrigen vorangehen sollte. Nemanja, als der jüngste Sohn, konnte also auf Raßa keinen Anspruch machen, und weil er es doch gewann, und zwar höchst wahrscheinlich mit griechischer Hilfe, erhoben sich seine Brüder und Verwandten gegen ihn, da sie in jener Besitzergreifung eine Verletzung des uralten Shupanats-Rechtes erblickten und überdies die Stütze auf fremde Hilfe tadelten. Der Kampf, welcher damals zwischen Nemanja und seinen Verwandten begann, besitzt große politische Bedeutung in der serbischen Geschichte. Er bezeichnet den Wendepunkt auf dem Gebiete der Staatsbildung und war in der That nichts Anderes als ein Kampf des bisher altgewohnten Familien- und Geschlechtersystems mit den neuaufgetauchten Begriffen der Monarchie und der Centralisation. In den Augen seiner Verwandten erschien Nemanja als Usurpator, und als solcher war er genöthigt mit der Vergangenheit zu brechen und um jeden Preis seine und seines Landes Unabhängigkeit zu behüten.

Außer dem Schutze des griechischen Kaisers bemühte sich Nemanja auch die Zuneigung des serbischen Volkes zu gewinnen, ohne welche er auf einen Erfolg gegen seine Anverwandten nicht rechnen konnte. In der Zeta, seinem Geburtslande, wie überhaupt in den südwestlichen serbischen Gebieten war damals der Katholizismus noch weit mehr verbreitet als einige Jahrhunderte später; ja die Bischöfe, welche daselbst ihren Sitz hatten, unterstanden unmittelbar der päpstlichen Jurisdiktion. So geschah es, dass Nemanja nach römischem Ritus durch einen katholischen Geistlichen getauft wurde. Als er jedoch nach Raßa kam, wo die große Masse des Volkes der orientalischen Kirche anhieng, ließ er sich neuerdings die Taufe nach griechischem Ritus ertheilen und begann Kirchen zu erbauen. Das gefiel dem Volke, gefiel auch in Byzanz und die Griechen bezeugten ihm deshalb ein um so größeres Vertrauen.

Dreimal erhoben sich die Verwandten gegen Nemanja; ein-

mal gelang es ihnen auch, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, doch Nemanja flüchtete sich, nach den serbischen Chronisten auf wunderbare Weise, in der That wohl aber mit Hilfe des griechischen Kaisers Manuel. Endlich, im J. 1173, kam es zur entscheidenden Schlacht, in welcher Nemanja über seine Feinde glänzend triumfierte und auch sein ältester Bruder das Leben verlor.

Während dieser andauernden Kämpfe fügte Nemanja allmählig seinem Lande die Besitzungen seiner geschlagenen Verwandten und der im Interesse des Partikularismus gegen ihn streitenden kleinen Fürsten hinzu und vergrößerte auf solche Weise unausgesetzt seinen Machtkreis; selbst vom griechischen Kaiser erhielt er ein Stück Land und wurde überdies von demselben schon um 1165 als Groß-Shupan anerkannt, wofür er wieder dem Kaiser Treue gelobte. Dass jedoch Nemanja die griechische Freundschaft nur im Interesse seiner eigenen Erstarkung auszubeuten wünschte, geht auch daraus hervor, dass er noch vor der entscheidenden Schlacht gegen seine Anverwandten, da er sich vielleicht schon genug mächtig fühlte, einige griechische Besitzungen angriff und okkupierte, auch zu weiteren Eroberungen sich anschickte. Um ihn zu bestrafen, zog der Kaiser mit einem großen Kriegsheere gegen ihn; doch kam es, wie es scheint, zu keiner Schlacht. Nemanja unterwarf sich und damit war Manuel zufrieden. Es ist möglich, dass die bekannte Heldenhaftigkeit Nemanja's und die feste Stellung seines Heeres zwischen den Bergen den Kaiser zur Nachgiebigkeit bewogen. Wie dem auch sei, Nemanja blieb fürderhin bis zu seinem Tode dem Kaiser Manuel getreu.

Nach dem Siege von 1173 scheinen die inneren Wirren aufgehört zu haben. Die Verwandten Nemanja's und die widerspänstigen Shupane waren ausgerottet oder unterworfen; Nemanja konnte einige Jahre im Frieden zubringen, welche Zeit er, wie die Folgen zeigen, offenbar zur Entfaltung der Kraft des neuen Staates verwendete.

Kaiser Manuel starb im J. 1180. Durch dessen Tod erachtete auch Nemanja sich von der dem Kaiser gelobten Treue ent-

bunden. Zudem boten die in Byzanz eingetretenen Wirren einen geeigneten Moment zum Angriff gegen das griechische Reich. Als Bundesgenosse des ungarischen Königs Bela III. brach Nemanja in der That bald in das Gebiet des byzantinischen Kaiserreiches ein und eroberte innerhalb weniger Jahre den größten Theil jener serbischen Distrikte zurück, welche in Folge der früheren inneren Zwistigkeiten unter die Oberhoheit von Byzanz gekommen waren.

Duklien und Dalmatien, also die Zeta, sodann Trawunien, Zachlumien, selbst Cattaro, ferner der nördliche Theil des heutigen Albanien, endlich die Distrikte Prisrend und Nisch wurden unter Nemanja's Herrschaft vereinigt. Über Bosnien erstreckte sich, wie es scheint, seine Macht nicht. Dort regierte unter der Oberhoheit der Krone Ungarns eine Zeit lang der ungarische Herzog Boris, dann der Ban Kulin, der vielleicht anfänglich scheinbar dem serbischen Groß-Shupan huldigen mochte, später aber gänzlich ein Vasall der ungarischen Könige wurde. Nur im J. 1191 erlitt Nemanja eine Niederlage durch den griechischen Kaiser Isak, der nach Besiegung des im J. 1186 ausgebrochenen bulgarischen Aufstandes nunmehr sich anschickte, zugleich die von Nemanja zurückeroberten Provinzen wieder zu gewinnen. Es scheint aber, dass Nemanja trotz der verlorenen Schlacht nur einem unbedeutenden Theile seiner Eroberungen entsagen mußte. Nach Wiederherstellung des Friedens gestaltete sich das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und dem Serbenfürsten nur noch inniger. Der Letztere gewann für seinen Sohn Stefan die Prinzessin Eudoxia, die Nichte des Kaisers (sie war eine Tochter seines Bruders Alexios), zur Gemahlin.

So war es Nemanja gelungen, den größten Theil der von Serben bewohnten Gebiete (Bosnien ausgenommen) zu vereinigen und zugleich von der byzantinischen Oberhoheit unabhängig zu machen. Seine Regierung war von der Herrschaft der früheren Groß-Shupane gänzlich verschieden. Denn vordem betrachtete die gesammte Fürstenfamilie das von ihr beherrschte Land wie ein Familienerbe, auf welches jedes einzelne Mitglied ein Besitzrecht

beanspruchte. Die Autorität des Aeltesten wurde nur „im Prinzipe" anerkannt, jedoch bei öffentlichen Angelegenheiten meist auf Grund gemeinsamer Berathung und Feststellung entschieden. Nemanja beseitigte den Charakter dieser Sippen-Herrschaft, er wurde der absolute Regent eines einheitlichen Staates! Allerdings konnte diese große Veränderung nicht mit einem Male und zu Nemanja's Zeit auch nicht vollständig durchgeführt werden. Wir finden auch später noch Spuren des alten Systems; der Partikularismus erhob, wiewohl in anderer Form, immer wieder in gefährlicher Weise sein Haupt, die Zänkereien und Zwistigkeiten im Schoße der fürstlichen Familie stürzten desgleichen den Staat wiederholt an den Rand des Abgrundes, Nemanja selbst konnte sich nicht völlig losmachen von den Fesseln des alten Herkommens; aber trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, dass er den Grundstein legte zur dynastischen Gestaltung des serbischen Staates und der fürstlichen Gewalt, wie solche gerade im Mittelalter sich überall zu entwickeln begann, nämlich eines dynastischen Staates, der ungeachtet aller inneren und äußeren Erschütterungen den Charakter der Kontinuität und der Dauer an sich trägt. Und dadurch trat Serbien wenigstens äußerlich in die Reihe der damaligen europäischen Staaten, was es in seinem früheren, zerklüfteten Zustande, wo die Familienverfassung auch auf das Staatsleben übertragen ward, nimmer hätte erreichen können. Wir sehen wohl auch, dass Nemanja die eroberten oder ererbten Ländereien ebenfalls unter seine Verwandten und Getreuen vertheilt, aber diese sind nicht mehr mit dem Fürsten gleichberechtigte oder von demselben unabhängige, nur durch die Familienbande an ihn gefesselte selbständige Herren, sondern einfach die Exekutivorgane der einheitlichen, fürstlichen Gewalt. Und das ist gerade der größte Unterschied im Vergleiche mit dem früheren Zustande. Mit Recht konnten deshalb schon die Zeitgenossen sagen, Nemanja sei der Erneuerer und Befestiger seines väterlichen Erbes und der Alleinherrscher des gesammten serbischen Landes.

Anderseits kann es unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen,

dass diese Gestaltungen, deren Keime Nemanja in den Boden senkte, im politischen Gefühl der Nation keine tiefen Wurzeln gefasst und niemals jene Stufe der Entwickelung erreicht haben, auf welcher allein die Existenz des serbischen Staates für die Dauer gesichert worden wäre. Wohl konstituierte sich der Staat und gelangte später zu großer Macht, dehnte auch seine Gränzen weit aus; allein diese Erhebung hatte er weit mehr der hervorragenden, kraftvollen Individualität einzelner Herrscher als der Vortrefflichkeit der mit dem nationalen Wesen verschmolzenen Institutionen zu verdanken. So geschah es, dass die inneren organischen Fehler und Mängel die Auflösung und den Untergang des Staates nur beschleunigten, sobald sie durch den Eintritt ungünstiger auswärtiger Verhältnisse mehr in den Vordergrund zu treten vermochten.

Nachdem Nemanja seine Macht auf die geschilderte Weise ausgebreitet und begründet hatte, mußte er auch dafür sorgen, selbe gegen äußere Gefahren zu sichern. In dieser Richtung verzeichnet die Geschichte einen denkwürdigen Versuch. Im J. 1189 kam der deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa an der Spitze eines Kreuzheeres nach Serbien. Nemanja erschien vor demselben in Nisch. Hier entstand nun das freundschaftlichste Verhältnis zwischen beiden Fürsten, ja ein Chronist versichert, Nemanja habe den Kaiser Friedrich bewegen wollen, ihn und sein Land in den Lehensverband des deutschen Reiches aufzunehmen. Friedrich, den damals nur der Kreuzzug beschäftigte und der nicht gleich bei Beginn desselben mit dem griechischen Kaiser in Konflikt gerathen wollte, erfüllte den Wunsch des serbischen Fürsten nicht und zog nach einer sechstägigen Ruhe weiter. Nemanja's Plan wäre ohne Zweifel von großen Vortheilen für den jungen Staat gewesen. Als der Vasall des deutschen Kaisers hätte er auf erfolgreichen Schutz gegen die Übergriffe von Byzanz rechnen können, ohne die direkten Einmischungen des fernen deutschen Reiches besorgen zu müßen. Außerdem würde dieses engere Verhältnis zu dem mächtigsten Reiche des Abendlandes auch Serbien in das politische und kulturelle

Leben des Westens mit einbezogen haben. Friedrichs Zögern vernichtete diesen Plan und Serbien war gezwungen, der Strömung des Ostens zu folgen.

Übrigens trug Nemanja durch seine Thätigkeit auf religiösem Gebiete vieles dazu bei, dass Serbien und die Entwickelung seines Volkes sich mehr und mehr den Tendenzen der orientalischen Welt anschloss. Wir haben gesehen wie Nemanja, sobald er Shupan von Raßa geworden, trotzdem er in seiner Jugend der katholischen Kirche angehörte, mit einem Male großen Eifer für die orientalische Kirche und deren Glaubenssatzungen bezeugte; wir haben auch erwähnt, welche politische Vortheile er durch diesen Wechsel erzielte. Durch den Bau zahlreicher Kirchen und Klöster gewann er die serbische Geistlichkeit vollständig, die dann ohne Zweifel in den verschiedenen Kreisen der Nation zum eifrigen Apostel der Popularität Nemanjas wurde. Jene Idee, welche einem rothen Faden gleich die politische Wirksamkeit Nemanjas durchzieht, nämlich die Idee des Aufbaues einer einheitlichen Herrschaft auf den Trümmern des Partikularismus, bewog ihn auch, dass er gegen die in Bulgarien entstandene und auch auf serbischem Gebiete stark verbreitete Sekte der Bogumilen oder Patarener mit der größten Strenge auftrat. Diese religiöse Neuerung, deren Anhänger im Gefühle ihrer Unterdrückung ohne Zweifel die Gegner der bestehenden Macht bereitwillig unterstützt hätten, konnte für den neukonstituierten serbischen Staat um so gefährlicher werden, als hier der Partikularismus erst niedergeworfen, jedoch nicht völlig ausgerottet war. Vom Standpunkt der Staatseinheit konnte Nemanja unter den damaligen Verhältnissen nichts anderes thun, als auf dem Gebiete der Kirche alle Trennungs-Gelüste zu vernichten. Er betrieb die Herstellung der religiösen Einheit mit großer, zumeist grausamer Energie; die Bogumilen und die noch hie und da existierenden Heiden wurden vertrieben, eingekerkert, ja büßten häufig unter Peinigungen ihr Leben ein; ihre Güter aber wurden konfisciert.

Auf solche Weise erreichte Nemanja allerdings, dass in dem

einheitlichen Staate fast überall ein ebenso einheitlicher Glaube herrschte.*) Diese großartige Unterstützung der orientalischen Kirche vonseite der höchsten staatlichen Gewalt legte den Grund zu jenem engen Zusammenhange, der sich bei den Serben allmählich zwischen den politischen und kirchlichen Verhältnissen entwickelte, so dass die Religion bei ihnen den Charakter eines nationalen Glaubens empfieng, Religion und Nationalität zu identischen Begriffen verschmolzen.

Den Bestrebungen Nemanjas auf kirchlichem Gebiete kam in seinen letzten Regierungs-Jahren der Umstand besonders zu Gute, dass sein jüngster Sohn Räßtka, der unter dem Namen Sabbas (Sawa) auf dem Berge Athos Mönch wurde, später zum ersten orientalischen Erzbischof in Serbien erhoben wurde. Die Thätigkeit des Erzbischofs Sabbas werden wir an anderer Stelle dieses Werkes eingehender würdigen.

Wie es scheint, ergriff der Eifer, welchen Nemanja auf kirchlichem Gebiete anfänglich wohl nur aus politischen Motiven entfaltet hatte, zuletzt ihn selbst so sehr, dass er im J. 1195 die Herrschaft seinem erstgebornen Sohne Stefan übergab und sich als „Mönch Symeon" in das von ihm erbaute Kloster Studenitza zurückzog. Von hier begab er sich zwei Jahre später nach dem Berge Athos, wo er mit Klosterbauten und Schenkungen an Klöster seine letzten Lebensjahre zubrachte. Er starb anfangs 1200 in dem von ihm erbauten Kloster Chilandar auf dem Athos.

Als Nemanja im J. 1195 auf einer großen Versammlung, bei welcher die Vertreter aller Stände der Nation anwesend waren, der Herrschaft entsagte und seinen erstgebornen Sohn Stefan zu seinem Nachfolger in der Groß-Shupans-Würde ernannte, übergab er zugleich seinem zweiten Sohn Wukan die Zeta (mit einem Theile von Chum oder Zachlumien), also das ursprüngliche

*) Nur die Katholiken in den südwestlichen Theilen seines Reiches verfolgte er nicht, entweder aus Pietät oder weil er den Konflikt mit dem Papste vermeiden wollte.

Familienerbe. Es ist gewiss, dass Wukan in dieser Provinz kein vollständig unabhängiger Herrscher, sondern seinem ältern Bruder, dem Groß-Shupan, in mancher Beziehung zum Gehorsam verpflichtet war; nichtsdestoweniger stand die vom jüngern Bruder in seinem eigenen Besitzthum eingenommene Stellung im direkten Gegensatz zu den Einigungsbestrebungen, welche Nemanja durch sein ganzes Leben verfolgt hatte.

Diese Theilung konnte die Festigung des noch unter primitiven Verhältnissen sich emporringenden einheitlichen Staatsorganismus nicht fördern. Nemanja hatte bei dieser Gelegenheit nur einem traditionellen Gebrauche gehuldigt, welcher forderte, dass die Mitglieder der Herrscherfamilie unter Anerkennung der Autorität des Ältesten, die einzelnen Provinzen als ihr Erbe unabhängig besitzen sollen. Der Fehler, welchen hier Nemanja begangen hatte, rächte sich bald. Der Partikularismus erhob abermals sein Haupt Wukan fühlte sich im Besitze der Zeta stark genug, die Stelle seines ältern Bruders, das Groß-Shupanat, zu erringen. Zu diesem Zwecke verbündete er sich mit Andreas, dem jüngern Bruder des ungarischen Königs Emerich, damals Ban von Kroatien und Slavonien und wandte sich zugleich, um noch größere Unterstützung zu gewinnen, an den Papst, dem er die Ausbreitung des katholischen Glaubens versprach. Das Bündnis mit Andreas hatte den Verlust von Chum und Bosniens völligen Anschluss an Ungarn zur Folge. Der Papst protegierte Wukan so lange, als nicht Stefan mit ähnlichen Zusicherungen bei ihm erschien und zugleich um die Verleihung des Königs-Titels bat. Der Papst war hierzu auch geneigt; der ungarische König Emerich aber, der die Vergrößerung des Ansehens seines Nachbars nicht zugeben wollte, brach im J. 1202 mit einem Kriegsheere in Serbien ein und okkupierte unter Verwüstungen den größten Theil der Besitzungen Stefans. Der Groß-Shupan zog sich wahrscheinlich in irgend einen südlichen Winkel seines Landes zurück; König Emerich nahm aber den Titel „rex Rasciae“ oder „Serbiae“ an, welcher seitdem einen Theil des Titels der Könige von Ungarn bildet.

Emerichs Plan, Serbien an Wukan zu verleihen und zum Lehen der ungarischen Krone zu machen, gelang nicht; denn im J. 1203 brach der Zwist mit seinem Bruder Andreas aus, wodurch des Königs Aufmerksamkeit von den serbischen Angelegenheiten gänzlich abgelenkt wurde.

Kurze Zeit nach der ungarischen Besitzergreifung zog auch der Bulgarenfürst Johann verwüstend durch das unglückliche Serbien; nur die Waffen der Ungarn zwangen ihn zum Rückzuge.

So wurde Serbien wenige Jahre nach dem Tode des großen Staatsgründers Nemanja an den Rand des Unterganges gestürzt, die aufblühenden Provinzen verwüstet, entvölkert; der Groß-Shupan mußte, seiner Macht beraubt, flüchten und sein Land einer fremden Gewalt überlassen.

Aus dieser verzweifelten Lage befreite die Autorität der Kirche das Land und erhob es von Neuem. Nachdem Stefan erkannt hatte, dass die Ursache des Unglückes, welches sein Land getroffen, der Streit zwischen ihm und seinem jüngern Bruder Wukan sei, bestrebte er sich diese Quelle des Unheils je eher zu verstopfen. Zu diesem Zwecke wandte er sich an den jüngsten Bruder, an den Mönch Sabbas, dem es um das J. 1208 auch gelang, die feindlichen Brüder zu versöhnen und die Herrschaft Stefans in seinem Lande neuerdings zu befestigen. Diese Thatsache, insbesondere aber die Wirksamkeit Sabbas im Interesse der orientalischen Kirche ließen in dem Gemüthe des serbischen Volkes tiefe Spuren zurück und trugen Vieles dazu bei, dass der Orientalismus auf serbischem Boden unausrottbare Wurzeln fasste.

Nach der Aussöhnung mit seinem Bruder gedenken die Chronisten Wukan's nicht mehr; Stefan aber neigte sich, sei es durch persönlichen Ehrgeiz, sei es durch seine zweite Gattin, die italienischer Abkunft war, angetrieben, abermals nach Rom und bat den Papst um die Verleihung des König-Titels. Der ungarische König Andreas II., der zu dieser Zeit im heiligen Lande verweilte, konnte das zwischen dem Papste und dem serbischen Groß-Shupan entstandene gute Einvernehmen nicht stören, um so

weniger, als der Papst selbst darauf großes Gewicht legte, weil er hoffte, hiedurch die in dem Serbien benachbarten Bosnien mehr und mehr erstarkende Sekte der Patarener leichter unterdrücken zu können.

Der Papst gab also der Bitte Stefan's nach, ließ ihn im J. 1217 durch einen Legaten krönen; Stefan nahm den Titel eines „Königs von Serbien, Diokletien, Trawunien, Dalmatien und Chum" an.*) Bald jedoch konnte er sich überzeugen, dass das Volk wegen dieser That von ihm abfiel, und es ist wahrscheinlich, dass die orientalische Geistlichkeit Vieles dazu beitrug, den die katholische Kirche begünstigenden und von einem Legaten des römischen Papstes gekrönten König bei dem Volke unpopulär zu machen. Wegen der von Seite Ungarns fortwährend drohenden Gefahr würde dieser Zwiespalt zwischen König und Nation für den Ersteren wahrhaft verhängnisvoll geworden sein. In dieser Bedrängnis wandte sich Stefan wieder an seinen Bruder Sabbas, der mittlerweile (1221) zu Nikara durch den orientalischen Patriarchen Germanos zum Erzbischof der serbischen Länder konsekriert worden war. Sabbas erschien im J. 1222 in Serbien und krönte auf einer großen Versammlung des Volkes seinen Bruder nochmals mit einer vom byzantinischen Kaiser gesandten Krone, bei welcher Gelegenheit der König und die ganze Versammlung die vom Erzbischof vorgelesenen Glaubensartikel der orientalischen Kirche mit lauter Stimme wiederholten. Von diesem Momente an betrachteten die Serben Stefan als ihren wahrhaften König und nannten ihn „prvovenčanni", d. i. den „zum ersten Mal Gekrönten", — ein Beweis, dass man die vom Papste veranstaltete Krönung in Serbien als ungiltig betrachtete.

Sabbas verblieb jetzt im Lande und stiftete Bisthümer zur Verstärkung der kirchlichen Macht. Seinen friedlichen Beruf übte er jedoch auch in anderer Richtung aus; seiner Vermittelung ge-

*) Welche Bedeutung diese geographischen Benennungen damals besaßen, haben wir im zweiten Kapitel ausführlicher entwickelt.

ang es, den von König Andreas II. geplanten Angriff auf Serbien zu beseitigen.

Stefan starb im J. 1224, ihm folgte in der Regierung sein ältester Sohn Radoslaw.

Der zweite Nemanja war auf der Bahn der Staatsbildung, welcher der Stifter der Dynastie mit so glänzenden Erfolge betreten hatte, um einen Schritt weiter vorwärtsgegangen. Aus jenen Gefahren, welche im Beginne seiner Regierung die Existenz des Staates aufs Spiel setzten, befreit, übte er die fürstliche Gewalt wieder über jenes Gebiet aus, das sein Vater vereinigt hatte.*) Außerdem hatte er durch die Krönung und die Annahme des Königtitels einerseits sich und seine Nachfolger über alle serbischen Familien erhoben und den Ansprüchen auf den Thron außerhalb des Geschlechts der Nemanja's für immer ein Ende gemacht; nicht minder gewann die serbische Dynastie dadurch einerlei Rang mit den Fürsten der Nachbarreiche, in Folge dessen nicht bloß die serbische Herrscherfamilie, sondern auch Serbien selbst an Ansehen vor dem Auslande bedeutend zunahm.

Als ein wichtiger Faktor der serbischen Staatsbildung erscheint in der Zeit Stefans die Befestigung der orientalischen Kirche und deren Verbreitung unter dem Volke, wozu der kirchliche Eifer des Erzbischofs Sabbas und die Errichtung von Bisthümern in großem Maße beitrugen.

Stefan hinterließ vier Söhne: Radoslaw, Wladislaw, Uroſch und Predislaw. Der letztgenannte wurde Mönch und später als Sabbas II. Erzbischof von Serbien. Es ist jedenfalls ein bemerkenswerter Umstand, daſs die ersten Erzbischöfe zugleich die Mitglieder der Herrscherfamilie waren. Dieses verwandtschaftliche Band sicherte der höheren Geistlichkeit großen Einfluſs sowohl auf die Fürsten selbst wie auch auf das Volk und erleichterte ihre Wirksamkeit im Interesse der orientalischen Kirche

*) Vielleicht nur einen Theil von Chum, der mit Bosnien unter die Oberhoheit der ungarischen Krone gelangte, hatte er eingebüßt.

Diese enge Verbindung der Herrscherfamilie mit dem Volke in Sachen des religiösen Glaubens verursachte zum Theile, dass in Serbien die Religion zu einem Hauptmotor des nationalen Seins sich entwickelte.

Wir haben uns mit der Gründung des einheitlichen Staates und des Königthums länger beschäftigt und können jetzt hinsichtlich der folgenden Ereignisse rascher vorwärtseilen, indem wir hauptsächlich nur diejenigen hervorheben, welche auf die Entwicklung des serbischen Staates einen wesentlichern Einfluss ausgeübt haben.

Die Regierung des geistes- und charakterschwachen Radoslaw besitzt nur am Ende Wichtigkeit. Die Großen des Reiches waren nämlich mit dem Könige nicht zufrieden und wünschten an seiner Stelle den jüngern Bruder Wladislaw auf den Thron zu erheben. Um das Jahr 1224 brach auch in der That ein Aufstand aus; Radoslaw flüchtete erst nach Durazzo, dann nach Ragusa, gab endlich dem Zureden seines Oheims Sabbas nach und wurde Mönch. Hierauf krönte Sabbas den Wladislaw zum König von Serbien.

Dieses Ereignis beweist deutlich, dass die Dynastie Nemanja in der Nation bereits feste Wurzeln geschlagen hatte. Die Aufständischen vertrieben zwar den verhassten König, allein sie dachten nicht daran, aus ihrer Mitte einen König zu wählen, sondern setzten im Sinne des Erbfolgegesetzes statt des vertriebenen Königs dessen Bruder auf den Thron. Dieser gewahltthätige Thronwechsel befestigte nur das Erbrecht der Nemanja's.

Die kurze Regierung Wladislaw's verfloss im Frieden. Zu seiner Zeit gedieh in Serbien der Bergbau, und zwar in Folge der Einwanderung deutscher Bergleute. Wladislaw's Regierung endigte im J. 1237. Da er nach einigen Chroniken eines natürlichen Todes starb und keine Kinder zurückließ, so kam die Krone direkt auf seinen jüngern Bruder Uroſch. Aus anderen Daten lässt sich jedoch folgern, dass Wladislaw noch lange nach der Thronbesteigung des Uroſch am Leben war; allein aus welchen

Ursachen er in diesem Falle genöthigt war, der Herrschaft zu entsagen, das lässt sich heute nicht mehr nachweisen.

Uroſch herrschte 35 Jahre über Serbien. Mit Ausnahme des Einbruches der Mongolen, die gleich in den ersten Jahren seiner Regierung aus dem verwüsteten Ungarn auch einen Theil Serbiens verwüsteten, von hier aber theils wegen des energischen Widerstandes der Bewohner, theils weil sie in dem Gebirgslande ihre Macht nicht entwickeln konnten, sehr bald verjagt wurden, verstand es Uroſch durch seine gewandte Politik, jeden größeren Konflikt von seinem Lande fern zu halten. Zu Ragusa stand er längere Zeit in einem gespannten Verhältnisse, doch kam endlich zwischen den beiden Staaten ein vortheilhafter Vertrag zu Stande, welcher den Kaufleuten von Ragusa Serbien öffnete und zugleich seitens der Republik dem serbischen Staatsschatze jährlich 2000 Perper*) sicherte. Die serbischen Chroniken nennen Uroſch „veliki kralj“, d. i. „den großen König“. Da wir jedoch von ihm keine glänzenden Kriegsthaten verzeichnet finden, weswegen die Geschichte einzelnen Herrschern vor Allem den Beinamen „des Großen“ beizulegen pflegt, so müssen wir annehmen, dass Uroſch dieses Epitheton nur jenem Wohlstand verdankt, dessen sich das Land unter seiner Regierung zu erfreuen hatte.

Doch auch er konnte sein Leben nicht auf dem Throne beschließen. Sein älterer Sohn Dragutin hatte Katharina, die Tochter des späteren ungarischen Königs Stefan V., Sohn Königs Bela IV., zur Gemahlin. Ob nun Uroſch in Folge von Verpflichtungen, welche er bei Gelegenheit dieser Heirat Stefan gegenüber eingieng, oder aus einer anderen Ursache das Versprechen machte, noch bei seinen Lebzeiten die Herrschaft seinem Sohne zu übergeben, ist nicht genau zu bestimmen; nur die Thatsache steht fest, dass er ein solches Vorsprechen wirklich geleistet. Der unruhige Dragutin urgierte ohne Zweifel mehrmals bei seinem Vater die

*) Welchen Wert zu damaliger Zeit der Perper hatte und was er bedeutete, davon werden wir weiter unten ausführlicher sprechen.

Erfüllung dieses Versprechens, da er jedoch keine ausreichende Macht besaß, nahm er seine Zuflucht zur Intrigue. -- Als indes sein Schwiegervater als Stefan V. im J. 1270 den ungarischen Thron bestieg und mit Ottokar von Böhmen, mit dem er in einen Krieg verwickelt war, den Frieden schloss, wandte sich Dragutin an ihn um Hilfe, und Stefan stellte ihm auch ein Kriegsheer zur Verfügung. Dragutin zog im J. 1272 an der Spitze der ungarischen Kriegsscharen in Serbien ein, schlug die Truppen seines Vaters und zwang den alten Urosch zur Flucht; dieser begab sich nach Durazzo, wo er bald darauf aus Kummer starb.

Wie es scheint, überließ König Stefan bei dieser Gelegenheit seinem Schwiegersohne das Banat von Matschow, entweder als Mitgift seiner Tochter oder als Lehensgut der ungarischen Krone.

Es ist heutzutage kaum mehr möglich, die Gränzen des damaligen Banats von Matschow genau zu bestimmen. Im engeren Sinne umfasste dasselbe ungefähr die Gegend von Semendria entlang der Donau und Save bis an die Drina, das heutige Belgrad mitinbegriffen. Im weiteren Sinne gehörte wahrscheinlich noch der Distrikt Branitschewo von der Morawa bis zum Timok und auch ein Theil Syrmiens dazu. Die nordwestliche Gegend Serbiens zwischen der Drina, Save und Kolubara wird auch noch heute Matschow genannt. Alles deutet darauf hin, dass die Serben diese Gebiete bis zu dieser Zeit ihrem Reiche noch nicht einverleibt hatten, sondern dass diese vormals byzantinischen Besitzungen in den griechisch-ungarischen Kriegen direkte unter die Oberhoheit der Krone Ungarns gelangt waren, obgleich es kaum zweifelhaft erscheinen kann, dass die Bevölkerung dieser Gegend aus Serben und Bulgaren bestand.

Nachdem Dragutin diesen Gebietstheil vom König Stefan als Dotation erhalten hatte, dehnte er seine Macht auch darüber aus. Von da an schwankte unter den Nachfolgern Dragutin's der Besitz des Banats von Matschow zwischen Serbien und Ungarn, zuweilen genoss dasselbe gleich Bosnien eine scheinbare Unabhängigkeit.

Dragutin erfreute sich seiner gewaltsam errungenen Macht nicht lange im Frieden. Sein ehrgeiziger und schlauer jüngerer Bruder Milutin wusste sich bei der damals so überaus einflussreichen Geistlichkeit derart beliebt zu machen, dass dieselbe seine Partei ergriff und ihn statt seines Bruders zum König wünschte. Den diesbezüglichen Einflüssen ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, dass Dragutin bald die an seinem Vater begangene Ungerechtigkeit bereute und zur Beschwichtigung seiner Gewissensbisse im J. 1275 zu Gunsten Milutin's dem Thron entsagte unter der Bedingung, dass nach dem kinderlosen Milutin die Krone auf Dragutin's Sohn Wladislaw übergehen sollte. Nach Übergabe der Herrschaft zog sich Dragutin nach Syrmien zurück, das er mit dem Banat von Matschow sich vorbehalten hatte. Allein in der Ferne stand Dragutin nicht mehr unter den Einwirkungen des serbischen Klerus, weshalb er seine That bald bereute und sich bemühte, die königliche Macht zurückzugewinnen. Milutin stellte sich ihm nicht entgegen, aber sein getreuer Bundesgenosse, die Geistlichkeit, schüchterte Dragutin dermaßen ein, dass dieser kurze Zeit darauf für immer nach Syrmien zurückkehrte und seinen jüngeren Bruder Milutin nicht weiter störte.

Nach der Regierung des ersten gekrönten Königs verlebte Serbien ein halbes Jahrhundert fast in ungestörtem Frieden. Wohl liefen die Zwistigkeiten in der königlichen Familie nicht ohne blutige Zusammenstöße ab und verhinderten unläugbar in großem Maße die Entwicklung des Landes; nichtsdestoweniger errangen im Schutze des wenigstens von Außen her ungestörten Friedens Bergbau und Handel einen erheblichen Aufschwung, machten unzweifelhaft auch der Wohlstand und das Wohlbefinden der Nation große Fortschritte. Als Milutin den Thron bestieg, war Serbien um vieles mächtiger, reicher und angesehener, als zur Zeit Stefan des Ersten. Die auf solche Weise angehäuften materiellen und geistigen Kräfte strebten jetzt gemäß dem Naturgesetze der historischen Entwicklung der Nationen zur Verwertung nach Außen. Nemanja vereinigte die serbischen Gebiete und begründete den

Staat; unter seinen Nachfolgern erstarkte die Staatsidee parallel mit der Befestigung der Dynastie. Ein kraftvoller ehrgeiziger Fürst konnte der bisherigen inneren Entwicklung der serbischen Nation den Stoß geben, der sie auf das Gebiet der expansiven Tendenzen trieb. Ein solcher Herrscher war Milutin und mit ihm trat Serbien in die Reihe der *erobernden* Staaten.

Milutin Uroš II. verband mit einer unbeugsamen Willenskraft und mit der zähesten Ausdauer eine wunderbare Schmiegsamkeit und eine wahrhaft byzantinische Schlauheit. Milutin gehört ohne Zweifel zu den schonungslosesten Charakteren der Geschichte. Vor seinen Augen schwebte nur das ausgesteckte Ziel, bei der Wahl der Mittel folgte er einzig und allein dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit, und es ist unläugbar, dass ihn in dieser Beziehung sein richtiges Gefühl selten täuschte. Die strenge Moral würde über Milutin's Charakter und sein ganzes Leben unbedingt das Verwerfungsurtheil aussprechen; der Historiker muß ihn nothgedrungen als einen hervorragenden Fürsten bezeichnen, der sein Vaterland nicht nur durch neue Provinzen vergrößerte, sondern zugleich geordnete Zustände schuf, wodurch er dessen Wohlstand und Gedeihen in großem Maße förderte.

Die byzantinischen Geschichtsschreiber gedenken voll Ärgernis der Ausschweifungen Milutins und seiner übertriebenen Vorliebe für das weibliche Geschlecht. Von dieser Anschauung ausgehend suchen sie die Ursachen der viermaligen Vermählung des serbischen Königs allein in dieser Leidenschaft und glauben auch das Motiv seiner politischen Thaten oft einzig in dieser Neigung zu finden. Bei unbefangener Prüfung der ganzen Wirksamkeit Milutins gelangt man zur entgegengesetzten Ansicht. Seinen politischen Zielen ordnete er jederzeit seine individuellen Neigungen unter und alle seine Handlungen hatten nur den einen Zweck: Serbien groß und mächtig zu machen. Dass er zur Erreichung dieses Zweckes oftmals bis zur Grausamkeit schonungslos war, hat seine Richtigkeit; allein auf andere Weise würde er zu seiner Zeit und gegenüber solch mächtigen Gegnern, mit denen er zu kämpfen hatte,

keinen Erfolg geärntet haben. Auch durch seine mehrmaligen Ehen wollte er nicht so sehr seine lüsternen Begierden befriedigen als vielmehr ebenso oft in politischer Beziehung Vortheile gewinnen, wie solches die Ereignisse hinreichend bezeugen. Nichtsdestoweniger scheint es gewiss zu sein, dass er große Neigung zu Ausschweifungen besaß, nur dass er inmitten derselben niemals seiner Herrscheraufgabe vergaß.

Als Eroberer entwickelte Milutin nach zwei Richtungen hin seine Thätigkeit: einerseits richtete er seine Angriffe auf das griechische Reich, andererseits strebte er nach der Annektierung Bosniens.

Seine erste Gemahlin war eine Tochter des thessalischen Sebastokrators, Johannes Angelos. Diese Verwandtschaft benützte er, und wurde dabei insgeheim wahrscheinlich auch von seinem Schwiegervater unterstützt, um im J. 1279 gegen das byzantinische Reich einen großen Feldzug zu eröffnen.

In dem jahrlangen Kampfe wurde Milutin vom Waffenglücke begünstigt; er drang tief in das Innere des griechischen Kaiserreiches bis nach Seres, ja bis an den Berg Athos vor. Die erschreckten griechischen Bewohner huldigten ihm oder ergriffen die Flucht. Der glänzende Triumf des serbischen Königs brachte das ohnehin schon morsche Griechenreich in Furcht und Entsetzen. Kaiser Michael Paläologus fand sich genöthigt persönlich ein Heer gegen ihn zu führen, starb jedoch unterwegs und Milutin blieb Herr der eroberten Provinzen.

Nach dem ersten Streich gegen Byzanz wendete Milutin seinen Blick dem Westen zu. Er war tapfer und schreckte, wenn es sein mußte, vor dem Kriege nicht zurück; so lange er jedoch auf andere Weise sein Ziel zu erreichen hoffte, vermied er den opferschweren Waffenkampf und es gereicht Milutin zu nicht geringem Verdienste, dass er es wiederholt verstand, den verwüstenden Krieg von seinem Lande fern zu halten, wenngleich mit solchen Mitteln, die den individuellen Charakter des Königs nicht im schönsten Lichte zeigen.

So gelangte er auch ohne einen Schwertstreich in den Besitz von Bosnien. Zu diesem Zwecke vertrieb er seine erste Gemahlin und nahm Elisabet, die Tochter des ungarischen Königs Stefan V. zur Frau, mit der er Bosnien als Mitgift erhielt. Weil nun der Papst für dieses Land ein besonderes Interesse hatte, nachdem daselbst die Sekte der Patarener im Laufe der Zeit sehr erstarkt war, so machte Milutin, um zur Sicherung dieses Besitzes auch des Papstes Unterstützung zu gewinnen, in Rom Versprechungen, dass er die katholische Religion begünstigen, die Patarener aber verfolgen werde, ja er heuchelte sogar für seine Person eine Zuneigung für die abendländische Kirche.

Wir können uns hier nicht in das Detail der langjährigen und wiederholt fortgesetzten Unterhandlungen Milutins mit den Päpsten einlassen; es genüge zu erwähnen, dass es dem schlauen Serbenkönig öfters gelang, die eben auch nicht ungeschickte römische Kurie zu der Überzeugung zu bringen, als ob er sich wirklich in die Arme Roms werfen wollte. Dass endlich Milutin die Maske abwarf und der Papst gegen ihn einen Kreuzzug verkündete, ist natürlich; allein damals hatte Milutin sein Ziel schon erreicht oder glaubte wenigstens, dass er die Unterstützung des Papstes nicht mehr bedürfe.

Nach den Eroberungen auf griechischem Boden und der Annektierung Bosniens richtete Milutin seinen Blick auf Bulgarien. Indessen von dieser Seite her drohte ihm ernstliche Gefahr. Bulgarien gerieth damals in die Gewalt der aus der Moldau hereindringenden Tartaren, die auch Serbien angriffen. Der kluge Milutin hielt dieses Mal durch eine Heirat den Krieg von seinem Lande ab. Er verjagte nämlich seine zweite Gattin, die ungarische Elisabet, und vermählte sich mit der Tochter des Bulgarenfürsten Terteres. Dadurch gewann er nach dieser Seite hin freie Hand und begann abermals den Krieg gegen das griechische Reich. Um sich von diesem unbequemen Gegner zu befreien, trug Kaiser Andronikos seine eigene Tochter dem Serbenkönig zur Gemahlin an und Milutin acceptierte diesen Antrag mit Freuden.

Die Bulgarin wurde nach kaum vierjähriger Ehe den Griechen ausgeliefert und Milutin schloss seine vierte Ehe. Seine Braut, die byzantinische Kaisertochter Simonis, hatte ihr achtes Lebensjahr noch nicht vollendet.

In Folge dieser Heirat trat der serbische König zugleich in ein Bündnis mit Byzanz und half seinem Schwiegervater auch im Kampfe gegen die Türken in Klein-Asien. Die Aussöhnung mit dem griechischen Reiche erweckte in Milutins Seele einen großartigen Plan, der, wenn er gelungen wäre, ohne Zweifel für Jahrhunderte einen weittragenden Einfluss nicht bloß auf die Balkan-Halbinsel, sondern auf das Schicksal von ganz Europa ausgeübt hätte.

Milutin hatte keine legitimen männlichen Erben und von seiner vierten Gattin konnte er überhaupt keine Kinder mehr hoffen. Zwei illegitime Söhne, Stefan und Konstantin, lebten zurückgezogen in der Zeta und in der Gegend von Skutari. Daran aber, dass er die Herrschaft an Wladislaw, dem Sohne Dragutins, dem letzten legitimen Sprossen der Nemanjas, überlassen solle, dachte Milutin nicht im Geringsten. Dazu kam, dass bei dem fortgesetzten Sinken des byzantinischen Reiches dessen gänzliche Auflösung in naher Zukunft vorauszusehen war. Unter solchen Umständen schien es fast natürlich, dass im Geiste des ehrgeizigen Milutin der Gedanke erwachte, sein eigenes Reich mit dem griechischen unter demselben Herrscher zu vereinigen. Dass dieser Herrscher niemand Anderer als er selber sein konnte, war unzweifelhaft; allein wer sollten seine Nachfolger sein? Bei Entscheidung dieser Frage machte sich, wie es scheint, schon fremder Einfluss geltend. Die Kaiserin Irene, die Mutter der Gemahlin Milutins, griff den Unificierungsplan ihres Schwiegersohnes mit großem Eifer auf und zwar zum Nachtheile ihres eigenen Gatten, des Kaisers Andronikos. Von Irene mochte auch der Gedanke stammen, dass auf dem Throne der beiden vereinigten Reiche Milutin und als dessen Nachfolger ihre (Irenens) Söhne folgen sollen.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daſs Milutin dieſen Gedanken auch angenommen hat.

Milutin hatte bereits einen Theil der ſerbiſchen Notabeln für ſeinen Plan gewonnen; jedoch der größte Theil derſelben, namentlich auch die Geiſtlichkeit, widerſtrebte der Vereinigung mit einer fremden Macht. Nachdem Dragutin und deſſen Sohn Wladislaw in der Ferne weilten (wie wir wiſſen in Syrmien), warfen die malkontenten Serben ihre Blicke auf Milutins illegitimen Sohn Stefan, als auf einen geſetzlichen Sprösling der Nemanja's. Stefan empörte ſich auch gegen ſeinen Vater; aber dieſer beſiegte ihn, beraubte ihn des Augenlichtes und ſchickte ihn zur Bewachung nach Byzanz.

Bald nachher kämpfte Milutin abermals um den Beſitz Bosniens, wo die Grafen von Brebir einige Eroberungen gemacht hatten. Später trat er, noch immer im Intereſſe ſeines großen Planes, mit Karl von Valois und deſſen Sohn Karl von Alencon, welche Anſprüche auf den byzantiniſchen Thron erhoben hatten, in Unterhandlungen; Milutin ſuchte die Anſprüche der Valois zu ſeinen Gunſten auszunützen und knüpfte neuerdings auch wieder mit dem Papſte Verbindungen an. Nachdem er jedoch wahrgenommen, daſs ſeine neuen Verbündeten viel zu ſchwach ſeien, als daſs er von ihrer Unterſtützung irgend einen Erfolg hoffen könnte, wandte er ſich wieder von dem Weſten ab.

Im J. 1317 ſtarb Dragutin; der König benützte dieſe Gelegenheit, um deſſen Beſitzungen ſeinem eigenen Lande einzuverleiben.

In demſelben Jahre verzieh er auch ſeinem Sohne Stefan, wahrſcheinlich darum, weil er einſah, daſs ſein großer Plan gerade wegen des Widerſtandes ſeines eigenen Volkes undurchführbar ſei; zudem ſtarb um dieſe Zeit auch ſeine treue Bundesgenoſſin, die Kaiſerin Irene. Er wünſchte alſo ſeinen Sohn Stefan in ſeiner Nähe zu haben, da er von der Vererbung des Thrones auf ſeinen Neffen Wladislaw durchaus nichts wiſſen wollte. Seit dieſer Zeit ließ ſich Stefan wieder in Serbien nieder.

Die letzten Jahre verlebte Milutin nicht im Frieden. Im J. 1318 wurde er vom ungarischen Könige Karl Robert angegriffen, der sich mit Karl von Sicilien, den Grafen von Brebir und einigen albanesischen Häuptlingen verbündet hatte. Karl Robert nahm einen Theil des Banats von Matschow in Besitz und Paul, Graf von Brebir, einige Distrikte Bosniens. Die übrigen Verbündeten besiegte Milutin und zwar umso leichter, als der ungarische König durch innere Wirren im eigenen Lande zur Rückkehr gezwungen wurde.

Milutin starb im J. 1321, gerade als er sich anschickte, an dem ausgebrochenen Konflikte zwischen dem ältern und jüngern Andronikos Theil zu nehmen.

Trotz der in den letzten Jahren erlittenen Einbußen, hatte der serbische Staat beim Tode Milutins einen weit größeren Umfang als unter der Regierung Dragutins. Milutin führte zwar wiederholte und langwierige Kriege, allein er verstand, wie wir gesehen hatten, in den meisten Fällen das Land seiner Feinde zum Schauplatz des Kampfes zu machen. In Folge dessen nahm die Bevölkerung Serbiens dessen Wohlstand und Gedeihen von Jahr zu Jahr zu. Milutin vergaſs auch der Kirche, dieser mächtigen Stütze seines Thrones nicht, er ließ zahlreiche Kirchen und Klöster erbauen und beschenkte sie reichlich und zwar nicht bloß in Serbien, sondern auch außerhalb seiner Gränzen, z. B. in Salonichi, auf dem Berge Athos, auch in Jerusalem. Wahr ist freilich, daſs diese letzteren Stiftungen hauptsächlich aus Berechnung geschahen, um die griechische Geistlichkeit zu gewinnen und dadurch den Boden für seinen Unificierungsplan vorzubereiten. Nichtsdestoweniger überhäufen die serbischen Chronisten den gottesfürchtigen König mit dem größten Lobe.

Bei dem Tode Milutins lebte nur ein legitimer Sprosse des Hauses Nemanja, nämlich Wladislaw, Dragutins Sohn. Die Großen des Reiches erhoben nichtsdestoweniger, wahrscheinlich unter Zuthun der Geistlichkeit, den illegitimen Stefan auf den Thron. Diese Zuneigung zu Stefan mochte theilweise daher stam-

men, weil der in langer Gefangenschaft, dann im fernen Syrmien lebende Wladislaw in seinem Vaterlande fast ganz unbekannt war, während Stefan schon durch jenen Umstand, dass er von seinem Vater Milutin das Stammland der Nemanja's, die Zeta als Antheil empfieng, als der natürliche Thronerbe bezeichnet wurde. Allein Stefan gewann die Sympathien der auf ihre nationale Selbständigkeit eifersüchtigen Serben noch mehr dadurch, dass er, als Milutin die Vereinigung Griechenlands und Serbiens anstrebte, dieser Tendenz sich widersetzt und gleichsam zum Schutze der nationalen Interessen auch die Waffen, obgleich erfolglos, gegen seinen Vater ergriffen hatte.

Stefan Urosch III., der Blinde, der übrigens das Augenlicht nicht völlig verloren, vielmehr während seines Aufenthaltes in Byzanz dasselbe großentheils zurückgewonnen hatte, ist in der Geschichte vornehmlich unter dem Namen „Detschanski" bekannt, welchen Beinamen er von der zu Detschana von ihm erbauten prächtigen Kirche erhielt. Gleich im Anfang seiner Regierung hatte er zwei Thronprätendenten zu bekämpfen. Der eine war sein jüngerer Bruder Konstantin, gleich ihm ein unehelicher Sohn Milutins, der andere aber Wladislaw. Stefan besiegte beide und beide verloren ihr Leben.

Nachdem seine Herrschaft im eigenen Lande befestigt war, folgte er dem Beispiele seines Vaters und wendete seine Aufmerksamkeit sofort den auswärtigen Angelegenheiten zu. In Bosnien kräftigte Karl Robert die Autorität der ungarischen Krone, indem er dieses Land an die Kotromanowitsch verlieh. Stefan scheute den König von Ungarn und wandte sich deshalb an den Papst, dem er gleich seinen Vorgängern bezüglich der Annahme und Verbreitung des katholischen Glaubens Versprechungen machte. Als er jedoch wahrnahm, dass er von Karl Robert, dessen Zeit andere Sorgen in Anspruch nahmen, nichts mehr zu befürchten hatte, unterbrach er die mit Rom geführten Verhandlungen.

Damals richtete er seine Blicke auf das griechische Reich. Den Zwist zwischen den beiden Andronikos als Vorwand benü-

tzend, drang er mit seinem Heere nach Griechenland ein und machte nach mehrjährigen Kämpfen bedeutende Eroberungen in Makedonien und Thessalien, wobei er die okkupierten Gebiete zugleich unter seine Getreuen als Lehen vertheilte. Die Betheiligung Stefans am Zwiste der beiden Andronikos verwickelte ihn auch mit dem Bulgarenzar Michael in einen Krieg, in welchem das Glück ebenfalls die Waffen des serbischen Königs begünstigte. Im J. 1330 wurde in einer großen Schlacht, in der sich insbesondere Stefans Sohn Duschan auszeichnete, das Bulgarenheer total geschlagen, der Zar selbst verlor sein Leben. Stefan drang in Bulgarien ein, vereinigte dasselbe jedoch nicht mit seinem Reiche, obwohl ihn daran nichts gehindert hätte.

Einige Jahre nachher schloss er Frieden mit dem griechischen Kaiser und lebte seitdem in fortdauernder Freundschaft mit Byzanz, so zwar, dass bei einer abermaligen Bedrohung Serbiens durch Karl Robert auch Andronikos dem serbischen Könige Hilfstruppen zusandte. Ja es scheint, dass Stefan, vielleicht in Verfolgung des großen Unificierungsplanes seines Vaters, mehr und mehr den Griechen zuneigte.

Allein gerade diese Vorliebe für die Griechen verursachte seinen Sturz. Sein Sohn Duschan, den er gleich bei seiner Thronbesteigung mit dem Titel des „jüngern Königs" krönen ließ und der in der Zeta seinen Wohnsitz hatte, sah des Vaters griechische Neigungen nicht gleichgiltig an, um so weniger, als die zweite Ehe des Vaters mit einer Griechin, von der noch Nachkommen erwartet werden konnten, ihm diese Tendenzen noch gefährlicher machten. Als Duschan seine Erbrechte bedroht sah, verbündete er sich sofort mit den Malkontenten, deren Zahl mit jedem Tage zunahm. Denn auch die serbischen Großen, Geistliche und Weltliche, betrachteten mit steigender Besorgnis die möglichen Folgen jener Vorliebe, welche der König für die Griechen bezeugte. Diese Unzufriedenen scharten sich also um den jüngern König. Die Spannung zwischen Vater und Sohn war schon zum wiederholten Male in offene Feindschaft ausgeartet; allein sie endigte stets mit

einer Versöhnung. Schließlich aber, im J. 1336 (oder nach Anderen schon im J. 1332) griff Duschan theils aus eigenem Ehrgeize, theils über Aufstachelung der ihm verbündeten Malkontenten seinen Vater mit bewaffneter Hand an, nahm ihn gefangen und tödtete ihn oder ließ es doch geschehen, dass er durch die Aufständischen getödtet wurde. Nach dieser That bestieg Duschan als wirklicher König den Thron von Serbien.

Das Werk der Staatskonstituierung, deren Grundstein der erste Nemanja legte, hatte bis zum Beginne der Regierung Duschans große Fortschritte gemacht. Die von den Serben bewohnten Gebiete waren (mit Ausnahme von Bosnien) im Rahmen eines einheitlichen Staates vereinigt, dessen innere Organisation eine zwar langsame aber stetige Entwickelung aufweist. Im Laufe der Zeiten vergrößerten einzelne mächtigere Fürsten durch neue Provinzen den Umfang des Reiches. Ihre siegreichen Kämpfe gegen die Griechen und Bulgaren machten Serbien in ganz Europa bekannt; auch ihre Verbindungen mit dem Abendlande mehrten sich und die mit den Päpsten fortgesetzten Verhandlungen erregten namentlich die Aufmerksamkeit des westlichen Europa. Es ist also unläugbar, dass Serbien schon in den ersten Decennien des 14. Jahrh. in der Reihe der übrigen Staaten kein geringes Ansehen besaß. Die Zahl der Bewohner nahm erheblich zu, der materielle Wohlstand blühte und wenn die Industrie auch die ersten Stadien der Entwickelung noch nicht überwunden hatte, so war doch das Land den fremden Handelsleuten geöffnet, deren Thätigkeit auch in Bezug auf die Bereicherung der Serben selbst wohlthätigen Einfluss üben mußte. Ebenso bürgerten sich, wie wir sehen werden, auf dem Gebiete der Rechtsverhältnisse allmählich geordnetere Zustände ein, der serbische Staat hatte also unzweifelhaft die Bahn des Fortschrittes betreten.

Allein wir dürfen auch jener Züge, welche dieses Bild trüben, nicht vergessen. In Sitten und Gewohnheiten herrschte noch überall große Rohheit und Wildheit. Allerdings zeigen auch die übrigen Staaten Europas in dieser Beziehung in

diesem Zeitalter keine civilisierteren Zustände; auch begann in West-Europa schon damals in den Städten die Entwickelung des bürgerlichen Elementes, dessen Fleiß, friedliche Neigungen und industrielle wie merkantile Thätigkeit, insbesondere aber dessen Bestreben, die eigenen Interessen durch besondere Rechte zu schützen, die Grundlage legten zur spätern Entwickelung der Civilisation. In Serbien fehlte bis zu Ende das städtische, das eigentliche bürgerliche Element und so konnte auch keine solche Klasse entstehen, die einerseits den priviligierten Ständen gegenüber das Gleichgewicht hielt, andererseits aber die unteren Schichten des Volkes allmählich zu sich empor heben konnte.

Aus diesem Grunde erscheinen die sittlichen Zustände der serbischen Nation im 13. und 14. Jahrh. jedenfalls in düstereren Farben als bei einer andern europäischen Nation. Man findet auch anderwärts Grausamkeit und Hinterlist; die einander vom Throne stoßenden, einander mordenden oder blendenden serbischen Könige waren vielleicht nicht grausamer als viele Herrscher in Europa, welche zu derselben Zeit ähnliche Thaten verübten. Die Geschichte klagt den König Milutin der Ausschweifungen und geschlechtlichen Lüsternheiten an und machte ihm zum Vorwurf, dass er sich viermal vermählt, nachdem er seine Frauen stets verstoßen hatte. Der weit spätere englische König Heinrich VIII. ist jedoch weit eher solcher Anklagen schuldig. Desgleichen hat es seine Richtigkeit, dass die serbischen Könige in ihren Verhandlungen mit den Päpsten und mit dem griechischen Reiche ein großes Maß von Hinterlist bekundeten; allein liefert die gleichzeitige Geschichte der Päpste selbst, dann der kleinen italienischen und fast aller Staaten Europas, nicht zu gedenken des verrotteten byzantinischen Reiches, nicht weit augenfälligere Beispiele des Treubruches und der Verschlagenheit? Und wenn sich die serbischen Großen gegen ihre Fürsten erhoben, wenn sie Antheil nehmen, Einfluss üben wollen auf die öffentlichen Angelegenheiten und zuweilen die Macht des König lahm legen; finden wir nicht ähnliche Erscheinungen auch in Frankreich und England? Aller-

dings hatte der Aufstand der englischen Barone gegen den König Johann „ohne Land" die „Magna charta" zur Folge, während die Übergriffe der serbischen Oligarchie unter Miteinflussnahme ungünstiger Umstände den Sturz des Reiches herbeiführten. Aber auch hiefür finden wir ein Beispiel in der Geschichte Ungarns. Die Religiosität der serbischen Könige erscheint dem oberflächlichen Beobachter als Heuchelei; und dennoch war sie das nicht. Die Kirche erwies sich stets als eine treue Stütze der wahrhaft nationalgesinnten Fürsten. Selbst Nemanja verdankte einen guten Theil seiner erzielten Erfolge der Geistlichkeit und im Mittelalter bezeigte sich die Kirche nicht bloß in Serbien sondern auch anderwärts überaus nachsichtig und nachgiebig gegen solche Herrscher, welche Kirchen und Klöster erbauten und diese mit Gütern beschenkten. Die auf bloße Äußerlichkeiten abzielende Religiosität war damals wie heute nicht immer gleichbedeutend mit der Sittlichkeit und darum erscheint auch der religiöse Eifer der serbischen Könige trotz ihrer unmoralischen Handlungen keineswegs als ein Ausfluss bloßer Scheinheiligkeit. Wir haben durchaus nicht die Absicht, den damaligen sittlichen Zustand der Serben zu vertheidigen; aber vom Standpunkte der geschichtlichen Objektivität wäre es ungerecht, sie darob anzuklagen, weil sie zu jener Zeit die Fehler sämmtlicher Nationen Europas an sich hatten.

Nichtsdestoweniger gebietet dieselbe Objektivität das Geständnis, dass trotz der nahezu gleichmäßigen Stufe der Entwickelung die serbische Geschichte dennoch weit düsterer erscheint als die Geschichte der übrigen Staaten Europas; und zwar aus dem Grunde, weil, wie wir oben erwähnt, in Serbien das vermittelnde Element fehlte, welches den Keim einer spätern Civilisation in sich getragen hätte.

IV.

Die Glanzperiode des serbischen Reiches.

Dušchan, von seinen Zeitgenossen der „Starke" genannt, regierte fast ein Vierteljahrhundert erst als serbischer König, dann

als Kaiser. Unter seiner Regierung erreichte der serbische Staat den Höhepunkt seiner Entwickelung. Gleich nach ihm trat der Verfall und nicht lange nachher der Untergang des Reiches ein. Doch so lange er gelebt, überragte Serbien an Macht und Ansehen alle übrigen Staaten der Balkan-Halbinsel, und es sank vor ihm auch das byzantinische Reich allmählig in den Staub.

In der That war Duschan eine der hervorragendsten Individualitäten seines Jahrhunderts. Schon sein Äußeres war achtunggebietend. Seine persönliche Tapferkeit, ja Tollkühnheit auf dem Schlachtfelde erregte allgemeine Bewunderung; aber noch mehr zeichnete er sich durch seine Eigenschaften als Herrscher und Staatsmann aus. Wohl ist es wahr, dass er seinen eigenen Wert empfand und dieser ihn auch hochmüthig machte; doch was er zur Befriedigung der eigenen Eitelkeit that, erhöhte zugleich den Ruf und das Ansehen seines Vaterlandes. Seine vom Ehrgeize geleiteten Handlungen bereicherten unter Einem die Macht Serbiens. Duschan war ohne Zweifel der nationalste Fürst, der nicht an die Vereinigung des griechischen und serbischen Reiches dachte, gleich seinem Großvater Milutin, damit er dann die Herrschaft den Nachkommen des griechischen Kaisers hinterlasse. Vor ihm schwebte das Idealbild eines *groß-serbischen Reiches*, das die ganze Balkan-Halbinsel in sich begriffen hätte, aber jedenfalls unter der Hegemonie des serbischen Elements. Und zur Durchführung dieses großen Planes fehlte es ihm weder an Willensstärke, noch an geistiger Befähigung. Er gestaltete das großserbische Reich, wusste jedoch unter seiner relativ kurzen Regierung demselben keine dauernde Lebensfähigkeit einzuhauchen; zudem war das auch gar nicht möglich. Slavische Schriftsteller rechnen es Duschan zum Verdienste an, dass er die auf nationaler Tradition ruhenden Ansprüche des serbischen Adels zur Theilnahme an der Regierung gebrochen und die einzig in der Person des Herrschers konzentrierte Staatsgewalt an deren Stelle gesetzt habe, in Folge dessen verwendete er an seinem Hofe und in den Statthalterschaften der eroberten Provinzen nur diejenigen, die sich ausgezeichnet

hatten oder seine Gunst zu erwerben verstanden. Andererseits suchen jedoch Manche eine der Ursachen des raschen Verfalles gerade darin, dass diese Statthalter zu großer Macht gelangten und nach Duschan's Tod die Selbständigkeit anstrebten, wodurch sie die Auflösung des Reiches beschleunigten. Der Fehler lag aber vielleicht nicht so sehr in der Institution selbst, als vielmehr in jenem Umstande, dass der serbische Staat viel zu klein und zu wenig entwickelt war, als dass er als Krystallisationspunkt eines größeren Staatswesens hätte dienen können. Obwohl es nun kaum möglich ist, über die Folgen nicht geschehener Ereignisse ein Urtheil zu fällen, so kann man doch mit einer Wahrscheinlichkeit behaupten, dass bei längerer Lebensdauer Duschan's und falls insbesondere die Türkenangriffe, welche schon damals begannen, keine so rapiden und riesigen Dimensionen angenommen hätten, der von Duschan begründete Groß-Staat, namentlich neben dem verrotteten Zustande des byzantinischen Reiches, nicht allein fortbestanden, sondern sich auch konsolidiert haben würde. Doch dem sei wie ihm wolle: Duschan's Verdienst, dass er sein Vaterland und seine Nation auf den zu seiner Zeit möglichst höchsten Grad der Macht und Entwicklung erhoben, bleibt jedenfalls unbestreitbar.

Die bisherige Entwickelungstendenz des serbischen Staates und die eigene ehrgeizige Individualität Duschan's machten natürlich den Kampf mit dem griechischen Reiche unausweichlich. Und in der That dauerte während der ganzen Zeit seiner Regierung der Krieg zwischen Serben und Griechen fast ohne Unterbrechung fort. Das siegreiche Vordringen Duschan's nach Macedonien, Albanien, ja bis Euböa, sowie die Einschließung der Mauern von Byzanz durch seine Reiterscharen, zwangen den in Salonichi belagerten Kaiser Andronikos den Ältern im J. 1341 zum Friedensschlusse. Zahlreiche blühende Städte und ausgedehnte Provinzen gelangten damals in Duschan's Besitz.

Nach Andronikos' Tode riss Kantakuzinos, des Reiches Oberstkämmerer, die Macht an sich, erst im Namen des minderjährigen Johannes Paläologos, bald aber selbständig im eigenen

Namen. Die verworrenen Verhältnisse erzeugten jahrelange innere Kriege zwischen der Wittwe Anna mit ihren Getreuen gegen Kantakuzinos und dessen Partei. Duschan wusste diese Zwiespältigkeit der Byzantiner geschickt zu benützen, indem er bald die eine, bald die andere Partei unterstützte, stets aber zu seinen und seines Reiches Gunsten die Siegenden ausbeutete. Anfänglich unterstützte er Kantakuzinos, als er jedoch sah, dass dieser nicht geneigt sei, der mit ihm geschlossenen Freundschaft und Bundesgenossenschaft Städte und Ländereien zum Opfer zu bringen, wandte er sich gegen ihn. Wir können uns nicht in eine Schilderung der langwierigen Kriege einlassen, welche Duschan bis zum letzten Augenblicke seines Lebens gegen das griechische Reich führte; können die Einzelheiten dieses großen Kampfes nicht erwähnen, in welchem die betheiligten Parteien unter fortwährendem Wechsel ihres gegenseitigen Verhältnisses in der Hinterlist und im Wortbruch mit einander wetteiferten, können nicht aufzählen all' die Vergiftungs-, Mord- und Bestechungsversuche, wodurch sie von einander befreit zu werden, oder die Getreuen des Gegners zum Abfall zu bewegen strebten. Es war das ein schonungsloser, unbarmherziger Krieg; Verwüstung, Krankheit und Hungersnoth folgten seinen Spuren. Allerdings fehlten demselben auch die edleren Züge nicht und darunter ist jedenfalls der interessanteste das zwischen Duschan und Kantakuzinos entwickelte Verhältnis, welches selbst dann, als sie schon in offener Feindschaft standen und einander mit Waffengewalt und List bekämpften, noch immer eine gewisse Färbung der Ritterlichkeit bis zu Ende bewahrte. Die Chronisten verzeichnen dreizehn Kriegszüge Duschan's gegen das byzantinische Reich. Der Serbenkönig gieng aus denselben nicht immer als Sieger hervor, ja er erlitt zuweilen empfindliche Niederlagen. Die bedeutenderen Städte und Provinzen wechselten oftmals den Herrn, aber schließlich war das Glück doch Duschan günstig und die Griechen waren nicht im Stande, ihm seine großartigen Eroberungen zu entreißen. Außer den eigentlichen serbischen Provinzen bildete noch ganz

Macedonien, Albanien und ein guter Theil von Thessalien integrierende Bestandtheile des serbischen Reiches.

Allein wenn wir auch die Details der Kriege, welche Duschan gegen Byzanz führte, mit Stillschweigen übergehen, so dürfen wir doch eines Momentes nicht vergessen, und zwar betrifft dieses das Bündnis, welches Kantakuzinos mit den Osmanen im J. 1346 schloss, das den Letzteren dann als erwünschter Vorwand zu größeren Einfällen nach Europa und zu Niederlassungen daselbst diente.

Aus den verschiedenen selbständigen türkischen Provinzen, welche damals in Klein-Asien bestanden, insbesonders von Aidin und Szaruchan aus beunruhigten einzelne krieg- und beutelustige Scharen schon seit langer Zeit die Ufer der thrakischen Halbinsel, wobei sie öfters auch tiefer ins Innere des Reiches sich verbreiteten. In ihren inneren Kämpfen und in den Kriegen gegen die serbischen und bulgarischen Fürsten, riefen die griechischen Kaiser zum wiederholten Male solche türkische Martolosen zu Hilfe, welche alsdann gewöhnlich nur nach furchtbaren Verwüstungen in ihre Heimat zurückkehrten. Als Duschan die freundschaftlichen Bande, die ihn an Kantakuzinos fesselten, löste, und denselben angriff, wandte sich dieser an Umur Beg, den Herrn von Aidin, um Hilfe. Vier Jahre hindurch kämpften die türkischen und griechischen Streiter vereint gegen die Serben, zuweilen, wie wir erwähnt, auch siegreich. Die von Umur Beg gesandte Hilfe war jedoch nicht fortdauernd; die Türken kamen, so oft man ihrer bedurfte, auf ihren Schiffen nach Europa und kehrten nach dem Feldzuge, oft auch während desselben in ihr Vaterland zurück, indem sie die Besitzungen von Freund und Feind in gleicher Weise verwüsteten.

Diese Türken kann man nicht als identisch betrachten mit den Osmanen, die in den letzten Jahren des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts vornehmlich im einstigen Bythinien den Grundstein zu ihrem später so mächtigen Reiche legten. Die nahe Stammverwandtschaft und Religionsgemeinschaft, welche zwischen den Osmanen und den übrigen kleinasiatischen Türken bestand,

verhinderte nicht, dass sie auch öfters gegeneinander Krieg führten. Urchan, der Osmanenfürst, hatte sich bisher von einer Invasion nach Europa fern gehalten, obwohl schon damals alle seine Gedanken und Begierden nur auf die Eroberung Europa's gerichtet waren; doch wollte er vorher seine Macht in Kleinasiien befestigen und seine Kraft nicht zersplittern. Bald indessen bot sich ihm die sehnlichst erwünschte Gelegenheit zur Einmengung in europäische Angelegenheiten von selbst. Als nämlich die Kaiserin Anna sah, dass sie gegen Kantakuzinos, der auch in den türkischen Hilfstruppen eine kräftige Stütze fand, aus eigener Kraft nicht mehr kämpfen könne, wandte sie sich an den osmanischen Fürsten Urchan und suchte ihn durch glänzende Versprechungen zu bewegen, sein Heer gegen Kantakuzinos nach Europa zu senden. Urchan folgte dieser Einladung und erschien mit seinen Scharen zwei Mal auf europäischem Boden. Katakuzinos blieb indessen Sieger und die Osmanen kehrten unter furchtbaren Verwüstungen in ihre Heimat zurück. Trotz der errungenen Vortheile erkannte Kantakuzinos sofort, dass er keinen endgiltigen Sieg hoffen könne, sobald Urchan auch fernerhin geneigt ist, die Kaiserin Anna und deren Sohn Johannes Paläolog zu unterstützen. Um die Freundschaft der Osmanen zu gewinnen, brachte Kantakuzinos seine eigene Tochter zum Opfer, indem er sie im J. 1346 dem bereits an Jahren vorgerückten Urchan zur Gemahlin anbot. Der Osmanenfürst nahm das Anerbieten an, und durch diese Heirat kam jenes, in seinen Folgen so verhängnisvolle Bündnis zwischen Kantakuzinos und Urchan zu Stande. Von dieser Zeit an stellte Urchan seinem Schwiegervater mehrmals zahlreichere Hilfstruppen zur Verfügung, die zwar gegen Duschan wenig Erfolg erzielten, desto größeren Schaden aber dem Reiche brachten. Die als Bundesgenossen nach Europa gelangten Osmanen vergaßen sehr bald auf die Interessen des Reiches und ihres Bundesfreundes Kantakuzinos und offenbarten stets unverhüllter ihre Eroberungstendenzen. Kantakuzinos erkannte wohl die Gefahr, welche ihn von dieser Seite her bedrohte, allein zu ihrer Abwehr war es bereits zu spät. Im

J. 1356 brachten die Osmanen die an dem fern des Hellespont liegende kleine Veste Zimpe in ihre Gewalt, und hier nisteten sie sich dauernd ein. Im nächsten Jahre okkupierten sie auch Gallipoli. Damit war der Grundstein zur Ansiedlung der Osmanen in Europa gelegt.

Dieses Ereignis geschah schon nach dem Tode Duschan's; so lange er lebte, konnten die Osmanen auf der Balkan-Halbinsel zu keiner größeren Macht gelangen. Aber die Gefahr, welche von Seite dieses asiatischen Volkes nicht nur Byzanz, sondern auch Serbien bedrohte, ahnte auch er bereits. Im letzten Jahre seines Lebens (1355 oder 1356) sammelte er ein großes Kriegsheer zur Besitzergreifung von Byzanz. Jedoch auf dem Zuge dahin starb er, und mit ihm sank auch die Größe des serbischen Reiches zu Grabe.

Duschan hatte seine Aufmerksamkeit nicht ausschließlich dem Osten zugewendet. Die Expansiv-Kraft, welche damals im serbischen Staate waltete, verlangte Ausbreitung nach allen Seiten. Gleich zu Anfang seiner Regierung zog Duschan bis an die Save, so dass Karl Robert es für nothwendig erkannte, Vertheidigungsmaßregeln gegen ihn zu treffen. Es kam jedoch zwischen beiden Staaten zu keinem Zusammenstoße. Als später im J. 1346 der ungarische König Ludwig der Große nach Dalmatien kam, besorgte Duschan, dass Bosnien eine unmittelbare Provinz Ungarns werde und begann deshalb Unterhandlungen mit dem Papste, dem er in Bezug auf seinen Übertritt zum Katholicismus Versprechungen machte. Unter dieser Bedingung verhieß ihm auch der Papst seinen Schutz und die Anerkennung der gemachten Eroberungen. Als sich aber Ludwig nach Neapel entfernte, brach auch Duschan die Unterhandlungen mit dem Papste wieder ab. Einige Jahre nachher bereitete sich Ludwig zu einem neuen Zug nach Neapel vor und gab vorher dem Ban Stefan Kotromanovitsch die Weisung, mit seinen Kriegsscharen das ganze Gebiet bis Cattaro zu durchzustreifen, wahrscheinlich in der Absicht, Duschan dadurch einzuschüchtern. Dafür brach Duschan im folgenden Jahre, als König Ludwig in der Ferne weilte, in Bosnien ein, belagerte zwar

Trawnik vergeblich, doch gelang ihm die Besitznahme von Zachlumien. Im J. 1353 bereiteten Serbien und Ungarn sich zu neuem Kampfe vor. Wie es scheint, gelang damals Duschan die Erwerbung des Banats von Maschow mit Belgrad. Als König Ludwig nach diesen Ereignissen ein Heer sammelte, anscheinend um Serbien anzugreifen, wendete sich Duschan wieder an den Papst, der auch nicht säumte, an ihn eine Gesandtschaft zu schicken. Unterdessen wurde es jedoch offenbar, dass Ludwig eigentlich gegen Venedig kriegerische Absichten hege; deshalb hob Duschan im J. 1355 neuerdings jede Verbindung mit Rom auf.

Die Siege, welche Duschan nach allen Richtungen geärntet, die großartigen Eroberungen womit er den Umfang seines Reiches vergrößert hatte; das Ansehen, welches er sowohl bei seiner eigenen Nation wie bei den Nachbarvölkern genoss und endlich sein eigener Ehrgeiz trieben den Serbenkönig an, seiner Machtstellung, auf welche er sich und Serbien erhoben, auch den äußerlichen Ausdruck zu geben. Der Kaiser-Titel, der bis zum Untergange des römischen Reiches als ein Symbol der Weltherrschaft betrachtet und seitdem vom Morgen- und Abendland im gleichen Sinne wenn auch nicht mit derselben Berechtigung in Anspruch genommen wurde — dieser Kaisertitel entsprach am Besten jenem Ziele, welches der serbische König auf Grund der errungenen Vortheile in der Zukunft zu erreichen hoffte. Durch die Annahme des Kaisertitels befriedigte Duschan nicht nur seinen eigenen Ehrgeiz, sondern auch die Eitelkeit seiner Nation. Dieser Titel bezeichnete ihn, sobald er das griechische Reich vollends erobert hatte, als den natürlichen Erben der byzantinischen Cäsaren.

Seit dem J. 1346, oder nach Anderen seit 1348, nannte Duschan sich Kaiser (Zar) von Macedonien und Alleinherrscher (Monarch) der Serben, Griechen, Bulgaren, des Küstenlandes und der westlichen Theile. Als er seinen Kaisertitel proklamierte, ließ er zugleich seinen Sohn, den jungen Uroš, zum Könige krönen und übertrug ihm die Regierung des eigentlichen Serbien. Es war der erste Fall in der Geschichte des Hauses Nemanja,

dass der Thronerbe keinen Familientheil erhielt. Bis dahin wurde, wie wir wissen, die Zeta als das alte Familienerbe betrachtet. Vor der kaiserlichen Macht, welche alle Rechte in sich schloss und überragte, mußten auch die alten Berechtigungen weichen. Uroš war, mit Ausnahme seines Königstitels, ebenso Statthalter in Serbien wie in den übrigen Provinzen jene Magnaten, welche Dušchan zur Verwaltung derselben ernannt hatte. Über Allen stand der Kaiser, gleichsam die ideale Koncentrierung des ganzen Reiches verkörpernd. Allein obgleich diese Veränderung auf der Bahn der centralistischen Staatsentwickelung einen scheinbaren Fortschritt bezeichnet und bei der kraftvollen Persönlichkeit Dušchans dieses auch gewesen war: so wurzelte sie eigentlich, wie wir weiter unten darlegen werden, doch nur in der alttraditionellen Auffassung. Dass die Staatsentwickelung in dieser Richtung ein so schnelles Ende erreichte, das ist nebst dem Einflusse der äußeren Verhältnissen hauptsächlich darin zu suchen, weil das eigentliche Serbien in keiner Beziehung einem solch großen Reiche zum Mittelpunkte dienen konnte. Ebenso ergibt sich, dass einerseits die Auftheilung des Reiches in relativ wenige übermäßig ausgedehnte Provinzen, in Folge dessen die betreffenden Statthalter sich darin als selbständige Fürsten fühlten, andererseits aber die übertriebene Centralisation der gesammten Macht in der Person des Kaisers, was wieder dazu führte, dass außer der Person des Herrschers eigentlich gar kein staatlicher Mittelpunkt vorhanden war, — daraus ergibt sich, wie die Konsolidierung eines homogenen Staatsorganismus nur unter der Bedingung möglich war, wenn auf Dušchan eine Reihe kraftvoller hervorragender Herrscher folgte. Indessen die großen Eigenschaften, welche ihn charakterisierten, mangelten schon seinem Sohne und Nachfolger. Auf diese Weise wurden selbst die von Dušchan nach griechischem Vorbilde in seinem Reiche eingeführten Hofwürden, die Titel: Sebastokrator, Despota und Cäsar, welcher er seinen Getreuen, insbesondere den Statthaltern der größeren Provinzen verlieh, für einzelne Ehrgeizige zu ebenso vielen Anreizen, die

Autorität des schwachen Herrschers zu vernichten und in dessen Namen selbst zu regieren. Unter der starken Hand Duschans zeigten sich allerdings diese Mängel noch nicht; unter seiner Leitung arbeitete die Staatsmaschine anstandslos und konnte die oberste Reichsgewalt nach Innen und Außen ohne Hindernis zur Geltung gelangen.

Durch die Annahme des Kaisertitels erreichte der serbische Staat nicht bloß den Gipfelpunkt seiner Entwickelung, sondern er erhob sich auch zugleich hinsichtlich seiner Selbständigkeit und der Vollendung der Staats-Souveränetät zu gleichem Range mit den benachbarten älteren Staaten. In dieser neuen Phase der staatlichen Existenz mußten auch die kirchlichen Verhältnisse eine Veränderung erleiden. Wie schon erwähnt, trug die orientalische Kirche in Serbien (und auch in anderen Staaten, wo sie sich einbürgerte) einen ausgeprägt nationalen Charakter an sich. Jenes enge Band, welches zwischen Kirche und Staat, ja zwischen jener und der ganzen politischen Existenz der Nation bestand, forderte unabweislich, dass mit der Ausdehnung der politischen Macht und mit der Steigerung von deren Selbständigkeit auch die Kirche eine stets unabhängigere Stellung einzunehmen strebte und zwar nicht dem serbischen Staate, sondern jenen Kirchen gegenüber, die sich auf dem Gebiete anderer, fremder politischer Organismen entwickelt hatten. Bis nun war die serbische Kirche vom Patriarchen zu Konstantinopel abhängig, dieser bestätigte die serbischen Erzbischöfe. Als jedoch Serbien zu einem Kaiserthum erhoben ward, erschien die Loslösung der serbischen Kirche vom byzantinischen Patriarchate als eine natürliche Konsequenz. Und in der That verkündete Duschan auf einer großen Synode des serbischen Klerus, dass der serbische Erzbischof künftighin den Patriarchentitel führen werde und einige Jahre später wurde die definitive Trennung vom byzantinischen Patriarchate auch wirklich vollzogen. Dadurch nahm das neue Reich auch in kirchlicher Beziehung seinen Platz in der Reihe der vollkommen unabhängigen Staaten ein und wurde auch in dieser Hinsicht mit Byzanz gleichberechtigt.

Außer den Eroberungen und der Regelung der politischen und kirchenrechtlichen Verhältnisse nahmen auch die inneren Angelegenheiten Duschans Aufmerksamkeit in großem Maße in Anspruch. Das Resultat dieser Fürsorge war jenes merkwürdige Gesetzbuch (Zakonik), welches Duschan im J. 1349 auf einer allgemeinen Nationalversammlung verkündigte. Diese Gesetzessammlung, über welche wir noch eingehender sprechen werden, bietet uns bei allen ihren Mängeln ein interessantes Bild von den damaligen kulturellen und rechtlichen Zuständen des serbischen Volkes.

Ehe wir von Duschan, diesem wahrhaft großen Herrscher scheiden und zur kurzen Betrachtung der traurigen Periode des Verfalles übergehen, dürfte es am Platze sein, von der inneren Entwickelung und der Organisation des serbischen Staatswesens, wie sich dasselbe insbesondere von Nemanja bis zum Tode Duschans gestaltete, eine zusammengefasste Skizze zu geben, wobei wir jedoch selbstverständlich gehörigen Orts auch die ältere Zeit nicht außer Acht lassen werden. Die wertvollsten Daten hiezu bietet unzweifelhaft das Gesetzbuch Duschans. Die Gesetze und Statuten, welche dasselbe enthält, sind nicht ausschließlich die Schöpfungen Duschans oder seiner Zeit; sondern es werden zumeist alte Gewohnheiten oder Anordnungen früherer Fürsten zu Gesetzeskraft erhoben und von diesem Gesichtspunkte aus wirft diese Sammlung ein helles Licht nicht bloß auf die Entwickelung der politischen, socialen und rechtlichen Verhältnisse der Serben, sondern es besitzt dieselbe auch als ein Kodificationsversuch bei allen ihren Mängeln und Gebrechen dennoch großes Interesse.

Außer dem Gesetzbuche Duschans muß man die Quellen zur Kenntnis der inneren Entwickelung noch in den älteren Donational-Briefen und in anderen Urkunden suchen; auch die äußere Geschichte liefert von Zeit zu Zeit aufklärende Daten.

Nichtsdestoweniger ist es unmöglich, von den inneren Verhältnissen und Zuständen ein getreues und vollständiges Bild zu geben; denn auf Schritt und Tritt begegnet man unaufgehellten dunklen Einzelheiten, oder unausgefüllten und wohl schwerlich aus-

zufüllenden Lücken. Wegen Mangel an Daten kann manche Frage häufig nur durch Vermuthung oder bloß hypothetisch gelöst werden. Wir hielten es für nothwendig, diese Bemerkungen vorauszusenden, theils um die Schwierigkeiten, mit denen der Historiker hier zu kämpfen hat, aufzudecken, theils aber um nicht gezwungen zu sein, dieselben bei jedem einzelnen Punkte zu wiederholen.

Die Basis der socialen Organisation der Serben bildet jene bei sämmtlichen slavischen Völkern in ihren verschiedenen Entwickelungsperioden vorhandene eigenthümliche Institution, deren wir schon flüchtig gedachten und die unter dem Namen der „Zadruga" (sprich: „Sadruga") bei den Südslaven auch in unseren Tagen noch fortbesteht.

Die Sadruga ist ein Verein oder eine Gesellschaft, welche durch mehr weniger enge, vornehmlich blutsverwandtschaftliche Bande aneinander geknüpfte, aber zuweilen auch ganz fremde Individuen und Familien in sich fasst; in welchem Verbande das gesammte Vermögen gemeinschaftlich verwaltet wird und die Arbeit und der Erwerb der einzelnen Mitglieder das Wohl der Kommunion fördert und deren Vermögen vermehrt. Gemeinschaftlich sind aber auch die Erhaltungskosten dieses Verbandes, ja sämmtliche Genossen einer Sadruga wohnen in demselben Hause beisammen. Die Angelegenheiten der Sadruga leitet mit fast unbeschränkter Gewalt einer der Männer, den die übrigen zu diesem Amte frei erwählen. Die Wahl kann auf ein beliebiges Mitglied, auch auf das jüngste fallen; aber es liegt in der Natur der Sache, nachdem das Haupt die meiste Erfahrung besitzen muß, dass in der Regel der Älteste gewählt wird, woher dann auch die Benennung „starješina" (d. i. Alter) herstammt, welcher Name auch gegenwärtig noch bei den Slaven überhaupt den Besitzer einer größern Macht bezeichnet. Trotz der Gemeinschaftlichkeit und der großen Gewalt des Starješchina gehen die Mitglieder der Sadruga niemals weder ihrer persönlichen Selbständigkeit noch ihrer Besitzfähigkeit verlustig. An dem gemeinsamen Vermögen besitzt jedes Mitglied gleichen Antheil, überdies kann es aber auch noch Pri-

vatvermögen erwerben, über welches es dann frei verfügen darf. Die Sadruga ist auch keine streng abgeschlossene Gesellschaft, der Austritt aus derselben ist ebenso gestattet wie der Eintritt neuer Mitglieder.

Wir können uns in eine detailliertere Darstellung dieser merkwürdigen und beachtenswerten Institution hier nicht weiter einlassen; das bisher Gesagte wird übrigens genügen, um von der socialen und staatlichen Entwickelung der Serben einen richtigen Begriff zu verschaffen.

In der eigenthümlichen Sadruga-Institution treten namentlich zwei Momente besonders hervor. Das eine ist die Gleichheit der Ansprüche aller verbundenen Mitglieder nicht nur in Bezug auf das gemeinsame Vermögen, sondern auch hinsichtlich des Einflusses auf die Angelegenheiten der Societät durch die Antheilnahme bei der Wahl des Starjeschina und das zweite, dass die Gewalt des Hauptes der Sadruga aus der freien Wahl der übrigen Mitglieder entspringt und eben dadurch eingeschränkt und in dieser Hinsicht zwar vorwiegend das Alter, aber nicht gerade die direkte Erblichkeit in Betracht gezogen wird.

Ob die Serben im Zeitalter ihrer Einwanderungen auf die Balkanhalbinsel außer der uralten socialen Institution der Sadruga noch andere Einrichtungen besaßen, welche wenigstens die Keime eines centralisierten Staatslebens in sich schlossen; — ob der Fürst oder die Fürsten, unter deren Leitung sie in ihr neues Vaterland zogen, schon wirkliche Herrschaft ausgeübt hatten oder nur für die Zeit der Kriegführung erwählte Häuptlinge waren, wie man solches bei anderen Slaven findet; — auf diese Fragen lässt sich heute kaum mehr eine bestimmte Antwort geben. Trotz der Behauptung des „im Purpur geborenen" Kaisers, dass jenem Fürsten, der die Serben über die Save führte, sein Sohn in der Herrschaft gefolgt sei und so weiter auch die ferneren Nachfolger, scheint es doch, als ob damals die fürstliche Macht sich in der That bloß auf die vorübergehend erwählte Führerschaft beschränkt habe und es unterliegt kaum einem Zweifel, dass zur Zeit der Einwande-

rung außer der Sprach- und Stammverwandtschaft und der aus der Sadruga fließenden Genossenschaft keine andere Institution vorhanden war, welche den Serben ein zusammengefasstes Staatsleben garantiert hätte.

Ob die Serben die Stammesverfassung schon mit sich gebracht, ob dieselbe erst in ihrer neuen Heimat sich entwickelt, ist für uns gleichgiltig. Es unterliegt indessen keinem Zweifel, dass mehrere Sadrugen unter Wahrung ihrer Selbständigkeit zu einem größern Bunde, zu einem Stamme sich vereinigten. Das Gebiet, welches einem solchen Stamme zum Wohnsitz diente und sein Eigenthum war, hieß „Župa“ (lies: Shupa)*). Wie ein Starjeschina die Angelegenheiten der Sadruga leitete, so besaß auch die „Župa“ ihr eigenes Oberhaupt, den „Župan“ (Shupan), welcher wahrscheinlich von den Sadrugen des Stammes oder vielmehr von den „Ältesten“ derselben unter sich gewählt wurde unter besonderer Rücksicht auf Verdienst und Alter. Es war nun eine Folge natürlicher Entwickelung, dass einzelne Familien oder vielmehr Sadrugen sich zu größerer Bedeutung aufschwangen und sich das Privilegium verschafften oder sicherten, auf dass die Shupane stets aus ihrer Mitte gewählt werden. Die Shupanschaft wurde also nicht erblich, aber indem sie sich auf gewisse Familien beschränkte, überragten diese nicht nur im Ansehen, sondern allmählich auch in der Ausübung der politischen Rechte die übrigen. Aus diesen Familien bildete sich dann die bevorzugte Klasse bei den Serben, im westeuropäischen Sinne gesprochen der „Adel“ oder nach dem ursprünglichen serbischen Ausdruck die „Mächtigen“ (vlastelin).

Der Ursprung des serbischen Adels kann also auf die erwählten Häuptlinge (Anführer) und auf die Einbürgerung dieser Wahlfähigkeit in einzelnen Familien zurückgeführt werden; wobei

*) Auch heute noch wird in Bosnien die katholische Pfarrei „Župa“ und der Pfarrer „Župnik“ genannt. Die Pfarrei repräsentierte gleichfalls ein gewisses Bündnis.

natürlich der Begriff der „Familie" nicht im westeuropäischen sondern im allgemein slavischen Sinne (als Sadruga) zu nehmen ist.*)

Wie der Adel so entwickelte sich auch die oberste Staats-Gewalt aus der Stammes- oder Shupanats-Verfassung. Wir haben gesehen, dass die Serben zur Zeit ihrer Einwanderung und in den darauffolgenden Jahrhunderten mehr weniger, aber doch in einem gewissen Maße von Byzanz abhängig waren. Die Macht der griechischen Kaiser war damals schon viel zu schwankend, als dass sie auf die Bewohner so entfernt gelegener Provinzen das Band der direkten Unterthanschaft des Reiches hätten ausdehnen können. Sie begnügten sich ohne Zweifel, wenn die Serben einen gewissen Tribut leisteten und von Zeit zu Zeit Hilfstruppen stellten oder wenigstens in der Theorie die Oberhoheit von Byzanz anerkannten. In ihren inneren Angelegenheiten genossen die Serben eine nahezu vollständige Unabhängigkeit. Nur aus diesem überaus lockern Zusammenhang zwischen dem serbischen Gebiete und dem Centrum des Reiches erklärt sich der Umstand, dass die Serben schon in dieser Zeit so häufig und oft mit Erfolg gegen die kaiserlichen Truppen kämpfen konnten.

Die Shupane**) herrschten also (in Bezug auf die inneren Angelegenheiten) ebenso unabhängig über den Stamm oder die Shupa wie das Haupt der Sadruga über diese Hauskommunion.

---

*) Im eigentlichen Serbien ist die Institution der Sadruga, wenn auch im Verfalle, so doch noch vorfindlich. Auch in der ungarisch-kroatischen Militärgränze bestand sie bis auf die Jüngstzeit. In den nördlichen Theilen der Herzegowina und in Montenegro, welche Gegenden bekanntlich die kräftigsten serbischen Stämme bei der Niederlassung eingenommen hatten, wo sie ihre Selbständigkeit am besten zu bewahren und ihre Eigenthümlichkeiten am reinsten zu erhalten wussten, trifft man auch gegenwärtig jene Stammverfassung, wie wir sie oben geschildert haben.

**) Wir wollen hier die Entscheidung jener Frage nicht versuchen, ob diese Häuptlinge wirklich „Župane" oder wie Manche meinen, nur „Knesen" genannt wurden oder ob man sich beider Benennungen in demselben Sinne bediente. Über die Benennung „Knes" werden wir noch ausführlicher sprechen.

Ihre Macht war jedoch nicht unbeschränkt. Das Recht der Wahl gab den Wählern zugleich Einfluss auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und auch sonst blieb, wie wir später sehen werden, nach altslavischer Sitte die Berathung und Besprechung, wenngleich seltener die Beschlussfassung, das jederzeit bewahrte Recht einzelner Mächtiger oder der hiezu befähigten Klassen des ganzen Volkes.

Der persönliche Ehrgeiz, die individuelle Thatkraft und andererseits der im Volke vorhandene lebendige Unabhängigkeitstrieb, welcher angesichts der ringsum wohnenden Feinde ein engeres Aneinanderschließen nothwendig erscheinen ließ, waren ohne Zweifel die Ursachen, dass die im Kreise des Stammes unabhängigen Shupane zur Wahl eines Groß-Shupans bewogen wurden, dem man die oberste Gewalt übertrug und sich dadurch die eigene Existenz zu sichern strebte. Der Groß-Shupan (veliki župan) war demnach ebenso Mandatar der Shupane wie diese anfänglich die Beauftragten der Sadruga-Ältesten. Jenes Princip, dass, wo nur möglich, der Älteste zum Groß-Shupan gewählt werde und derselbe nur im Einverständnisse mit den übrigen Shupanen handle, blieb eine Zeit lang gleichfalls maßgebend.

Allein gleichwie das Shupanat im Laufe der Zeit sich auf gewisse Familien beschränkte, so bürgerte sich später auch das Groß-Shupanat in einzelnen Familien ein und zwar hier der Natur der obersten Gewalt zufolge weit eher in der eigentlichen Familie. Wir können aber auch wahrnehmen, dass die Würde des Groß-Shupans von der betreffenden Familie als ein Gemeingut betrachtet wird, auf welches jedes einzelne Mitglied Anspruch hat und deshalb an derselben betheiligt sein will. Daher kam es, dass die Ländereien unter die Familienmitglieder vertheilt wurden, welche dann dem Titular-Groß-Shupan mehr nur als ältestem Familienmitgliede eine Autorität zuerkannten und mit ihm als dessen natürliche Rathgeber die öffenlichen Angelegenheiten besorgten, aber vor seiner Macht sich nie vollständig beugten, außer er griff zu Zwangsmaßregeln.

Diese Entwickelung des Groß-Shupanats erklärt Vieles, was sonst in der serbischen Geschichte unverständlich bleiben würde oder zu einer fehlerhaften und unrichtigen Auffassung des serbischen Volkscharakters führen könnte.

Jener Umstand einerseits, dass die Shupane den Groß-Shupan jederzeit nur als ihren Mandatar betrachteten, der von ihrer Wahl, also in vieler Hinsicht von ihnen abhängig war, andererseits jenes sehr natürliche Bestreben der Groß-Shupane die einmal erhaltene Macht der eigenen engern Familie und insbesondere den direkten Nachkommen zu sichern und für diese erblich zu machen, bezeichnen am deutlichsten die Motive, welche vom 7. bis zum 12. Jahrhunderte auf serbischen Boden die verwüstenden inneren Kämpfe hervorriefen und zugleich die Entstehung einer kräftigen Dynastie unmöglich machten.

Der Wechsel des Groß-Shupanats unter verschiedenen Familien, die Theilung der Gewalt unter die Söhne desselben Groß-Shupanats, ferner einerseits das Streben nach Befestigung der direkten Erblichkeit, andererseits das Wiederaufleben der Berechtigung des Ältesten im Kreise derselben engeren Familie, sodann die Leichtigkeit, womit jeder Parteigänger sich Anhänger zu verschaffen wusste, nicht minder die Einschränkung der obersten Staatsgewalt durch die am Staatsgeschäfte betheiligten Shupane, sowie deren Unabhängigkeits-Tendenzen, in Folge deren während dieser ganzen Periode Serbien als Staat gar nicht existierte, sondern nur als eine lose Gesammtheit der von den Serben bewohnten Gebiete zu betrachten war: — alle diese Erscheinungen finden ihre einzige und ausreichende Erklärung in der obgekennzeichneten uralten Familien- und Stammverfassung.

Auf solche Weise ist es natürlich, dass die einheitliche Staatsidee auf serbischem Boden lange Zeit hindurch das Übergewicht nicht gewinnen konnte. Als der eigentliche Begründer des serbischen Staates ist Nemanja zu betrachten; seine Wirksamkeit haben wir oben gewürdigt. Hier ist nur noch nachzuweisen, auf welche Weise die oberste Staatsgewalt sich konstituierte und aus

den Fesseln der primitiven und traditionellen Verhältnisse losgerungen hatte.

Nemanja war bekanntlich der jüngste seiner Brüder und dennoch erhielt er die wichtigste Shupa oder Provinz, nämlich Raßa. Diese Thatsache steht mit den hergebrachten Gewohnheiten derart im Widerspruch, dass sie überhaupt unerklärbar bliebe, wenn man nicht wüsste, dass Nemanja vom griechischen Kaiser unterstützt wurde.

Nichtsdestoweniger reizte eine solch flagrante Verletzung der alten Ordnung und der traditionellen Gewohnheiten alle Jene, die sich in ihren Rechten gekränkt fühlten, zu offenem Widerstande. Nemanja mußte langwierige Kämpfe mit seinen Brüdern führen, die ihm z. B. charakteristisch genug unter Anderem auch den Vorwurf machten, dass er den Bau einer Kirche unternommen, ohne vorher seine älteren Brüder deswegen befragt zu haben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sich mit den Brüdern Nemanja's auch jene kleineren Shupane und Herren vereinigten, die Nemanja als einen Usurpator, als einen Umstürzer der durch Gewohnheit geheiligten Zustände betrachteten. Auf der Seite Nemanja's stand aber das gemeine Volk, welches er durch die Geistlichkeit für sich gewonnen hatte. Es half ihm überdies auch sein Protektor, der griechische Kaiser Manuel, und so gelang ihm der Triumf über seine Gegner und die Vereinigung der locker zusammenhängenden serbischen Gebiete.

Nemanja schwächte, lähmte die bis dahin so mächtige Stammverfassung, war jedoch nicht im Stande, dieselbe gänzlich umzugestalten. Der größte Erfolg, den er errang (und dieser ist in Anbetracht der damaligen Verhältnisse wirklich groß zu nennen), bestand darin, dass er die Macht des Groß-Shupans in solchem Maße befestigte und ausdehnte, dass man fernerhin einer Rivalität anderer Familien um die Groß-Shupans-, oder später um die Königs-Würde gar nicht mehr begegnet. Mit einem Worte: Er gründete eine solche Dynastie, deren Berechtigung zur Herrschaft künftig niemals mehr bezweifelt wurde.

Das schloss jedoch weder die Möglichkeit des Streites innerhalb der Dynastie selbst, noch das Bestreben der „Mächtigen" aus, nicht bloß auf die Staatsangelegenheiten, sondern auch auf die Vererbung des Thrones Einfluss zu nehmen, das Letztere allerdings nur in Bezug auf die einzelnen Mitglieder der Herrscherfamilie.

Als Nemanja der Herrschaft entsagte, übergab er dieselbe seinem erstgebornen Sohne Stefan. Das Prinzip der direkten Erbfolge hielt also auch Nemanja damals noch nicht für vollständig anerkannt, er fand es für nothwendig, die Macht seinem Sohne zu übertragen, und zwar öffentlich. Diese Thronentsagung, sowie die Proklamierung Stefan's zum Groß-Shupan geschah auf einer großen National-Versammlung, zu welcher alle jene geistlichen und weltlichen Großen und kleineren Edelleute, Woiwoden und Krieger, die überhaupt zu solcher Versammlung berufen wurden, anwesend waren. Dadurch wurde Stefan gleichsam von der Nation als Nachfolger anerkannt, und diese Thatsache beseitigte vorneweg alle auf alter Gewohnheit beruhenden und etwa wiederauflebenden Wahlbewegungen.

Der Kampf zwischen der von Nemanja begründeten neuen Ordnung und den früheren Verhältnissen äußerte sich aber nicht bloß an diesem Beispiele. Bei seinem Rücktritt verlieh er seinem zweiten Sohne Wukan das alte Familienerbe, die Zeta. Mag der Vater bei dieser Gelegenheit dem jüngeren Sohne noch so schöne Ermahnungen gegeben haben, dass er seinem ältern Bruder, dem Groß-Shupan, gehorsam sein solle, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass Nemanja durch diese Verleihung offen bekundet hatte, wie er selber sich von den Fesseln des alten Brauches nicht losmachen konnte, jenes Brauches, demzufolge die Herrschaft als Eigenthum der herrschenden Familie betrachtet wurde, an welchem die Mitglieder der Letzteren sich auch thatsächlich betheiligten. Was für unglückliche Folgen die Theilung des jungen Staates unter die beiden Brüder nach sich zog, und wie dadurch die Existenz des ganzen, von Nemanja durch eine lange Reihe von Jahren aufge-

richteten Werkes gefährdet wurde, haben wir oben ausführlicher erzählt.

Nemanja's Sohn Stefan nahm den Königstitel an und erhöhte dadurch das Ansehen des Herrschers und zugleich der Dynastie so sehr, dass die etwa noch auftauchenden Aspirationen anderer mächtiger Familien auf den Besitz des Thrones von selbst wegfielen. Der Königstitel schuf zwischen ihnen und dem Throne eine fast unübersteigliche Kluft.

Stefan versäumte ebenfalls nicht, auf seinem Sterbebette seinen Nachfolger zu bezeichnen, indem er seinem ältesten Sohne Radoslaw als König den Segen ertheilte.

Unter der Regierung Radoslaw's äußerte sich der Einfluss der Großen des Reiches auf die Thronerbfolge in auffälliger Weise. Der unthätige und geistesschwache König wurde durch die Magnaten zur Abdankung gezwungen und sein jüngerer Bruder Wladislaw auf den Thron gesetzt. Hier trat also wiederum das alte Wahlrecht in den Vordergrund, nur beschränkte es sich ohne jeden Zweifel auf die Mitglieder derselben Familie.

Ob Wladislaw freiwillig dem Thron entsagt, oder ob er unter ähnlichen Umständen zur Scheidung von der Herrschaft genöthigt ward, was nach dem Beispiele seines Bruders und Vorgängers nicht unmöglich gewesen, das lässt sich heute nicht mehr entscheiden; aber es scheint, dass der dritte Bruder Uroš, noch bei Lebzeiten Wladislaw's auf den Thron gelangte.

Uroš, den die Historiker den „Großen" nennen, wurde nach langer Regierung von seinem Sohne Dragutin vom Throne gestoßen. Wohl unterstützten Dragutin hierbei auch ungarische Hilfstruppen, allein es ist unzweifelhaft, dass er auch unter den serbischen Großen Parteigenossen fand, welche die Veränderung mit Freuden begrüßten, vielleicht in der Hoffnung, unter dem Schwächling Dragutin ihren Einfluss besser geltend machen zu können, als das unter dem energischen Uroš möglich war.

Auf Dragutin folgte einige Jahre später sein jüngerer Bruder Milutin auf dem Thron. Hier erscheint nun jener merkwür-

dige Umstand, daſs der zurücktretende Dragutin einen Sohn Wladislaw hatte, und doch wurde nicht dieſer, ſondern des Vaters jüngerer Bruder König. Daſs die Nation Milutin ſo leicht anerkannte, kann außer der Gewandtheit und dem thatkräftigen Charakter des Herrſchers, ſowie der Unterſtützung durch die Geiſtlichkeit, noch insbeſondere jenem Umſtande zugeſchrieben werden, daſs er das älteſte Mitglied der Dynaſtie war, und daſs bei den Serben damals der Begriff der Erbberechtigung des Älteſten noch lebendig war. Daſs überhaupt die direkte Erbfolge noch keine allgemein anerkannte Thatſache geweſen, beweiſt auch ferner der Umſtand, wornach Dragutin, wie einige Chroniſten behaupten, nur unter der Bedingung zu Gunſten ſeines jüngeren Bruders Milutin dem Throne entſagt habe, wenn derſelbe Dragutin's Sohn Wladislaw als ſeinen Nachfolger anerkenne. Die direkte Erbfolge bedurfte alſo noch der Garantien.

Milutin machte, wie wir wiſſen, Serbien mächtig und reich, aber er befeſtigte auch in großem Maße die Autorität des Herrſchers, und dennoch konnte ſich ſein illegitimer Sohn Stefan gegen ihn empören. Wenngleich Stefan nur durch ſeinen Ehrgeiz zum Aufſtande getrieben wurde, ſo hatten die ihn unterſtützenden Großen doch ganz andere Motive; ſie wurden nämlich durch die Unzufriedenheit in Folge der griechiſchen Pläne Milutin's zur Theilnahme an der Empörung bewogen. Trotzdem iſt es Thatſache, daſs der Thronprätendent ſelbſt gegen den energiſchen Milutin unter den ſerbiſchen Magnaten Anhänger gefunden hatte. Dies fand auch Duſchan, als er ſeinen Vater des Thrones und ſeines Lebens beraubte. Ueberhaupt diente jene beſondere, in vieler Hinſicht unabhängige Stellung, welche die Mitglieder des regierenden Hauſes, namentlich der älteſte Sohn, den der Vater in der Regel als ſeinen Nachfolger betrachtete, einnahmen, als Ausgangspunkt für zahlreiche Zwiſtigkeiten, Empörungen und innere Kriege. Das alte Stamm-, oder in dieſem Falle vielmehr das Geſchlechterrecht forderte, wie wir geſehen, daſs die Mitglieder der Dynaſtie nicht nur Rath und Einfluſs auf die Regierung nehmen, ſondern als

Symbol ihrer Betheiligung an der Herrschaft auch eine wirklich unabhängig administrierte Provinz besitzen sollen, welche nur in einigem Lehensverhältnis zum Staate stand; doch war auch dieses Verhältnis nach dem Gesagten von dem Lehenssystem in Westeuropa wesentlich verschieden. Nachdem Nemanja durch die Vereinigung der serbischen Gebiete einen größeren Staat errichtet hatte, gewann, wie es scheint, die Auffassung, welche übrigens auch in traditionellen Begriffen wurzelte, mehr und mehr an Terrain, dass nach dem Tode des Herrschers das ganze Land oder vielmehr die Herrschaft jenem Mitglied der Familie gebühre, welches der frühere Fürst als seinen Nachfolger bezeichnet und die Nation als solchen stillschweigend oder öffentlich anerkannt hatte; dass aber trotzdem auch die übrigen Familienglieder einen gewissen Antheil erhalten müssen. Dieser Antheil bildete das alte Familiengebiet des Nemanja-Geschlechts, die Zeta, über welche die Fürsten wie über ein Privateigenthum verfügten. Insbesondere hatte später der präsumtive Thronerbe gewöhnlich in der Zeta seinen Sitz; in früheren Zeiten wohnten indessen auch andere Mitglieder der Familie daselbst. Wir haben bereits öfters erwähnt, dass z. B. Nemanja bei seiner Abdankung die Zeta seinem jüngeren Sohne Wukan verliehen hat. Die illegitimen Söhne Milutin's, Stefan und Konstantin, finden wir desgleichen in der Zeta und in der Umgebung von Skutari; beide im Besitze hinreichender Macht, damit der eine gegen den Vater, der andere aber gegen seinen älteren Bruder und König sich empören konnte. Duschan hielt sich bei Lebzeiten seines Vaters gleichfalls in der Zeta auf, und von hier aus begann er seinen verhängnisvollen Aufstand gegen den König. Zur Zeit Detschanski's wurde das Ansehen des präsumtiven Thronerben neben dem besonderen Besitz noch durch einen Titel erhöht. Um entweder den Ehrgeiz seines Sohnes zu befriedigen, oder aber in Nachahmung byzantinischer Sitte, verlieh Detschanski seinem Sohne Duschan den Titel eines „jüngeren Königs." Es ist unzweifelhaft, dass dieser Titel nur zur Verschärfung der Gegensätze zwischen Vater und Sohn diente. Eine wich-

tige Wendung trat in dieſer Beziehung unter Duſchan's Regierung ein. Als dieſer mächtige Fürſt den Kaiſertitel annahm, ließ er zugleich ſeinen Sohn Uroſch zum König krönen und übergab ihm die Regierung Serbiens, während die eroberten Provinzen unter den vom Kaiſer ernannten Statthaltern ſtanden. Uroſch bekam alſo nicht mehr das Familienerbe, die Zeta, als Antheil. Das Kaiſerthum bedeutete eine Macht von ſolch großer Ausdehnung, daſs neben ihr die früheren Theilungen zuſammenſchrumpfen mußten. Doch die alten Begriffe blieben aufrecht. Duſchan nannte ſich jetzt bereits den „Kaiſer der Serben, Bulgaren und Griechen“, und konnte auch in der That hoffen, daſs dieſer Titel, welcher damals großentheils nur theoretiſchen Wert hatte, bald wirklichen Zuſtänden entſprechen werde. Neben ſolchem Wachsthume der Gewalt mußte auch der Erbbeſitz der Dynaſtie zunehmen, weil ſelbſt Duſchan ſich von jener Auffaſſung nicht gänzlich losmachen konnte, daſs die herrſchende Familie im Staate auch ihren beſonderen Beſitztheil haben müſſe. Unter den erweiterten Verhältniſſen des Kaiſerreiches konnte die kleine Zeta fernerhin nicht mehr als das Erbe der kaiſerlichen Dynaſtie betrachtet werden, und ſo nahm jetzt das durch die Nemanja's vereinigte Serbien in ſeiner Geſammtheit deſſen Stelle ein; zugleich ſollte dieſes Serbien den Kern des neuen Reiches bilden. Daher iſt es erklärlich, weshalb Duſchan ſeinen Sohn zum König proklamieren ließ und warum er ihm nicht die Zeta, ſondern das ganze Serbien übergab. Es iſt allerdings richtig, daſs die mächtige Individualität Duſchan's von Seite ſeines Sohnes ein ſolch unabhängiges Betragen, wie er ſelber gegen ſeinen Vater bewieſen, nicht geduldet hätte, und Uroſch war auch trotz ſeines Königtitels nichts weiter als Serbiens Statthalter. Allein es iſt fraglich, ob dieſes Verhältnis, welches Duſchan zwiſchen Kaiſer und König geſchaffen, nicht zu weit größeren Konflikten als vordem geführt hätte, falls die Entwicklung des ſerbiſchen Staates durch die Osmanen nicht vernichtet worden wäre.

Überblickt man die Periode der Entwickelung der oberſten

Staatsgewalt zur Zeit der Nemanja's so sind vor Allem zwei entschieden entgegengesetzte Tendenzen wahrnehmbar. Die eine gibt sich in dem Bestreben der Herrscher kund, den aus der alten Stammverfassung entspringenden Einmischungstrieb der Großen des Reiches in die wichtigsten Aktionen des Staates zu brechen und die Gewalt des Fürsten autokratisch zu gestalten; die andere Tendenz, welche damit im direkten Widerspruche steht, ist der fortgesetzte Kampf des Adels von dem auf traditionellen Gewohnheiten beruhenden Einflusse und von seiner Macht zu retten, so viel nur möglich ist.

In diesem Kampfe war bis auf Milutin das Königthum nicht stets der Sieger. Wohl wurde die Dynastie fest begründet, aber nicht zugleich die Erbfolgeordnung, welche den fortwährenden Zwistigkeiten ein Ende bereitet hätte. Die Herrscher wünschten natürlich ihren eigenen Kindern und zwar dem erstgebornen Sohne die Krone zu sichern und wir treffen mehrere Beispiele, dass der Fürst seinen Nachfolger bestimmt bezeichnet hat. Aber diese Absicht gieng nicht immer in Erfüllung und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil die entgegengesetzten Bestrebungen jederzeit im Schoße der Nation Unterstützung fanden, da das auf der Erstgeburt begründete Erbrecht in dem politischen Gefühle des serbischen Volkes noch keine kräftigen Wurzeln zu schlagen vermocht hatte. Erst seit Milutin sehen wir, dass dem Vater der Sohn auf dem Throne nachfolgt. Aber auch diese Kontinuität kann noch nicht als feststehend angesehen werden. Wir haben erzählt, unter welch außerordentlichen Umständen Stefan Detschanski statt seines Neffen Wladislaw zur Regierung gekommen ist. Und Duschan selbst bestieg nur über den Leichnam seines Vaters den Thron. Die Schöpfungen Duschans, die neue Ordnung, welche er hervorgerufen, trugen in sich die Keime systematischer Entwickelung. Es hätte jedoch Nachfolger von gleicher Geistesgröße und günstigerer Verhältnisse bedurft, damit dasjenige, was er auf den Trümmern der überlieferten Gewohnheiten erbaut, nicht zusammenstürze. Indessen bei den unsicheren neuen Zuständen, unte

der schwachen innern Leitung und bei den mächtigen Angriffen von Außen überwucherten die Mängel und Fehler die erst später möglichen Vortheile, und der serbische Staat gieng zu Grunde.

Aus dem Kampfe zwischen dem nach absoluter Herrschaft strebenden Königsthum und dem in der Stammverfassung begründeten Geschlechtspartikularismus des Adels entwickelte sich die eingeschränkt monarchische Regierungsform des serbischen Staates, wie wir solche zur Zeit Duschans erblicken. In welchem Umfange und auf welche Weise die Gewalt des Fürsten unter normalen Umständen eingeschränkt wurde, davon wird weiter unten ausführlicher die Rede sein. Hier sei nur noch zur Vervollständigung unserer bisherigen Erörterungen erwähnt, dass im Zeitalter der Nemanja's (wahrscheinlich auch vordem nicht) die oberste Staatsgewalt niemals im Namen einer Frau gehandhabt wurde, einen wie großen Einfluss auch sonst zu Zeiten das weibliche Geschlecht auf die öffentlichen Angelegenheiten ausgeübt haben mochte. Den Mannesstamme gebührte nach uraltem slavischem Brauch ausschließlich das Erbe in der Herrschaft. Auch das Haupt der Sadruga konnte kein Weib sein.

Die Bestrebungen zur Errichtung des einheitlichen Staates und zur Ausbreitung der königlichen Gewalt fanden seit Nemanja eine eifrige Unterstützung im Schoße der serbischen Kirche. Die oberste Staatsgewalt und die Kirche entwickelten sich in Serbien parallel und standen mit einander in der engsten Verbindung. Die Entwickelung der Kirche bei den Serben ist schon vermöge ihrer Eigenthümlichkeit an sich eine der interessantesten historischen Erscheinungen. Der große Einfluss, den sie auf die Gestaltung der staatlichen Institutionen ausübte, machte sie noch wichtiger. Es wird darum passend sein, wenn wir nach Besprechung der königlichen Gewalt sofort auch der kirchlichen Verhältnisse in Kürze erwähnen.

Kaiser Heraklios hatte den Papst gebeten, Missionäre zusenden, welche die eingewanderten Kroaten und Serben im christlichen Glauben unterrichten sollten. Damals war die große

Kirchentrennung zwischen dem Morgen- und Abendlande noch nicht eingetreten und die byzantinischen Kaiser standen im besten Einvernehmen mit den römischen Päpsten, deren Glaubensboten in Dalmatien ihr Bekehrungswerk auch schon in Angriff genommen hatten. Es erscheint also ganz natürlich, wenn Heraklios in erster Reihe sich an den Papst gewendet. In Folge dessen wurde das Christenthum anfänglich nach den Lehrsätzen des Katholicismus unter den Serben verkündigt. Welcher Religion waren die heidnischen Serben bei ihrer Einwanderung zugethan? In die Erörterung dieser Frage lassen wir uns nicht ein. Thatsache ist, dass ein Theil der angesiedelten Serbenstämme ohne jedweden Widerstand das Christenthum annahm; aber ebenso leicht wieder zu seinem alten Glauben zurückkehrte. In der Zeit nach Heraklios, als die byzantinischen Kaiser mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten und mit den mächtigeren Feinden an den Reichsgränzen beschäftigt waren, mochten sie sich nicht besonders um ein Volk bekümmert haben, das kaum gekannt an den fernen Westgränzen des Reiches sich geräuschlos niedergelassen hatte. Es scheint also auch, dass die ersten Bekehrungs-Versuche keinen dauernden Erfolg aufweisen konnten. Im 9. Jahrh. sandte Kaiser Basilius der Macedonier neuerdings Glaubensboten, und zwar jetzt schon aus Byzanz, in das serbische Gebiet. Ob die Serben sich selbst zur Annahme der Taufe bereit erklärten, wie Konstantin behauptet, oder ob Basilius ohne ihr Befragen handelte, wollen wir nicht untersuchen; gewiss ist, dass die Serben bei dieser Gelegenheit der christlichen Lehre nicht widerstrebten. Nichtsdestoweniger ist die allgemeinere Verbreitung des Christenthums unter dem Volke erst von jener Zeit (vom 9. Jahrh.) an zu rechnen, als in Folge der Wirksamkeit der beiden Slavenapostel Cyrill und Method Missionäre slavischer Abkunft auf serbischem Boden erschienen und die neue Lehre in der Muttersprache des Volkes verkündigten. In der That war schon damals die slavische Sprache in den serbischen Kirchen derart in Gebrauch, dass die im J. 925 zu Spalato abgehaltene Synode den Gebrauch der slavischen Sprache

verbot und die lateinische zur Pflicht machte, wie solches im Abendlande überall die Regel war. Die Kroaten unterwarfen sich allmählich den Beschlüssen der Synode, die Serben hielten jedoch auch weiterhin den Gottesdienst in ihrer Sprache ab. Von da an beginnt die Scheidung der Kroaten und Serben auf kirchlichem Gebiete, welche Trennung auch in nationaler Hinsicht bis auf die Gegenwart tiefgreifenden Einfluss ausgeübt hat.

Neuere serbische Schriftsteller suchen die Ursachen des geringen Erfolges der unter den Kaisern Heraklios und Basilius erst durch lateinische, dann durch griechische Priester bewerkstelligten Bekehrung in jenem Umstande, dass das Volk die Glaubensboten nicht verstand und somit auch ihre Lehren nicht annehmen konnte, während ihnen der Unterricht der slavischen Priester verständlich war und sie die neue Lehre sofort mit Freuden acceptierten.

Diese Ansicht können wir nicht theilen. Die wahre Ursache der langsamen Verbreitung des Bekehrungswerkes auf serbischem Boden beruhte in der politischen Verfassung der Serben. Jene Umgestaltung des gesammten bürgerlichen, ja des menschlichen Seins und aller bestehenden Verhältnisse, wodurch das Christenthum zur Zeit seiner Entstehung im römischen Reiche zum Lebensbedürfnisse der ganzen Gesellschaft wurde, ermöglichte die rasche Verbreitung der neuen Lehre, die den Aspirationen des Zeitalters entsprach, ohne Unterstützung des Staates, ja sogar trotz dem Widerstande desselben.

Aber in späteren Jahrhunderten, nach dem Untergange des römischen Reiches oder außerhalb der Gränzen desselben bei solchen Völkern, wo die Nothwendigkeit einer solchen Neuerung nicht vorhanden war, konnte sich das Christenthum nach dem Zeugnis der Geschichte fast ohne Ausnahme nur gewaltsam und mit Anwendung von Zwangsmitteln seitens des Staates einbürgern, mochte nun dieser Zwang von den eigenen Fürsten des zu bekehrenden Volkes oder von irgend einem mächtigern fremden Herrscher ausgeübt worden sein.

Auf serbischem Boden bestand zu jener Zeit, wie wir gese-

hen haben, noch keine solche kräftig wirkende einheitliche Staatsgewalt, welche zwangsweise auftreten konnte. Die Shupane beherrschten ihre Gebiete unabhängig, der Groß-Shupan besaß zwar ein gewisses Ansehen, aber nicht immer auch zugleich die faktische Gewalt. Andererseits konnte sich aber auch kein Zwang von außenher geltend machen. Byzanz war hiezu viel zu schwach; dem Papste standen außer seinen Legaten und den anathematisierenden Vorschriften der Concilien keine anderen Machtmitteln zur Verfügung; die Bulgaren bekehrten sich ebenfalls erst gegen das Ende des 9. Jahrh. zum Christenthum; Ungarn, welches später als ein mächtiger Hüter des Katholicismus erscheint, existierte noch gar nicht.

Unter solchen Umständen muß man es natürlich finden, daſs einerseits das Christenthum keine größeren Fortschritte machte, andererseits seine, wenn auch beschränkte Verbreitung ohne Zwang und Widerstand geschah.

Ohne Zweifel war das Erscheinen slavischer Glaubensboten auf die Verbreitung des Christenthums ebenfalls von manchem Einfluſs. Die Serben widerstrebten der neuen Lehre nicht, bezeugten aber auch keinen besondern Eifer für dieselbe; diejenigen also, welche zur Annahme derselben Neigung empfanden, nahmen sie natürlich weit lieber dann an, als selbe ihnen in der eigenen und in keiner fremden Sprache verkündigt wurde. Indessen auch nach der Einführung der serbischen Sprache beim Gottesdienst verschwand das Heidenthum nicht sofort. Ohne Zweifel geschah in jenen wenigen Decennien des 11. Jahrhunderts, in denen das serbische Gebiet als byzantinische Provinz unter der direkten Leitung griechischer Statthalter stand, ungleich mehr für die Verbreitung des Christenthums als bisher sowohl die lateinischen und griechischen als auch die slavischen Priester durch ihre Bekehrungsversuche erzielt hatten; denn jene Statthalter gebrauchten ihre Macht wahrscheinlich auch zur gewaltthätigen Bekehrung des serbischen Volkes.

Wie groß aber jener Einfluſs war, welcher zur Annahme

und Befestigung des Christenthums bei den Serben nebst der slavischen Sprache insbesondere Byzanz ausübte, obwohl die Abhängigkeit Serbiens von demselben eine mehr scheinbare als faktische gewesen, beweist am deutlichsten die Thatsache, dass die Serben trotz des Anschlusses ihrer kroatischen Stammverwandten an Rom und trotz des Umstandes, dass die auf serbischem Boden entstandenen Bisthümer anfänglich dem Erzbischof von Spalato, später dem von Antivari, die beide vom Papste das Pallium erhielten, untergeordnet waren; also trotz der gewichtigsten Motive, welche die Serben in religiöser Beziehung weit eher nach dem Westen lenken sollten; — dieselben dennoch mit Ausnahme Bosniens und der südwestlichen Theile im 12. Jahrh. schon größtentheils Anhänger der orientalischen Kirche waren, deren ursprüngliche gottesdienstliche Sprache für sie ebenso fremd war, als die der römischen Kirche. Dieses Resultat kann also nur allein dem griechischen Einflusse zugeschrieben werden.

Wir treffen sonach den in der Stammverfassung zutage tretenden partikularistischen Geist nicht bloß auf dem Gebiete der politischen Entwicklung. Die serbische Geistlichkeit, welche den Gebrauch der Nationalsprache in der Kirche aufrecht zu erhalten wusste, anerkannte hauptsächlich nur principiell die Autorität der in den Küstenstädten residierenden, vom Papste entsendeten Erzbischöfe. Eigentlich war der serbische Klerus in diesem Zeitalter nach außen wie im eigenen Kreise unabhängig. Einer mittelalterlichen Quelle zufolge hatte jedes Shupanat seinen selbständigen Bischof (oder Oberpriester) und es geschah auch, dass Wladimir, Fürst von Podgoriza, sowohl von der abend- als von der morgenländischen Kirche zum Heiligen proklamiert wurde, indem jene seinen Eifer für den Katholicismus, diese für das Interesse der orientalischen Kirchenlehren rühmte, ein deutliches Zeichen, dass Rom und Byzanz in gleicher Weise die Serben als ihre Gläubigen betrachteten. Eine solche Zersplitterung der kirchlichen Kraft und der Mangel einer kräftigen Centralleitung war zum Theil auch die Schuld, dass das Heidenthum lange Zeit hindurch nicht vollstän-

dig ausgerottet werden und die Ketzerei der Bogumilen sich in großem Maße verbreiten konnte, insbesondere in Bosnien, wo sie unter dem Namen der Katharier oder Patarener Jahrhundert fort herrschte.

Im 12. Jahrh. finden wir also in kirchlicher Beziehung noch ziemlich verworrene Verhältnisse auf serbischem Gebiete. Das Christenthum hat zwar schon tiefe Wurzeln geschlagen, aber es war zwischen Rom und Byzanz gespalten. Diejenigen, welche der orientalischen Kirche zuneigten, genossen in religiösen Dingen eine nahezu vollständige Unabhängigkeit, obgleich sie nominell unter der Jurisdiktion der vom Papste ernannten Erzbischöfe zu stehen schienen. Außerdem gab es noch hier und dort Heiden und die Bogomilen gewannen einen Theil des Volkes für ihre Lehren.

Unter solchen Umständen begann Nemanja seine staatsbildende Rolle. Wir wissen, dass er nach katholischem Ritus getauft und bis in sein 30. Lebensjahr dem katholischen Glauben getreu geblieben war. Als er nach Raßa kam und wahrscheinlich unter Mithilfe des Kaisers Manuel das Shupanat gewann, trat er zur orientalischen Kirche über und von dieser Zeit an wurde die byzantinische Orthodoxie allmählich zur nationalen Religion der serbischen Fürsten und des serbischen Staates.

Der Übertritt Nemanjas war von großer Wichtigkeit und gibt Zeugnis von tiefer politischer Einsicht. Wie es scheint, war in der Landschaft, deren Herrschaft er zu erwerben verstand, das Volk den Lehren der orientalischen Kirche aufrichtig zugethan. Nemanja gewann daher durch diesen Schritt die Sympathie des Volkes, deren er in den Kämpfen zwischen ihm und seinen Verwandten und den Shupanen überaus nöthig hatte. Zugleich schmeichelte er sich aber dadurch noch mehr in die Gunst des Kaisers ein, dessen Unterstützung ihn mehrmals aus der größten Gefahr befreite. Während seiner ganzen Regierung war Nemanja bestrebt, auf religiösem Gebiete das Bündnis zwischen Volk und Fürst je mehr zu befestigen. Er erbaute zahlreiche Kirchen und stattete sie reichlich aus, ohne Zweifel in der Absicht, damit er

das religiöse Gefühl der Gläubigen stärke und die Schwankenden der Kirche gewinne. Außerdem verfolgte er energisch die Patarener und wendete Alles an, um sie auszurotten. Nur den Katholicismus griff er nicht an, zum Theil vielleicht deshalb, weil derselbe in den westlichen Provinzen tiefe Wurzeln geschlagen hatte und es somit nicht rathsam gewesen wäre, die Antipathie der katholischen Serben zu erregen; theils aber auch, damit im Falle der Nothwendigkeit in seinem eigenen Lande ein solches Element vorhanden sei, auf welches man sich bei etwaigem Übergreifen des byzantinischen Einflusses stützen könne.

Der einheitliche Staat und in diesem die einheitliche Religion waren also die beiden Haupttendenzen der staatsmännischen Wirksamkeit Nemanjas. Er selber konnte, wie wir gesehen haben, keines der beiden Ziele vollständig verwirklichen; allein es ist sein Verdienst, dass er in beiden Richtungen mit den Schwierigkeiten des Anfanges gekämpft hat.

Die religiöse Einheit und die Unabhängigkeit der serbischen Kirche machte in der unmittelbar auf Nemanja folgenden Zeit in Folge der unermüdlichen Bemühungen seines jüngsten Sohnes, des heil. Sabbas, große Fortschritte. Wir haben erzählt, dass Nemanjas dritter Sohn Rastka unter den Namen Sabbas (Sava) auf dem Berge Athos das Mönchskleid angelegt hat. Jahre brachte er hier zu und weihte hierauf sein ganzes Leben mit dem größten Eifer den religiösen Angelegenheiten seines Vaterlandes. Wir wissen, dass es dem Einflusse des Sabbas gelang, seine feindlichen Brüder, Stefan und Wukan, zu versöhnen und dadurch den kaum konstituierten serbischen Staat vor dem Untergange zu erretten. Von dieser Zeit an genoss Sabbas eines außerordentlichen Ansehens bei dem serbischen Volke.

Im J. 1221 weihte der byzantinische Patriarch auf der Synode zu Nikäa den Sabbas zum Erzbischof der Serben; aber Sabbas begnügte sich damit nicht. Vom Kaiser und Patriarchen erhielt er die Vollmacht, dass in Zukunft die serbischen Erzbischöfe unabhängig vom Patriarchen zu Byzanz die von der serbischen

Kirchensynode gewählten Bischöfe weihen können, nur das Recht der Bestätigung des Erzbischofes wurde dem Patriarchen vorbehalten. Es war dieses ein bemerkenswerter Schritt auf der Bahn kirchlicher Unabhängigkeit. In sein Vaterland zurückgekehrt, entfaltete Sabbas eine große Thätigkeit. Vor Allem krönte er seinen ältern Bruder abermals zum König und nahm bei dieser Gelegenheit ihm und der ganzen Nationalversammlung das Glaubensbekenntnis der orientalischen Kirche ab. Sodann theilte er das ganze Land in 12 Bisthümer ein, ließ nur Serben zu Bischöfen wählen (vordem waren durch griechischen Einfluss die höheren Kirchenwürden mit Griechen besetzt worden) und schuf auf solche Weise nach jeder Hinsicht einen nationalgesinnten Klerus. Als Sitz des Erzbischofs wurde Schitza (Žica) ausersehen, wohin Sabbas schon früher die irdischen Überreste seines Vaters Nemanja vom Berge Athos hatte bringen lassen. König Stefan verordnete, um der erzbischöflichen Residenz größern Glanz und mehr Wichtigkeit zu verleihen, dass künftig die Könige in Schitza gekrönt werden sollen.

Außer den soeben erwähnten Institutionen zur Befestigung und Verbreitung der orientalischen Orthodoxie unter den Serben übten noch einen großen Einfluss die Klöster, welche ebenfalls Sabbas in Serbien einführte, wobei er zugleich die Mönchsregeln vom Berge Athos zur Anwendung brachte. Die serbischen Mönche standen mit dem Volke in einem weit häufigern Verkehr als dies im Abendlande der Fall war. Sie besaßen zwar ein großes Vermögen und zahlreiche Grundholden (Klosterleute), bildeten aber niemals wie im Occidente gänzlich abgeschlossene Mönchs-Kommunitäten. Übrigens waren sie zum Unterrichte und zur religiösen Erbauung des Volkes bestimmt. Der Umstand, dass fast bei jeder Kirche auch ein Kloster bestand, oder vielmehr, dass die Kirchen vorzugsweise in der Nähe der Klöster existierten, und dass das Volk am Tage des Kirchenpatrons scharenweise nicht bloß aus Andacht, sondern auch zum Zwecke der Lust und des Geschäftsbetriebes an diesen heiligen Orten sich zu versammeln pflegte, brachte

die Mönche mit dem Volke in eine engere Berührung. Unläugbar übten auch in späteren Jahrhunderten sowohl in religiöser als in kultureller Beziehung die Klöster einen großen Einfluss. Eine königliche Verordnung schreibt vor, dass der Sohn des Bauern, wenn er auch schriftkundig wäre, dennoch ein Bauer bleibe. Es gab also schon in dieser Periode Bauern, die einige Bildung erworben hatten und nachdem keine Schulen vorhanden waren, so konnten sie sich diese nur von den Pfarrern oder von den Mönchen angeeignet haben.

Was Nemanja im Interesse des Staates gethan, dasselbe that Sabbas auf religiösem Gebiete. Als ein Faktor von großer Wichtigkeit ist in seinem Wirken jener Umstand zu betrachten, dass er ein Mitglied der königlichen Familie war. Der König, sein älterer Bruder, dem er einst das Land gerettet und den er später gekrönt hatte, konnte ihm nicht opponieren. Sabbas vermochte also in vollständiger Freiheit die religiösen Angelegenheiten zu besorgen, ja er konnte auch auf die Unterstützung der höchsten Staatsgewalt rechnen, um so mehr, weil jene Thätigkeit, die Sabbas entfaltete, für den Staat nur vortheilhaft war.

Es ist natürlich, dass jene hervorragende Stellung, welche die Kirche im Staate schon unter der Regierung des ersten Königs einnahm, im Laufe der Zeit sich noch günstiger gestaltete und damit zugleich der Einfluss der Geistlichkeit, sowohl auf die staatlichen Angelegenheiten wie direkte auf den Fürsten fortwährend zunahm.

Die ungeheuren lastenfreien Besitzungen der Kirche, die persönliche Theilnahme der kirchlichen Oberwürdenträger an den Berathungen der Nationalversammlung, das Recht der Gerichtsbarkeit über die geistlichen Personen und Grundholden, der aus der häufigen und unmittelbaren Berührung entspringende große Einfluss auf das Volk gaben dem Klerus eine umfassende Macht in die Hand, welche derselbe bereitwilligst im Interesse der jeweiligen Fürsten benützte, zuweilen aber auch in entgegengesetzter Richtung zur Geltung brachte. Dragutin wurde durch Erweckung

religiöser Zweifel und Gewissensbisse von den Geistlichen zur Abdankung zu Gunsten seines jüngeren Bruders Milutin bewogen, der es besser verstanden hatte, die Zuneigung jener zu gewinnen.

Von der Zeit Milutin's angefangen, als der Staat die Bahn der Eroberungen betrat, nahm auch die serbische Kirche den Charakter der ecclesia militans an. Auf den Spuren der siegreichen Heere drangen die serbischen Priester in die eroberten Provinzen ein und organisierten daselbst die serbische Kirche.

Überhaupt ist der vorwiegend nationale Typus der serbischen Kirche und deren feines politisches Gefühl sehr auffällig. Wir kennen die Thatsache, dass die serbischen Könige, und gerade diejenigen, welche im Interesse des serbischen Staates das Meiste gethan haben, wiederholt Neigung zum Katholizismus bekundeten, ja oft in direkte Unterhandlungen mit den Päpsten traten, denen sie das Versprechen gaben, dass nicht bloß sie den katholischen Glauben annehmen, sondern auch die ganze Nation zu demselben bekehren werden. — Dieses scheinbare Schwanken hätte das Königthum unbedingt zu den heftigsten Verfeindungen mit der Geistlichkeit, die den Lehren der orientalischen Kirche so getreu anhieng, führen müssen; aber das erfolgte nicht. Wir haben uns bemüht, oben den Beweis zu liefern, dass die serbischen Könige bei ihren Verhandlungen mit Rom nicht aufrichtig waren. Die angebliche Neigung zum Katholizismus zeigte sich nur dann, sobald von Westen, namentlich von Ungarn her für Serbien, insbesondere aber für Bosnien eine Gefahr drohte, da auf letzteres Land die serbischen Könige fortwährend Ansprüche erhoben und daselbst in Folge der großen Verbreitung des katholischen Glaubens in Bosnien der Papst nicht geringen Einfluss besaß. Die serbische Geistlichkeit scheint diese Zwangslage begriffen zu haben und verzieh den Königen die scheinbare Apostasie, weil sie wusste, dass mit dem Aufhören der Gefahr dieselben in den Schoß der nationalen Kirche freiwillig zurückkehren werden, was auch in der That jedesmal geschah. Ja Duschan, der gleichfalls mit dem Papste mehrere Male unterhandelte, wandte sich endlich bei

erstarktem Wachsthum seiner Macht direkte gegen den Katholicismus und war bestrebt, durch strenge, oft selbst grausame Maßregeln die Katholiken zum Abfalle von ihrem Glauben zu bewegen. Er befahl dem orientalischen Klerus, dass er die Katholiken auf jede Weise bekehren möge, verbot dagegen der lateinischen Geistlichkeit, Anhänger des orientalischen Glaubens in ihre Kirche aufzunehmen. Die zum Katholicismus übergetretenen Orientalischen mußten bei Strafe zu ihrer frühern Religion zurückkehren. Ein Katholik durfte unter Orientalischen weder wohnen, noch sich verheiraten, bevor er nicht in die orthodoxe Kirche eingetreten war. Strenge Strafe ereilte denjenigen, der einen Katholiken zu verbergen wagte. Durch solche Mittel trug Duschan vieles zur Schwächung des Katholicismus und zur Verbreitung des orientalischen Glaubens bei. Es war keineswegs religiöser Zelotismus, der Duschan zur Verfolgung der Katholiken antrieb, sondern das von Nemanja seinen Nachfolgern übererbte leitende Prinzip: einheitliche Kirche im Einheits-Staate.

Gleich dem Staate erreichte auch die serbische Kirche unter der Regierung Duschan's den Gipfel ihrer Entwickelung. Der Kaisertitel bedeutete einen so vollständige Unabhängigkeit, eine derart selbstbewusste, allen Staaten der Welt gleichstehende Herrschaft, dass der oberste Priester des Reiches auch nicht mehr von der Kirche eines ebensolchen Staates abhängig sein konnte. Auf der im J. 1346 zu Skoplje abgehaltenen Synode ließ Duschan in Anwesenheit der gesammten serbischen und bulgarischen Geistlichkeit den damaligen serbischen Erzbischof Janitzija (Jannikios) zum serbischen Patriarchen proklamieren, wobei zugleich dessen Verpflichtung, sich behufs seiner Bestätigung nach Byzanz zu wenden, beseitigt und ihm als Sitz das Städtchen Ipek bezeichnet wurde. Der Patriarch von Konstantinopel, Kallistos, zögerte zwar nicht mit der Verkündigung des Anathemas; aber ein so gewaltiger Regent wie Duschan, der nicht bloß eine Großmacht aufrichtete, sondern auch eine unabhängige Kirche zu schaffen wusste, bekümmerte sich wenig um die aus Byzanz gegen ihn geschleuder-

ten Bannflüche, ja er erklärte bald nachher auf der Synode zu Seres, dass die griechischen Priester aus seinem ganzen Reiche zu vertreiben seien. Wenn man bedenkt, dass damals bereits zahlreiche nichtslavische Provinzen integrierende Bestandtheile Serbiens waren, so gewinnt man noch mehr die Überzeugung, dass Duschan nicht gleich seinem Großvater eine Vereinigung des griechischen und serbischen Staates, sondern die Errichtung eines rein serbischen Reiches als seine Herrscheraufgabe betrachtet hat.

Von den Besitzungen, Rechten und der Antheilnahme der Kirche an den öffentlichen Angelegenheiten wird weiter unten die Rede sein, hier sei nur erwähnt, dass die serbische Hierarchie zur Zeit Duschan's in einen höheren und niederen Klerus zerfiel. Zu jenem gehörte: der Patriarch und ungefähr 20 Metropoliten und Bischöfe, einige Exarchen, zahlreiche Igumane oder Klostervorsteher; diese bildeten die große Menge der weltlichen Priester und der Mönche.

Bevor wir zur Darstellung der einzelnen Zweige des staatlichen Lebens übergehen, müssen wir der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen, deren Rechte und Pflichten und gegenseitigen Verhältnisse gedenken. Im Mittelalter, wo der Staat aus der Gesammtheit Ungleichberechtigter bestand und diese gerade nach dieser ungleichen Berechtigung von einander streng verschiedene Klassen bildeten, wurde fast die ganze Thätigkeit des Staates durch die Privilegien und Verpflichtungen der gesellschaftlichen Klassen bestimmt. Und obgleich in unseren Tagen trotz der nahezu überall eingebürgerten Gleichberechtigung die Bedeutung und Wichtigkeit der gesellschaftlichen Klassen auch nicht geringer als früher ist: so trat sie doch damals, im Zeitalter der durch Gesetz oder Herkommen geweihten Privilegien, mehr in den Vordergrund und war sozusagen mehr „handgreiflich". Denn wenn man heutzutage über die Verfassung und Thätigkeit der Kulturstaaten auch ziemlich deutliche Begriffe erhält, ohne z. B. tiefer einzudringen in die eigenthümlichen Verhältnisse zwischen den Groß- und Klein-Grundbesitzern, zwischen den Kapitalisten und Arbeitern, den In-

dustriellen und Kaufleuten, oder zwischen den geistigen Arbeitern und dem geistigen Proletariate: so kann man doch im Mittelalter ohne die Kenntnis der Verhältnisse und Rechtskreise der verschiedenen Gesellschaftsklassen selbst die wechselnden Phasen der Thätigkeit des Staates nicht gehörig erkennen.

Wie in allen Staaten Europa's so finden wir auch in Serbien den Unterschied, welcher einerseits unter den einzelnen Klassen aus der bevorrechteten Ausübung gewisser Rechte, anderseits aber aus dem Mangel solcher Rechte entstand. Wir haben schon oben mitgetheilt, auf welche Weise sich jene Gesellschaftsklasse bildete, die man am treffendsten als die Adelsklasse bezeichnen kann. Wir haben ferner wiederholt darauf hingewiesen, dass der serbische Adel trotz mancher scheinbarer Berührungspunkte mit dem Feudaladel des westlichen Europa nicht verwechselt werden darf. Der Ursprung des serbischen Adels ist in der Wahl zu suchen, wodurch Einzelne von Gleichberechtigten zu irgend einem Vorsteheramte erhoben wurden. Es ist natürlich, dass die thatsächliche Ausübung der Macht den Betreffenden mit der Zeit jenes Ansehen verlieh, das nicht nur durch die ursprünglich zu erfüllende Amtspflicht, sondern schon durch den Besitz der bloßen Würde gewisse Rechte und Privilegien sicherte. Und ebenso natürlich ist es, dass diese Rechte und Privilegien in jenen Familien, welche sie erworben hatten, allmählig erblich wurden.

In der Periode der Nemanja's erscheint der Adel bereits als eine sehr mächtige Klasse, die durch großen Grundbesitz und zahlreiche Privilegien, sowie durch ihren entscheidenden Einfluss auf die Staatsangelegenheiten ausgezeichnet war. Wir hatten öfters Gelegenheit zu sehen, mit welcher Energie dieser Adel selbst den Königen gegenüber aufzutreten vermochte; seine Macht war um so größer, da einzelne hervorragendere Familien mit einander in enger Verbindung standen und so ausgebreitete Geschlechter bildeten. Ein solches Geschlecht besaß nicht bloß ansehnliche liegende Güter, auf denen außer den Grundholden noch zahlreiche Familien des Kleinadels lebten, sondern dasselbe übte über diesel-

ben auch eine gewisse Jurisdiktion aus, zwar nicht im Sinne des westeuropäischen Feudalismus, dennoch in solcher Weise, dass diese Geschlechter oft eine bedeutende Selbständigkeit entfalten konnten. Die Macht des Adels wurde noch durch jenes Vorrecht vermehrt, dass er in den Nationalversammlungen, mit Ausschluss aller Nichtadeligen, an der Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen und in eigenen Dingen und in Sachen seiner Grundholden das Richteramt ausüben konnte. Das bezog sich allerdings nur auf Zivilangelegenheiten, da, wie wir sehen werden, die Strafjustiz ohne Unterschied Sache der königlichen, später der kaiserlichen Gerichtshöfe war.

Duschan's Gesetzbuch unterscheidet die „Adeligen" („vlastelinek") von den Klein-Adeligen" („vlasteličitjek"); jene bildeten den hohen Adel oder die Aristokratie, diese den niederen Adel, die Gentry. Es ist schwer anzugeben, worin sie sich eigentlich von einander unterschieden. Den Nichtadeligen gegenüber besaßen sie ohne Zweifel gleiche Rechte und so konnte sich der Unterschied nur auf die Verhältnisse unter dem Adel selbst beziehen, was namentlich daraus hervorgeht, dass nach dem Gesetze Duschan's, wenn ein Magnat einen gemeinen Adeligen beleidigte, er eine gewisse Strafsumme als „Wergeld" bezahlen mußte; im entgegengesetzten Falle aber hatte der beleidigende Edelmann nicht nur dieses Wergeld zu erlegen, sondern er wurde überdies mit Stockstreichen bestraft. Hinsichtlich des Nichtadeligen blieb jedoch die Strafe gleich, ob er einen Magnaten oder einen gemeinen Edelmann beleidigt hatte. Es ist daher wahrscheinlich, dass außer dem höhern oder geringern Strafsatz der eigentliche Unterschied zwischen dem hohen und niedern Adel in der thatsächlich größern Macht und in dem Anspruch auf die hervorragenderen Ämter bestand; denn es scheint unzweifelhaft, dass die Führung der Staatsämter überhaupt zu den Privilegien des gesammten Adels gehörte; nur dass, wenigstens später, die höheren Ämter den Magnaten, die untergeordneten dem Klein-Adel zufielen. Wir werden von den Ämtern noch ausführlicher sprechen,

deshalb erwähnen wir an dieser Stelle nur so viel, dass die von den Magnaten geführten Titeln, die wir insbesondere in der letzten Zeit des Königthums und während der ganzen Kaiserzeit antreffen, wahrscheinlich dem Wirkungskreise gewisser Ämter entsprungen waren. Der Shupan und Knes waren einstens die mehr weniger unabhängigen administrativen Vorsteher größerer oder kleinerer Distrikte; der „wojwoda" bezeichnet wörtlich den „Heerführer" und wurde augenscheinlich jederzeit auch wirklich in diesem Sinne gebraucht. Später aber, als diese Staatswürden in den einzelnen Familien erblich geworden waren, scheinen diese Benennungen häufig als bloße Titulaturen vom Vater auf den Sohn übergegangen zu sein, selbst dann, wenn der Betreffende das vom Titel bezeichnete Amt nicht bekleidet hatte.*) Zur Zeit Duschan's finden wir in Serbien zahlreiche, von der byzantinischen Hof- und Amts-Hierarchie entlehnte Titel, als: Sebastokratoren, Cäsaren, Despoten u. s. w. Alle diese bezeichneten Hofwürden oder Hofämter wurden aber wahrscheinlich nur als auszeichnende Titel verliehen; und dass solches auch schon vorher üblich war, bezeugt die Thatsache, wornach Nemanja seinem Erstgebornen, Stefan, den Titel eines Despoten übertrug. Westeuropäische Titulaturen begegnet man indessen nicht; Serbien neigte in religiöser und politischer wie in sozialer Beziehung entschieden dem Orientalismus zu.

Der Adel zahlte von seinen Erbgütern (baština) oder von den mit vollem Eigenthumsrecht erhaltenen Donationen der Herrscher weder eine Steuer, noch irgendwelche Abgaben oder Frohnen, nur im Kriegsfalle war er verpflichtet, Mannschaft und Pferde zu stellen und am Kampfe persönlichen Antheil zu nehmen. Nichtsdestoweniger war der serbische Adel nicht vollständig lastenfrei. Aus einem Gesetze Duschan's lässt sich folgern, dass auch der Adel verpflichtet war, zu den öffentlichen Lasten beizutragen, und

*) So führen z. B. im heutigen Rumänien die Nachkommen der einstigen Fürsten den fürstlichen Titel.

zwar theils in natura durch eine bestimmte Menge Getreide und anderer Produkte, theils aber durch näher nicht bestimmte Geldbeträge. Nachdem die „Baschtina"-Besitzungen lastenfrei waren, mochte diese Besteuerung des Adels wohl nach dem sogenannten „Pronia"-Grundbesitz geschehen, der, wie wir sehen werden, einen von der „Baschtina" verschiedenen Besitztitel bezeichnete.

Da der Adel zugleich der Haupt-Grundbesitzer war, dürfte es am Platze sein, hier der überaus dunklen Besitzverhältnisse in Kürze zu gedenken. Wie wir erwähnt, lassen sich insbesondere zwei Arten von Grundbesitz unterscheiden: die Baschtina und die Pronia. Die Baschtina bezeichnete einen solchen Grundbesitz, mit welchem ein volles, unantastbares Besitzrecht verbunden war. Ein Gesetz Duschan's verordnete, dass die Baschtina „weder der Kaiser, noch der König oder die Kaiserin mit Gewalt wegnehmen, kaufen oder vertauschen könne." Diese Baschtina und ihre Entstehung ist, wie schon das mit derselben verknüpfte unbedingte Eigenthumsrecht beweist, auf das Sadruga-System zurückzuführen. Aller Besitz der Sadruga und später des Stammes war ohne Zweifel ursprünglich gemeinsames und vollständig unabhängiges Besitzthum. Dieses Prinzip der Gemeinsamkeit spielt dann noch bei der Entwickelung der obersten Staatsgewalt eine bedeutende Rolle. Als später einzelne Familien zu größerer Macht gelangten und die Stammverfassung von der immer enger umschriebenen Familie abgelöst wurde, war es natürlich, dass mit dem Wachsthum ihrer Macht diese Familie auch aus dem ehemaligen Stammvermögen stets größere Theile als ihr Eigenthum betrachtete, indem sie sich selbst an die Stelle und in die Rechte des einstigen Stammes versetzte. Diese Besitzungen bildeten dann als uraltes Erbe das unangreifbare Eigenthum der einzelnen Familien, deren unbeschränktes Besitzrecht gerade auf der Aviticität und auf der in älteren Zeiten genossenen Unabhängigkeit beruhte. Besitzungen dieser Art waren die Baschtina-Güter. Schon diese sehr wahrscheinliche Entwickelung bedingte deren Befreiung von allen Lasten, denn jene Souveränetät, welche die Stämme

einstens in jeder Hinsicht ausübten und welche die mächtigeren Familien für sich und ihre Erben in Anspruch nehmen, konnte sich in späterer Zeit, mit der Entwickelung des Staatswesens nur mehr auf die Besitzverhältnisse erstrecken. Die Baschtina-Güter waren auch in der That von jeder Last, sowohl von der Robot wie von jeder Steuer vollkommen befreit. Der Adel hatte nach diesen seinen Besitzungen nur eine einzige Verpflichtung, nämlich die Wehrpflicht, was übrigens in jener Zeit, wenigstens in Bezug auf den Adel, eher als ein Recht denn als eine Pflicht betrachtet werden konnte. Die natürliche Folge dieses vollständigen und unbeschränkten Besitzes war ferner, dass die auf den Baschtina-Gütern befindlichen Dörfer, Bewohner, Kirchen, selbst Geistlichen gleichsam ergänzende Bestandtheile der Baschtina bildeten und zugleich mit dem Gute eventuell auch den Eigenthümer wechselten. Außer den mächtigeren und ihr Vermögen fortwährend vermehrenden Familien verloren auch die minder ansehnlichen Familien des Stammes nicht sofort oder wenigstens nicht alle ihre Besitzungen. Diese Familien verarmten zwar allmählig und gelangten zu den vornehmeren Familien in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis, so dass man sie schließlich unter jene Nicht-Adeligen zählte, welche, wie wir sehen werden, „neropch“ genannt wurden. Hatten sie übrigens irgend einen Theil des alten Besitzes bewahrt, so konnten sie ihn auch in diesem Zustande als ihr Eigenthum behalten. In der That erfahren wir, dass ein Baschtina-Gut Jedermann besitzen konnte, der Regent ebenso wie die Adeligen, die kirchlichen Personen, die Klöster, Kirchen und selbst die Nichtadeligen; die Letzteren allerdings nur unter gewissen Bedingungen. Neben der Erwerbung der Baschtina-Güter begegnet man noch den fürstlichen Donationen als einem andern Modus des Besitz-Erwerbes. Das Donational-Recht entstand bei den Serben aus der Umbildung der alten Verfassung. In der ältern Zeit wurde, wie wir wissen, die Herrschaft selbst als ein gemeinsames Eigenthum der herrschenden Familie betrachtet; es ist natürlich, dass diese Auffassung später zu jener Ansicht führte, dass gleichwie der eigentliche Erbbesitz

jederzeit Eigenthum der fürstlichen Familie geblieben, in das sich deren einzelne Mitglieder theilen (wie dies z. B. in Bezug auf die Nemanja's mit der Zeta geschah): ebenso bilde der Staat oder doch dessen Ländereien ein freiverfügbares Eigenthum der faktischen Herrscher-Familie. Diese Auffassung schränkte den vollen Privatbesitz der Baschtina-Güter nicht ein; allein sie gab dem Regenten das Recht, durch Donation derartige Baschtina-Besitzungen zu schaffen, entweder aus seinen eigenen Gütern oder aus denjenigen, welche von den Adeligen durch Konfiskation oder aus einer anderen Ursache an die Krone, resp. an den Fürsten zurückfielen; oder aber in spätern Zeiten in den eroberten Provinzen aus dem erworbenen staatlichen (resp. fürstlichen) Privatvermögen. Und dieses Recht übten die serbischen Fürsten insbesondere zur Belohnung kriegerischer Verdienste oder zur Erhöhung des kirchlichen Glanzes oftmals und in großem Umfange aus.

Es erhebt sich die Frage, ob der Besitzer der Baschtina über einen solchen Besitz frei verfügen, denselben verkaufen oder verschenken konnte? Auf diese Frage ist die Antwort weder leicht noch einfach. Aus dem oberwähnten Principe des unbeschränkten Besitz-Rechtes würde auch das freie Verfügungsrecht fließen; und in der That beweist ein Gesetz Duschans, aber auch ältere Schenkungs-Urkunde, dass die Adeligen, selbst die Nichtadeligen die Baschtina-Güter verkaufen oder der Kirche schenken konnten. Damit steht in Widerspruch jener Umstand, wornach die Donationsbriefe in Bezug auf die Baschtina-Güter meist die bestimmte Bemerkung enthalten, dass sie für ewige Zeiten verliehen werden und zwar nicht bloß dem Beschenkten, sondern auch seinen Kindern, Enkeln, Urenkeln, und deren Nachkommen. Ferner bestimmen die Gesetze Duschans, wenigstens hinsichtlich der Adeligen, betreffs der Baschtina-Güter genau die Erbfolge-Ordnung.

Das Baschtina-Gut des Adeligen erben nämlich dessen Kinder, sind keine vorhanden, die Geschwisterkinder bis ins dritte Glied. Endlich bezeugen einzelne Urkunden, dass die Adeligen der Kirche zwar Güter schenken konnten, aber in der Regel nur nach vor-

her eingeholter Erlaubnis des Königs. Aus all dem scheint hervorzugehen, dass der Besitzer über die Baschtina keineswegs so unbedingt verfügen konnte, wie man solches nach dem Wortlaut des obcitierten Gesetzes meinen sollte. Dieser Widerspruch findet etwa darin seinen Ausgleich, wenn man mit einem neuern serbischen Kommentator des Gesetzbuches Duschans annimmt, dass nur der erste Besitzer ein vollständiges Verfügungsrecht besaß, die übrigen aber nur ein bedingtes, was so viel sagen wollte, dass nur die verliehenen Baschtina-Güter den Eigenthümer frei vertauschen konnten.

Die andere, nur wenig bekannte Art des Besitzes war die „Pronia." Nachdem diese gleichsam als ein Gegensatz zur Baschtina erscheint, so muß man daraus folgern, dass sie einen solchen Grund und Boden bedeutete, dessen Besitzrecht kein vollständiges war wie bei der Baschtina und von welchem der Besitzer auch Steuer zu leisten verpflichtet war. Und weil man die nichtadeligen Ackerbauern auf den von den Adeligen besessenen Pronia-Gütern angesiedelt findet, wo sie gewisse Dienstleistungen verrichten mußten, so wird man kaum irre gehen, wenn man in dieser altserbischen Pronia manche (aber auch nur manche) Ähnlichkeit mit den ungarischen Urbarial-Besitzungen erblickt. Nach dem Gesetze Duschans durfte die Pronia weder verkauft, noch gekauft oder verschenkt werden. Diese Anordnung ist wohl dahin zu erklären, dass das Pronia-Land ausschließlich für die nichtadeligen Ackerbauern vorbehalten war, freilich nicht mit dem Eigenthums- sondern nur mit dem Nutznießungs-Rechte und zugleich mit der Verpflichtung, dem adeligen Besitzer gewisse Dienstleistungen zu erfüllen. Die Pronia bildete also wahrscheinlich jenen für die Grundholden ausgeschiedenen Theil des adeligen Besitzes, über welchen der Grundherr kein freies Verfügungs-Recht besaß. Nur wenn das ganze adelige Besitzthum, also auch die Baschtina mit allen ihren Zugehörigkeiten auf die altgeheiligte Weise den Besitzer wechselte, wurden in diese allgemeine Besitzveränderung auch die darauf befindlichen Grundholden einbezogen,

welche jedoch der Nutznießung ihrer Grundstücke nicht beraubt werden, konnten. Außer diesen Grundstücken, auf welchen, wie wir sehen werden die als „neropch“ und „otrok“ bekannten Nichtadeligen lebten, findet man noch von den Dorfschaften gemeinsam benützte Weidegänge und Waldungen, welche zur Erhaltung der Viehherden der Dorfbewohner dienten oder aber den nomadisierenden Viehhirten (Wlachen und Albanesen) in Pacht gegeben wurden. Es ist unzweifelhaft, dass die Grundholden über diese Gemeinweiden und Waldungen ebensowenig wie über die Pronia-Güter, auf denen sie angesiedelt waren, ein Verfügungsrecht hatten. Nur ist ungewiss, ob auch der Grundherr an diesem gemeinsamen Dorfbesitze das Nutznießungsrecht besaß oder ob dieses allein den bäuerlichen Hintersassen vorbehalten war. Die Adeligen hatten außer ihren eigenen Gütern zuweilen auch fürstliche (resp. staatliche) Güter gleichsam in Pacht oder vielmehr zum Fruchtgenuss. In diesem Falle konnten sie aber von den Grundholden keinerlei Steuer erheben, mit Ausnahme einer Geldsteuer nach den Wohnhäusern.

Die adeligen Rechte konnten nicht nur Serben, sondern auch Fremde erwerben; Duschans Gesetzbuch erwähnt nächst den serbischen insbesondern die griechischen und deutschen Hoch- und Kleinadeligen. In Bezug auf die Griechen spricht es bestimmt aus, dass ihre Baschtinagüter, welche sie schon früher durch „goldene Bullen“ erhalten haben und auch besitzen, „fest“ sein, d. h., dass sie ein in Allem der serbischen Baschtina entsprechendes, unantastbares Eigenthum bilden sollen. Dasselbe galt ohne Zweifel auch bezüglich der Deutschen. Dass Griechen im Laufe der Zeit zahlreich den serbischen Adel gewannen, ist als Folge der engen Beziehungen, in denen beide Nationen zu einander standen, ganz natürlich. Die deutschen Adeligen giengen aber ohne Zweifel aus den Anführern jener fremden (meist aus Deutschen bestehenden) kriegerischen Abenteurer-Scharen hervor, die ihre Dienste auch den serbischen Königen wiederholt anboten. Unwillkürlich taucht hier die Frage auf: welches waren die Erfordernisse und die Art und

Weise der Erlangung des Adels? Auf diese Frage kann wegen Mangel bestimmter Daten keine Antwort ertheilt werden; doch darf man vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Verleihung eines Baschtina-Gutes seitens des Regenten wenigstens einen Modus der Gewinnung des Adels bezeichnete.

Aus der autoritativen Stellung der Kirche und aus dem großen Einfluss, den der Klerus ausübte, entsprang von selbst auch die Privilegialstellung der Geistlichkeit. Der hohe Klerus theilte sich ohne Zweifel in alle jene politischen und privatrechtlichen Vorrechte, welche der Magnatenstand genoss. In dieser Beziehung scheint es, dass auch die Klöster als moralische Korporationen derselben Rechte theilhaftig waren. Der Patriach, die Metropoliten und Bischöfe erschienen persönlich auf den Nationalversammlungen, ebenso die Vorsteher der Klöster, die Igumane; letztere wahrscheinlich als Vertreter ihrer Klostergemeinschaften. Die Kirche als solche, und zwar sowohl der weltliche als auch der Mönchs-Klerus, besaß gleichfalls umfangreiche Baschtina-Güter, nur bildeten diese selbstverständlich nicht das erbliche Eigenthum der Einzelnen sondern der Kirche. Die Bewohner der Kirchendörfer waren überhaupt von jeder königlichen oder kaiserlichen Robot befreit und nur der Kirche zu Dienstleistungen verpflichtet. Über dieselben hatte die kirchliche Behörde die Gerichtsbarkeit, wie auch über die geistlichen Personen. Es ist jedoch zweifelhaft, ob die Letzteren nur in kirchlichen oder auch in Civil- und Kriminal-Dingen von der Jurisdiktion der geistlichen Gerichte abhängig waren. Auch darüber theilen die vorhandenen Geschichtsquellen nichts mit, ob der hohe Klerus nach den kirchlichen Gütern verpflichtet war, im Kriege persönlich zu erscheinen oder wenigstens seine Unterthanen zur Leistung des Kriegsdienstes zu verhalten.

Der niedere Klerus besaß keine so ausgebreiteten Rechte wie die hohe Geistlichkeit. Die Mönche in den Klöstern genossen die Einkünfte der Klostergüter und obgleich sie persönlich keine bestimmten Rechte ausübten, so waren sie doch von aller welt-

lichen Macht vollkommen unabhängig. Bei dem weltlichen Kurat- oder Pfarrklerus lag die Sache schon anders. Jene Pfarrer, die in einer Kirche mit eigenem, d. i. kirchlichem Vermögen den Gottesdienst verrichteten, waren von den Lasten der nichtadeligen Klassen des Volkes ganz befreit. Für ihre Erhaltung sorgte die Kirche und es war bestimmt, dass ein gewisses Stück Feld für sie ausgeschieden werde. Besaß jedoch die Kirche kein eigenes Vermögen, sondern war z. B. auf irgend einem adeligen Gute erbaut, dann hatte der Edelmann die Verpflichtung, auch für die Erhaltung des Geistlichen Sorge zu tragen. Ein solcher Geistlicher konnte seinen Grundherrn nicht verlassen, ausgenommen, wenn der Letztere nicht im Stande war, ihn anständig zu erhalten oder er nach Ermahnung der geistlichen Behörde seine diesbezüglichen Verpflichtungen nicht erfüllte.

Wenn aber auch die rechtliche Stellung des niedern weltlichen Klerus einigermaßen beschränkt war, so scheint es, dass man ihn zu keinen persönlichen Dienstleistungen verhalten konnte. Die Privilegialstellung sowohl des höhern wie des niedern Klerus bekundet überhaupt jenes Gesetz Duschans, das für jeden, der eine geistliche Person verletzt (sei es auch ein einfacher Mönch oder Seelsorger), ohne Unterschied des Standes schwere Strafen vorschreibt.

Außer der weltlichen und geistlichen privilegierten Klasse bestand die Nation nur noch aus solchen Klassen, die jener Privilegien entbehrten. Alle jene, die vom Gesichtspunkte der Berechtigung als ein Gegensatz zum Adel erwähnt werden, führen den Namen „sebr“ oder „sebar“.*) Dieser Ausdruck bezeichnet somit alle jene Klassen, welche die adeligen Vorrechte nicht genossen. Die „Sebren“ konnten demnach an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten keinen Theil nehmen, selbst keine öffentlichen Zusammenkünfte (selbstverständlich politischer Natur) abhalten, bei Strafe der Ohrabschneidung und Brandmarkung. Die Nutznießung,

*) Es ist das ein ähnlicher Gegensatz, wie er in Frankreich zwischen der „noblesse“ und der „roture“ oder zwischen dem „noble“ und „vilain“ im weitesten Sinne bestand.

eventuell der Besitz von Grund und Boden war für sie dem Grundherrn gegenüber (mag dieser nun der Fürst, der Adel oder die Kirche gewesen sein) an gewisse zu erfüllende Bedingungen geknüpft. Sie besaßen keine eigenen Gerichte, sondern waren entweder von der adeligen oder von der kirchlichen Gerichtsbarkeit abhängig *) und für Beleidungen Adeliger mußten sie eine härtere Strafe erdulden als jene war, die der Edelmann für die Beleidigung eines Sebr zu bestehen hatte. Diese Kennzeichen der bürgerlichen und politischen Stellung der nichtprivilegierten Klasse haben zwar allgemeine Geltung; aber außerdem können unter den Sebren selbst wieder mehrere Abtheilungen unterschieden werden, von denen jede ihren eigenthümlichen Rechtskreis besaß.

Gab es in Serbien einen Bürgerstand? Auf diese Frage können wir mit einem entschiedenen „Nein" antworten. Einen solchen Bürgerstand, wie wir ihn nämlich in Westeuropa, insbesondere in Italien und selbst noch in den halbslavischen dalmatinischen Städten finden, hatte Serbien nicht. Es waren zu dieser Zeit in Serbien noch keine größeren Städte entstanden, ein kräftiges städtisches Leben konnte sich also nicht entwickeln, die Industrie überschritt nicht die ersten Stadien des Beginnes, der Handel befand sich fast ausschließlich in fremden Händen. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, dass das Bürgerthum nicht entstehen konnte. Nichtsdestoweniger genossen die Bewohner der Festungen und befestigten Orte (und in dieser kriegerischen Zeit war die Zahl solcher sicherlich sehr bedeutend) gewisser Vorrechte; das Gesetzbuch Duschans beruft sich wenigstens darauf, dass die durch frühere „goldene Bullen" ertheilten Rechte der Burgen unversehrt aufrecht erhalten werden sollen und dieselben selbst der Kaiser nicht abändern könne. Worin diese Rechte bestanden, darüber fehlt die Kunde; aus einzelnen Stellen des Gesetzbuches Duschans ließe sich folgern, dass die Burgbewohner jenes Privi-

*) Von den königlichen oder kaiserlichen Gerichten sprechen wir hier nicht; denn diese urtheilten in gewissen Angelegenheiten über sämmtliche Staats-Bürger ohne Unterschied des Ranges und Standes.

legium besaßen, ihre Angelegenheiten vor der Burgobrigkeit und der in der Burg wohnenden Geistlichkeit erledigen zu können und dass sie etwa außer der zum Aufbau und zur Ausbesserung der Befestigungen nothwendigen Arbeit keine weiteren Dienstleistungen erfüllten; es scheint aber ferner, dass sie auch die Verpflichtung hatten, den durchreisenden Fremden Wohnung und Verpflegung zu geben. Die zu den Burgen und Städten gehörigen Grundstücke waren indessen kein Eigenthum der Bewohner. Man kann jedoch diesen Grund und Boden, der zu den befestigten Orten gehörte, als einen fürstlichen, resp. staatlichen Besitz betrachten, weshalb er auch anderer Natur war als die Baschtina- oder die Proma-Güter.

Mit Ausnahme der an Zahl geringen Handwerker und Kaufleute, die sich wahrscheinlich in den Burgen und Städten angesiedelt hatten und vielleicht jene Art des Bürgerthums, von dem oben die Rede war, bildeten, bestand die große Masse der Serben oder der nichtprivilegierten aus ackerbautreibendem und viehzüchtendem Volke. Auch bei dieser Klasse herrschte keine vollständige Gleichheit, sondern in Bezug auf die persönliche Freiheit, auf die Erfüllung von Dienstleistungen und auf das Besitzrecht sind selbst hier Unterschiede wahrnehmbar.

In erster Reihe müßen wir von den „neropchok“ oder „meropchok“ sprechen. Schon der Name dieser Klasse gibt uns einigen Aufschluss über ihre Entstehung. Die Noropen waren ein Stamm der thrakischen Päonier, deren ursprüngliche Wohnsitze vornehmlich im Wardar-Thale zu suchen sind. Als die Serben zur Zeit des Kaisers Heraklios in die von Kelten, Gothen, Slaven und Avaren verwüsteten Gegenden der Balkanhalbinsel einwanderten, fanden sie daselbst nur noch wenige Reste der alten thrakischen Bevölkerung. Diese hatte sich ins Gebirge oder in abgelegene Thäler zurückgezogen, wo sie Ackerbau und Viehzucht betrieb. Es erleidet keinen Zweifel, dass diese friedlichen thrakischen Stämme, die vielleicht schon damals theilweise slavisiert waren, der Niederlassung der Serben keinen Widerstand entgegen

setzten, sondern die Oberhoheit ihrer neuen Herrn einfach anerkannten und auch die ihnen auferlegten Lasten gerne ertrugen, um nur ihre Existenz zu fristen. Als im Laufe der Jahrhunderte diese Unterthanen im Serbenthum aufgiengen und auch von den Serben viele, wie wir oben gesehen, einem ähnlichen Lose verfielen, entwickelte sich langsam die der Zahl nach unzweifelhaft bedeutendste Volksklasse der Ackerbauern. Von den thrakischen Noropen blieb uns der Name der „Neropchen" übrig.

Je nachdem die Neropchen (die man eigentlich als Grundholden oder Hintersassen bezeichnen kann) in solchen Dörfern wohnten, die Eigenthum des Fürsten oder eines Edelmannes oder der Kirche waren, wurden sie „fürstliche" (kaiserliche), „adelige" oder „kirchliche Neropchen" genannt. Dem Grundherrn gegenüber, mochte dieser nun Fürst, Edelmann oder Kirche gewesen sein, hatten die Neropchen, da das Besitzrecht Jener angesichts der übrigen Volksklassen ein gleiches war, wahrscheinlich auch dieselben Verpflichtungen. Außerdem mußten sie aber zu Gunsten des Fürsten oder des Staates (was nach der Auffassung jener Zeit auf Eines hinauslief) noch andere Dienste verrichten. In manchen Fällen erfüllten die Neropchen beide Arten dieser Verpflichtungen, zuweilen waren sie von einer derselben, z. B. von der fürstlichen Robot, befreit. Überhaupt bestanden die Leistungen der Neropchen in wirklicher Arbeit oder Robot und in Steuern. Die Robotleistungen waren sehr verschieden, als: Pflügen, Ärnten, Mähen, Bearbeitung der Weingärten, Sorge für Falken und Jagdhunde, Geleite für den Fürsten oder mancher Beamten, Verfrachtung des Gepäckes derselben, Arbeitsleistungen beim Bau der Burgen und Befestigungen, Bequartierung der Soldaten u. s. w. — Alles Lasten, deren Erfüllung die Neropchen persönlich bedrückten. Überdies mußten sie Steuern zahlen, und zwar theils in Naturalien, theils in Geld.

Solche Neropchen, deren Grundherr der Fürst oder der Staat war, hatten wohl sämmliche Roboten und Abgaben zu leisten. — Die Neropchen der Kirche dagegen, d. i. Diejenigen,

welche auf dem Grund und Boden der Gotteshäuser oder Klöster wohnten, wurden bei der Donation durch den Fürsten nicht bloß von der fürstlichen Robot, sondern auch von der Besteuerung befreit. Sie waren indessen zu Arbeitsleistungen für die Kirche verpflichtet. Endlich die auf den adeligen Gütern lebenden Neropchen mußten ein gewisses Maß Arbeit zu Gunsten ihres Grundherrn leisten und außerdem auch noch Steuern entrichten, ja ohne Zweifel auch die oberwähnten „Staats-Roboten" vollstrecken. — Dem adeligen Grundherrn gegenüber hatte der Neropch folgende Verpflichtungen: nach Duschans Gesetz mußte der Neropch zwei Tage in der Woche für den Grundherrn arbeiten und außerdem ihm jährlich einen „kaiserlichen" (wie das Gesetz sich ausdrückt) Perper bezahlen. Die Robot wurde natürlich zu Feldarbeiten verwendet. Insbesondere betont dieses Gesetz, dass ein Tag (ohne Zweifel nicht wöchentlich, sondern jährlich) zur Heumahd, einer aber zur Pflege der Weingärten verwendet werde; sollte aber der Grundherr keinen Weinberg haben, so kann er diesen Tag auch zu einer andern Arbeit benützen. Was jedoch den von den Neropchen jährlich zu erlegenden „Perper" betrifft, so bildete derselbe wie schon die Bezeichnung „kaiserlich" andeutet, wahrscheinlich einen Theil der Staatssteuer und die Adeligen deckten durch diese von den Neropchen eingehobene Summe ihre eigenen Steuern. Bei Aufzählung der kaiserlichen (staatlichen) Einkünfte, als des „Sok", „Namet" und „Aratsch", verordnet ein Gesetz Duschans, dass „jedermann" (also Adelige und Nichtadelige ohne Unterschied) verpflichtet sei, eine gewisse Menge Getraide in natura („sok") und außerdem noch Geld („namet" und „zrač") zu geben. Es ist darnach wahrscheinlich, dass die adeligen Grundbesitzer die von den Neropchen jährlich gezahlten Beträge entweder ganz oder wenigstens zum Theil als öffentliche Steuer in die landesfürstliche Kasse ablieferten.*)

*) In den königlichen Donationalbriefen und in anderen Urkunden wird einer kleinen und großen Robot erwähnt; welche Arbeiten man als „große", welche als „kleine" Robotleistungen betrachtet hat, findet man nirgends genau be-

Außer diesen erwähnten Tagwerken und dem Perper durfte der Grundherr von den Neropchen keine andere Arbeit oder Leistung fordern. Was der Neropch nebst der Erfüllung dieser grundherrlichen Arbeiten noch erwarb, war sein volles Eigenthum. Die Neropchen konnten überdies auch Grundstücke eigenthümlich erwerben. Jenes grundherrliche Besitzthum, auf welchem die Neropchen lebten, war „Pronia"-Gut. Ohne Zweifel hatten sie die Verpflichtung, für die Nutznießung desselben dem Grundherrn Arbeiten zu verrichten, welche dieser dann wahrscheinlich zur Bearbeitung seiner „Baschtina"-Besitzungen verwendete.

Die Neropchen konnten indessen neben der Nutznießung der „Pronia"-Güter, wofür sie Robot und Steuer leisten mußten, auch „Baschtina"-Güter mit vollem Eigenthums- und Verfügungsrecht besitzen. Wir haben oben erwähnt, durch welche Art der Entwickelung auch in späterer Zeit „Baschtina"-Güter in den Händen der Nichtadeligen (Neropchen) verblieben. Allein außerdem konnten diese nach dem deutlichen Wortlaut des Gesetzes auch durch Kauf solches Besitzthum erwerben. Das war ohne Zweifel keine adelige „Baschtina", mit welcher Urbarial-Leistungen verbunden waren, sondern eine andere, eine „Neropchen-Baschtina". Aus der Urbarial-Verpflichtung folgte von selbst, dass der Neropch eine solche Baschtina, auf welcher bereits Bauern (= Grundholden) angesiedelt waren, nicht besitzen konnte. Der Neropch mußte also seine Baschtina selbst bewirtschaften und falls er dies nicht that, oder nicht thun konnte, so hatte, wie es scheint, der Edelmann, innerhalb dessen Besitzungen die Baschtina des Neropchen lag, das Recht, dieselbe zu okkupieren, nachdem der zu persönlicher Arbeitsleistung

zeichnet. Man kann darum nur vermuthungsweise annehmen, dass die „große" Robot die schwierigeren Arbeiten bedeutete, vielleicht solche, zu welcher die gesammte Bewohnerschaft des Dorfes verhalten wurde, wie z. B. Ackern, Heumahd, Ärnten, Festungsbau, Soldatenunterhalt, udgl. Die „kleine" Robot bezog sich überhaupt auf die leichteren von Einzelnen zu bewerkstelligenden Arbeiten, als etwa: die Sorge für Falken und Jagdhunde, das Geleite, die Fortschaffung des Gepäckes u. s. w.

verpflichtete Neropch natürlich die Arbeit eines Andern nicht in Anspruch nehmen konnte. Nebstdem war aber auch die Baschtina des Neropchen, gemäß der allgemeinen Natur dieses Besitzes, von allen Lasten befreit, nicht aber der Neropch von dem „Sok" und „Aratsch", zu welchem Jedermann ohne Unterschied verpflichtet war und es ist möglich, dass der Neropch nach seiner Baschtina gleich dem Edelmanne die Verpflichtung hatte, auf eigene Kosten Kriegsdienste zu leisten.

Die auf der „Pronia" im Urbarial-Verhältnisse lebenden Neropchen konnten ohne Erlaubnis des Grundherrn nicht frei wegziehen; entfernten sie sich dennoch, so war der Grundherr berechtigt, sie gewaltsam zurückzuführen und sie überdies noch sehr empfindlich zu bestrafen. Nichtsdestoweniger werden in den Gesetzen Duschans die Neropchen gegen alle Willkür geschützt. Es war den Grundherren strenge untersagt, außer den gesetzlich festgestellten Dienstleistungen noch andere Forderungen an die Neropchen zu stellen; und wenn der Grundherr am Neroph eine Ungesetzlichkeit begieng, so war es dem Letztern gestattet, gegen seinen Grundherrn, (mag derselbe irgend ein Edelmann, die Kirche oder der Fürst gewesen sein) vor dem ordentlichen Gerichte Klage zu führen. Gewann er seinen Prozess, so war der Richter verpflichtet, den Neropchen zu versichern, dass er von seinem Grundherrn den Schadenersatz auch wirklich erhielt. Der Grundherr durfte aber deswegen dem Neropchen kein Leides anthun.

Es ist nicht nöthig, die große Wichtigkeit dieser Verfügungen Duschans besonders hervorzuheben. Thatsache ist, dass dieselben eine der wichtigsten und lobenswertesten Maßregeln zum Schutze der nichtprivilegierten Klassen enthielten, wie solche im 14. Jahrhundert nur wenige Staaten Europas aufzuweisen vermochten.

Zur Zeit Stefan Detschanki's werden außer den Neropchen noch die „Sokaljniken" und Dorf-Handwerker erwähnt. Der eigentliche Sinn von „sokaljnik" ist unsicher; man erkennt

nur, daſs die Sokalniken und Handwerker auf den kirchlichen Gütern halb ſo viel Robot leiſten mußten als die Neropchen.

Zu den Nichtadeligen gehörten noch die „Otroken“. Auch dieſe waren gleich den Neropchen auf den Pronia-Gütern der privilegierten Grundbeſitzer angeſiedelt, beſchäftigten ſich ebenfalls mit Ackerbau und waren zu gleicher Arbeits- und Steuerleiſtung verpflichtet. Trotzdem war ihre Lage von der der Neropchen verſchieden. Und zwar konnte der Otrok keinen Grund und Boden eigenthümlich beſitzen, die Schlichtung ſeiner Privatangelegenheiten gehörte vor das Forum des Grundherrn, während die Neropchen ſich an die ordentlichen Gerichte wandten*) und endlich ſcheint es, als ob auch das Geſetz die Otroken gegen die Gewaltthätigkeiten des Grundherrn weniger geſchützt hätte als die Neropchen. Es iſt daher unzweifelhaft, daſs die Otroken auch jener Vortheile entbehrten, welcher die Neropchen theilhaftig waren. Ob die Otroken als wirkliche Leibeigene zu betrachten ſeien, wie einige meinen, oder ob ſie nur an die Scholle gebunden waren, darum aber dennoch einige perſönliche Rechte der Grundholden beſaßen, in die Erörterung dieſer Folge wollen wir uns diesmal nicht einlaſſen.

Zu den nichtprivilegierten Klaſſen gehörten noch die Wlachen, die Albaneſen und die Sachſen. Wie ſchon die Namen zeigen, ſind damit urſprünglich nichtſerbiſche Nationalitäten verſtanden. Die Wlachen und Albaneſen waren ebenſo wie die Neropchen Reſte der alten thrakiſch-illyriſchen Bevölkerung der Balkan-Halbinſel, die Neropchen ſind als Volk verſchwunden, dagegen die Makedo-Wlachen und Albaneſen auch heute noch auf der Balkanhalbinſel bekannt und namentlich die Letzteren genießen in ihrer felſigen Heimat unter der ſchwachen Türkenherrſchaft einige Unabhängigkeit. Zur Zeit der Einwanderung der Serben waren die Wlachen und Albaneſen durch die barbariſchen Heer-

*) In Strafſachen urtheilten nach dem in damaligen Serbien allgemein angenommenen Grundſatze die kaiſerlichen Gerichte über ſämmtliche Bewohner des Reiches.

ſcharen in die Gebirge verdrängt worden, wo ſie ſich hauptſächlich mit der Viehzucht beſchäftigten; wenigſtens werden unter den beiden obigen Benennungen in den altſerbiſchen Urkunden die von einer Gegend zur andern nomadiſierenden Hirten verſtanden. Nach der Niederlaſſung und Vermehrung der Serben verloren dieſe Benennungen ohne Zweifel ihre nationale Bedeutung und wurden überhaupt für die Bezeichnung der ausſchließlich viehzüchtenden Volksklaſſe gebraucht. Solche Hirten durchzogen mit ihren Viehherden das ganze Land und ſuchten die zweckmäßigſten Weiden auf, welche ſie für einen gewiſſen Preis an Vieh oder Geld in Pacht nahmen. In Bezug auf ihre Rechte und Pflichten war ihre Lage wahrſcheinlich jener der Neropchen ähnlich. Daſſelbe gilt von den Sachſen oder jenen Deutſchen, die noch zur Zeit Wladislaw's eingewandert waren und ſich mit dem Bergbau beſchäftigten. Später verſchmolzen auch dieſe mit dem Serbenthum und man verſtand unter dem Namen „Sachſen" die in Wäldern mit Holzfällen und wohl auch mit Kohlenbrennen beſchäftigten nichtadeligen Unterthanen.

Wir hatten bisher mehrmals Gelegenheit, die Verfaſſung des Staates, deſſen politiſche und juridiſche Verhältniſſe und Organe im Zuſammenhange mit anderen Objekten wenigſtens flüchtig zu erwähnen. Es wird darum an der Stelle ſein, wenn wir uns mit dieſen Fragen jetzt ein wenig eingehender befaſſen.

Die Regierungsform des ſerbiſchen Staates war, wie wir wiſſen, die monarchiſche und zwar in vieler Hinſicht eine „beſchränkt monarchiſche." Jener Einfluſs, welchen die Mitglieder der Sabruga durch Rathſchlag und Überredung auf die Starjeſchina, dann die Shupane auf den Groß-Shupan ausgeübt hatten, übergieng ſpäter auf den Adel. Die Macht der Könige kann deshalb keine willkürliche genannt werden. In ihren Entſchließungen mußten ſie ſich meiſt den Rathſchlägen ihres Adels fügen. Insbeſondere findet man die gemeinſame Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten, dieſen uralten ſlaviſchen Gebrauch, bei allen Slaven, alſo auch bei den Serben ſeit den älteſten

Zeiten. Diesem Umstande ist es namentlich zuzuschreiben, dass, obgleich die königliche Gewalt hauptsächlich seit Milutin sich dem beanspruchten partikularistischen Einflusse des Adels gegenüber stets kraftvoller äußerte, dennoch die traditionelle Sitte der gemeinschaftlichen Berathungen nicht nur fortbestand, sondern diese gerade zur Zeit Duschans fast als gesetzgebende Korporationen erscheinen.

„Sabors" (wörtlich „Versammlung") oder Nationalversammlungen trifft man schon zu Nemanjas Zeit. Durch einen solchen „Sabor" ließ Nemanja die Verfolgung der Bogomilen beschließen, auf einem solchen Sabor entsagte er dem Throne. Allein deshalb ist doch unzweifelhaft, dass dieser Sabor damals eine bloß berathende Körperschaft war, dazu bestimmt, um den Willen des Fürsten zu vernehmen und durch seine Annahme gleichsam im Namen der Nation zu sanktionieren. In diesem Sinne beförderten solche Sabors wieder nur das Wachsthum der fürstlichen Gewalt zu Ungunsten des Einflusses, den einzelne mächtigere Magnaten selbständig ausgeübt hatten. Schon zur Zeit Nemanjas erschienen auf diesen Sabors außer dem weltlichen Hoch- und Kleinadel, den Wojwoden und Kriegern auch die höheren kirchlichen Würdenträger. Damals besaßen die Letzteren vielleicht noch kein entscheidendes Wort auf diesen Versammlungen, doch später, mit der Zunahme der Macht des Klerus spielten die geistlichen Mitglieder auf den Sabors eine stets wichtigere Rolle. In Folge jenes engen Verbandes, welcher zwischen Königthum und Kirche bestand, bleibt kaum ein Zweifel übrig, dass diese ihren Einfluss meistens zu Gunsten des Erstern geltend machte. Und das ist ein weiterer Grund, weshalb gerade die kräftigsten Fürsten dieser Institution eine freie Entwickelung gestatteten. Der Wirkungskreis dieser Nationalversammlungen ist jedoch zu wenig bekannt, als dass man über dieselben eingehender sprechen könnte. Es scheint indessen, dass die wichtigsten Staatsangelegenheiten den Gegenstand ihrer Berathungen gebildet haben. Die Fragen über Krieg und Frieden wurden wiederholt auf solchen

Sabors entschieden. Die Krönung der Könige mochte gleichfalls in Gegenwart der Nationalversammlung erfolgen. Einen großen Einfluss besaß der Sabor auch auf die religiösen Angelegenheiten. Nemanja ließ, wie erwähnt, die Verfolgung der Bogumilen-Sekte durch eine Nationalversammlung aussprechen, und zwar nicht ohne vorherige Opposition. Später gehörte die Wahl der Bischöfe und endlich auch die des Patriarchen zum Wirkungskreis des aus weltlichen und geistlichen Magnaten bestehenden Sabors. Einige Urkunden scheinen zu beweisen, dass seit Stefan Detschanski königliche Donationen an Klöster und vielleicht auch die Ernennung mancher höherer Beamten die Bestätigung (Ratification) der Nationalversammluug bedurften. Unter der Regierung Duschans sehen wir aber, dass sein berühmtes Gesetzbuch auf einer Nationalversammlung berathen und angenommen wird, in Folge dessen nicht nur die Anordnungen Duschans, sondern auch mehrerer seiner Vorfahren Gesetzeskraft erhalten.

Die Bedeutung des Sabors hat also in dem Zeitraume von Nemanja bis Duschan entschieden zugenommen und besitzt diese Nationalversammlung in den ersten Jahren des Kaiserthums nahezu den Charakter einer wirklichen Legislative. Nichtsdestoweniger bleibt es unzweifelhaft; dass die Einberufung des Sabors, die Bestimmung des Versammlungsortes und wahrscheinlich auch die Bezeichnung der Berathungsgegenstände ein ausschließliches Recht der Herrschers bildete. Und obgleich die Könige in mehreren Fällen den Sabor beriefen, so thaten sie dies nicht deshalb, weil sie dazu verflichtet waren, sondern weil dies dem alten Herkommen und ihren eigenen Interessen entsprach. Ganz natürlich erscheint es aber, wenn die Herrscher an ihrem eigenen Wohnsitze auch die Nationalversammlungen abhielten. In dieser Zeit wechselten aber die Könige sehr oft ihren Aufenthaltsort.

Aus der uralten politischen Verfassung der Serben floss die Berechtigung des Adels, an dem Rathe des Herrschers, und später an den Nationalversammlungen Theil zu nehmen. Durch die Entwickelung des Shupanats-Systems ist es erklärbar, dass anfäng-

sich die mehr weniger unabhängigen Provinzial-Vorsteher als die Rathgeber des Groß-Shupans erscheinen. Auch zur Zeit Nemanjas, wo diese kleineren Provinzial-Häuptlinge ihre Unabhängigkeit bereits eingebüßt hatten und zu abhängigen Statthaltern wurden, findet man in den alten Urkunden vor Allem diese höheren Beamten, vor den übrigen Adeligen, als Mitglieder der Nationalversammlungen genannt. Aber auch schon damals, noch vielmehr in späterer Zeit, konnte der gesammte hohe und niedere Adel auf dem Sabor erscheinen. Dass auch der höhere Klerus zu solchen Berathungen gerufen wurde, gieng aus dem steigenden Einflusse der Kirche von selbst hervor. An dem Sabor konnte also Theil nehmen: der Herrscher selbst, dessen Söhne und wie mehrere Beispiele beweisen, auch seine Gemahlin, ferner die hohe Geistlichkeit und der niedere Klerus, wahrscheinlich durch Stellvertretung, und der Adel. Schon in den Zeiten vor Duschan scheinen aber auf der Nationalversammlung auch Solche erschienen zu sein, die zu keiner der beiden privilegierten Klassen gehörten. Ein Gesetz Duschans ordnet nämlich an, dass ein Sebar kein Mitglied der Nationalversammlung sein könne und wenn er dennoch daselbst erschiene, strenge bestraft werden sollte. Dieses Gesetz wäre nicht nothwendig gewesen, falls die nichtprivilegierten Klassen es wenigstens nicht bereits versucht hätten, an den öffentlichen Berathungen ebenfalls Theil zu nehmen.

Außer der Nationalversammlung wurde die königliche Gewalt noch durch jene engere Berathungen eingeschränkt, welche die Fürsten in wichtigeren Angelegenheiten mit jener kleinern Zahl Magnaten abhielten, zu denen sie unbedingtes Vertrauen besaßen. Aus diesen Berathschlagungen entwickelte sich zwar kein ordentlicher Staatsrath allein dennoch beriefen sich die Könige oftmals auf dieselben, wodurch sie allerdings zum wiederholten Male auch die Verantwortlichkeit von sich abwälzten. In Folge einer solchen vorausgehenden Berathschlagung ließ Milutin seinen Sohn blenden und Duschan seinen Vater ermorden.

In den wichtigeren Staatsangelegenheiten konnte sich also

die königliche Gewalt nicht unbeschränkt äußern; allein in Bezug auf die Staatsverwaltung verfügte sie vollkommen unabhängig. Die alte politische Verfassung gab, wie wir gesehen haben, von der untersten Stufe bis zur höchsten, d. i. in der Sadruga, im Shupanate und im Staate, den Gleichberechtigten nur das Berathungsrecht, die Exekutiv-Gewalt war anfänglich in der Hand gewählten, später der erblich gewordenen Vorgesetzten koncentriert. Eine auf Selbstbestimmung und Selbstdurchführung beruhende autonomische Entwickelung findet man in Serbien nicht. Indem wir die ohnehin überaus dunkle und wenig gekannte Epoche des Shupanats außer Acht lassen, bemerken wir schon in der Zeit Nemanjas die gesammte Administration, in vieler Beziehung auch die Gerichtspflege, centralisiert und sehen, etwa mit Ausnahme der Dorfvorsteher, überall die vom Fürsten ernannten Beamten die öffentlichen Verwaltungsangelegenheiten besorgen. In sehr vielen Fällen waren die Ämter jedoch bloße Würden; der Name des Amtes wurde mit der Zeit zum Titel; allein man findet auch, dass derselbe Ausdruck bald zur Bezeichnung des Amtes, bald aber nur als Titel gebraucht wird, zeitweise auch neue Ämter und Würden entstehen, alte aber verschwinden oder ihre Bedeutung wechseln. Nach alle dem, was wir von den Bestrebungen des Adels erfahren haben, kann es nicht überraschen, wenn wir sehen, wie die Statthalter größerer Provinzen sehr häufig eine große Macht in ihren Händen vereinigen und diese wiederholt willkürlich verwenden, ja gegen ihre eigenen Herrscher gebrauchen und die Erkämpfung einer völligen Unabhängigkeit versuchen. Alle diese Schwankungen waren natürliche Folgen der Unreife des Zeitalters und des zwischen der königlichen Gewalt und dem Adel fortgesetzten Kampfes. Trotzdem ist es Thatsache, dass in Serbien keine autonomischen Institutionen bestanden und die gesammte Administration einen ausschließlichen Wirkungskreis der fürstlichen Gewalt bildete mit der einzigen Beschränkung, dass allein nur Adelige auf Ämter Anspruch machen konnten; die Thatsache verdient jedenfalls besondere Aufmerksamkeit an-

gesichts der im damaligen West-Europa wahrnehmbaren Entwickelung.

Zur Ämterführung war also einzig und allein der Adel berechtigt und zwar bekleideten ohne Zweifel die höheren Ämter, die zugleich Würden waren und oft zur Erhöhung des Hofglanzes dienten, Mitglieder des Hochadels, während in den Provinzial-Ämtern der niedere Adel verwendet wurde.

Ganz Serbien war in größere Provinzen und kleinere Kreise (Distrikte) oder Shupen eingetheilt. In jeder Shupa befand sich ein befestigter Platz oder eine Burg, welche jener gleichsam zum Mittelpunkte diente. An der Spitze der größeren Provinzen finden wir in früheren Zeiten Knesen und Shupane. Diese waren ohne Zweifel die, wenn auch nicht erbrechtlichen Nachkommen der einstens mehr weniger unabhängigen Stammeshäuptlinge. Sie übten in ihren Provinzen jedenfalls eine ausgebreitete Gewalt aus, hatten ihre besondere Kriegsscharund es waren ihnen auch die Edelleute untergeordnet. Sie treten also anscheinend in ähnlicher Gestalt auf wie die großen Lehensherren im westlichen Europa. Dennoch ist der Unterschied zwischen beiden ein wesentlicher. Die Provinz, an deren Spitze die serbischen Knesen standen, war kein Lehen, sondern ein unmittelbarer Bestandtheil des Staates und jenen nur zur Verwaltung übertragen. „Knes" und „Shupan" finden wir später als bloße Titel, allein es scheint, dass der „Knes" dem „Shupan" im Range vorangieng. Außer den Knesen erwähnen die älteren Urkunden noch „Oberknesen". Als Nemanja seinem Erstgebornen das „Groß-Shupanat" übergab verlieh er seinem zweiten Sohne einen Landstrich mit dem Titel eines „Oberknesen". Nach der Errichtung des Königreiches wurde der Titel „Groß-Shupan" nicht mehr angewendet; der Ausdruck „Knes" dagegen diente sowohl zur Bezeichnung des höchsten wie des untersten Amtes. Die mächtigen Magnaten, welche nicht nur im Adel, sondern auch in der Reihe der Provinzial-Statthalter die erste Stelle einnahmen, wurden ebenso „Knesen" genannt wie der einfache Dorfvorsteher. Der Ausdruck „Knes" hat nämlich

eine ähnliche Bedeutung wie „starješina“ und so ist es natürlich, wenn man denselben Ausdruck auf den verschiedenen Stufen des Staatsorganismus gebrauchen konnte.*) Der Wojwode war der Anführer des Heeres; allein später wurde auch dieser Name zur Bezeichnung einer bloßen Würde verwendet. In Bosnien führten aber auch die Provinzial-Statthalter diesen Titel. Unter den wichtigeren Oberbeamten begegnet man noch dem „Kasnatz“ und dem „Logothet“, dem Letztern wie es scheint seit Duschan. Der Kasnatz bekleidete das Amt eines Schatzmeisters, während der Logothet wahrscheinlich der Vorsteher der kaiserlichen Kanzlei war. Neben dem Logothet wirkte der „diak“ oder Kanzlei-Beamte. Zu diesem letzteren Amte konnten wohl auch Nichtadelige verwendet werden. Eine große Wichtigkeit hatten die sogenannten „Kraisniken“ oder die Statthalter der Gränzprovinzen und Gränz-Schlösser, die außer der Landesverwaltung auch noch die Gränze des Landes gegen feindliche Einfälle schützen mußten.

Wir können hier nicht alle jene untergeordneten Ämter aufzählen, die man theils in den älteren Urkunden, theils in den Gesetzen Duschans erwähnt findet, deren Wirkungskreis jedoch größten Theils unbekannt ist. Unter den hervorragenden Verwaltungsbeamten führen wir nur den „Kefalia“ (wahrscheinlich vom griechischen κεφαλή und erst später im Gebrauch) an, der wahrscheinlich ähnliche amtliche Agenden zu erfüllen hatte wie der an mehreren Stellen genannte „premikija“ (primicerus) und „wladalac“. Der Kefalia wohnte in dem befestigten Vororte des Distriktes oder der Shupa, doch seine Macht erstreckte sich nicht bloß auf die Burg, sondern auf den ganzen Distrikt. Sämmtliche administrative und polizeiliche Agenden vereinigten sich in seiner Hand. Er wachte über die Ordnung in Burg und Distrikt; stellte im Interesse der öffentlichen Sicherheit unter eigener Verantwortlichkeit Wachen auf den Straßen aus. Wenn nämlich

*) Auch im heutigen Serbien wird der Fürst und der Dorfrichter in gleicher Weise „Knes“ genannt.

Reisende ausgeraubt wurden, war der Kefalia verpflichtet, dieselben aus Eigenem zu entschädigen, wobei die Klage auf Schadenersatz gegen die Räuber (selbstverständlich, falls diese eingefangen wurden) ihm vorbehalten blieb. Ebenso waren die Gefängnisse ihm anvertraut; allein es war ihm bei Geldstrafe verboten, irgend Jemanden ohne „kaiserlichen Brief" oder Urtheil in den Kerker aufzunehmen. Daneben amtierte der Kefalia auch als Richter in Streitsachen zwischen den Burgsassen und den Bewohnern des Distriktes. Für alle diese Dienste bezog er gewisse Einkünfte und die Burgsassen waren verpflichtet, dem Kefalia die Lebensmittel um den halben Preis zu verkaufen. Kleinere Administrativ-Beamte waren unter Anderen auch der Prestawnik oder Pristawnik, der Sevast (Sebast), der Prebegar u. s. w. Die Zollverwaltung führte der „Zarinik". Nicht bloß für die über die Landesgränze geführten, sondern auch nach den im Innern des Landes verkauften Waren mußten gewisse Zoll-Abgaben bezahlt werden, welche der Zarinik einhob. Dieser Beamte hatte zugleich das Richteramt in Handels- und Marktsachen. Der Zarinik wurde zu schwerer Geldstrafe verurtheilt, sobald er sein Amt im eigenen Interesse misbrauchte.

Am Hofe der serbischen Könige, später der Kaiser trifft man eine ganze Reihe von hochadeligen Hofwürdenträgern; solche waren: der Despot, Sebastokrator (serb. „sevastokrator"*) Cäsar („Kesar"), Protosebastos, Potowestiar, Protospatar, Dworschitza, Stjegonoscha u. s. w.*) Die beiden letzten Bennennungen, welche „Hofmeister" und „Fahnenträger" bedeuten, drücken zugleich das Amt der Betreffenden aus; die übrigen waren der byzantinischen Hof-Hierarchie entlehnt, unter ihnen bedarf wenigstens der Protospatar keiner ausführlichern Erklärung. Die Namen „Despot, Sevastokrator, Kesar und Protosevast" wurden, wie es scheint, zur Bezeichnung der höchsten Würden gebraucht und, wie schon

*) Diese Benennungen sind nach der serbischen Aussprache geschrieben, also vom griechischen Original in manchen Fällen abweichend.

erwähnt, zuweilen den Söhnen oder Anverwandten der Regenten verliehen. Insofern hätten sich also diese Benennungen nicht bloß auf Ämter bezogen; insoferne aber sowohl unter Duschan wie unmittelbar nach ihm einzelne Statthalter der großen Provinzen diese Titel führen, so ließe sich daraus entnehmen, dass dieselben keine bloßen Titulaturen waren oder wenigstens den mächtigen Magnaten ein größeres Ansehen verliehen.

Den Ursprung und die Bedeutung der aus uralter Zeit herstammenden rechtlichen Institutionen genau nachzuweisen und zu umschreiben ist selbst bei den gebildetsten Nationen eine überaus schwierige Aufgabe. Die entgegengesetzten Ansichten, welche über jede einzelne dieser Institutionen unter den Rechtshistorikern anzutreffen sind, liefern hiervon genügende Belege. Diese Aufgabe wird jedoch noch schwieriger bei einem Volke gleich den Serben, von deren Vergangenheit nur sehr spärliche und mangelhafte Daten erhalten sind und die nicht nur ihre staatliche Unabhängigkeit sondern nahezu auch ihre nationale Selbständigkeit gerade damals verloren, als sie auf Grund der aus der Vergangenheit ererbten umgebildeten Institutionen die Bahn der Civilisation betraten; in Folge jenes Verlustes wurde auch für immer die Kontinuität zerrissen, welche in anderen Ländern zwischen den älteren und neueren Institutionen wahrnehmbar ist und von diesen auf jene schließen lässt.

Unter solchen Umständen können wir allerdings nur ein sehr mangel- und lückenhaftes Bild von den Rechtsverhältnissen und der Gerichtspflege des serbischen Reiches bieten.

Zur Zeit Duschans wurde das Richteramt wie die Administration großentheils vom Staate verwaltet. Wir finden dreierlei Gerichtshöfe, welche sämmtliche den Beinamen „königliche" oder „kaiserliche" führen. Die Richter waren (vielleicht mit Ausnahme der Dorfknesen) Staatsbeamte. In den Burgen und den dazu gehörigen Distrikten übte, wie schon erwähnt, der Kefalia das Richteramt aus. In den Dorfgemeinden urtheilten in

Bagatell-Sachen die Kreis- oder Ortsvorsteher*), im ganzen Lande aber in den wichtigeren Angelegenheiten der Fürst, oder die von ihm ernannten königlichen oder kaiserlichen Richter, welche sich am Hofe aufhielten oder aber von Zeit zu Zeit die Provinzen bereisten zur Schlichtung der Streitsachen des armen Volkes. Die Handelsangelegenheiten gehörten in den Wirkungskreis des Zariniks. Jeder einzelne Richter oder Gerichtshof fasste ein definitives Urtheil, mindestens findet sich keine Spur, dass von einem Richterstuhl zum andern appelliert worden wäre. Das Gebiet, auf welchem jeder Richter die Rechtspflege ausübte, war bestimmt und Jedermann konnte sich nur an den eigenen Richter wenden. Nachdem ordentlich kodificierte Gesetze nicht verhanden waren und auch die Gesetzessammlung Duschans sehr viele Fragen unberührt ließ, so fällten die Richter die Urtheile nach ihrer eigenen Einsicht und nach dem Herkommen. Die gerichtliche Procedur war, wie es nicht anders sein konnte, eine mündliche; nichtsdestoweniger brachten die Richter ihr Urtheil schon zu Papier und zwar in zwei Exemplaren; das eine wurde dem Exekutor übergeben, das andere behielt der Richter. Einem solchen schriftlichen richterlichen Urtheile mußte Jedermann unbedingt gehorchen. Ohne schriftlichen Befehl dürfte Niemand bei Strafe von 500 Perper eingekerkert werden. Den streitenden Parteien war es untersagt, einander vor dem Richter zu beschimpfen und anzugreifen oder mit einer andern Klage als jener, die ihr Erscheinen verursacht, aufzutreten. Die Berufung vor den Richter bildete wegen ihres verwickelten Wesens einen wichtigen Theil des serbischen Gerichtsverfahrens. Den Magnaten konnte der Richter nur schriftlich und vor dem Mittagsessen vor sich rufen; bei anderen Ständen genügte die Vorweisung des richterlichen Siegels. Frauen konnten in Abwesenheit ihrer Gatten nicht vor Gericht citiert werden; wer aus dem Kriege heimgekehrt war, dem wurden drei Wochen Zeit vergönnt. Von

*) Es ist möglich, dass die Dorfknesen durch die Gemeinde gewählt wurden und in diesem Falle waren sie natürlich keine Staatsbeamten; ihr Wirkungskreis war aber jedenfalls ein beschränkter.

den Mitgliedern derselben Hauskommunion konnte nach Belieben irgend ein Mitglied vor dem Richter erscheinen. Die Richter durften Geschenke empfangen, doch nicht als Bestechung und selbe vom Volke auch nicht abfordern.

Eine natürliche Konsequenz der privilegierten Stellung der Kirche und des Adels und der persönlichen Unterordnung der Nichtadeligen war die Abhängigkeit der Letzteren in gewissen Dingen vom Grundherrn. Wir haben schon oben erwähnt, dass der adelige Grundherr in manchen Fällen über seine Grundholden das Richteramt ausübte; dasselbe that auch die Kirche und zwar nicht bloß über ihre Unterthanen, sondern auch über die geistlichen Personen. Es scheint jedoch dieser Wirkungskreis sich nur auf Civilsachen ausgedehnt zu haben; in Criminalfällen urtheilten wohl ohne Ausnahme die kaiserlichen Richter.

Außer diesen aufgezählten Gerichten bestand in Serbien noch eine Art Gerichtsbarkeit, welche in altem Gebrauche wurzelnd sich bis zur Zeit Duschans erhielt, obzwar sie schon damals durch die Institution der königlichen Richter mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Wir meinen die Geschwornen-Gerichte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in älterer Zeit diese den nahezu ausschließlichen Modus der Rechtspflege bildeten; die ordentlichen oder landesfürstlichen Richter entstanden erst später. Nichtsdestoweniger entwickelte sich zwischen den Richtern und dem Geschwornengerichte nicht jenes enge Verhältnis, wie solches bei einigen nördlichen, insbesondere germanischen Nationen in Europa der Fall war. Diese beiden Institutionen bestanden in Serbien parallel neben einander, nur dass sich gegenüber der ältern Einrichtung die neuere Institution mit der Entwickelung der Staatsgewalt zu stets größerer Bedeutung aufschwang.

Die Ansicht ist vielleicht nicht ohne Grund, dass auch die Geschwornengerichtspflege ein Ausfluss der altslavischen Institution der Sadruga war; d. i., dass die Streitsachen Diejenigen erledigten, welche den streitenden Parteien zunächst standen; die also anfänglich Mitglieder der Sadruga der Betreffenden waren,

später demselben Stande oder derselben Klasse angehörten. Diese rechtsprechenden Richter könnte man darum in mancher Beziehung als „Schieds-Richter" bezeichnen. Diese Bemerkung bezieht sich indes bloß auf den Ursprung dieser Institution; denn später waren wenigstens in Serbien die Geschworenen, welche verurtheilen und frei sprechen, aber die Parteien nicht versöhnen konnten, wirkliche Richter, und keine Arbiter. Die Geschwornen wurden nur zur Schließung einer gewissen bestimmten Sache gewählt und zwar Einer oder Mehrere, aber jederzeit aus dem Stande der streitenden Parteien in gleicher Anzahl; sie legten den Eid ab, nur gerecht urtheilen zu wollen.

Diese Art der Gerichtsstühle gieng unzweifelhaft den königlichen Gerichten voran und erhielt sich dieselbe thatsächlich auch dann, nachdem letztere schon lange eingeführt waren, ja stets mehr in Anwendung kamen. Zur Zeit der Könige scheint von seite der streitenden Parteien nur je ein Geschworner zur Urtheilsfällung gewählt worden zu sein. Duschans Gesetzbuch gestattet, ja befiehlt schon die Verwendung mehrerer Geschworener. Der betreffende Paragraph lautet: „Von jetzt an urtheilt das Geschwornengericht in wichtigeren und geringeren Angelegenheiten. Bei wichtigen Sachen sollen 24, bei minder wichtigen 12 und bei noch geringeren 6 Geschworene Theil nehmen; doch bestehe unter ihnen weder Verwandtschaft noch offene Feindschaft. Und diese Geschworenen dürfen niemanden versöhnen, sondern nur freisprechen oder verurtheilen. Jedes Geschwornengericht ist in der Kirche abzuhalten und die Geschworenen vom Priester im Ornate zu beeiden. Für welchen Theil die Mehrheit des Geschwornengerichts entscheidet oder wem sie das Recht zuspricht, der besitze dasselbe" (d. i. der gewinne den Prozeß). Dazu nehme man noch folgenden Absatz: „Wie zur Zeit des Großvaters des Kaisers, des erhabenen Königs (Milutin), so seien auch jetzt die Geschwornen der Magnaten aus dem Stande der Magnaten, die des Mittelstandes aus derselben Klasse und die der Übrigen aus ihrer Klasse genommen." Damit haben wir die Geschwornengerichte, wie selbe zur Zeit Duschans bestan-

den, genügend gekennzeichnet; nur sei noch erwähnt, daſs nach einer Urkunde von Uroſch die Geſchworenen das Urtheil auch vollzogen haben und der König oder die königlichen Gerichte nur in jenem Falle die Exekutive übernahmen, wenn das Geſchwornengericht die Durchführung nicht bewerkſtelligen konnte.

Übrigens ſcheint man den Ausdruck „Geſchwornengericht" (ſerbiſch „porota", von „rotiti" = ſchwören) in zweifachem Sinne gebraucht zu haben. Derſelbe bezeichnete jene Art der Rechtspflege, von welcher wir ſoeben ſprachen, wobei nämlich die Geſchwornen nicht bloß die Urtheile fällten, ſondern auch vollſtreckten; und dann bedeutete er auch ein Forum, das ſo zu ſagen nur den Thatbeſtand feſtſtellte oder, um bei der alten, namentlich ſlaviſchen Auffaſſung zu bleiben, wo die Entſcheidung der Steitfrage durch eidliche Zeugenablegung erfolgte. Unter die altſerbiſchen Rechtsgebräuche iſt nämlich auch jener Brauch zu zählen, nach welchem die ſtreitenden Theile, Angeklagter und Kläger, in Begleitung von Zeugen (Eideshelfern) erſchienen, die nicht ſo ſehr den Thatbeſtand bezeugten, als vielmehr durch ihren Eid den Eid ihrer Partei bekräftigten. Aus einer ſolchen Eideshilfe mochte ſich dann in Serbien die zweite Form der Geſchwornengerichte entwickelt haben. Solche Geſchwornen (ebenfalls „porotnik" oder „dušnik" genannt) konnten zwar die Streitfrage entſcheiden und eine ſolche Entſcheidung beſaß auch die Kraft des Urtheils, allein deſſen Exekution beanſpruchte ſchon die Intervention anderer Organe, ausgenommen jenen Fall, wenn eine ſolche Entſcheidung nach der Natur der Sache oder in Folge der Einwilligung der Parteien zu Rechtskraft erwuchs. Wenn z. B. ſolche Geſchwornen einen Angeklagten freiſprachen, konnte derſelbe nicht weiter belangt werden; oder wenn ſie in irgend einer Gränzſtreitigkeit die Gränze feſtgeſetzt, oder auf Wieſen, in Weingärten und Getraidefeldern den verurſachten Schaden abgeſchätzt hatten, ſo mußte nach den Worten des Geſetzes die Gränze nach ihrem Urtheile beſtimmt und der geſchätzte Schaden vom Beſchädiger gezahlt werden, ſolche Urtheile

falls sie auf Widerspruch stießen, konnten die Geschwornen aber schon nicht mehr durchführen.

Neben diesen Formen der Geschwornengerichte gab es auch wirkliche Schiedsrichter, d. i. die sogenannten „dobri ljudi“ (= Ehrenmänner), welchen Ausdruck man insbesondere in bosnischen und dalmatinischen Urkunden findet; es waren das allgemein geachtete oder sachkundige Männer, welche über Aufforderung der Parteien ohne Eidesleistung ihr Urtheil abgaben. Übrigens bezeichnete der Ausdruck „dobri ljudi“ auch bloß die Zeugen.

Sowohl in Straf- wie in bürgerlichen Streit-Sachen dienten als Beweismittel: Zeugenaussagen, Urkunden (z. B. Schenkungsbriefe), Eidesleistung und zwar nicht bloß der Parteien sondern auch ihrer Eideshelfer, Gottesurtheile und noch eine originelle Art der Überweisung, von welcher hier nicht eingehender die Rede sein kann.

Ebenso gestattet der Umfang dieses Werkes nicht, das Gerichtsverfahren wie die allgemeinen Rechtsverhältnisse überhaupt ausführlicher zu erörtern; nur einzelne charakteristische und eigenthümliche Momente werden wir hervorheben.

In Betreff des Privatrechts findet man sowohl im Gesetzbuche Duschans wie in den verschiedenen Urkunden nur wenige Verfügungen. Abgesehen davon, dass die privatrechtlichen Verhältnisse zu jener Zeit viel einfacher waren, so wurzelten sie ohne Zweifel derart im Herkommen, dass es unnöthig erschien, selbe in ein Gesetz zu bringen. Der Besitzverhältnisse gedachten wir schon oben. Wir haben gesehen, dass der Eigenthümer des liegenden Gutes (doch nur in gewissen Fällen) über sein Vermögen frei verfügen konnte. Auch haben wir erwähnt, welche Verfügungen Duschans in Betreff der Erblichkeit der adeligen Baschtina-Güter getroffen hat. Daraus und aus mehreren anderen Daten kann man folgern, dass im Falle kein freies Verfügungsrecht statthaft war, die nächsten Anverwandten die direkten Erben waren und nur wenn solche Verwandte nicht vorhanden, erbten die entfernteren Zweige des Geschlechts. Den liegenden

Besitz erbte, wie es scheint, stets der männliche Zweig, während das bewegliche Gut auch auf die direkten weiblichen Nachkommen vererbte, falls männliche Erben nicht vorhanden waren. Bei Seitenlinien konnten aber nur die männlichen Mitglieder ins Erbe treten. Als eine Eigenthümlichkeit des adeligen Erbrechtes muß jene Verfügung des Gesetzbuches Duschans erwähnt werden, wornach bei dem Tode eines Edelmannes dessen bestes Pferd und seine Waffen den Fürsten zufielen, seine mit Perlen geschmückte Feierkleidung und sein Goldgürtel gebührte seinem Sohne. Blieb aber nur ein Mädchen zurück, so erhielt dasselbe ebenfalls diese Gegenstände und konnte über dieselben frei verfügen.

Auch auf die Regelung der ehelichen Verhältnisse nahm die weltliche Macht Einfluss, was um so nothwendiger war, als insbesondere zur Zeit Nemanjas und des ersten Königs die Kirche noch nicht in solchem Maße gekräftigt war, dass sie angesichts der weitverbreiteten Bogumilen-Sekte und des noch hier und dort versteckten Heidenthums ihren Anordnungen ohne jede Unterstützung hätte Geltung verschaffen können. Natürlich wurden nur solche Ehen als giltig betrachtet, welche mit Erlaubnis der kirchlichen Behörden und nach kirchlichem Ritus geschlossen wurden. Schon Stefan, der erste König, verbot unter Geldstrafe dem Manne, sein Weib zu verstoßen; dem Weibe, den Mann zu verlassen. Wenn der Magnat seine Gattin verstieß, so mußte er 6 Ochsen, der gemeine Edelmann 2 Pferde, der Nichtadelige aber 2 Ochsen als Strafe geben. Eine ähnliche Strafe traf die Frau, welche das Haus ihres Gatten verließ. War sie aber nicht im Stande, diese Strafe abzutragen, so hatte der Mann das Recht, sie körperlich zu züchtigen und wenn er wollte, konnte er sie auch zurücknehmen. Auch der Mann war verpflichtet, eine vertriebene Gattin wieder aufzunehmen und sich von jenem Weibe zu trennen, mit welchen er eventuell während dieser Zeit gelebt hatte. Den Ältern war es nicht gestattet, ihre Tochter zum Verlassen des Hauses ihres Gemahls zu verleiten und es wurde den Frauen überhaupt strenge verboten, sich von ihren Gatten zu trennen und

mit anderen Männern zu leben. Diese Anordnungen erwiesen sich damals für nothwendig, weil ein Glaubenssatz der weitverbreiteten Patarener-Sekte die Weiber-Gemeinschaft lehrte.

Weit mehr und erschöpfendere Daten besitzt man in Bezug auf das Criminalrecht; denn wenn auf dem Gebiet des Privatrechtes der im Laufe von Jahrhunderten entwickelte Usus das Gesetz ersetzen konnte: so waren doch sehr natürlicher Weise in Bezug auf die Verbrechen bestimmte Verfügungen vonnöthen. Und in der That enthält das Gesetzbuch Duschans in diesem Theile zahlreiche Anordnungen. Nichtsdestoweniger begegnen wir auch hier wie in allen Zweigen der innern Entwickelung Serbiens unausfüllbaren Lücken. Darum werden auch wir uns nur auf die Hervorhebung der auffälligsten Momente beschränken.

Eine wichtige Verfügung des Gesetzbuches Duschans war es jedenfalls, dass über Verbrechen, mochte dieser wer immer, also Adeliger oder Unadeliger begangen haben, kaiserliche Richter urtheilten. Möglich ist, dass diese Regel schon früher herrschte, allein mag sie von irgend einem der Könige oder von Duschan herstammen, so wäre es doch sehr falsch, in derselben etwa die Keime der Rechtsgleichheit der neuern Zeit suchen zu wollen. Mit der Kräftigung der obersten Staatsgewalt, mit dem zunehmenden Wohlstand des Landes und insbesondere mit dem durch die Eroberungen hervorgerufenen größern Verkehre trat die Nothwendigkeit geordneter innerer Verhältnisse stets mehr in den Vordergrund. Auf die Aufrechterhaltung der Ordnung und öffentlichen Sicherheit verwendeten die serbischen Regenten überhaupt und unter ihnen namentlich Duschan unzweifelhaft große Sorgfalt. Dieses Ziel war aber vorzugsweise nur dadurch erreichbar, wenn die Bestrafung der Verbrechen zu dem eigensten Wirkungskreise des Fürsten gehörte. Doch mag dem sei, wie ihm wolle; so viel ist gewiss, dass die Berechtigung der kaiserlichen Gerichte, in Strafsachen ohne Unterschied des Standes und Ranges der Übelthäter abzuurtheilen, zahlreichen Willkührlichkeiten vorbeugte.

Außer dieser Verfügung weist der Codex Duschans in sei-

nem strafrechtlichen Theile noch jenen Vortheil auf, dass er die Geldbußen nicht so allgemein anwendet, wie solches damals in ganz Europa üblich war, sondern dieselben durch andere Strafen ersetzt.

Die gewöhnlichsten Strafen waren: Geldbußen, Gefängnis, körperliche Züchtigung, Verstümmelung und Hinrichtung. Außer diesen wurde gegen geistliche Personen, aber in gewissen Fällen auch gegen die Weltlichen, noch die Verweigerung des kirchlichen Segens, die Trennung des Weibes vom Manne und der Fluch (das Anathema) angewendet. Ferner giengen manche Beamte, wenn sie Misbrauch der Amtsgewalt trieben, ihrer Stellung verlustig. Wir sehen auch, dass jene Dörfer, in denen Goldarbeiter gefunden wurden, verbrannt und ihre Einwohner verjagt wurden.*) Wir können hier nicht alle jene Fälle anführen, in denen nach Duschans Gesetzen die eine oder die andere dieser Strafen, oder zuweilen auch mehrere zugleich vom Richter dem Verbrecher zugesprochen wurden, nur einige der bezeichnenderen Fälle wollen wir erwähnen. In Bezug auf die Geldbußen waren verschiedene Stufen festgestellt. Dieselben reichten von sechs bis tausend Perper. Sechs Perper zahlte jener Sebar, der einem andern Sebar den Bart ausraufte; tausend aber jener Geschworene, der beim Schwurgericht ein ungerechtes Urtheil fällte; diesen traf übrigens außerdem noch eine andere Strafe. Beschimpfung, Verletzung, Mord, unrechtmäßige Einhebung von Zohlgebühren, gewaltsame Einkerkerung ohne „kaiserlichen Brief" (Urtheil) u. s. w. waren alles solche Verbrechen, für welche der Thäter eine Geldbuße erlegen mußte, zuweilen traf ihn überdies noch eine andere Strafe.

In solchen Fällen, wo der Angeklagte zu einfacher Geldbuße verurtheilt wurde, diese aber nicht bezahlen konnte, wurde er in der Regel eingekerkert, in früherer Zeit aber wohl auch dem Kläger

*) Ueber das Motiv dieser eigenthümlichen Strafe werden wir an anderer Stelle ausführlicher sprechen.

oder dem Verlustträger persönlich überantwortet. Diese Verfügung findet man in Duschans Gesetzbuch nicht mehr, es ist aber wahrscheinlich, dass sie praktisch dennoch in Gebrauch war. Um so häufiger kommt Kerkerhaft unter dem Titel der „Bürgschaft" vor, was sie auch in der That in dem Sinne war, damit der Angeklagte vor dem Urtheile nicht die Flucht ergreife oder damit der Verurtheilte die Geldbuße um so eher erlege. Der Angeklagte konnte übrigens auch statt seiner Bürgen und Geiseln stellen, welche dann, falls er nicht erschien oder sich dem Urtheil nicht unterwarf, gezwungen waren, die ihm zugemessene Strafe zu bestehen. Der Sebar wurde in den meisten Fällen zu einer kleinern Geldbuße verurtheilt als der Edelmann, dafür traf ihn aber auch körperliche Züchtigung. Es war überhaupt eine Konsequenz der verschiedenen Berechtigung der socialen Klassen und deren mit Privilegien umschanzter Stellung, dass bezüglich der Adeligen und Nichtadeligen in Serbien wie während des Mittelalters in ganz Europa die Strafen nach verschiedenen Maßstäben bemessen wurden. Nichtsdestoweniger waren diese Abweichungen in Serbien nicht groß und auch nicht häufig. Wenn z. B. der Magnat einen gemeinen Edelmann beschimpft, so bezahlt er 100 Perper, wer aber einen Magnaten beschimpft, erlegt 100 Perper und erhält zugleich Prügelstrafe. Beschimpfung eines Sebars büßen Magnat und Edelmann mit 100 Perper; wenn endlich der Sebar einen Magnaten oder Edelmann beschimpft, so bezahlt er gleichfalls 100 Perper und wird außerdem gebrandmarkt. Weiter: Tödtet ein Nichtadeliger einen Sebar, so zahlt er 1000 Perper, der Sebar dagegen erlegt für die Ermordung eines Adeligen 300 Perper und werden ihm überdies beide Hände abgehauen. Wenn also auch das Gesetz in der Festsetzung der Strafen unter den Ständen einen Unterschied machte, so erstreckte es doch wenigstens nicht in allen Fällen diese Unterscheidung auf die strafbare Handlung selbst. Diese wird jederzeit in gleichem Maße als strafbar betrachtet und wenn auch in der Strafe, welche für dasselbe Verbrechen den Thäter traf, ein Unterschied eintrat, so bezweckte in

einem solchen Falle die Erschwerung oder Erleichterung der Strafe die Ausgleichung der zwischen den Gesellschafts-Klassen bestehenden Verschiedenheiten. Ein Gesetz Duschans verordnet, dass wenn ein Edelmann eine Edelfrau gewaltsam raubt, er beide Hände und die Nase verlieren solle; thut dieses ein Sebar mit einer Edelfrau, so werde er aufgehängt; wenn aber ein Sebar ein nichtadeliges Weib mit Gewalt entführt, so büßt er es ebenfalls durch den Verlust beider Hände und der Nase. Wie aus diesem Beispiel hervorgeht, ist die Strafe dieselbe, mag die That ein Adeliger oder ein Sebar begangen haben, beide aber innerhalb ihrer eigenen Gesellschaftsklasse; nur dort ändert sich das Strafausmaß, wo der Adelige dem Nichtadeligen gegenübertritt.

Wo der Klassenunterschied nicht Einfluss übte, da blieb die Strafe dieselbe, mochte der Verbrecher zu welcher Klasse immer gehören. Der Adelige bezahlte also auch ebenso seine Geldbuße, konnte ebenso eingekerkert werden, körperliche Züchtigung (wenigstens der gemeine Edelmann), Verstümmelung und den Tod als Strafe erleiden wie der Nichtadelige. Wie es scheint, wurde nur allein die Brandmarkung bei Adeligen nicht angewendet. Derartige, für Jedermann gleichmäßige Strafen waren z. B.: Wer sich einem Pristaw (Gerichtsexekutor) widersetzte, wurde eingekerkert; wenn der Pristaw nicht im Sinne des Urtheils vorgieng, verlor er Hände und Zunge; der Betrunkene, welcher in diesem Zustande Jemanden angriff, aber nicht verwundete, wurde zum Gefängnis verurtheilt, wenn er aber in seiner Trunkenheit Jemanden körperlich schwer verletzte, verlor er eine Hand und ein Auge; der Räuber und Hehler wurde in gleicher Weise entweder geblendet oder beim Fuße aufgehangen. Der Ältern-, Bruder- oder Kindesmörder wurde lebendig verbrannt u. s. w. Wie aus diesen angeführten Strafen hervorgeht, betrachtete man zu Duschans Zeiten den Raub fast als das größte Verbrechen; wenigstens mit Ausnahme des Ältermordes trifft ihn die härteste Strafe. Und das war natürlich. Bei der Unentwickeltheit des socialen Lebens, bei der geringen Zahl der Bewohner, in Folge des fast gänzlichen Man-

gels an Kommunikationsmitteln konnte der Raub in großem Maße überhand nehmen und indem er die öffentliche Ordnung bedrohte, den ohne wenig lebhaften, für das Land und den Staat jedoch überaus nothwendigen Verkehr und Handel gänzlich verhindern. Darum bestrebten sich schon die Könige, insbesondere aber Duschan den Raub um jeden Preis zu unterdrücken, indem sie über Hehler und Räuber die schonungslosesten Strafen aussprachen.

Bevor wir diese kurze Darstellung der Rechtszustände beendigen, müßen wir unsere Aufmerksamkeit noch einer Institution zuwenden, welche dies schon ihrer Originalität wegen verdient. Diese Institution ist die auf alter Sitte beruhende gemeinschaftliche und solidarische Verantwortlichkeit, welche darin bestand, dass die Distrikte und Burgen für die auf ihrem Gebiete begangenen Verbrechen solidarisch verantwortlich, d. i. verpflichtet waren, den Thäter auszuliefern; thaten sie das nicht, entweder weil sie ihn nicht fanden oder weil sie ihn verbargen, so mußten sie die nach der That entfallende Geldbuße gemeinsam bezahlen. Wurde später der Thäter ergriffen, so konnten sie natürlich die für ihn gezahlte Summe zurückfordern und ihn auch dazu verurtheilen lassen; unternahmen sie jedoch in dieser Beziehung keine Schritte, so war der Thäter von jeder weitern Strafe befreit. Diese gemeinschaftliche Verantwortlichkeit hatte wie viele andere Institutionen ihren Ursprung in der Sadruga-Verfassung. Die Sadruga bildete bekanntlich eine moralische Körperschaft, in welcher Gesammtheit oder deren Vertreter, d. i. der Starjeschina, für die Thaten jedes Einzelnen verantwortlich war. Dieser Letztere hatte die Verpflichtung, den Schuldigen auszuliefern oder die Geldbuße zu erlegen. Als sich aus der Sadruga die Stammverfassung entwickelte, übergieng auch diese gemeinsame Verantwortlichkeit auf den ganzen Stamm. Mit der Erstarkung und Ausdehnung der höchsten Staatsgewalt verlor, wie wir erwähnt, die Stammverfassung nicht nur ihre frühere Bedeutung, sondern löste sich endlich ganz auf. Allein der Begriff der gemeinsamen Verantwortlichkeit blieb lebendig im Bewusstsein des Volkes und nachdem die Stämme nicht mehr be-

ſtanden, übergieng dieſe Verantwortlichkeit auf jene Korporationen, die eine politiſche und adminiſtrative Einheit bildeten, nämlich auf die Burgen und Diſtrikte. Das Rechtsprincip, auf dem dieſe Inſtitution beruhte, war daſſelbe, aus welchem nicht bloß in Serbien ſondern auch auderwärts die Ablöſung der Folgen einer ſtrafbaren Handlung durch Geldbuße hervorgieng; daſs man nämlich nicht die dem Verbrechen folgende Strafe, ſondern den Erſatz des verurſachten Schadens als die Hauptſache betrachtete. Es iſt unläugbar, daſs die Anwendung des Grundſatzes der gemeinſchaftlichen Verantwortlichkeit trotz jenes Mangels, worauach der Verbrecher ſehr oft ſtraflos ausgieng, in jener Zeit auch heilſamen Einfluſs ausübte; denn ſie zwang die ganze Nation, über die Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit zu wachen. So wie aber die königliche Gewalt zu größerem Anſehen gelangt war, ſehen wir neben der gemeinſchaftlichen Verantwortlichkeit der Diſtrikte und Burgen auch das Princip der fürſtlichen oder „ſtaatlichen" Verantwortlichkeit ſich entwickeln. Die alten Urkunden bezeugen, daſs in vielen Fällen, insbeſondere bei Verbrechen gegen fremde Kaufleute, namentlich bei Diebſtal und Raub, der Fürſt die Verantwortlichkeit, alſo auch den Schadenerſatz auf ſich nahm unter dem Vorbehalte, bei Auffindung des Thäters dieſen zu beſtrafen und die erlegte Straffumme von demſelben erſetzen zu laſſen. Endlich zur Zeit Duſchans finden ſich auch Beiſpiele von perſönlicher Verantwortlichkeit der Beamten. Wenn z. B. ein Straßenraub geſchah, ſo war nicht mehr der Diſtrikt zum Schadenerſatz verpflichtet, ſondern der Kefalia und Wächter. Ebenſo waren die Kraisniks perſönlich verantwortlich für den Schaden, den räuberiſche Einbrüche aus der Fremde in ihrer Provinz verurſachten. Es iſt alſo ſchon zu Duſchans Zeit auch in dieſer Hinſicht ein namhafter Fortſchritt wahrzunehmen. Nichtsdeſtoweniger beſtand die obgeſchilderte gemeinſame Verantwortlichkeit zu ſeiner Zeit noch aufrecht, ja nach ſeinem Tode gelangte ſie mit dem Verfalle der Staatsgewalt abermals zu größerer Geltung. Sie hatte ſich in dem Rechtsbewuſſtſein des Volkes ſo tief eingewur-

zelt, dass sie, wie wir sehen werden, noch am Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts in den serbischen Ländern ausgeübt wurde.

Es wurde schon oben wiederholt bemerkt, dass Serbien sich zu jener Zeit vor der Außenwelt nicht abschloss, ja dass der Handel größtentheils in den Händen von Ausländern sich befand. Unter den Fremdlingen sind am zahlreichsten die Ragusaner und die Deutschen, jene waren Handelsleute, diese theils Bergleute, theils aber andere, insbesondere des Krieges wegen Eingewanderte und Kolonisten. Die Angelegenheiten zwischen Fremden und Serben wurden durch serbische Richter geschlichtet; allein in Bezug auf die Streitigkeiten der Fremden unter einander bestanden andere Vorschriften. In Streitsachen zwischen Ragusanern und Deutschen, dann zwischen Deutschen allein konnten nur Geschworene entscheiden, die natürlich von den Parteien aus der Mitte ihrer Connationalen gewählt wurden. Bei Streitsachen der Ragusaner unter sich entschieden ihre eigenen Konsuln und Richter auch auf serbischem Boden.

Ragusa war überhaupt nicht bloß in merkantiler Beziehung sondern auch vom Gesichtspunkte der Entwickelung der Rechtsverhältnisse von großem Einflusse auf die Serben, wiewohl nicht zu läugnen ist, dass dieser Einfluss andererseits ein wechselseitiger war. Obgleich jedoch bei den Serben die auf allgemeiner altslavischen Auffassung beruhenden Rechtsanschauungen von jener Zeit an, da der serbische Staat insbesondere mit Ragusa und mit dem byzantinischen Reiche in nähere Berührung trat, in vieler Hinsicht eine Modifikation erlitten: so muß man dennoch anerkennen, dass die Serben auf dem Gebiete der Rechtsverhältnisse eine selbständige Entwickelung aufweisen können und ihre ursprünglichen Eigenthümlichkeiten besser als ein anderer slavischer Volksstamm zu wahren wussten. Allerdings gelangen die Serben schon in Folge ihrer geographischen Lage außer mit den erwähnten beiden Staaten mit einem andern civilisierteren Staate in keine engeren Beziehungen und blieben so unwillkürlich auch von jenen fremden Einwir-

kungen befreit, welche andere slavische Nationen in großem Maße beeinflusst und umgestaltet hatten.

Über die Heeresverfassung findet man trotz ihrer großen Wichtigkeit im Zeitalter der fortgesetzten Kämpfe und Kriege nur wenig Daten in älteren Urkunden und im Gesetzbuche Duschans. So viel scheint gewiss zu sein, dass zur Zeit der Nemanjas ein regelmäßiges Kriegsheer in Serbien nicht bestand. Die Masse des Heeres bildete die Gesammtheit des Adels, dessen Pflicht es war, über Aufforderung des Regenten auf eigene Kosten im Lager zu erscheinen und am Kriege Theil zu nehmen. Jeder Edelmann brachte auch seine eigenen Kriegsleute mit, welche wahrscheinlich Mitglieder seiner Familie waren und außerdem wurden vielleicht auch noch Nichtadelige zum Kriegshandwerk geworben. Ob aber diese Letzteren überhaupt verpflichtet waren, ihrem adeligen Grundherrn (natürlich auf dessen Kosten) Heeresfolge zu leisten oder ob sie freiwillig in das Heer eintraten, lässt sich nicht genau bestimmen. In der Liste der Verpflichtungen der Nichtadeligen kommt auch das Wort „voiska“ (Kriegsheer) vor, welches aber ebenso den Kriegsdienst wie die Verpflichtung der Bequartierung des Kriegsheeres bedeuten kann. Ebenso ist ungewiss, ob die Geistlichkeit Kriegsdienste verrichtete oder davon gänzlich befreit war; doch hat die letztere Annahme größere Wahrscheinlichkeit für sich. Außer der persönlichen Theilnahme mußten die Adeligen auch Pferde für das Kriegsheer liefern; das Volk aber war zum Militär-Transport durch die Robot verpflichtet. Der oberste Heeres-Anführer war natürlich der Fürst. Unter ihm standen als Befehlshaber die Wojwoden, die, sobald der Regent selbst am Kriege nicht Theil nahm, das Amt der Heerführer versahen. Gegen sie war Jedermann zu demselben Gehorsam wie gegen den Fürsten selbst verpflichtet; wer ihren Befehlen zuwider handelte, verfiel in die gleiche Strafe, als ob er sich gegen den Fürsten vergangen hätte. Das Recht der Kriegserklärung und Kriegführung war jedoch, wie wir weiter oben gesehen haben, kein ausschließliches Recht der Fürsten. Darauf übte auch der Adel einen

großen Einfluss und in den meisten Fällen unternahm der Fürst erst nach der Berathung mit hervorragenderen Magnaten oder mit dem Sabor den Krieg. Nachdem der Adel das eigentliche Kriegsheer bildete, so ist es natürlich, dass er bemüht war, sich in Kriegssachen seinen Einfluss zu bewahren. Außer diesem Nationalheere gab es in Serbien auch Söldner. So nahmen z. B. unter Detschanski in der Schlacht gegen den Bulgarenkönig Michael 1300 „Franken" (d. h. wohl Deutsche) Theil. Am Hofe Duschans sah der päpstliche Gesandte 300 deutsche Bewaffnete. Diese fremden Söldner bildeten die Leibwache oder die eigenste Heerschar des Regenten. Wie stark das Kriegsheer war, welches Serbien aufstellen konnte, lässt sich natürlich präcise nicht angeben; zudem wechselte auch die numerische Kriegsstärke des Reiches fortwährend je nach dem veränderten Territorium desselben. Nach der Behauptung eines Chronisten soll das Kriegsheer, mit welchem Duschan zur Eroberung von Byzanz auszog, (ein Zweck, der jedoch durch den unterwegs eingetretenen Tod des Kaisers vereitelt wurde) aus 80.000 Mann bestanden haben. Falls diese Zahl der Wahrheit entspricht und man bedenkt, dass das serbische Reich damals in jeder Beziehung auf dem Gipfelpunkt seiner Entwickelung stand und Duschan ohne Zweifel zur Erreichung des großen Zieles seine ganze Kraft zusammengefasst hatte: so kann man dieses Kriegsheer als das zahlreichste betrachten, welches Serbien aufzustellen vermochte.

Zum Schlusse müßen wir wenigstens flüchtig der *materiellen Entwickelung* und der *socialen Verhältnisse* Serbiens gedenken.

Aus all dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, dass der Schwerpunkt des serbischen Staates im Mittelalter in den südwestlichen Theilen des serbischen Gebietes, also außerhalb des heutigen Serbien zu suchen ist. Die größte Wichtigkeit besaß ohne Zweifel die Zeta und später mit ihr jenes Gebiet, das man heute als „Altserbien" bezeichnet, wo die Städte Novibazar (vordem Raßa) und Prisrend, die einstigen Residenzen der serbischen

Regenten liegen. Warum gerade die Zeta als der Ausgangspunkt des spätern serbischen Reiches betrachtet werden kann und warum dieses sich mit der Zeta um das angränzende Shupanat Raßa konstituierte: das bemühten wir uns in den obigen Ausführungen eingehend darzulegen. Hier weisen wir nur noch auf jenen Umstand hin, daſs, nachdem das Banat von Matschow (der nördliche Theil des heutigen Fürstenthums Serbien) nur sehr spät an den serbischen Staat gelangte, Bosnien aber stets nur vorübergehend Serbiens Oberhoheit anerkannte, das Reich der Nemanja's in der That nur in jenem südwestlichen Winkel des von den Serben bewohnten Gebietes entstehen und von hier aus weit eher südwärts im Wardarthale bis Saloniki oder in der Richtung von Ochrida tief nach Albanien hin sich ausbreiteten konnte. Nachdem auf solche Art der ursprüngliche Centralpunkt des serbischen Reiches und dessen natürliche Expansions-Tendenz durch die Verhältnisse gegeben waren, konnten diese beiden Momente auch auf die innere Entwickelung nicht ohne Einfluſs bleiben. Die wichtigste Konsequenz der Lage Serbiens waren vor Allem die näheren Beziehungen mit der dalmatinischem Meeresküste und zu den daſselbst liegenden theilweise von Slaven bevölkerten Städten, namentlich zu Raguſa; diese Stadt und das weniger bedeutende Cattaro waren die nächsten Nachbarn zur Zeta und damit auch zum Centrum des Reiches, zur Stadt Prisrend. Bei dem Überblick der materiellen Verhältnisse muß man also in erster Reihe dieser Seite die Aufmerksamkeit zuwenden, um so mehr, weil die dalmatinischen Städte, auf welche Venedig theils in politischer Hinsicht, theils durch seine merkantilen Verbindungen einen auserordentlichen Einfluſs ausübte, damals bereits eine relativ weit höhere Kultur und einen lebhaften Verkehr beſaßen.

Es ist darum keine überraschende Erscheinung, wenn in den Jahrhunderten nach der serbischen Einwanderung durch die Vermittelung der dalmatinischen Seestädte zuerst venezianisches Geld zu den Serben gelangte. Später kamen auch byzantinische Münzen in Umlauf, aber Venedig behielt in dieser Beziehung bis ans

Ende das Übergewicht. Dass die Serben bis zu Nemanjas Zeit kein Geld prägten, war eine natürliche Konsequenz sowohl der politische noch nicht gefestigten Lage als ihres sehr niedern Kulturgrades. Wie es scheint, wurde das erste serbische Geld zur Zeit des Königs Wladislaw geschlagen, der angeblich zuerst eine größere Ausbeute der reichen Silbergruben begann. Allein sowohl die serbische wie die fremde Münze mochte in dieser unentwickelten Periode noch sehr selten sein. Nemanja setzte die Bußen hauptsächlich nur in Thieren, Ochsen und Pferden fest; ebenso sein Sohn, Stefan der König; ja noch das Gesetzbuch Duschans überlässt es in manchen Fällen dem Belieben des Bestraften, ob er die Buße in Geld oder in Naturalien leisten wolle. Bis zur neuesten Zeit war man der Meinung, dass die serbischen Münzen ohne Ausnahme Silbermünzen gewesen waren. Goldmünzen wurden erst im Jahre 1875 in Altserbien aufgefunden.*) Jener Umstand, dass Münzen von größerem Werte nicht bestanden und auch die kleine Kupfermünze erst gegen die Mitte des 14. Jahrh. zuerst erscheint, scheint zu beweisen, dass in Serbien der Verkehr niemals oder höchstens in den letzten Decennien des serbischen Staates einen so großen allgemeinen Aufschwung nahm, um einerseits zur Bezahlung bedeutender Beträge Münzen von größerem Werte, andererseits aber zur Deckung des lebhaftern Lokalbedürfnisses der kleineren Münzen zu benöthigen. Und darum halten die bisher bekannt gewordenen serbischen Münzen einen Mittelweg ein. Nachdem übrigens der Handel fast ausschließlich in den Händen der Ragusaner concentriert war, so benützten diese ihre eigenen Münzen, namentlich aber die venezianischen Goldstücke und so wurde die Prägung serbischer Goldmünzen (die Zeit von Milutin und

*) Wie es scheint reichen sie nicht weiter als in die Zeit Milutins zurück, was dem politischen und materiellen Entwickelungsgrad des serbischen Staates völlig entspricht. Diese Goldmünzen sind jedoch in viel zu geringer Anzahl vorhanden und wurden auch noch nicht eingehender studiert, um sie als sichere Ausgangspunkte zu begründeten Schlussfolgerungen nehmen zu können.

Duschan ausgenommen) überflüssig und zwar um so mehr, weil die Herstellung von Silbermünzen bei dem Reichthume der serbischen Bergwerke auch für den Regenten, resp. den Staat von großem Vortheile war. Dass aber auch die serbischen Münzen oft mehr für den internationalen als zur Vermittelung des innern Verkehres bestimmt waren, geht daraus hervor, weil auf denselben neben der serbischen häufig auch eine lateinische Inschrift angebracht wurde, was ohne Zweifel im Interesse der italienischen Kaufleute geschah.

Die alten Urkunden erwähnen zahlreiche fremde und einheimische Münzsorten, die auf dem Gebiete des serbischen Reiches in Umlauf waren. Vielleicht mit einer einzigen Ausnahme haben diese Münzen sämmtlich fremde, größtentheils italienische oder griechische Benennungen. Wir wollen hier nur Einige erwähnen. Wir haben schon mehrmals des Perpers gedacht. Ohne zu untersuchen, welche Bedeutung eigentlich der „Perper" hatte und ob er einstens als wirkliche Münze im Umlauf war, führen wir nur an, dass er in Serbien, namentlich zu jener Zeit, von welcher wir glaubwürdige Daten besitzen, nur mehr als Rechenmünze gebraucht wurde, dass also ein Geldstück Perper damals nicht existierte. Der Perper enthielt jederzeit 12 Silber-Dinare, wie sehr auch der Wert des Dinars sich verändern mochte. Auch dieser Ausdruck „Dinar" wurde als bloßer Rechenwert benützt; er bezeichnete ein gewisses festgesetztes Silbergeldstück, dessen Gewicht und Feinheit jedoch zeitweise wechselte. Und in der That findet man die Ausdrücke Perper und Dinar am häufigsten in Berechnungen angewendet, z. B. es sollen so und so viel Perper in Dinaren gezahlt werden. Nachdem ein Perper stets 12 Dinare enthielt, es aber bekannt war, wie viele Perper eine gewisse Gewichtseinheit ausmachten, so war dadurch auch die Summe gegeben. Die Gewichtseinheit des Geldes war die „Litra", die ungefähr 288 heutige Gramm wog. Nach dem Wechsel des Silberwertes wechselte auch der Inhalt der Litra an Perpern und zwar stieg derselbe von 12 im Anfang des 13. Jahrh. auf 22 in der

Mitte des 15. Jahrh. Um das J. 1350, also wenige Jahre nach der Annahme des Kaisertitels durch Duschan giengen 16 Perper auf eine Litra.*) In Venedig und in den dalmatinischen Küstenstädten war auch ein anderer Münzfuß im Gebrauch, der in den serbischen Urkunden ebenfalls vorkommt. Darnach kamen 20 Perper auf eine Litra. Wir lassen uns in die weitere Detaileintheilung nicht ein, nur das sei noch erwähnt, dass zwei dieser Perper einen venezianischen Dukaten gaben.

In Serbien bildete die Münzprägung stets ein ausschließliches Recht des Herrschers. Die Fürsten schlugen jedoch nicht selbst das Geld, sondern betrauten mit dieser Arbeit Goldarbeiter. Zur Verhütung von Misbräuchen und Fälschungen durften diese Münzer oder Präger nur in den Burgen wohnen, wo sie unter der direkten Aufsicht des Burgvogtes standen. Wir haben gesehen, welch schreckliche Strafe diejenigen Ortschaften ereilte, die den bestehenden Gesetzen zuwider Goldarbeiter (Münzer) aufnahmen; die Letzteren aber, wenn sie es wagten, außerhalb der ihnen angewiesenen Wohnorte sich niederzulassen, wurden lebendig verbrannt. Dessenungeachtet erschienen im 14. Jahrh. überaus zahlreiche falsche Münzen im Umlauf, ja es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Herrscher selbst in mehreren Fällen zu dem im Mittelalter in Europa allgemein üblichen Mittel der Münzverschlechterung griffen.

Der Reichthum Serbiens bestand in dieser Periode ausschließlich im Grundbesitz und in dessen Erzeugnissen. Industrie gab es keine; die vorhandene überschritt nicht die ersten Stadien einer Hausindustrie zur Deckung der unmittelbarsten Lebensbedürfnisse.

Ackerbau und Viehzucht machten damals die Hauptbeschäftigungen der Serben aus, wie das auch in unseren Tagen

*) Die Unterabtheilungen des Perpers und Dinars waren: 1 Perper = 12 schwere Dinare; 1 schwerer Dinar = 2 Polutina (halbe); 1 Polutina = 2 Soldi; 1 Soldo = 8 kleine Dinare; letztere waren wahrscheinlich eine Kupfermünze, die übrigen sämmtlich Silbermünzen.

noch der Fall ist. Beide Erwerbszweige hatten in Anbetracht des Zeitalters eine ziemliche Höhe der Entwickelung erreicht. In Bezug auf den Ackerbau waren Weizen, Hafer und Hirse die Hauptprodukte. Die Letztere, nämlich die Hirse, bürgerte sich erst nach der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts im westlichen Europa ein, während sie in Serbien schon von Alters her vorkommt. In großer Menge wurde insbesondere der Weizen erzeugt und es ist bemerkenswert, dass Duschan außer der Frühjahrs- auch schon die Herbstaussaat anordnet. Überhaupt verwendeten die Herrscher aus dem Hause Nemanja große Sorgfalt auf den Ackerbau und strebten nach damaliger Auffassung und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf alle Weise, dem Ackerbau die arbeitende Hand zu sichern, woran in Folge der schwachen Bevölkerung in Serbien sowie anderwärts großer Mangel war. Die Erreichung dieses Zieles hatten mehrere königliche Anordnungen im Auge. Hierher gehört z. B. jene Vorschrift, wenn ein Serbe ein Wlachen-Mädchen (also ein Mädchen aus einer Hirtenfamilie) zum Weibe nimmt, so werden ihre Kinder Neropchen oder Ackerbauer, oder: Wenn ein Handwerker auf dem Lande mehrere Söhne hatte, so durfte nur Einer das Handwerk seines Vaters ergreifen, die Übrigen mußten sich dem Ackerbau widmen. Oder jene Verordnung, deren wir schon oben gedacht, dass der Sohn eines Neropchen, selbst wenn er schriftkundig war (also Studien gemacht hatte) Neroph, also Bauer, bleiben mußte. Auch jene Anordnung gehört hierher, dass von den Söhnen eines Priesters nur dem Schriftkundigen gestattet wurde, dem Berufe seines Vaters zu folgen; die Anderen wurden Neropchen.

Neben Weizen, Hafer und Hirse erzeugte man in großer Menge auch Hanf und Flachs; eine besondere Wichtigkeit hatte aber der Weinbau. Wir haben gesehen, dass in der Reihe der Dienstleistungen der Neropchen die Bearbeitung der Weingärten insbesondere erwähnt wird. Wie es scheint, gab es damals in Serbien sehr viele Weingärten und auch die Herrscher wendeten diesem Kulturzweige große Aufmerksamkeit zu. Von Nemajan

melden in mehreren Fällen die Urkunden, daſs er Weinreben pflanzen ließ.

Die Viehzucht erſchien von nicht geringerer, ja ſogar von größerer Bedeutung und Wichtigkeit als der Ackerbau. Die damaligen Verhältniſſe waren dieſer Beſchäftigungsweiſe ſehr günſtig. Die geringe Anzahl der Bevölkerung und die ungeheuren Waldungen und Wald-Wieſen beförderten die Entwickelung der Viehzucht ungemein. Auf den Beſitzungen des Fürſten, der Klöſter und des Adels, von denen nur der kleinere Theil zum Ackerbau verwendet wurde, weideten zahlreiche Herden. Dieſe Thatſache beſtätigt unter Anderem jener Umſtand, nach welchem noch zur Zeit Nemanjas Ochſen und Pferde als ſo allgemein verbreitete Dinge betrachtet wurden, um ſie zur Vermittelung des Verkehrs am tauglichſten zu halten. Bekanntlich gebot Nemanja auch, die Bußen in Thieren zu leiſten. Es bedarf wohl kaum einer beſondern Hervorhebung, daſs namentlich Rinder, Schweine, Schafe und Pferde in großer Menge gezüchtet wurden. Neben der Viehzucht bereitete man auch in großer Menge die thieriſchen Produkte, insbeſondere: Pökelfleiſch, Fett und Käſe. Eine hervorragende Wichtigkeit beſaß die Pferdezucht, theils weil damals der wichtigſte Theil des Heeres in der Reiterei beſtand, theils aber, weil der geſammte Perſonen- und Warenverkehr zu Pferde geſchah, ſomit die Karawanen der Reiſenden und der Kaufleute viele Pferde in Anſpruch nahmen. Noch iſt der Bienenzucht, der Erzeugung von Honig und Wachs, die beide eine große Rolle ſpielten, zu gedenken. Aus Honig bereitete man ein allgemein beliebtes Getränk (den Meth), das Wachs wurde aber in den zahlreichen Kirchen und Klöſtern verwendet.

Die Urwälder, welche einen großen Theil Serbiens bedeckten, bildeten einen wichtigen Theil des Nationalvermögens. Die Bedeutung der Eichelproduktion wollen wir nicht erſt noch beſonders betonen. Ein Geſetz Duſchans verordnet, daſs die Hälfte derſelben dem Kaiſer, die andere Hälfte dem Beſitzer des Waldes gehöre. Man benützte als Feuerungsmittel nicht bloß das Holz ſondern auch die in großer Menge

bereitete Holzkohle. Außerdem lieferten die Waldungen der Zeta, von Zachlumien und Raßa viel Bauholz, was durch die Nähe der Meeresküste seine genügende Erklärung findet. Auch die Bergwerke nahmen die Wälder in Anspruch und zwar in solchem Umfange, daſs Duschan es für nöthig hielt, gegen die Wälder-Verwüstung ein Gesetz zu bringen. Die Jagd, wozu die Waldungen reiche Gelegenheit boten, war nicht bloße Unterhaltung sondern zugleich ein wichtiger Erwerbszweig und zwar nicht so sehr wegen der Gewinnung des eſsbaren Wildes, als vielmehr wegen der Felle und Pelze, welche nach damaliger Sitte in großer Menge verbraucht wurden. Gegen Ende des 14. Jahrh. war gerade wegen der unordentlich betriebenen und sehr ausgedehnten Jagd der Wildstand schon bedeutend gesunken.

Als einer der wichtigsten Bestandtheile des serbischen Nationalvermögens können die Bergwerke betrachtet werden. Jene Ländereien, welche die Serben seit dem 7. Jahrh. bewohnten, waren schon zur Römerzeit durch ihren Reichthum an Erzen berühmt. Auch in der Periode der Shupanate wurden die Bergwerke ohne Zweifel bearbeitet, wenngleich in geringerem Maße; die Periode des eigentlichen Bergbaues nahm erst ihren Anfang zur Zeit der Nemanja's, insbesondere seitdem Radoslaw, oder nach Anderen König Wladislaw, zahlreiche Sachsen im Lande ansiedelte. Die größte Wichtigkeit hatten natürlich die Gold-, insbesondere aber die Silbergruben. Ein Theil dieser Edelmetalle wurde ausgeführt, der andere, bedeutendere Theil im Lande verarbeitet, und zwar zumeist durch eingewanderte venezianische Gold- und Silberarbeiter. Daſs man auch Blei und Kupfer gewann und die Verarbeitung des Letztern ebenfalls bekannt war, bezeugen jene Überreste von Glocken ꝛc., die aus dieser Periode stammen. Nach der Behauptung eines Reisenden, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Serbien besuchte, wurden damals fünf Gold- und fünf Silberbergwerke bebaut. Die reichsten Gruben waren zu Nowobrdo, für welche die Raguſaner im Anfang des 15. Jahrh. angeblich 200,000 Dukaten jährlichen Pacht bezahlten.

Nachdem wir die Landesprodukte aufgeführt, können wir zur Aufzählung jener Artikel übergehen, die im internationalen Handel eine hervorragende Rolle spielten. Vor Allem sei erwähnt, dass in Folge der geographischen Lage des serbischen Reiches sich ein besonders lebhafter Handel mit den dalmatinischen Städten, namentlich mit Ragusa, entwickelte. Die serbischen Könige erkannten die große Tragweite dieses Verhältnisses. Zahlreiche Verträge und Friedensschlüsse legen von den Vortheilen, Privilegien und dem Schutze, dessen die Kaufleute von Ragusa auf serbischem Boden theilhaftig waren, deutliches Zeugnis ab. Wir wissen, dass sie ein besonderes Recht und Gericht hatten und wenn sie beraubt wurden, der Fürst selber den Schaden ersetzte. Serbien betrieb übrigens auch mit Byzanz Handel, obwohl im geringeren Maße. Eine große Wichtigkeit besaß übrigens auch der Durchfuhr-Handel. Aus dem fernen Osten, selbst aus Indien kam ein Theil der nach Westeuropa gesendeten Waren über Byzanz durch Serbien nach Deutschland und denselben Weg nahmen auch die aus Europa nach dem Orient spedierten Waren. Ein Theil derselben fand ohne Zweifel schon in Serbien Käufer, insbesondere erfreuten sich die deutschen Waffen eines guten Absatzes.

Die auf kahlem, felsigem Meeresufer erbauten dalmatinischen Städte, welche sich fast ausschließlich mit Handel und Industrie beschäftigten, waren nicht bloß bezüglich der Rohprodukte, sondern auch hinsichtlich der Lebensmittel auf das benachbarte Serbien angewiesen. Sie kauften darum in großer Menge Getreide, Schlachtvieh, eingesalztes Fleisch und Wildbret; sodann rohe Felle, Theer, Kohle und Bauholz, welch Letzteres sie für die Schiffahrt sehr nothwendig hatten. Weitere Ausfuhrartikel Serbiens waren noch: Schafwolle, namentlich seitdem in Ragusa die Tuchweberei begann, ferner Flachs, Hanf und Wachs. Besondere Wichtigkeit hatte der Handel mit Metallen; in den Export gelangten vorzugsweise Gold, Silber, Blei und Kupfer. Von Ragusa und aus den übrigen Städten wurde Salz und Industrieartikel nach Serbien eingeführt. Die exportierten Waren dienten

aber nicht allein zur Befriedigung des Konsums der kleinen dalmatinischen Republiken; sondern Ragusa, Cattaro und noch einige andere dalmatinische Städte traten in Bezug auf den serbischen Handel zugleich als Vermittler auf.

Es wird nicht uninteressant sein, an dieser Stelle auch einige Worte über die Staatseinkünfte zu erwähnen. Im Anfange und wohl auch noch zur Zeit Nemanjas hatte der Staatshaushalt das Gepräge der Privatwirtschaft. Das Haupteinkommen des Fürsten, aus welchem er auch die öffentlichen Ausgaben deckte, floss ohne Zweifel aus seinen Privatbesitzungen. Es bestand nämlich anfangs zwischen dem Gute des Herrschers und dem Staatseigenthum kein Unterschied. Der Fürst als der reichste Grundbesitzer, deckte aus seinem Vermögen nicht nur seine eigenen sondern auch die staatlichen Bedürfnisse. Später findet man das Privatgut des Königs von dem des Staates geschieden; dessenungeachtet konnten die weitausgedehnten königlichen oder kaiserlichen Waldungen und Weiden eher als Eigenthum des Staates wie des Fürsten betrachtet werden, nachdem dieselben jedermann benützen durfte. Dass die Fürsten als Groß-Grundbesitzer mit ihren Erzeugnissen auch Handel und zwar privilegierten Handel trieben, geht aus jenem Statut hervor, nach welchem der König das Recht hatte zu verlangen, dass auf den Märkten seine Waren zuerst verkauft werden und erst nach dem Abgange derselben die Waren Anderer zum Verkaufe gelangen konnten. Als den reichsten Besitzern standen den Fürsten außer dem Einkommen von ihrer Landwirtschaft und Viehzucht noch die Bußen, die ebenfalls einen Theil des öffentlichen Einkommens bildeten, zur Verfügung. Eine wichtige Einnahmsquelle waren noch die Zölle und die von den Kaufleuten erlegten Marktgelder. Zölle wurden nicht bloß an der Gränze eingehoben, von den Ragusanern insbesondere bei Brskowo, sondern auch im Innern des Landes bei jeder Brücke, Furt, Engpass, Burg und Stadt. Die Märkte hielt man damals in der Nähe der Klöster und mancher Kirchen ab, sobald das Volk sich zur Feier des Schutzpatrons daselbst in großer Anzahl versam-

melt hatte. Die Kaufleute mußten für das Verkaufsrecht eine gewisse Taxe bezahlen. Um diese Abgabe zu vermeiden, brachten die Ragusaner ihre Waren oft mit Umgehung der Märkte direkte in die Dörfer. Zur Verhütung dieser Benachtheiligung des Staatsschatzes verordnete König Uroſch, daſs die Kaufleute verpflichtet seien, früher an gewissen Orten, wo sogenannte königliche Märkte abgehalten wurden, zu erscheinen, um daselbst ihre Taxen zu erlegen; alsdann konnten sie mit ihren Waren in die Dörfer ziehen. Wer dieser Anordnung zuwider handelte, dessen Waren wurden konfisciert. Daſs aus solchen Markttaxen bedeutende Summen einfließen mochten, beweist jener Umstand, wornach die Könige oft den Klöstern das Marktrecht einzelner Orte verliehen. Zur Zeit Duschans trifft man auch bereits ordentliche Steuern, welche theils in Naturalien, theils in Geld Adelige und Nichtadelige gleichmäßig bezahlen mußten. Davon war schon die Rede; hier sei nur erwähnt, daſs der „Sok" oder die Besteuerung in Naturalien sich auf alle Arten der Erzeugnisse erstreckte, also auf Getreide, Wein, Milch, Honig, Thiere und davon oft der Zehnte gegeben wurde, doch war dieses nicht allgemein Regel. Die Besteuerung in Geld betrug, wie wir gesehen, in Bezug auf die Neropchen jährlich einen Perper per Kopf; diese Steuer wurde dem Grundherrn abgeliefert, der dann die eingeflossene Summe entweder ganz oder nur zum Theile an die fürstliche Kasse abführte. Auch manche Frondienste können wenigstens negative unter die Staatseinkünfte gerechnet werden. So befreite z. B. die Verpflichtung der Neropchen zur Militär-Bequartierung, zur Verfrachtung der Kriegsmunition und der Staatsschatzgüter u. s. w. den Staat von erheblichen Ausgaben.

Es gab außer diesen auch noch andere regelmäßige Einkünfte. König Radoslaw gab den Ragusanern eine Besitzung in Erb-Pacht, wofür diese jährlich 1000 Perper zu zahlen hatten. König Uroſch verpflichtete vertragsmäßig die Ragusaner zur Erlegung von 2000 Perper als Taxe für den Schutz, welchen die Kaufleute genossen. Bei der Thronbesteigung erhielt jeder König

Geschenke nicht nur von seinem eigenen Adel, sondern auch von den Nachbarn, in deren Interesse es lag, mit Serbien in freundschaftlichen Verhältnissen zu leben. Es ist natürlich, dass bei solchen Gelegenheiten Ragusa stets mit bedeutenden Summen in der Reihe der Geschenkgeber erschien. Die Adeligen waren aber auch dann verpflichtet, den Fürsten zu beschenken, sobald derselbe seinen Sohn taufen ließ, verheiratete oder demselben eine Burg erbaute. Eine der hauptsächlichsten Einnahmsquellen bildeten aber die Bergwerke. Da der Bergbau ein Regale war, floss der gesammte Nutzen aus der Münzprägung wie aus dem Verkaufe der Erze in den fürstlichen oder Staats-Schatz. Und dass diese Einnahme keine geringe war, geht auch aus den oben mitgetheilten Daten hervor.

Nicht bloß der Reichthum des Staates, sondern auch der Kirche und des hohen Adels vermehrte sich während der Herrschaft der Nemanja-Dynastie sehr bedeutend. Dass neben der Pracht und dem Glanze, welchen die serbischen Magnaten in ihren Palästen entfalteten, in den Hütten der Neropchen und Otroken oftmals der entsetzlichste Mangel und das Elend hauste, ist natürlich. Wenn man indessen die serbischen Verhältnisse im 13. und 14. Jahrh. unbefangen untersucht, dann muß man anerkennen, dass diese um gar nichts unentwickelter, roher und für die nichtprivilegierten Klassen drückender waren, als dieß in anderen Ländern des westlichen Europa oder im byzantinischen Reiche der Fall war. Die ungleiche Vertheilung des Vermögens unter Adeligen und Nichtadeligen und in Folge dessen einerseits der großartige Luxus, andererseits die Entbehrung des Nothwendigsten; die Ausübung der politischen Rechte durch eine der Zahl relativ geringe Klasse, indessen der größte Theil der Nation von der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gänzlich ausgeschlossen blieb, materiell und oft auch persönlich von den Privilegierten abhängig war; der Mangel an Bildung in allen Schichten der Gesellschaft; die Rohheit der Sitten, welche oft in Ausschweifungen entartete; die erzwungene Unterordnung des Schwächern unter die Willkür des Stärkern

— alles das sind gemeinsame Charakterzüge des gesammten Mittelalters. Duschans Serbien überflügelte die fortgeschrittensten Staaten des damaligen Europa nicht: doch es blieb hinter denselben auch nicht weit zurück. Wir sehen damals auch schon einige literarische Thätigkeit bei den Serben. Die ersten geistigen Erzeugnisse sind kirchliche Werke, welche später religiös gefärbte Chroniken und Biographien hervorriefen. Auch im Interesse der allgemeinen Geisteskultur geschahen Schritte. Duschan gründete z. B. in Ragusa eine große Bibliothek und sandte alljährlich zahlreiche serbische Jünglinge zum Studium dahin. Trotzdem ist dieses das einzige Gebiet, auf welchem Serbien sich mit den Staaten des Abendlandes nicht messen konnte. Ein anderer wichtiger Unterschied zwischen der serbischen und der westeuropäischen Entwickelung war der Mangel des bürgerlichen Elements. Während in Westeuropa damals schon ein mächtiges Bürgerthum existierte, dessen Thätigkeit und Tendenz der allgemeinen Civilisation einen lebhaften Aufschwung gab, findet sich diese Klasse in Serbien gar nicht vor. Jene zerstreuten Elemente, welche einigermaßen den Charakter des Bürgerthum an sich zu tragen schienen, bildeten noch keine selbstbewusste und selbstthätige Gesellschafts-Schichte.

Trotz aller dieser Mängel verdient die Entwickelung des innern Lebens, welches Serbien zur Zeit Duschans aufweist, eine besondere Aufmerksamkeit und es lässt sich kaum bezweifeln, dass das Serbenreich, falls es länger fortbestanden hätte, mit der Zeit eine hervorragende Stelle in der Reihe der europäischen Staaten eingenommen hätte.

V.

Verfall und Untergang des serbischen Staates.

Als Duschan starb, hatte sein einziger Sohn Uroſch kaum das 19. Lebensjahr vollendet. Sanftmuth, religiöser Eifer, Gutherzigkeit, leichtgläubiges Vertrauen und Energielosigkeit kennzeich-

neten den Erben des kaiserlichen Thrones. Das serbische Volk legte dem übrigens allgemein geliebten und verehrten Fürsten den Beinamen „der Schwache" („nejaki" = kraftlos) bei. Mit seiner Thronbesteigung begann Serbiens Verfall. Kaum war die Krönung des Urosch zu Ende, als Sinischa, der Statthalter einer südlichen Provinz, sich gegen ihn erhob. Dieser Sinischa war wie es scheint Stefan Detschanski's Sohn, also ein jüngerer Bruder Duschans, doch von einer andern Mutter. Außer ihm bestand noch eine andere Seitenlinie der Familie Nemanja. Von den Nachkommen des jüngern Bruders Wukans, des ersten Königs, lebten mehrere und bekleideten hervorragende Ämter im Reiche, erhoben aber niemals Ansprüche auf den Thron. Sinischa jedoch, der Oheim des neuen Fürsten Urosch, wollte gegen diesen das auf altem Brauch ruhende Erbrecht des Ältern zur Geltung bringen. Sein Unternehmen fand indessen keine Unterstützung und die kaiserlichen Truppen konnten seine kleine Schar leicht zerstreuen; Sinischa wurde in seine Provinz, nach Albanien, zurückgedrängt. Die Gefahr, welche von dieser Seite den Thron des Urosch bedrohte war nicht groß und wurde auch mit geringer Anstrengung beseitigt. Allein die Thatsache selbst, dass ein solcher Anspruch auftauchen konnte, beweist, dass die neuen Einrichtungen Duschans die Erinnerung an die alten Gebräuche und die frühere Ordnung der Dinge nicht völlig ausgelöscht hatten und dass Urosch wirklich als ein Schwächling betrachtet wurde; denn sonst hätte es niemand gewagt, seine Berechtigung zum Throne in Zweifel zu ziehen. Duschan hatte keinen Grund, einen solchen Versuch zu befürchten.

Zahlreiche Ursachen wirkten mit, um das serbische Reich, welches den Gipfelpunkt der Entwickelung so rasch erreicht hatte, ebenso schnell, man könnte sagen stürmisch in den Abgrund des Verfalles und Unterganges zu schleudern.

Nemanja vereinigte einen großen Theil der von den Serben bewohnten Länder. Unter seinen Nachfolgern befestigte sich diese Schöpfung des Stifters der Dynastie und das serbische Gebiet gestaltete sich zum serbischen Staate. Innerhalb dieses staat-

lichen Rahmens entwickelten sich in eigenthümlicher Richtung die politischen und socialen Verhältnisse. Staat und Kirche, Dynastie und Nation verschmolzen zu einem wahrhaft einheitlichen Organismus, der unzweifelhaft in allen seinen Zügen den nationalen Typus der Serben trug. Serbien war zur Zeit der Thronbesteigung Milutins ein Staat, dessen traditionelle und nationale Institutionen in seinem Wesen tiefe Wurzeln geschlagen hatten, der aber weder durch den Umfang seines Territoriums noch durch seine Bevölkerungszahl die benachbarten Staaten überragt.

Jeder dieser Staaten: Byzanz, Ungarn und Venedig, zwischen welche Serbien eingekeilt war, hätte eigentlich eine größere Macht entwickeln können, wenn er seine Kraft concentriert haben würde. Allein die fortwährenden Kriege, welche diese Staaten gegen einander führten, und die inneren Wirren, welche ihre Thätigkeit nach außen hin lähmten, lieferten nicht nur den Fortbestand Serbiens, sondern boten zugleich Gelegenheit, dass sich die Serben in die Angelegenheiten ihrer Nachbarn einmengen und auf deren Kosten die Gränzen ihres Reiches erweitern konnten. Diese günstige Gestaltung der äußeren Verhältnisse war neben der ohne Zweifel kraftvoll fortschreitenden innern Entwickelung die Ursache, dass Serbien seit der Herrschaft Milutins als Eroberer-Staat auftreten konnte. Die Macht Venedigs erstreckte sich auf der Balkan-Halbinsel niemals über die Gränzen einiger dalmatinischer Städte hinaus. Diese Städte waren übrigens im Stande, schon vermöge ihrer natürlichen Lage ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. Ausgenommen Cattaro griffen die serbischen Könige nur selten die Küste Dalmatiens an und begnügten sich damit, wenn sie mit den bedeutenderen Seestädten vortheilhafte Handelsverträge abschließen konnten. Dadurch zogen sie zugleich Venedig in ihr Interesse; letzteres bedurfte ohnehin den Bundesgenossen gegen die Gefahr, welche ihm von Ungarn drohte. Gegen Norden und Westen konnten also die serbischen Eroberungspläne nur auf Bosnien und einige ungarische Gränzgebiete gerichtet sein. In beiden Hinsichten wiesen die serbischen Anstrebungen geringen Erfolg

auf. Ungarn war trotz der Schwächung durch langwierige Bürgerkriege und auswärtige Kämpfe dennoch genug mächtig, um die serbischen Angriffe siegreich zurückzuweisen und wenn es auch je zuweilen eine nicht völlig eroberte Provinz verlor, so erwarb es dieselbe später wieder. Zwischen den Felsengebirgen und engen Thälern Bosniens entwickelte sich frühzeitig das Gefühl der partikularischen Unabhängigkeit. Außerdem schuf der jahrhundertlange Kampf zwischen Katholicismus, Patarenismus und Orientalismus, die Einmischung des Papstes und der ungarischen Könige theils mit geistigen, theils mit materiellen Waffen zwischen den in Stamm und Sprache so nahverwandten Bosniaken und Serben eine derartige politische Scheidewand, welche die Letzteren niemals vollständig niederzureißen im Stande waren. Einzelne Theile von Bosnien wurden zwar mehrmals vorübergehend mit Serbien vereinigt, aber ganz Bosnien bildete zu keiner Zeit einen integrierenden Theil des serbischen Reiches. Immer wieder erhob sich der Partikularismus und der Einfluss Ungarns, und die Serben verloren die okkupierte Provinz. Auf diese Weise konnten sich die serbischen Eroberungsgelüste vorzugsweise nur in südöstlicher Richtung, auf Kosten des byzantinischen Reiches, Geltung verschaffen. Als Milutin den Thron bestieg, war die kurze Herrschaft des lateinischen Kaiserthums in Byzanz bereits vorbei. Das wiederhergestellte griechische Kaiserthum war jedoch nicht im Stande, die Einheit des Reiches wieder herzustellen. Nominell bestand allerdings noch dessen großer Umfang; thatsächlich beschränkte es sich aber auf das Gebiet von Konstantinopel und einige griechisch gesinnte Städte. Fortwährende Thronstreitigkeiten, Prätendenten und Gegen-Kaiser, einzelne mächtigere Statthalter in den Provinzen, die sich entweder zu unabhängigen Fürsten deklarieren oder gleich solchen das Volk ausbeuten, Mord, Gift, Revolutionen und Bürgerkriege kennzeichnen diese Periode der byzantinischen Geschichte. Unter solchen Verhältnissen wurde es möglich, dass die kräftigen und kühnen serbischen Fürsten von dem morschen Reiche

eine Provinz nach der andern losrissen, wenn auch um den Preis langer und blutiger Kriege.

Duschans Eroberungen breiteten sich bekanntlich über Macedonien, Epirus und Thessalien aus. Auch Janina, die Hauptstadt des heutigen Albanien, gehörte noch zu seinem Reiche. Die neuen Provinzen, welche dem serbischen Staat solcherart hinzugefügt wurden, hatten nur in ihren nördlichen Theilen noch slavische Bevölkerung; weiter südwärts wohnten Albanesen, Macedo-Wlachen und Griechen. Wohl bildete diese Bevölkerung keine homogene Masse, allein sie war auch keine serbische, nicht einmal eine slavische. Und diese Provinzen, namentlich die von den Griechen bewohnten, standen auf einer weit höhern Stufe der Entwickelung als die eigentlichen serbischen Landschaften; obwohl sich bei ihnen die moralische Verdorbenheit in ausgedehnterem Maße offenbarte. Die langdauernde byzantinische Herrschaft hatte auf politischem und kirchlichem Gebiete gewisse Institutionen geschaffen, welche in diesen Gegenden bereits in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen waren, und in dieser traditionellen Gestalt eine bestimmt umgränzte Verfassung zeigten. Zwar besaßen Byzanz und das Kaiserthum in diesen Provinzen keine große Autorität und waren diese Länder darum der Schauplatz zahlloser Aufstände; dennoch neigten sie vielmehr dem schwachen, deshalb bequemern und außerdem ihnen homogenern alten Regime als dem fremden Eroberer zu, der bemüht war, neue Einrichtungen und eine neue Ordnung einzuführen. Duschan wurde von der Bevölkerung der okkupierten Provinzen nicht als Befreier begrüßt. Man liebte zwar die Tyrannei der byzantinischen Statthalter nicht, fand jedoch auch in der neubegründeten serbischen Oberhoheit keine Garantie für eine bessere Zukunft. Diese Provinzen wechselten den Herrn, nur erhielten sie statt des altgewohnten Tyrannen einen neuen, der noch dazu ein Fremdling war. Dazu kam Duschans Verhalten gegen den Patriarchen von Konstantinopel und die Vertreibung der griechischen Priester. Diese Anordnung würde beim Fortbestand des Reiches ohne Zweifel ihre Früchte getragen haben. Damals

jedoch rief sie nur Erbitterung hervor. Außerdem darf man nicht außer Acht lassen, dass das Gebiet der unterworfenen Provinzen größer war als das eigentliche Serbien und das Letztere wahrscheinlich auch hinsichtlich der Bevölkerungszahl übertraf. Der serbische Staat konnte somit in diese eroberten Provinzen nur Statthalter entsenden, welche dann zur Sicherung ihrer Stellung genöthigt waren, sich dem ihrer Fürsorge anvertrauten Lande einigermaßen zu assimilieren, wobei sie denselben seine Verfassung und Institutionen beließen und weit eher als dessen Fürst denn als bloßer Statthalter auftraten. Das Volk, welches sie regierten, war den Gehorsam gewohnt und es gelang auch einem großen Theile dieser Statthalter, ihre eigene Macht mehr weniger dauernd zu begründen. Andererseits folgte aus diesem Zwang der Verhältnisse, dass der serbische Staat diese eroberten Theile nicht zu amalgamieren vermochte, auf dass sie mit ihm zu einem einheitlichen, organischen Ganzen verschmolzen wären. Serbien war, wie wir bereits mehrmals hervorgehoben, schon der Natur der Dinge zufolge nicht im Stande, den Krystallisationspunkt eines großen Reiches bilden. Es mag sein, dass bei günstigeren Umständen, wenn nämlich Duschan länger gelebt hätte und ihm ähnliche kräftige Fürsten in der Herrschaft gefolgt wären, wenn der Zerfall des byzantinischen Reiches in natürlicher Weise fortgeschritten und nicht durch die Angriffe der Türken beschleunigt worden wäre: — alsdann mochte es möglich sein, dass unter solchen Umständen die Amalgamierung langsam vor sich gegangen wäre und ein großes Serbenreich konstituiert hätte. Da aber von alle dem das Gegentheil eintrat, wurden die Eroberungen, welche zur Zeit Duschans den serbischen Staat so mächtig erscheinen ließen, eigentlich zu dessen Schwäche. Duschans kraftvolle Persönlichkeit verwehrte die Möglichkeit, dass irgend ein Statthalter die geringsten Unabhängigkeitsgelüste zu zeigen wagte. Später jedoch, als die Gelegenheit günstiger ward, rissen sich nicht so sehr die Statthalter als vielmehr die Provinzen einzeln vom Reiche los oder beeilten sich dem mächtig vorwärtsdringenden Feinde zu huldigen; denn zwischen

ihnen und dem eigentlichen Kern des Staates, d. i. dem Serbien Nemanjas, bestand weder eine Gemeinsamkeit der Interessen noch der Geschichte.

Jener Kampf, den die königliche Gewalt seit Nemanja gegen die auf alten Rechtsansprüchen beruhende Macht des Adels fortsetzte, entschied sich zur Zeit Duschans zu Günsten der erstern, ohne aber die im Kreise des Adels herrschende Auffassung vernichtet oder gar ausgerottet zu haben. Vor der mit außerordentlicher Energie gehandhabten obersten Staatsgewalt mußten die traditionellen Forderungen in den Hintergrund treten und der Adel duldete es ohne Murren, auf welche Weise der mächtige Kaiser über die höchsten Würden verfügte, insbesondere bezüglich der Statthalterschaften in den neuen Provinzen, wo er allein die Interessen seiner persönlichen Getreuen ohne Rücksicht auf die beanspruchten Vorrechte der alten Familien ins Auge fasste. Es wäre zwar unrichtig anzunehmen, als ob Duschan nur neue Männer verwendet habe. Er verwendete indes auch solche; den Magnaten verlieh er aber nur dann Würden, wenn er sie deren für würdig erachtete. Dieses Verfahren, das übrigens dem von Duschan repräsentierten Princip der Staatsallmacht entsprach, rief natürlich Gegensätze zwischen den Anhängern der alten und der neuen Ordnung hervor. Und wie es in solchen Fällen zu sein pflegt, wünschten die neuen Männer, entsprechend den Forderungen der alten Familien, ihre Würden und Ämter ebenfalls erblich zu machen, was Letztere wieder als eine Usurpation bekämpften. Alle diese Schwierigkeiten und Gegensätze traten, wie gesagt, während der Regierung Duschans nicht zu Tage; thatsächlich waren sie aber schon damals vorhanden und harrten nur der günstigen Gelegenheit, um mit desto größerer Heftigkeit loszubrechen.

Das waren die *inneren Ursachen des Verfalles* von Serbien, welche theils in der Verfassung des staatlichen Lebens verborgen lagen, theils dessen weiterer Entwickelung entsprangen. Verhängnisvoll wurden sie jedoch erst unter dem Einfluss der *ungünstigen äußeren Umstände*.

Unter diesen Umständen beansprucht jedenfalls die wachsende Macht der Osmanen in erster Linie die größte Aufmerksamkeit. Gleich einem langsam austretenden Strome, der anfänglich nur hie und da sein Ufer verlässt, dann, in zahllosen Adern vertheilt, das günstige Terrain, welches er bedecken kann, aufsucht, von einzelnen hervorragenden Hügeln für kurze Zeit nach anderer Richtung gedrängt wird, um endlich alle Hindernisse besiegend unaufhaltsam die ganze Gegend zu überfluten, alles Bestehende mit sich fortreißend, Alles in sich verschlingend: so traten auch die Osmanen seit ihren anfänglichen abenteuerlichen Raubzügen nach der Balkan-Halbinsel mit stets größerer Energie und in größeren Massen auf, erstlich nur als die Bundesgenossen einzelner byzantinischer Kaiser, bald als wirkliche Eroberer. Das unscheinbare Cimpe war der erste Punkt am Ufer des Hellespont, wo sie sich auf europäischem Boden einnisteten; nicht lange nachher gerieth auch Gallipoli in ihre Gewalt, später das weit wichtigere Demitoka und indem sie mit jährlich zunehmender Macht auftraten, bedrohten sie bald auch Adrianopel. Duschan erkannte die Gefahr, welche hier nicht nur für Byzanz, sondern auch für sein Reich aufstieg. Als er seinen letzten Feldzug zur Besitzergreifung von Byzanz unternahm, hatte er auch die Vernichtung der osmanischen Macht zum Ziele. Er starb, ohne dass er nach dieser Richtung auch nur die ersten entscheidenden Schritte thun konnte und somit blieb sein Ruf und Ruhm unversehrt; denn es unterliegt kaum einem Zweifel, dass selbst bei anfänglich günstigem Verlaufe des Kampfes auch er kaum im Stande gewesen wäre, der Alles fortreißenden Sturmflut zu widerstehen. Allein zum Mindesten zurückgestaut hätte er sie und vielleicht auf längere Zeit.

Dass dies nicht geschah, davon liegt die Ursache einerseits in der Individualität seines Nachfolgers Urosch, theils in dem Charakter des Rathgebers, den Duschan seinem Sohne an die Seite gab. Dieser Rathgeber, welchem Duschan auf dem Sterbebette seinen Sohn und die Regierung des Reiches anvertraute

und gegen den er ein derartiges Vertrauen besaß, daſs die übrigen Magnaten vor seiner ihm Treue schwören mußten; — dieser Rathgeber war Wukaſchin, eine der tragischesten Gestalten der Geschichte. Wukaſchin stammte wahrscheinlich aus einer gewöhnlichen Adelsfamilie der Zeta, deren Mitglieder unter dem Namen der „Mernjawtſchewitſche" in der serbischen Geschichte einen traurigen Ruhm erlangt haben. Wukaſchin und seine beiden Brüder Ugljeſcha und Gojko bekleideten während der Regierung Duſchans hohe Ämter.

Wukaſchin war ein Mann von großen Geistesanlagen, ein außerordentlich energischer und ausdauernder Charakter. Ein gränzenloser Ehrgeiz verzehrte seine Seele, aber indem er auf den günstigen Moment wartete, wusſte er denselben fast sein ganzes Leben hindurch durch die meisterhafteſte Heuchelei zu bemänteln. Mit unbeugsamer Willenskraft schritt er auf sein gestrecktes Ziel los und verstand es mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Schlauheit den Weg dahin zu ebnen. Außer der Herrschſucht kannte er kein anderes Gefühl und unter der Herrschaft dieser Leidenschaft schreckte er selbst vor den schonungsloſeſten und grausamſten Handlungen nicht zurück. Und nachdem er Parteihader und Bürgerkrieg im Lande angefacht, nachdem er, gehaſſt von einem großen Theil der Serben, über dem Leichnam des letzten Nemanja den Thron beſtiegen hatte und sich schon nahezu als den Herrn vom Reiche Duſchans betrachten konnte: da fiel er in der Schlacht, welche er gegen die von Osten her vordringenden Osmanen kämpfte und Serbien wurde eine Beute der Eroberer.

Von der hervorragenden Befähigung und Energie Wukaſchins zeugt schon jenes ungewöhnliche Zutrauen, das Duſchan ihm bewies. Der Kaiser hatte ihn schon langeher vor allen übrigen Großwürdenträgern ausgezeichnet und als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, ernannte er in Gegenwart der geiſtlichen und weltlichen Magnaten Wukaſchin mit umfaſſender Regierungsgewalt zum Rathgeber, gleichſam zum Vormund seines geiſtesſchwachen Sohnes Uroſch. Wie geſchickt auch Wukaſchin seinen Ehrgeiz zu verbergen wusſte, unter den Magnaten gab es dennoch Einige,

die, eben weil sie die ihm übertragene große Gewalt mit neidischen Blicken betrachteten, alle seine Handlungen mit wachsamer Aufmerksamkeit verfolgten und schon lange gegen die Reinheit seiner Absichten Verdacht hegten. Allein der letzte Wille des mächtigen Kaisers besaß ein solches Ansehen, dass sie sich stumm vor ihm beugten. Der gutmüthige, schwache Urosch erbte wie es scheint von seinem Vater außer der Krone auch noch das unbedingte Vertrauen zu Wukaschin. So vermochte dieser anfänglich im Namen seines Mündels Urosch die Gewalt unangefochten auszuüben, ohne dass der Letztere es wahrgenommen, wie er eigentlich nur dem Titel nach noch Kaiser sei. Doch bald erhoben sich gegen das serbische Reich innere und äußere Gefahren. Von der Empörung Sinischa's, die im ersten Jahre der Regierung des Urosch ausbrach, war schon die Rede. Wukaschin hatte sie rasch niedergeschlagen. Ein Jahr später, im J. 1357, griff ein griechisches Kriegsheer, von türkischen Scharen unterstützt, Serbien an; Wukaschin gelang es, das feindliche Heer in der Gegend von Filippopel zu besiegen. Im Jahre 1358 kehrte aber König Ludwig der Große von Ungarn und der Ban von Bosnien die Waffen gegen Serbien. Auch diese Gefahr beschwor Wukaschin durch Überlassung einiger Gränzdistrikte. Diese Erfolge gaben dem Ehrgeize Wukaschins neue Nahrung und jetzt trat er schon offener auf. Die Statthalterschaften der wichtigeren Provinzen verlieh er an seine Verwandten und Getreuen, jene serbischen Magnaten aber, deren Feindseligkeit gegen ihn er kannte, begann er zu verfolgen. Unter diesen nahm Lazarus Grbljanowitsch, durch Heirat mit dem Hause der Nemanja's verwandt, die hervorragendste Stelle ein. Lazar zeichnete sich durch Energie, Kühnheit und Wahrheitsliebe aus. Er war Statthalter der nördlichen Reichstheile, insbesondere des Banats von Matschow, zu welchem damals auch ein Theil Bosniens gehörte. Er war der natürliche Anführer der Oppositions-Partei, die sich gegen Wukaschin zu entwickeln begann. Wie es scheint, war es den unzufriedenen Magnaten schließlich auch gelungen, des Kaisers Vertrauen zu Wukaschin zu erschüttern. Der Gegenstand des

Streites bildete wahrscheinlich die Frage, ob Duschan die Leitung der Reichsangelegenheiten dem Wukaschin nur provisorisch oder lebenslänglich übertragen habe.

Letzteres behauptete Wukaschin, Ersteres natürlich die Malkontenten. Ob nun diese Frage, wie eine Chronik behauptet, durch eine Nationalversammlung gegen Wukaschin entschieden wurde, oder ob dieser selbst den Mangel an Vertrauen bei Urosch wahrnahm, ist unentschieden; thatsächlich zog Wukaschin sich bald darauf in seine eigene Provinz, die aus einem Theile Macedoniens bestand, zurück, wo Urosch ihn nicht weiter störte. Allein auch hier konnte der Ehrgeizige nicht ruhig bleiben, sondern intriguierte mit dem griechischen Hofe gegen Urosch und Serbien und nachdem der junge Kaiser hievon Kenntnis erhalten hatte und sich selber nicht mehr sicher fühlte: flüchtete er vor den Ränken Wukaschins zu dem getreuen Knes Lazar, der ihm wie es scheint, das Versprechen gab, im nächsten Frühling ein Heer gegen Wukaschin zu führen, um den Kaiser von dessen Intriguen zu befreien. Wukaschin sah alle seine Pläne vernichtet und griff darum wieder zu seiner alten Waffe, zur Heuchelei. Er kam plötzlich nach Prisrend, schmeichelte sich hier in die Gunst der Kaiserin-Wittwe, der Mutter des Urosch ein und richtete Briefe an den Letztern, worin er ihn bat, dass er in die Hauptstadt zurückkehren und ihn (Wukaschin) als seinen getreuesten Unterthan betrachten möge. Urosch schenkte den schönen Worten Glauben, kehrte nach Prisrend zurück und veranstaltete in der Freude über die Aussöhnung mit Wukaschin große Festlichkeiten und Jagden. Auf einer solchen Jagd, am 2. Dez. 1367, ermordete Wukaschin den kaum 30 Jahre alten Kaiser Urosch oder ließ ihn durch seine Mietlinge ermorden. Der Verdacht fiel sofort auf ihn, obwohl er die That fortwährend abläugnete. Mit Urosch starb die Herrscherfamilie Nemanja aus. Wenn auch vielleicht noch Seitenverwandte lebten, so war deren Berechtigung dennoch nicht so sicher, dass sie mit Prätensionen auf den Thron hervortreten konnten. Urosch kann deshalb mit Recht als der Letzte der Nemanja's bezeichnet werden. Mit

ihm gieng Serbiens Größe und bald auch dessen Unabhängigkeit zu Grabe. Übrigens hatten sich die Zeichen des Verfalls bereits unter seiner Regierung auffallend vermehrt. Wir haben oben jene Faktoren angedeutet, welche die Zersetzung des Reiches herbeiführten. Wir bemerken noch, dass jene vorwärtsdrängende, expansive Tendenz, welche unter Milutin ihren Anfang genommen hatte und deren getreueste Personifikation Duschan bis zu seinem letzten Augenblicke war, mit dessen Tode plötzlich unterbrochen wird. Zur Zeit des Kaisers Urosch führte Serbien statt Eroberungs- nur mehr Vertheidigungskriege und zwar gerade damals, als gegen einen stets mächtiger werdenden Feind nur ein kühner und energischer Angriff Rettung geboten haben würde. Das bewies unzweifelhaft die bereits eingetretene Schwäche.

Bei der Nachricht vom Tode des Urosch hüllte sich das ganze Reich in tiefe Trauer, insbesondere das eigentliche Serbien. Das Volk liebte den jungen und gutmüthigen Herrscher, der Adel aber war der Dynastie Nemanja anhänglich, wenn auch nicht immer den einzelnen Fürsten. Wir haben gesehen, dass vom ersten Nemanja angefangen bis auf Urosch der Adel mehrmals gegen den thatsächlichen Herrscher Aufstand erregt hatte, aber niemals im Interesse eines Fremden, sondern stets zu Gunsten des einen oder des anderen Mitgliedes der königlichen Familie. Die Dynastie Nemanja war ungeachtet der fortwährenden Kämpfe mit dem Adel eine vorwiegend nationale Dynastie, deren Existenz mit dem Staatsbegriff in Eins verschmolzen war. Und darum ist es kein Wunder, wenn der altserbische Adel, der in dieser Familie die Staatsidee verkörpert sah, als Herrscher jenen Usurpator nicht anerkannte, der den letzten Sprössling der Nemanja's seines Lebens beraubt hatte. Nach einem jahrlangen Schwanken, wahrscheinlich anfangs 1369, setzte Wukaschin sich die Kaiserkrone aufs Haupt, allein den Kaisertitel nahm er nicht an, sondern nannte sich nur König, wohl deshalb, um der Eitelkeit der Byzantiner zu schmeicheln, denen der serbische Kaisertitel ein Dorn im Auge war und auf deren Hilfe Wukaschin rechnete.

Die Herrschaft Wukaschins erstreckte sich übrigens hauptsächlich auf die südlichen Provinzen. Der Kern des serbischen Landes, die Raßa und die Nordprovinzen, anerkannten ihn nicht. Die Zeta aber, wo die Familie der Balscha zur Herrschaft gelangt war, blieb in diesem Zwiste neutral. An der Spitze der Opposition stand wie wir wissen der Knes Lazar. Wukaschin wendete sich deshalb jetzt gegen ihn und nachdem er ihn in mehreren Schlachten besiegt hatte, nahm er ihm einen Theil seiner Provinzen weg und drängte ihn in die Berge bei Kruschewatz. Diesen Bürgerkrieg benützten, wie es scheint, auch die Ungarn. In dieser Zeit wurde wohl das Banat Matschow und Belgrad wieder mit Ungarn vereinigt, obwohl dieses bereits in dem Jahre nach dem Tode des Urosch geschehen konnte, nachdem einige Urkunden schon im J. 1368 den Nikolaus Gara als Ban von Matschow erwähnen. Wie dem auch sein mag, Thatsache ist, dass der Bürgerkrieg den Verlust einer ansehnlichen Provinz nach sich zog. Lazar wurde zwar besiegt, allein seine Kraft blieb ungebrochen. Im Einverständnisse mit den Herren von Raßa rüstete er im Frühling 1371 zum Kampfe gegen Wukaschin, aber den Plan konnte er nicht ausführen. Im selben Jahre näherte sich ein ansehnliches Türken-Heer den Gränzen Serbiens und das nahm Wukaschins volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Er rechnete ganz richtig, wenn er sich vorerst gegen die Türken wendete; denn nach deren Besiegung wäre ihm die Bewältigung der aufständischen Magnaten ein Leichtes gewesen. Er sammelte ein großes Heer, das jedoch, wie ein Chronist bemerkt, hauptsächlich aus Griechen, Macedo-Wlachen und Albanesen bestand, ein deutlicher Beweis, dass die Serben ihre Interessen von dem Interesse Wukaschins getrennt hatten.

Wukaschin schlug sein Lager voll Selbstgefühl in Bulgarien am Maritza-Flusse auf; denn er wusste, dass sein Heer die türkische Streitmacht um ein Bedeutendes überwog. Die Selbstüberhebung war bei den königlichen Streitern so groß, dass sie mit Außerachtlassung aller Vorsicht sich den zügellosesten Ausschweifungen ergaben. So geschah es, dass eine auf Kundschaft

entsendete Türkenschar, vom Zustande des feindlichen Lagers unterrichtet, zur Nachtzeit auf das vom Weingenuss erfüllte und im tiefen Schlaf versunkene Heer losbrach und es völlig vernichtete. Wukaschin fiel nicht in der Schlacht, er rettete sein Leben durch Flucht, wurde aber während derselben entweder von seinem Diener oder von einem Türken, bei dem er Schutz suchte, seiner mitgeführten Schätze wegen ermordet.

Zum zweiten Male kam so in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren der Thron in Erledigung. Sein letzter Inhaber war bereits ein Usurpator, der sich auf den Trümmern der alten Dynastie erhob und den der kraftvollste Theil der Nation als Herrscher gar nicht anerkannt hatte. Und jetzt verlor auch der Usurpator sein Leben. Damit war allem Ehrgeiz, allen Forderungen freie Bahn gemacht. Nachdem die Familie der Nemanja's ausgestorben war, wünschten die Altadeligen natürlicher Weise vor Allem aus ihrer Mitte einen ihrer Genossen auf den Thron zu erheben, als sich vor irgend einem ruhmsüchtigen Abenteurer zu beugen. Wie wir wissen, war der Knes Lazar der Führer des der Dynastie Nemanja bis zu Ende getreuen Adels; er kämpfte am meisten gegen Wukaschin. Es ist natürlich, dass die serbischen Großen jetzt ihre Blicke nach ihm wendeten. Übrigens stand Lazar auch in Verwandtschaft mit den Nemanja's, seine individuellen Eigenschaften befähigten ihn zudem in hervorragender Weise für den Herrscherberuf. Er war also der natürliche Kandidat des eigentlichen serbischen Adels für den Königsthron. Doch Lazar konnte nicht ohne Widerstand den Thron besteigen; insbesondere die Statthalter der Süd- und einiger West-Provinzen verweigerten ihm die Huldigung. In dem Bürgerkriege, der sich nun entspann, gieng die Familie Mrnjawtschewitsch zu Grunde und im J. 1376 finden wir Lazar im Besitze der kaiserlichen Gewalt, allein das Gebiet des Reiches hat bereits eine wesentliche Veränderung erlitten. In den eroberten südlichen Provinzen herrschten einzelne mächtige, ehemalige Statthalter unabhängig; in Bosnien hatte Ban Twrtko im Jahre 1376 oder 1378 den Königstitel ange-

nommen, sich aber dessenungeachtet der Oberhoheit des ungarischen Königs Ludwig des Großen unterworfen. Und zwar betrachtete Twrtko sich als einen Erben Duschans und führte deshalb nicht bloß den bosnischen Königstitel, sondern nannte sich „König der Serben und Bosnier". Er vereinigte damals mit Bosnien die Landschaften Trawunien, Chum und beanspruchte selbst einen Theil der Zeta. Auf solche Weise umfasste das Reich Lazars nicht einmal den gesammten serbischen Boden. Der neue Fürst gebrauchte vielleicht deshalb, vielleicht auch aus Pietät gegen Duschan und dessen unglücklichen Sohn Urosch nicht den Kaisertitel, sondern legte sich nur den Titel eines „Knesen" bei.

Lazar war ein tapferer, energischer, wahrheitsliebender Regent. Sein ganzes Leben widmete er der Aufgabe, den Verfall des serbischen Staates aufzuhalten und dessen alten Glanz wieder herzustellen. Doch mit der Gewalt der widrigen Verhältnisse konnte ein einzelner, selbst mit hervorragenden Eigenschaften und ausgedehntem Wirkungskreise begabter Mensch nicht mehr kämpfen. Der Thatenlust Milutins und Duschans stand ein stets bereites, einiges, vorwärtsstrebendes Volk als sicheres Werkzeug zur Verfügung. Zur Zeit Lazars konnte die in Parteien gespaltene, vom Gefühl der eigenen Schwäche zurückschreckende Nation zu keinem fortgesetzten, ausdauernden Kampfe angeeifert werden. Es mag sein, dass Lazar hinsichtlich seiner Persönlichkeit und Eigenschaften auf derselben Höhe wie Duschan steht; allein die Hilfsmittel, über welche er verfügte, waren nicht mehr dieselben. Der beste Wille, das eifrigste Streben, die weiseste Verfügung litten Schiffbruch an dem unaufhaltsamen Zusammenbruche der Nation und an der Gewalt des Sturmes von außen.

Nach dem Siege über Wukaschin im J. 1371 wurden die Eroberungsversuche der Türken immer häufiger, Adrianopel, Philippopel und Sophia geriethen nach einander in ihre Gewalt; ein großer Theil Bulgariens wurde türkische Provinz und schon beunruhigten die vordringenden Osmanenscharen Thessalien, Macedonien und einzelne Gegenden von Albanien. Im J.

1386 kam die Reihe wieder an Serbien. Nach langer Belagerung fiel die Festung Nisch und Lazar konnte den Frieden nur durch Leistung eines jährlichen Tributs und das Versprechen der Stellung von Hilfstruppen erkaufen. Die Bedingungen waren zwar nicht sehr drückend*), allein Serbien verlor durch dieselben seine Unabhängigkeit und erschien schon damals als ein Vasall des Sultans. Dass diese Erniedrigung für Lazar, der seine Jugend am Hofe Duschans zugebracht und Zeuge von der Größe des Reiches gewesen, unerträglich sein mußte, ist ganz natürlich. Schon im J. 1388 verband er sich mit dem König Twrtko, mit Georg Kastriota, dem Herrn von Albanien, und mit anderen kleineren halbsouveränen Fürsten zu einem allgemeinen Krieg gegen die Osmanen. Der Feldzug begann günstig, Kastriota gelang es, ein türkisches Heer zu zerstreuen. Allein schon im nächsten Jahre erschien Sultan Murad selbst an der Spitze eines großen Heeres. Auf dem Amselfelde (Koßovo polje) wurde jene Schlacht geschlagen, die nicht bloß für Serbien, sondern für das Schicksal der Balkanhalbinsel entscheidend war. Am 15. Juni 1389, am St. Veitstage, trafen die beiden Heere aufeinander. Das Glück lächelte den Osmanen und die Schlacht endigte mit einer vollständigen Niederlage der Serben und ihrer Bundesgenossen, angeblich in Folge der Verrätherei des Wuk Brankowitsch, eines der serbischen Anführer. Lazar fiel in der Schlacht, doch auch Sultan Murad erfreute sich des Sieges nicht. Er wurde in seinem Zelte ermordet, nach serbischer Tradition durch Milosch Obilitsch, der sich ins Türkenlager schlich, um durch die Ermordung des Sultans Verwirrung und Schrecken in den Reihen der Osmanen hervorzurufen. Die beiden Herrscher verloren ihr Leben; allein der Sieg verblieb auf Seiten der Türken.

Nach der Schlacht auf dem Amselfelde wurde Serbien noch nicht zur unmittelbaren türkischen Provinz; doch hörte es auf, ein selbständiger Staat zu sein. Sultan Bajesid setzte Stefan, den

*) Der Tribut bestand in 1000 Pfund Silber jährlich, die Hilfstruppen in 1000 serbischen Reitern.

Sohn Lazars, mit dem Titel eines „Despoten" auf den serbischen Fürstenthron. Stefan war gezwungen, nicht nur Tribut zu bezahlen, sondern auch mit seinen Kriegern persönlich Theil zu nehmen an den Kriegen der Türken in Europa und Asien, bald gegen die Christen der Balkanhalbinsel, bald gegen die mahommedanischen Feinde der Osmanen. Stefan und seine Kriegsschar findet man am Ende des 14. Jahrh. auch betheiligt an dem Feldzuge, der mit der völligen Unterwerfung Bulgariens endigte und in den fortgesetzten Kriegen gegen die Rumänen. Sie nahmen Theil an den Schlachten bei Nikopolis und im J. 1402 bei Angora, wo sie durch ihre Tapferkeit den siegreichen Tamerlan zur Bewunderung hinrissen. Das oberste Princip der serbischen Politik scheint in dieser Periode gewesen zu sein: mit den Osmanen, selbst um den Preis von Opfern, in den möglichst besten Verhältnissen zu verbleiben, um nur die theilweise Selbständigkeit des Reiches in den inneren Angelegenheiten zu bewahren. Nichtsdestoweniger war die Hoffnung auf eine Wiedergewinnung der alten völligen Unabhängigkeit unter den Serben nicht erloschen. Wie getreu auch Stefan Lazarewitsch seine Verpflichtungen gegen die Sultane erfüllen mochte, so war er dennoch bestrebt, auch nach anderer Richtung hin Schutz und Stütze zu suchen. Kurz vor seinem im J. 1427 erfolgten Tode schloss er mit dem ungarischen Könige Sigismund einen Vertrag, in welchem er die Oberhoheit Ungarns über Serbien anerkannte. Zu seinem Nachfolger in der Regierung bestimmte er Georg, den Sohn des (angeblichen) Verräthers in der Amselfelder Schlacht, Wuk Brankowitsch. Die Brankowitsche waren damals mächtige Magnaten und nachdem Stefan den Georg Brankowitsch genau kannte, hoffte er, dass dieser vor allen Anderen im Stande sein werde, den türkischen Okkupations-Bestrebungen Widerstand zu leisten. Georg (Brankowitsch) nannte sich anfänglich nur „Herr der Serben, der Meeresküste und der Donaugebiete"; erst später nahm er den Titel eines „Despoten" an. Die serbische Geschichte verwebt sich in dieser Periode so sehr mit der Geschichte Ungarns, dass wir die Details billig übergehen können. Die Haltung des

Georg Brankowitsch angesichts der Schlacht bei Varna und gegen Johann Hunyady, als dieser nach der verlornen Schlacht auf dem Amselfelde (1448) flüchtete, lassen ihn im Lichte der Treulosigkeit und Falschheit erscheinen. Allein vom serbischen Gesichtspunkte aus kann das Verhalten des Despoten nicht so streng verurtheilt werden. Er strebte ohne Zweifel nach Wiederherstellung der Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Den Türken half er niemals in ihren Kriegen, wie sein Vorfahrer Stefan; sondern suchte sie durch Unterhandlungen und Versprechungen zurückzuhalten und als ihm das nicht gelang, stellte er sich ihnen mit dem Schwerte entgegen. Da er sich hiezu jedoch zu schwach fühlte, suchte er natürlich Bundesgenossen im Westen und wandte sich in dieser Beziehung auch an seinen nächsten Nachbar, an Ungarn. Doch hatte er vor dem Anwachsen der ungarischen Macht gleichfalls Besorgnis; denn diese konnte der serbischen Unabhängigkeit ebenso gefährlich werden wie die Macht der Osmanen. Daraus erklärt sich das Schwankende und Intriguante im Betragen des Brankowitsch. Als die Türken ihn mit großer Heeresmacht angriffen, rief er Hunyady zu Hilfe. Nach errungenem Siege wendete er sich sofort von den Ungarn ab, damit deren Macht sich nicht übermäßig befestige und zögerte an der weitern Fortsetzung des Krieges Theil zu nehmen. In Folge dessen siegten abermals die Türken. Brankowitsch hoffte wahrscheinlich, dass die türkisch-ungarischen Kämpfe beide Theile schwächen werden und er im günstigen Augenblicke die entschwundene Unabhängigkeit seines Landes wieder herstellen könne. Brankowitsch handelte als guter Patriot, war aber nicht glücklich; dem Verlauf der historischen Ereignisse konnte er keine andere Richtung geben. Wie sehr die damalige Entwickelung des serbischen Vasallenstaates sich geändert hatte, geht auch daraus hervor, dass in der ältern Zeit und während der Königs- und Kaiserperiode die Hauptstädte und fürstlichen Residenzen stets im Gebiete des sogenannten Altserbien lagen, Georg Brankowitsch aber erwählte bereits Semendria an der Donau zu seinem Wohnsitze.

Nach seinem Tode, im J. 1456, riss sein jüngster Sohn

Lazar die oberste Gewalt an sich, nach ihm führte von 1458—1459 dessen Wittwe Helena den Despotentitel; aber schon im J. 1459 nahm Mahommed II. Serbien vollständig in Besitz und vernichtete auch die letzten Reste einer scheinbaren Unabhängigkeit. Serbien wurde in eine osmanische Provinz verwandelt und in Paschaliks eingetheilt.

Ungefähr hundert Jahre umfasst jene Periode, welche vom Tode Duschans bis zum Feldzug im J. 1459 reicht, während welcher Zeit, wie wir gesehen, der serbische Staat mit so raschen Schritten dem Untergange zueilte. Bei diesem Punkte angelangt, erregt ein eigenthümlicher Umstand unsere Aufmerksamkeit. Die im 7. Jahrh. einwandernden Serben erscheinen in ihrer neuen Heimat anfänglich als direkte Unterthanen des byzantinischen Reiches. Dieses Verhältnis ändert sich aber bald und die Shupane, wenn sie auch die Oberhoheit der Central-Gewalt in Konstantinopel anerkennen, üben doch innerhalb der Gränzen ihrer eigenen Gebiete schon eine gewisse Unabhängigkeit aus. Diese Gebiete haben noch einen sehr lockern Zusammenhang und die Shupane anerkennen mehr die persönliche Autorität, als die thatsächliche Macht des Groß-Shupans. Endlich gelingt es den unzweifelhaften glänzenden staatsmännischen Eigenschaften Nemanjas auf serbischem Boden den einheitlichen Staat zu begründen. Es ist jedoch unläugbar, dass Nemanja nach den damaligen Verhältnissen und im Sinne der damals bestehenden Ordnung ein Usurpator war. Allein er erreichte sein Ziel und seine Dynastie herrschte durch zwei Jahrhunderte in dem stets mehr aufstrebenden serbischen Staate. Doch auf demselben Wege, wie er sich entwickelte, sank dieser Staat auch wieder, nur in umgekehrter Reihenfolge. Wukaschin war der hochbegabte, ehrgeizige und schlaue Usurpator, unter dessen Herrschaft die Einheit des Staates zu verfallen begann. Nach ihm folgte die Periode des lockern Zusammenhanges der Provinzen. Der Fürstentitel „Herr der Serben und des Littorale" etc. war in der That kaum mehr als bloße Titulatur. Und bald hierauf kam auch wieder das Abhängigkeitsverhältnis von einer solchen

Macht zustande, die sich langsam auf der Balkanhalbinsel eingenistet hatte. Kaum einige Jahre später erobern die Osmanen Konstantinopel, bezüglich Serbiens wird jetzt auch der Lehensverband vernichtet und die Serben sinken abermals zu unmittelbaren Unterthanen jenes Reiches herab, dessen Hauptstadt Konstantinopel ist wie sie das vor 800 Jahren gewesen waren. Das ist die Geschichte Serbiens bis zu dieser Frist in auf- und absteigender Linie.

Bevor wir mit einigen Worten die Lage Serbiens unter der unmittelbaren Herrschaft der Türken schildern, müssen wir noch in Kürze Bosniens und der Zeta gedenken. In Bosnien hatte wie erwähnt der Ban Twrtko noch zur Zeit des Knesen Lazar unter Anerkennung der Oberhoheit Ungarns den Königstitel angenommen. Nach dem Tode Ludwig des Großen scheint er einige Zeit unabhängig regiert zu haben; aber der ungarische König Sigismund verhielt ihn wieder zur Vasallenschaft. Mit dem Tode Twrtkos wurde Bosnien der Schauplatz der verworrensten Zustände: die oberste Gewalt gelangte von einer hervorragenden Familie zur andern, oft gab es gleichzeitig mehrere Gegenfürsten, die theils mit türkischer, theils mit ungarischer Hilfe einander zu besiegen strebten. Die Gränzen des Landes veränderten sich fortwährend und der Name Bosnien wurde schließlich zum bloßen geographischen Begriff. Inmitten dieser Kämpfe und Verwirrungen besaß der Einfluss Ungarns noch immer das größte Ansehen, bis die Türken durch ihr Vorwärtsdringen auch in dieser Richtung in langen Kämpfen nach der Schlacht bei Mohács ganz Bosnien unterjochten und der hie und da bestandenen partiellen Unabhängigkeit ein Ende bereiteten.

Bosnien gehörte, wie wir gesehen, in seiner ganzen Ausdehnung niemals, aber selbst theilweise nur kurze Zeit zu Serbien. In diesem Zeitraum war dort der Katholicismus und demzufolge der Einfluss Ungarns überwiegend. Dessenungeachtet besaßen die bosnischen Fürsten, wenn sie auch den serbischen Königen nicht huldigen wollten, doch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mit Serbien, was jener Umstand vorzüglich beweist, dass nach dem

Aussterben des serbischen Herrscherhauses die bosnischen Fürsten sich wiederholt auf jene meist nur eingebildete oder erdichtete verwandtschaftliche Bande beriefen, welche sie mit den Nemanja's verknüpften. Es ist indessen unzweifelhaft, dass Bosnien ungeachtet seines Schwankens zwischen den benachbarten Mächten, ungeachtet seiner häufigen innern Zerstückelung und jenes Umstandes, dass es kein eigentliches politisches Ganzes bildete, in seiner Entwickelung dennoch eine gewisse Einheit und eine so bestimmte Tendenz aufweist, wodurch es sich stets von Serbien im strengen Sinne des Wortes unterschied und die Vereinigung der sonst vollständig homogenen Völkerschaften vereitelte.

Das andere Land, welches nach dem Sturze des serbischen Reiches unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die oftererwähnte Zeta. Wir haben schon die Wichtigkeit hervorgehoben, welche die Zeta sowohl durch den kräftigen Charakter ihrer Bewohner wie durch ihre geographische Lage für die Entwickelung der serbischen Staatsverhältnisse besaß. Jede größere Bewegung der serbischen Geschichte nahm ihren Ausgang von der Zeta, von hier stammten jene Familien und Individuen, welche auf das Schicksal ihres Vaterlandes einen entscheidenden Einfluss ausübten. Die Zeta war der ursprüngliche Sitz der Nemanja's und ihr eigenster Besitz. Der Adel in der Zeta bewahrte am getreuesten die alten Gewohnheiten, klammerte sich am zähesten an die herkömmlichen Rechte. Indem sich die Edelleute der Zeta mit der Familie der Nemanja's gewissermaßen identificierten, nahmen sie an deren Glück und Unglück den lebhaftesten Antheil. Sie beraubten wiederholt den herrschenden Fürsten seiner Gewalt, aber stets zu Gunsten eines andern Nemanja. Bis zur Zeit Duschans wissen wir, bildete die Zeta als Familienerbe stets den Landes-Antheil des Thronerben. Als aber der letzte Urosch von seinem Vater den königlichen Titel zugleich mit dem eigentlichen Serbien erhielt, musste er auch für die Zeta einen Statthalter ernennen.

Das war ein gewisser Balscha, wahrscheinlich der Sprössling einer adeligen Familie in der Zeta. Nach der Vernichtung

des Hauses der Nemanja's wussten die Balscha's sowohl gegen Serbien wie gegen Bosnien ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Später übergieng die Herrschaft auf andere Familien und das Land verlor seine flacheren sowie die am Meere gelegenen Theile, jene nahmen die Türken, diese aber die dalmatinischen Städte in Besitz. Das ungebeugte Volk der Zeta, von allen Seiten zurückgedrängt und ohne Aussicht auf Hilfe, zog sich in die nördliche Spitze der Provinz, in die fast unzugänglichen Felsenthäler zurück, entsagte aber seiner Unabhängigkeit nicht. So entstand die heutige „Crna Gora", Montenegro oder das „Land der schwarzen Berge", das bisher noch kein Feind dauernd zu unterwerfen vermochte. Die zwölfhundertjährige Unabhängigkeit dieses Völkchens ist eine unbestreitbare historische Thatsache, welche eine beachtenswerte Lehre in sich schließt und die allein schon manchen Fingerzeig bezüglich der künftigen Ereignisse bietet.

Nach Beendigung der türkischen Eroberung wurden die Serben zur Rajah, d. i. zur recht- und schutzlosen Herde. Die osmanischen Eroberer hielten natürlich unter den Unterjochten die bis dahin bestandenen rechtlichen und gesellschaftlichen Unterschiede nicht mehr aufrecht. Adeliger und Nichtadeliger wurden in gleicherweise als rechtlose Unterthanen betrachtet. Um diesem Lose zu entgehen, traten viele serbische Edelleute zum Mahommedanismus über, in Folge dessen sie im Besitze ihrer Güter und auch ihres Einflusses in der Provinz blieben. Die bosnischen Begs, deren Fanatismus den Glaubenseifer der asiatischen Türken weit überragt, sind die Nachkommen dieser alten Adelsfamilien.

Derartige Übertritte fanden insbesondere in Bosnien massenhaft statt, theils weil daselbst durch den Jahrhundert langen Kampf zwischen Katholicismus, Orientalismus und Patarenerthum ein gewisser religiöser Indifferentismus eingetreten war, theils aber, weil der bosnische Adel seine Vorrechte in weit größerem Maße ausgeübt hatte, als dies in Serbien oder in einer anderen Provinz der Fall war und er deshalb auch dem Genusse dieser Rechte schwerer entsagen konnte. Im eigentlichen Serbien

(nicht bloß das jetzige Fürstenthum, sondern auch das sogenannte Alt-Serbien mit inbegriffen) war in Folge des Eifers der Geistlichkeit und der Könige das Volk ausschließlich der orientalischen Kirche zugethan und hielt fest an seinem Glauben. Hier wählte also der größte Theil der Nation lieber das traurige Los der Rajah, als dass er den Glauben seiner Väter verlassen hätte. Und in der That concentriert sich die Geschichte der Serben während dieser ganzen Periode in der Kirche. Das Patriarchat von Ipek überlebte den Untergang des Reiches und es ist unzweifelhaft, dass die Geistlichkeit in dieser Zeit nicht nur als der Wächter des Glaubens sondern auch der Nationalität erscheint. Zuletzt aber konnten sie die Unterjochung nicht mehr ertragen und nachdem bereits mehrere Male größere Serbenscharen in Ungarn Zuflucht gesucht hatten, erhob sich auch der Patriarch selbst und verließ mit Tausenden von Familien die Heimat, um auf ungarischem Boden sich niederzulassen (1690). Das Los dieser ausgewanderten Serben kann uns an dieser Stelle nicht weiter interessieren; denn dieselben wurden zu ungarischen Staatsbürgern und erhalten deshalb fernerhin ihren Platz in der ungarischen Geschichte.

In Folge dieser Auswanderungen, und insbesondere nach der Entfernung des Patriarchen, wurde die Lage der Zurückgebliebenen noch trauriger. Der Patriarch von Konstantinopel ergriff die Gelegenheit, um seine Rechte auf das serbische Patriarchat wieder geltend zu machen und wurde darin von der Pforte gerne unterstützt. Griechische Geistliche überschwemmten die serbischen Gebiete und brandschatzten das Volk nicht weniger als die Begs und Paschas.

Nur gelegentlich der österreichisch-türkischen Kriege athmete die unterdrückte Rajah zuweilen auf, aber stets nur kurze Zeit. Nach dem Frieden von Poscharewatz (Passarowitz) blieb ein Theil Serbiens mit Belgrad ungefähr zwanzig Jahre im Besitze Österreichs. Während dieser zwei Decennien begann die so lange schmachtende Provinz nach allen Richtungen hin aufzublühen. Belgrad selbst erhob sich auf eine solche Stufe der Entwickelung, wie es

selbe seit dieser Zeit bis heute nicht wieder erreicht hat. Um so verzweiflungsvoller mußte das Gefühl der Serben sein, als sie nach dieser kurzen Periode des Wohlbefindens und der Freiheit wieder in das frühere Elend, in die alte Knechtschaft zurücksanken.

Von welchem Einflusse die Friedensschlüsse von Jassy und Sistow auf die Serben waren, werden wir später erörtern. Nunmehr übergehen wir zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Werkes.

Erstes Buch.

1780—1806.

Erstes Kapitel.

Serbische Zustände am Ende des 18. Jahrhunderts.

Seitdem Serbien zur türkischen Provinz geworden war, bürgerten sich daselbst wie in den übrigen eroberten Ländern der Osmanen auch die türkischen Staatsinstitutionen ein. Diese Institutionen haben sich von der Gründung des osmanischen Reiches bis auf unsere Tage dort, wo die Pforte ihre unmittelbare Oberhoheit behielt, im Wesentlichen nicht verändert. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir sie also im Belgrader Paschalik noch in voller Blüte. Die Grundlage des osmanischen Reiches bildete das Schwert, die Eroberung und die ersten Besitzergreifungen, die ersten Ausbreitungen des entstehenden Staates erfolgten auf Kosten des mahommedanischen Seldschukenreiches. Die Osmanen hatten sich in Klein-Asien schon längst zu bedeutender Macht über andere mahommedanische Völker emporgeschwungen, bevor sie mit irgend einem christlichen Staate in Konflikt kamen. Es ist darum unzweifelhaft, dass die Osmanen nicht im Namen der Religion, wie einstens die Khalifen, sondern geleitet vom staatsbildenden Triebe die Waffen ergriffen und sich bestrebt hatten, die Gränzen ihres Reiches je mehr auszubreiten.

Die Kriege, welche die Osmanen mit mahommedanischen, ja mit stammverwandten türkischen Völkern führten, waren nicht weniger erbittert und blutig als die späteren Kriege gegen die Christen.*) Nichtsdestoweniger war der Unterschied, welcher in den Verhältnissen nach der Eroberung christlicher und mahommedanischer Völker bestand, ein sehr wichtiger und für die spätere Gestaltung des osmanischen Reiches von wesentlicher Bedeutung. Wenn auch die Religion nicht das Motiv zur Konstituierung des osmanischen Reiches war, so entwickelten sich doch nach der Errichtung desselben die gesammten Staats-Institutionen im Geiste und nach den Satzungen des mahommedanischen Glaubens. Auf diese Weise wurde das mahommedanische Reich, das seine erste Entstehung der Vernichtung des ebenfalls mahommedanischen Seldschukenreiches verdankt, schließlich zu einer wirklichen Theokratie. Die unterworfenen Mahommedaner, welche solange, als sie bewaffneten Widerstand leisteten, mit Feuer und Schwert vernichtet wurden, nahmen nach der Eroberung an jenen Rechten und Vortheilen Antheil, welche der erobernde osmanische Stamm genoss und zwar einzig auf Grund der Religionsgemeinschaft. Das für Eroberer und Unterworfene gleich heilige Buch, der Koran, wurde für Alle in gleicher Weise und ausschließlich maßgebend und zwar nicht bloß in Sachen der Religion, sondern auch bezüglich aller staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen.**) Das osmanische Reich identificierte sich demnach als Staat und Gesellschaft mit dem Islam. Es ist natürlich, dass die Osmanen, bei denen die Staatsidee mit den Glaubensdogmen so völlig verschmolz, bei dem Zusammenstoße mit Völkern andern Glaubens nach dem Unterjochen derselben diese nicht gleich den unterworfenen Mahomme-

*) Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. I. 2. Buch.

**) Außer dem Koran bestand allerdings noch eine Art weltlicher Gesetzgebung. Die Anordnungen aber, welche diese Statute vorschrieben, standen mit den Glaubenssätzen nicht im Widerspruch, sondern dienten nur zur Ergänzung derselben. Vgl. Hammer, l. c. Bd. I. S. 86.

dauern als ebenso berechtigte Bestandtheile des osmanischen Reiches betrachten konnten. Nur wer den Islam bekannte, war unter der Osmanenherrschaft zum Besitze bürgerlicher und politischer Rechte befähigt; wer einer andern Religion angehörte, blieb außerhalb aller Berechtigung. Mit Recht taucht hier die Frage auf: wie konnten bei dieser strengtheokratischen Verfassung des osmanischen Reiches die verschiedenen Glaubensbekenntnisse und unter deren Schutz die verschiedenen Nationalitäten erhalten bleiben? Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches finden wir in jenem Umstande, dass während z. B. die arabischen Khalifen im Interesse der Religionsverbreitung Eroberungen, folgerichtig auch Bekehrungen unternahmen, wurden, wie erwähnt, die Osmanen bei ihren Eroberungen nicht durch religiösen Fanatismus, sondern durch die Staatsidee geleitet und so fügten sie dem Reiche von Zeit zu Zeit die angegliederten neuen Elemente in den Rahmen der schon bestehenden Institutionen ein, ohne sich um deren Verschiedenheiten in Religion, Sitte und Nationalität zu bekümmern. Diese Besonderheiten gereichten höchstens den Unterjochten zum Nachtheile, die herrschende Klasse aber hinderten sie keineswegs im Genusse ihrer Rechte und Privilegien, sondern sicherten ihr größere Vortheile, da sie ja zu Herren solcher Völker wurde, mit denen sie die Rechte nicht theilen mußte, deren gesammte Kraft, Leben und Eigenthum sie vielmehr zu eigenem Nutzen verwenden konnte.*)

Jene Thatsache, dass der größte Theil der osmanischen Staats-Männer und Heerführer aus christlichen Renegaten hervorgieng, dient als hinreichend deutlicher Beleg dafür, dass der osmanische Staat keinen andern Unterschied als den des Glau-

*) Die Janitscharen bildeten sich anfänglich aus gewaltsam zum Mahommedanismus bekehrten Christenkindern. Diese Bekehrung erstreckte sich aber nur auf Einzelne (wie groß deren Anzahl auch sein mochte), nicht auf ganze Völker. Uebrigens erhielt sich die ganze Institution nicht lange in ihrer ursprünglichen Reinheit und bald findet man wirkliche Türken in den Ordu's der Janitscharen eingedrungen.

bens kannte. Diese religiöse, aber tolerante Staatsgestaltung hatte auch zur Folge, dass in der europäischen Türkei, (wo die Zahl der Christen zu jeder Zeit weit größer war als die der herrschenden Osmanen) jeder Stamm Jahrhunderte hindurch seine eigene Religion und Sprache behielt, ohne dass er jedoch deshalb als eine selbständige oder selbstbewusste Nationalität betrachtet werden konnte. Überhaupt bildete in der europäischen Türkei (und nur von dieser ist eigentlich hier die Rede) bis zur neuesten Zeit, und auch heute noch, weder Stamm noch Herkunft oder Sprache in vielen Provinzen die Kennzeichen der Nationalität; sondern es gibt in der Türkei nur zwei Nationalitäten: die Mahommedaner oder die alle politischen und bürgerlichen Rechte besitzenden Staats-Bürger und die Rajah oder die andersgläubigen (also überwiegend christlichen), rechtlosen Einwohner.

In Bosnien trat zum Beispiel nach der ersten türkischen Besitzergreifung ein Theil des damaligen bosnischen Adels zum mahommedanischen Glauben über. Dadurch wurde er in die herrschende Klasse aufgenommen und gelangte in den Genuss aller jener Privilegien, welche deren eigenthümlichen Besitz bildeten. Diese bosnischen Begs, welche auch heute noch die Grundherren der Provinz sind, sprechen bis heute mit der christlichen Rajah dieselbe Sprache, bewahren in ihren Gebräuchen viele altchristliche Einzelheiten, erinnern sich ganz wohl ihrer früheren bosnischen Namen, ja gebrauchen hie und dort dieselben und dennoch gibt es keine größeren Feinde der Rajah, keine getreueren Anhänger der türkischen Staatseinrichtungen als gerade diese Renegaten.*) Eine

*) Im Sommer des Jahres 1872 bereiste ich Bosnien. Es war in irgend einer Ortschaft, wo der Mudir, ein junger Mahommedaner, mir entgegenkam, um mich im Auftrag des Statthalters zu empfangen. Wir hatten uns unter einem Baume zum Frühstück niedergelassen und ein Gespräch begonnen. Auf einmal wies der Mudir auf die uns umstehenden christlichen Dorfbewohner hin und sagte zu mir: „In meinen Adern fließt dasselbe Blut wie in den ihrigen; ich stamme aus der altberühmten Familie der Sokolowitsch.“ Hierauf erzählte er, dass sie ein altes Familienerbstück, einen Säbel hatten mit der Aufschrift: „Mathias Rex“, den er jedoch zu verpfänden genöthigt war.

ähnliche Erscheinung bemerkt man auch unter den Albanesen und Südbulgaren.*)

In diesem religiösen Charakter der türkischen Staats-Idee muß man einerseits die Ursache jener Erscheinung suchen, dass die Türken nicht im Stande waren, weder die unterjochten Völker sich ethnographisch zu assimilieren, noch eine politische Nation zu schaffen. Die westeuropäischen Staaten konstituierten sich sämmtlich aus einer Mischung von Völkern verschiedener Abstammung und Sprache. Diese Verschiedenheiten bestehen vielenorts bis heute, ohne dass sie die Einheit des Staates gefährden oder wenigstens in solchem Maße wie in der Türkei gefährden würden. Auf diese Entwickelung der europäischen Staaten war ohne Zweifel auch jener Umstand von großem Einflusse, dass Eroberer und Unterworfene, die herrschende und die dienende Klasse, in gleicher Weise das Christenthum angenommen hatten. Dadurch konnte jene starre, jeder Neuerung, jedem Fortschritte trotzende Versteinerung, welche in den einander gegenüberstehenden Glaubenssätzen und in den darin wurzelnden Institutionen ihren Ausdruck findet, nicht zur Geltung gelangen. Die im Schoße des christlichen Glaubens auftauchenden Spaltungen schufen keine so schroff widersprechenden Glaubensartikel, wie der Islam und das Christenthum sie hervorriefen; obgleich die Kämpfe zwischen diesen beiden Religionen kaum langwieriger oder grausamer waren als die Kriege zwischen den einzelnen christlichen Konfessionen. Nichtsdestoweniger ist es eine unläugbare Thatsache, dass sobald im westlichen Europa der von der kirchlichen Reformation gänzlich verschiedene Geist der Neuerung und des allgemeinen Fortschrittes auftauchte, dessen Errungenschaften ohne Rücksicht auf die speciellen Interessen einer einzelnen Konfession vielmehr der Gesammtheit jeder christlichen Nation zum Wohle gereichten. Natürlich konnten diese Errungenschaften der

*) Es wird vielleicht nicht uninteressant sein zu erwähnen, dass die Baschi-Bozuks, die im vorigen Sommer (1876) in Bulgarien so ungeheure Grausamkeiten verübten, nicht eigentliche Türken, sondern größtentheils Pomaken oder mahommedanische Bulgaren waren.

Civilisation nur langsam und stufenweise in den verschiedenen Gesellschaftsklassen zum Eigenthum der großen Menge werden. Man kann ohne Zweifel als das wichtigste und weittragendste Resultat der westeuropäischen Civilisatin die Trennung des bürgerlichen Rechtes von dem kirchlichen betrachten, d. i. die allgemeinere Anwendung jenes Rechtes auf die socialen und bürgerlichen Verhältnisse, das von dem ausschließlich oder doch in großem Maße angewendeten kanonischen Rechte verschieden war und nicht auf den Glaubenssätzen der einzelnen Konfessionen beruhte. Es ist hier nicht der Ort und wohl auch nicht nothwendig, die ungeheure Wichtigkeit dieser Umgestaltung in Bezug auf die Fortentwickelung der westeuropäischen Staaten zu erörtern. Thatsache ist, dass in den Kulturstaaten Europas neben dem kirchlichen Recht allmählich ein auf anderen Principien beruhendes, nach den verschiedenen Nationen wechselndes, aber stets alle Mitglieder jeder einzelnen Nation gleichmäßig umfassendes bürgerliches Recht tiefe Wurzeln fasste, ohne Rücksicht auf die zwischen den Staatsbürgern etwa bestehenden Sprach- und Glaubensunterschiede. In der Türkei fand eine solche Umgestaltung nicht Statt. Die Satzungen des Koran sind auch heute noch nicht bloß allein maßgebend in Bezug auf das darin ausgedrückte religiöse Bekenntnis, sondern auch betreffs der gesammten bürgerlichen Verhältnisse, und zwar sowohl für die Mahommedaner, wie auch für alle Andersgläubigen im Reiche; denn es ist ja natürlich, dass in einem theokratischen Staate die herrschende Klasse oder Nation wohl die Ausübung eines andern Glaubens gestatten, aber denselben niemals mit dem ihrigen als gleichwertig betrachten könne. In diesem Umstande, dass nämlich in der Türkei auch die bürgerlichen Verhältnisse der Andersgläubigen (oder kurzweg der Christen) ebenfalls nach den Lehren des Koran geregelt werden, liegt die Ursache, weshalb die Entwickelung der Türkei nach europäischen Anforderungen nahezu unmöglich ist und warum die christlichen Unterthanen des Sultans sich nicht als wirkliche, integrierende Theile seines Reiches betrachten, ja als solche nicht betrachten können, sondern stets außer-

halb der Gränzen dieses Reiches, in der Vernichtung desselben die Möglichkeit einer bessern Zukunft aufzufinden vermeinen. Der Hauptcharakter einer jeden bestehenden Religion ist der Dogmatismus. Vom religiösen Gesichtspunkte aus kann also bloß von einer Reformation, aber nicht von einer stufenweisen, fortgesetzten Entwickelung die Rede sein. Wie wäre es nun möglich, sich die Entwickelung eines theokratischen Staates nach solchen Kulturprincipien vorzustellen, welche den Dogmatismus des herrschenden Glaubens nicht anerkennen, ja denselben geradezu verdammen? Darum ist es eine eitle Hoffnung, dass die Türkei die Bahn der europäischen Civilisation betreten könne, insolange der Koran für sämmtliche Unterthanen des Reiches die Hauptquelle des bürgerlichen Rechtes bildet. Die Thatsachen beweisen es zur Genüge, wie in dieser Hinsicht bis auf die neueste Zeit alle Versuche erfolglos geblieben sind. So nachtheilig es für die Türkei erscheint, dass sie nicht in die Reihe der civilisierten Nationen Europas eintreten kann; ebenso gefahrvoll ist jenes vielleicht unbewusste, aber jedenfalls vorhandene Gefühl ihrer christlichen Unterthanen, wornach sie nicht Bürger, sondern nur allein Bewohner des Reiches sind, die zwar durch die Macht der Wirklichkeit gezwungen sind, innerhalb der Gränzen dieses Reiches zu leben, die aber die Befriedigung ihrer wichtigsten Interessen und Verlangen nur von der Auflösung des bestehenden Verhältnisses, von der Vernichtung der Einheit dieses Staates erwarten. Diese Gefahr könnte einzig und allein durch die Gleichberechtigung der Christen mit den Mahommedanern beseitigt werden. Diese Gleichberechtigung, die einzige Garantie des Fortbestandes der Türkei, diese wichtigste Bedingung der fernern Herrschaft des osmanischen Stammes ist (obwohl nicht unmöglich, ja selbst unter Aufrechterhaltung des Mahommedanismus noch durchführbar) indessen solange nicht zu hoffen, als die Religion die Basis des Staates bilden und das mahommedanische Kirchenrecht auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Andersgläubigen maßgebend sein wird.*)

*) Angesichts der seit länger als einem Jahre auf der Balkanhalbinsel andauernden Bewegung und deren Entwickelung halte ich es für nöthig, die

Nach diesen allgemeinen Andeutungen, welche die richtige Auffassung der Verhältnisse des türkischen Reiches in mancher Hinsicht erleichtern werden, übergehen wir nun zur Schilderung der serbisch-türkischen Zustände in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Nach dem österreichisch-türkischen Friedensschlusse im J. 1739 erneuerten sich fast durch 50 Jahre die Feindseligkeiten zwischen den beiden Staaten nicht. Österreich war durch den Ausgang des Krieges gezwungen, seine Besitzergreifungen jenseits der Donau und Save wieder zurückzugeben und diese Provinzen gelangten abermals unter die unmittelbare Herrschaft der Pforte. Es wurde in denselben auch das türkische Verwaltungssystem vollständig wieder hergestellt.

Wie in unseren Tagen so unterlag auch damals die territoriale Eintheilung einer häufigen Veränderung. Ohne uns in die im Laufe der Zeit eingetretenen Modifikationen einzulassen, wollen wir nur anführen, dass in der zweiten Hälfte des 18. und im Anfange unseres Jahrhunderts, obwohl die beiden großen Statthalterschaften Bosnien und Rumelien, welche die europäischen Besitzungen umfassten*), noch fortbestanden, der größte Theil des heutigen Serbien unter dem Namen des „Belgrader Paschaliks" bekannt war. Manche Gegenden, welche heute integrierende Theile des Fürstenthums Serbien bilden, gehörten damals zu den Paschaliks von Bosnien, Skutari, Rumelien und Widdin.**) Der siegreichen serbischen Revolution gelang es in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, auch einige der letzterwähnten Theile mit dem einstigen Paschalik von Belgrad zu vereinigen und auf solche Weise die gegenwärtigen Gränzen des serbischen

Bemerkung anzufügen, dass die obigen Zeilen schon im Frühling des Jahres 1874 in der „Budapesti Szemle" (d. i. „Budapester Revue") veröffentlicht wurden.

*) Hammer, des osmanischen Reiches Staatsverfassung, 2. Bd. S. 248.

**) Wuk Stefanowitsch Karadschidsch in der „Danitza", Jahrgang 1827, S. 54.

Fürstenthums festzusetzen. Was von den durch Serben bewohnten Gebieten noch heutzutage unter der direkten Herrschaft der Türkei verblieb, pflegt man gewöhnlich, selbstverständlich ohne Bosnien, als „Altserbien" zu bezeichnen, ein Name, der jedoch bloß historische Bedeutung hat. Thatsächlich ist dieses Gebiet gegenwärtig unter mehrere Vilajets (Statthalterschaften) vertheilt.

Es gibt kaum ein Land in Europa, das von der Natur so reich gesegnet wäre als Serbien. Der fruchtbare Boden erstreckt sich nicht bloß über die Ebene der Matschwa oder durch das breite Morawathal, sondern bedeckt auch die Abhänge der höheren Gebirge fast bis an den Gipfel. Daneben Waldungen mit riesigen Bäumen; Wiesen und Felder, die von zahllosen Bächen und kleineren Flüssen bewässert werden; erzreiche Bergketten, wo schon die Römer ergibigen Bergbau betrieben, weithingedehnte Steinkohlenlager, Berggelände mit vorzüglichen Weinreben besetzt, fast in jedem Distrikte verschiedene Mineralquellen und endlich das vom Süden gegen Norden bis an die Donau ziehende Morawathal, diese natürliche und kürzeste Verbindung des occidentalischen Handels mit dem Orient und dem Süden — das sind alles Vorzüge, welche, gehörig ausgebeutet, Serbien zu einem der reichsten Länder umzaubern könnten. Und die Natur, welche dieses kleine Land mit ihren Schätzen so verschwenderisch überhäufte, sie vergaß auch der Schönheit nicht. Wellenförmige Hügel, lachende Thäler, hohe Felsenwände und langhingestreckte Bergrücken wechseln in den malerischsten Gruppen mit einander ab. Die mit Bäumen bestreuete Ebene von Matschwa steigt allmählich bis zu jenen rauhen Felsenspitzen hinan, auf deren einer die Ruinen der alten Veste Sokol herunterschauen in das steinige Bett der rasch dahin eilenden Drina. Im Süden bricht der Ibar durch einen 2000 Fuß hohen Engpass, um sich mit der serbischen Morawa zu vereinigen und jenes herrliche Thal zu bilden, das sich zwischen den Städten Karanowatz und Kruschewatz ausbreitet. Weiter südlich auf der Gränze Serbiens hebt sich dessen höchstes Gebirge, der Kopannik, empor, von dessen Spitze aus man das in der ungarischen

und ſerbiſchen Geſchichte ſo verhängnisvolle Amſelfeld erblicken kann. Hie und da verkünden auf den Berggipfeln verwitterte Burg-Ruinen die einſtige Größe der Serben; anderwärts zeugen wenige Reſte von der Herrſchaft der Römer, wie z. B. die Ruinen des großartigen feſten Stand-Lagers bei Gamſigrad. Die an manchen Orten bis heute noch wohlerhaltenen kühngeſpannten Brücken ziehen gleichfalls die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich; vielleicht ſind auch ſie Werke der Römer oder Reſte aus der Glanzperiode der Türkenherrſchaft. Im Oſten erhebt ſich aus der Mitte niedrigerer Berge der alleinſtehende, kuppelförmige Hrtanj bis zu 5000 Fuß gleich einem Rieſen der Vorzeit, der voll Verachtung auf die Epigonen der Gegenwart herabblickt. Wohin auch der Wanderer ſeine Schritte richten mag, kaum irgendwo trifft er kahlen oder ausgedorrten Boden. Mit Ausnahme einiger felſiger Strecken finden ſich überall Wieſen und Felder, die im lebhafteſten, üppigſten Grün prangen und deren Schmuck Berg und Thal überdeckt. Dieſe friſche, lebensvolle Färbung, welche die Landſchaften Serbiens während eines großen Theiles im Jahre bis in den Spätherbſt bewahren, gehört zu den größten überraſchendſten Schönheiten dieſes Landes.*)

So iſt jetzt Serbien, und ſo war auch das Belgrader Paſchalik am Ende des vorigen Jahrhunderts, nur daſs die Natur damals noch in ihrer eigenthümlichern, obgleich rauhern Urſprünglichkeit erſchien; denn nur wenig Boden war zu jener Zeit bebaut und die Urwälder, welche heutzutage leider faſt gänzlich ausgerottet ſind, beſtanden noch in voller Ausdehnung.

Die Bewohner dieſer ſchönen und geſegneten Gegenden, die Serben nämlich, wurden zu jener Zeit, d. i. in der 2. Hälfte 18. Jahrh. von den herrſchenden Mahommedanern gleich allen übrigen Chriſten als Rajah (d. i. rechtloſe Herde) betrachtet. Das Los der Rajah war in der That kein beneidenswertes. Wir

*) Auf meinen wiederholten und nach verſchiedenen Richtungen hin unternommenen Bereiſungen Serbiens hatte ich Gelegenheit, die hier erwähnten Gegenden zu beſuchen.

haben gesehen, dass der türkische Staat seinen Ursprung und seine Ausbreitung der Eroberung verdankt. Es war also nur eine natürliche Konsequenz, wenn deshalb das militärische Element bald das Übergewicht erhielt. Schon in der Zeit der frühesten Entwickelung des osmanischen Staates bemerkt man auch die Entstehung jener militärischen Einrichtungen, welche erst am Anfange unseres Jahrhunderts unter dem Einflusse der veränderten Verhältnisse Europas, trotz des Widerstandes der fanatischen Anhänger des Islams vernichtet wurden. Diese erzwungene Umgestaltung der fast fünfhundertjährigen, ursprünglich jedenfalls bewunderungswürdigen Militär-Verfassung, anderseits aber die unveränderte Aufrechterhaltung der theokratischen Konstitution des Reiches sind nur neuerliche Beweise, dass überhaupt jede andere Institution umgebildet, modificiert, entwickelt, ja selbst vernichtet werden kann, ohne den Staat zu gefährden; nur die auf den Glaubensdogmen beruhenden Staatsformen müßen unbeweglich fortvegetieren, denn wenn sie erschüttert werden, stürzt die Basis, die Staats-Religion, und damit auch der theokratische Staat selbst.

Die Spahi's und die Janitscharen, diese beiden mächtigen militärischen Stände des osmanischen Reiches, sind nahezu von gleichem Alter mit den ersten Eroberungsversuchen des Staats-Gründers Osman. Wir gehen in die Erörterung des Ursprunges und der Entwickelung dieser beiden merkwürdigen militärischen Schöpfungen nicht näher ein; es genüge zu erwähnen, dass die Spahi's (die Reiterei) eine Art zum Kriegsdienste verpflichteter Lehensleute bildeten. Das osmanische Staatsprincip kennt nur allein den Sultan als den ausschließlichen Besitzer der Erde an, der über diese Erde nach seinem Belieben verfügen kann. Durch Grundbesitzschenkungen des Sultans entstand die Korporation der Spahi's, deren jeder Einzelne, je nachdem er ein größeres oder kleineres Gut mit Erbrecht oder nur auf Lebenszeit („zaim" oder „timár") besaß, verpflichtet war, mit mehr oder weniger Bewaffneten, aber jederzeit persönlich im Kriege zu erscheinen. Mit der Ausdehnung der Gränzen des Reiches wurde der Grundbesitz in den neuerwor-

benen Provinzen ebenfalls an die Spahi's vertheilt, welche auf diese Weise die ausschließlichen Grundbesitzer wurden.*) Die Rajah hatte kein Besitzrecht auf den Boden, welchen sie bewohnte, sondern war den Spahi's unterthänig. Von den Pflichten und Lasten der Rajah werden wir unten ausführlicher sprechen.

Die Janitscharen (das Fußvolk) hatte mehr den Charakter eines regulären Kriegsheeres. Sie erhielten keinen Grundbesitz, sondern blieben in ihren Abtheilungen (Ordus oder Ortas) unter strenger Disziplin und einheitlicher Leitung beisammen. Später, als sich die Janitscharen zu solch außerordentlicher Macht emporschwangen, dass von ihnen das Schicksal der Sultane abhieng, entartete auch diese Institution; die Disciplin wurde gelockert und die Janitscharen nisteten sich in allen Provinzen ein, wo sie theils von Handwerksbetrieb lebten, zumeist jedoch die friedlichen Einwohner bedrückten und ausraubten, und zwar nicht bloß die Christen, sondern zuweilen auch die Türken.**)

Bevor wir auf die Verhältnisse der Spahi's und Janitscharen sowie der serbischen christlichen Rajah in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. übergehen, wird es vielleicht nicht überflüssig sein, über die damalige türkische Verwaltung Einiges im Allgemeinen mitzutheilen.

Der Statthalter des Belgrader Paschaliks war in der Regel ein Pascha oder Wesir mit drei Rossschweifen, den jederzeit die Centralregierung in Stambul ernannte.***) Es gehörte zum türkischen Regierungssysteme, einen Statthalter nicht zu lange in derselben Provinz zu belassen. Deshalb und weil die einzelnen Pascha's nur um den Preis ungeheurer Bestechungen zu ihren Statthalterschaften gelangen konnten, so war es natürlich, dass sie sich bestrebten, in ihrer Provinz nicht bloß das zurückzuerwerben, was sie in Stambul verausgabt hatten,

*) Hammer, des osmanischen Reiches Staatsverfassung, I. Bd. S. 337.

**) Zinkeisen, Gesch. des osman. Reiches, Bd. II. S. 236–237.

***) Wuk Stefanowitsch Karadschidsch in der „Danitza" 1827, S. 83–84.

sondern überdies noch Schätze zu sammeln, da ja bei dem rein persönlichen Regime der Türkei Niemand sicher war, ob er seinen Posten nicht schon in nächster Zeit wieder verlieren werde. Es war deshalb natürlich, dass unter solchen Verhältnissen die an der Spitze der Provinzen stehenden Wesire mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Vermehrung ihres Vermögens anstrebten. Ihre Gewalt war aber in der ihrer Administration anvertrauten Provinz unbeschränkt. Sie konnten über das Leben und Eigenthum der Einwohner, sowohl Christen wie Mahommedaner, ohne Verantwortlichkeit verfügen. Die Pforte selbst beabsichtigte allerdings niemals jene gänzliche Ausbeute und Unterdrückung der Provinzen, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts namentlich bei den christlichen Unterthanen so mitleidenswerte Zustände hervorriefen; aber das seit Jahrhunderten herrschende System, wornach vom Großwesir bis hinab zum kleinsten Beamten niemand ohne Bestechung zu irgend welchem Amte gelangen konnte, lähmte die Kraft der Centralregierung und machte die Bestrafung oder gar Abstellung der Erpressungen der Provinzial-Statthalter geradezu unmöglich.*)

Der Wesir des Belgrader Paschaliks wohnte zu Belgrad in der Festung und verwaltete von hieraus durch Subaltern-Beamte die Provinz, ohne selbe je bereist und sich von dem Zustand des Volkes persönlich überzeugt zu haben.**)

Das damalige Serbien war in zwölf Nahien oder Kreise eingetheilt. An der Spitze einer jeden solchen Nahie stand ein Kadi dritter Ordnung, über diesen Kadi's aber ein Mollah zweiter Ordnung mit dem Sitze in Belgrad.***)

Das Amt des Kadi war die Rechtspflege in seinem Kreise, und zwar für Mahommedaner und Christen nach den Satzungen des Koran, welche die alleinige Grundlage seiner Urtheile bilde-

*) Zinkeisen, l. c. II. S. 99—105.

**) Wuk Stephanowitsch Karadschidsch l. c. S. 84.

***) Ranke, die serbische Revolution, 2. Ausg. S. 40. — Zinkeisen, l. c. Bd. VII. S. 292—293. — Nenadowitsch. Memoari (in serb. Sprache), S. 291.

ten. Einem jeden Kadi war ein Muſſelim als Vollſtrecker der Urtheile des Kadi beigegeben. Keiner dieſer Beamten erhielt eine ordentliche Beſoldung vom Staate, ihr einziges Einkommen waren die Gerichtsgebühren und Bußen, deren Feſtſtellung dem betreffenden Richter überlaſſen war, wobei natürlich einerſeits die Geldbußen, andererſeits die Beſtechungen in der damaligen türkiſchen Rechtspflege eine große Rolle ſpielten. Die Kadi's wurden in Stambul ernannt und gleich allen übrigen Beamten konnten auch ſie einzig und allein durch die Beſtechung der maßgebenden Kreiſe zu den Richterämtern in der Provinz gelangen. Es iſt darum kein Wunder, wenn ſie allerwärts Verbrecher und Übelthäter ſuchten, um dadurch ihre einzige Einnahmsquelle, die Geldbußen, zu vermehren. In Folge deſſen mußten häufig Unſchuldige leiden, während die wirklichen Verbrecher ſtraflos blieben, ſobald ſie hinlängliches Vermögen hatten, um den Kadi oder deſſen Muſſelim zu beſtechen.*)

Die türkiſche Rechtspflege kannte in dieſer Zeit kaum eine andere Strafe als Geldbußen, ausgenommen ſolche Fälle, die den Charakter politiſcher Verbrechen hatten, oder als ſolche betrachtet wurden. Die Geldbußen mußten aber nicht bloß von Einzelnen für wirkliche oder angebliche Vergehen erlegt werden, ſondern oft auch von ganzen Gemeinden. So war z. B. jene Gemeinde, auf deren Gebiet ein Mädchen ein Kind gebar, verpflichtet, wegen dieſes Vorfalles eine Geldbuße zu bezahlen! Eine ähnliche, nur weit größere und umfaſſendere Buße war die ſogenannte „Bluttaxe". Wenn nämlich irgendwo ein menſchlicher Leichnam gefunden wurde, mochte der Tod durch Mord oder unglücklichen Zufall herbeigeführt worden ſein, ſo wurden die umliegenden Ortſchaften insgeſammt zur Erlegung einer bedeutenden Geldſumme (meiſt 1000 Piaſter) gezwungen. Der Mörder, wenn nämlich ein Mord im Spiele war, wurde in der Regel durch die Behörden nicht verfolgt; ſondern konnte, ſobald er nach der That

*) Matthäus Nenadowitſch, Memoari, p. 29 und 43. Ebenſo Wuk St. Karadſchidſch a. a. O. S. 85—86.

sich einige Zeit in der Nähe versteckt hielt oder in die benachbarte Nahie flüchtete, später, nachdem die Bluttaxe bezahlt war und er sich mit der Familie des Ermordeten versöhnt hatte, ungehindert in sein Dorf zurückkehren.*)

Der Kadi wurde, wie erwähnt, von Stambul aus in die Provinz gesendet und konnte, theils aus Unbekanntschaft mit den Lokalverhältnissen und der Volkssprache, theils aber schon zufolge seines Berufes, der bloß in der Fällung von Urtheilen bestand, oft weniger Gewalt, zugleich auch weniger Gewaltthätigkeiten ausüben als der Musselim, den gewöhnlich der Wesir entweder aus der Reihe seiner Günstlinge oder zur Belohnung für geleistete gute Dienste zu dieser Stelle ernannte. Mit der Sprache des Volkes, mit Land und Leuten, sowie mit deren Sitten und Gebräuchen wohl vertraut, stand der Musselim mit dem Volke in fortwährender Berührung und war eine weit gefürchtetere Persönlichkeit als der Kadi. Dass diese Beamten, schon durch ihr Selbstinteresse geleitet, jederzeit, namentlich gegen die Christen, eine unerbittliche Strenge bekundeten, war die natürliche Konsequenz der oberwähnten Verhältnisse. Demjenigen, der vor den Kadi citiert wurde und nicht erschien, blieb, mochte es auch das kleinste Vergehen sein, kein anderer Ausweg übrig, als die Flucht in die Berge, denn wenn man ihn erwischte, büßte er gewöhnlich mit seinem Leben.**) Trotzdem gelang es manchmal auch in diesen traurigen Tagen dem Seufzen und Klagen, insbesondere aber den Drohungen der Rajah, im Falle längerer Dauer dieser Tyrannei, in das benachbarte Österreich auszuwandern, dass dieser oder jener verhasste Kadi oder Musselim entfernt wurde, namentlich, wenn der Wesir von Belgrad entweder aus persönlicher Neigung, oder

*) Karadschidsch, Danitza S. 82–85. Diese Bluttaxe und überhaupt die Verpflichtung der Gemeinden, für die auf ihrem Gebiete begangenen Verbrechen eine Buße zu erlegen, erinnert lebhaft an die altserbische Institution von der solidarischen Verantwortlichkeit.

**) Karadschidsch, l. c. p. 85–86.

aus richtigerer Politik die Rajah zu begünstigen strebte. So verloren z. B. während der zwölfjährigen Statthalterschaft des Hadschi Mustapha Pascha nur allein in der Waljewoer Nahie 18 solche unerträgliche Kadi's und Mussélims ihr Amt.*)

Neben dieser allgemeinen türkischen Administration bestand auch eine andere, allerdings sehr untergeordnete, doch rein serbische Verwaltung, gleichsam als ein Rest der einstigen Institutionen des ehedem selbständigen Landes. Dieser Rest gründete sich auf die tiefgewurzelte altslavische Familien- und Stammesgemeinschaft, von welch Letzterer dann einzelne Attribute später auf die Gemeinden übergiengen. Jedes Dorf wählte sich seine Vorsteher und Richter (Kmeten und Seoski-Knesen, d. i. Dorfknesen), welche nicht nach einem geschriebenen Gesetze, sondern nach dem Herkommen die geringeren Angelegenheiten und Streitigkeiten erledigten. Ihr Urtheil hatte selbstverständlich nur dann Giltigkeit, wenn der Bestrafte oder die streitenden Parteien damit zufrieden waren; im entgegengesetzten Falle mußte man sich an die türkische Obrigkeit wenden, denn nur diese besaß die Exekutiv-Gewalt. Außer dieser Gerichtsbarkeit in Bagatellsachen auf kurzem Wege fungierten die Kmeten und Dorfknesen noch insbesondere als Vermittler bei den türkischen Behörden. Sobald nämlich die Türken einen Serben ins Gefängnis warfen, eilten die Kmeten sofort zum Kadi und es gelang ihnen zuweilen schon durch ihre bloßen Bitten und Vorstellungen, manchmal aber durch die Erlegung einer gewissen Summe, den Gefangenen zu befreien. Solch verworfene Verbrecher aber, welche durch ihre Schlechtigkeit die Ruhe und Sicherheit in den Gemeinden gefährdeten, überlieferten die Kmeten selbst den türkischen Behörden, welche dann mit denselben schonungslos verfuhren.**)

Jede Nahie war in mehrere Bezirke (Kneschina) einge-

*) Nenadowitsch, Memoari, S. 30.

**) Ebd. S. 29 und 43. Ferner: Karadschidsch in der „Danitza" 1827, S. 96–99.

theilt, deren jeder mehrere Dörfer umfaſſte. An der Spitze eines jeden ſolchen Bezirkes ſtand ein Oberknes, deſſen Wirkungskreis im ganzen Bezirk ähnlich demjenigen war, welchen die Kmeten und Dorfknesen, die dem Oberknesen gehorchten, in den einzelnen Gemeinden ausübten. Solche Oberknesen, welche die Serben ebenfalls „Obor-Knesen" (vom deutſchen „ober") nannten, beſtanden wahrſcheinlich ſchon von alter Zeit her in Serbien. Die türkiſche Eroberung zerſtörte dieſe Inſtitution nicht, ja, weil dieſelbe den Verkehr der türkiſchen Behörden mit der Rajah erleichterte, ſtattete man dieſelbe mit einem gewiſſen Anſehen aus. In früherer Zeit wurden die Obor-Knesen durch einen Berat des Sultans ernannt, in Folge deſſen ſie eine ziemliche Gewalt und auch Vorrechte beſaßen.

Das Amt des Oberknesen war in der Regel erblich in der Familie des einmal Ernannten und gieng vom Vater auf den Sohn oder beim Nichtvorhandenſein eines ſolchen auf das nächſte männliche Mitglied der Familie über und zwar auch in dem Falle, wenn der Ober-Knes für irgend welches Vergehen durch die Türken hingerichtet oder von ihnen einfach ermordet worden war. Später aber, in Folge der fortwährenden Kriege und insbeſondere wegen der ſeit dem 17. Jahrh. in das ſüdliche Ungarn erfolgten ſerbiſchen Auswanderungen verloren die mit einem ſolchen Berat ernannten privilegierten Oberknesen ihre bis dahin genoſſenen Vorrechte. Am Ende des 18. Jahrh. beſaß nur mehr die Familie Karapandſchitſch in einem Theile des öſtlichen Serbien dieſe erbliche Kneſenwürde; als aber dieſe Familie bald nachher ausſtarb, gieng auch die Inſtitution der durch einen ſultaniſchen Berat ernannten Oberknesen völlig unter. Zu dieſer Zeit wurden die Oberknesen ſchon größtentheils durch die Bezirke gewählt, manchmal aber auch durch den Paſcha ernannt. Solche Oberknesen bekleideten in der Regel ihr Amt lebenslänglich, wenn ſie den Unwillen des Volkes oder den Zorn des Paſchas nicht erregten; in dieſem Falle wurden ſie einfach abgeſetzt. Pflicht des Oberknesen war, in ſeinem Bezirke Ordnung und Ruhe aufrechtzuerhalten und bei Ankunft eines

neuen Statthalters dieſen zu begrüßen; die vom Paſcha ausgeworfene Steuer unter das Volk zu vertheilen und von demſelben einzuheben. Jeder Oberknes hatte einige Panduren, die ihn bei der Bereiſung ſeines Bezirkes meiſt begleiteten, zur Verfügung; mittelſt derſelben ſchickte er auch ſeine Anordnungen an die Kmeten. Die Oberkneſen übten gleich den Dorfkneſen und Kmeten in kleineren Angelegenheiten das Richteramt aus und vertheidigten gleich dieſen ihre Bezirksangehörigen vor den türkiſchen Behörden. Die wohlthätigſte Wirkſamkeit der Oberkneſen für das Volk beſtand indeſſen darin, daſs ſie die Vermittler zwiſchen dem regierenden Paſcha und dem Volke waren. Der Paſcha gab durch ſie ſeinen Willen dem Volke kund, das Volk aber dem Paſcha ſeine Klagen und Wünſche. Bei ſolcher Gelegenheit gelang es dann den gewandten, energiſchen und ſchlauen Oberkneſen nicht ſelten, der armen Rajah bedeutende Erleichterungen zu verſchaffen. Die Macht und der Einfluſs der Oberkneſen war alſo, wie aus dem Geſagten erhellet, ein rein patriarchaliſcher und wurzelte bloß in jenem Gefühl des Volkes, daſs es ſich weit lieber dem Urtheile des aus ſeiner Mitte gewählten Oberkneſen als den Beſchlüſſen der türkiſchen Behörden unterwarf; zudem konnte in dieſer trüben Zeit das Volk nur allein von dem perſönlichen Takte und der Entſchloſſenheit des Oberkneſen einigen Schutz gegen die Bedrückungen der türkiſchen Beamten hoffen. Das Volk wählte darum ſeine Oberkneſen zumeiſt richtig, indem es die Tüchtigſten und Vermöglichſten zu dieſem Vertrauensposten erhob; andererſeits genoſſen dieſelben aber auch einer Achtung und eines Einfluſſes, wie ſich deſſen die türkiſchen Beamten niemals rühmen konnten. Der Oberknes war ein wirklicher Vater des Volkes, das ſeinen Rathſchlägen und Anordnungen unbedingt gehorchte und ihm überall hin folgte. Es iſt alſo kein Wunder, daſs dieſe einflusreichen Oberkneſen, von denen großen Theils die Ruhe des Paſchaliks und die pünktliche Eintreibung der Steuern abhieng, bei dem Paſcha und den Türken überhaupt ebenfalls ein nicht geringes Anſehen beſaßen und ihrer Einſprache zu Gunſten des Volkes oft Geltung zu ver-

schaffen wussten. Darum sehen wir auch die Oberknesen im Beginne der Revolution eine so entscheidende Rolle spielen.*)

Solch einflussreiche, sowohl beim Volke wie bei den Türken in großer Achtung stehende Oberknesen waren in jener Zeit Ranko in Swileuwa, Palalija in Belgrad, aber insbesondere Peter in Tschupria und Alexa Nenadowitsch in Brankowina, deren Namen, insbesondere dem Letztern, wir im Verlaufe unserer Erzählung noch häufig begegnen werden.**)

In diesem so verwalteten Belgrader Paschalik war der gesammte Grundbesitz unter ungefähr 900 Spahi's vertheilt, welche unter dem Befehle eines Alajbegs ein besonderes Sandschak oder Regiment bildeten.***) Sie waren also nicht bloß die unbedingten Herren des Bodens, sondern auch der christlichen Rajah, obgleich nicht behauptet werden kann, dass sie nach neueren europäischen Begriffen ein vollkommen freies Besitzrecht genossen hätten; denn, wie wir oben gesehen, erhielten sie vielmehr den Grundbesitz vom Sultan nur als eine Art Lehen mit der Verpflichtung militärischer Dienstleistungen. Doch wie immer der Charakter dieses Besitzes der Spahi's war, den übrigen Bewohnern des Paschaliks gegenüber, und zwar nicht bloß der christlichen Rajah sondern auch den anderen Mahommedanern gegenüber bildeten sie die alleinig privilegierte Grundbesitzer-Klasse. In dem damaligen Belgrader Paschalik konnte außer den Spahi's niemand Anderer, am wenigsten die Serben, Grund und Boden besitzen. Unter den früheren, mit Berat ernannten serbischen Oberknesen gab es Einige, die in ihren Bezirken eine fast unabhängige Stellung hatten und gegen Leistung eines gewissen Tributs auch über ihr Grundbesitzrecht frei verfügen konnten. Nachdem aber gegen Ende des 18. Jahrh. diese Institution der privilegierten Oberknesen, diese letzte Oase der einstigen politischen Selbständigkeit der Serben, für immer

*) Karadschidsch und Nenadowitsch a. a. O.

**) Nenadowitsch, Memoári, S. 33.

***) Zinkeisen, Gesch. des osm. Reiches, Bd. VII. S. 293.

verschwunden war, finden wir auch in der Reihe der Grundbesitzer keinen einzigen Serben mehr. In Serbien waren nur einige Dörfer vom Besitz der Spahi's ausgenommen. Diese Dörfer hatte der Sultan bei Vertheilung des Landes unter die Spahi's unmittelbar für sich zurückbehalten. Die Spahi's waren nicht sämmtliche wirkliche Osmanen, aber auch nicht wie in der benachbarten Provinz die Nachkommen des zum Islam übergetretenen alten serbischen Adels, sondern meist aus Bosnien und der Herzegowina stammende Begs serbischer Abkunft, die noch ihre alte serbische Muttersprache redeten und zum Theil auch die altslavisch klingenden Familiennamen bewahrten. Die Spahi's wohnten nicht auf ihren Dörfern, sondern in den Städten und in den mit Palanken befestigten größeren Ortschaften und waren von allen Abgaben befreit, weil sie zur bevorrechteten herrschenden Klasse gehörten. Ihre Besitzungen verwalteten sie nicht selbst, sondern ließen dieselbe durch die Rajah bewirtschaften und nur im Herbste erschienen sie entweder persönlich in ihren Dörfern oder sandten ihre Bevollmächtigten dahin, um von der Rajah Zehent und Steuern, von denen wir noch eingehender sprechen werden, einzuheben. Außer den verhältnismäßig wenigen Spahi's, diesen ausschließlichen Grundbesitzern, ferner außer den von Stambul entsendeten wirklichen osmanischen Beamten und endlich außer den später so mächtig gewordenen Janitscharen hielten sich im Paschalik von Belgrad noch viele Tausende zur niedern Klasse gehörige Mahommedaner oder wie man sie allgemein nannte, „Türken" auf. Von diesen beschäftigte sich nur ein geringer Theil mit Ackerbau und in diesem Falle waren sie (als Kolonisten auf den Besitzungen der Spahi's) dem Grundherrn zur Leistung des Zehnten ebenso verpflichtet wie die christliche Rajah. Mit dieser geringen Ausnahme wohnten die Türken überhaupt, also die ärmere Klasse derselben ebenso wie die Spahi's, die Beamten und die Janitscharen, in den Städten und befestigten Ortschaften. Die türkischen Herren, d. i. die Spahi's, die Beamten und die Janitscharen, lebten von der Arbeit der Rajah, hatten selbst keine Beschäftigung, sondern

verbrachten ihr Dasein im bequemen Nichtsthun, umgeben von einem arbeitscheuen, hungernden Pöbel, der sich in den Städten angesammelt hatte. Die übrigen Türken niedrigern Ranges trieben hauptsächlich Handwerk und Handel oder dienten im Gefolge der Pascha's und höheren Beamten. In dieser thatsächlichen Scheidung der türkischen und christlichen Bevölkerung, von welcher jene in Städten wohnte, diese aber in abgelegenen Bergdörfern hauste, liegt die Ursache jener überraschenden Verschiedenheit, welche zwischen den damaligen Städten und Dörfern des Belgrader Paschaliks schon äußerlich existierte, indem jene in Allem türkisches Gepräge trugen und im Ganzen irgend einer klein-asiatischen Türkenstadt ähnlich waren; während diese trotz ihrer zerstreut liegenden, elenden Hütten dennoch weit mehr an die Dörfer des Abendlandes erinnerten. Die in den Städten wohnenden Türken waren ebenso wie die serbischen Dorfbewohner zur Erlegung der Bluttaxe gezwungen, falls in der Stadt ein Mord geschah; außerdem waren sie von jeder andern Abgabe befreit, höchstens fiel ihnen die Erhaltung der Tartaren-Post zur Last*)

Die Janitscharen wurden wie erwähnt nicht dauernd angesiedelt wie die Spahi's; sie bildeten das reguläre Militär und erhielten Sold. Später, als diese unruhigen Prätorianer auch den Sultanen in der Hauptstadt unbequem wurden, versetzte man sie in kleineren Abtheilungen nach den verschiedenen Provinzen, indem man ihnen insbesondere die Bewachung der Festungen übertrug, natürlich unter dem Kommando des betreffenden Paschas oder Wesirs der Provinz. Die Janitscharen begnügten sich aber wie in der Hauptstadt so auch in den entfernteren Provinzen mit ihrem ursprünglichen Wirkungskreise nicht; sondern rissen bald an mehreren Orten die Gewalt an sich und statt dem Wesir zu gehorchen ertheilten sie ihm die Befehle. Da die Paschas wussten, dass sie ihren Posten nur so lange behaupten können, als

*) Karabschibsch, l. c. p. 78—80 Vgl. ferner Renadowitsch a a. O. p. 13.

sie mit den Janitscharen im guten Einvernehmen lebten, weil diese durch den Einfluss ihrer in der Hauptstadt weilenden Aga's und Kameraden jeden Provinzial-Statthalter mit leichter Mühe stürzen konnten: so duldeten sie, wenn auch widerwillig, alle ihre Ungebührlichkeiten. Allein selbst die Pforte war damals bereits nicht mehr im Stande, diese zügellosen Scharen in Zaum zu halten, ja sie freute sich, wenn sie dieselben wenigstens von der Hauptstadt, obgleich auf Kosten der unglücklichen Provinzen entfernt zu halten vermochte. So hatten auch die in der Festung Belgrad stationierten Janitscharen allmählich über den jeweiligen Pascha die Oberherrschaft gewonnen und regierten in seinem Namen nach ihrem Belieben die Provinz. Ihre Anführer oder Aga's hatten damals bereits den Namen der „Dahi's"*) angenommen und da sie von einer großen Anzahl Söldlinge umgeben waren, schreckten sie vor keinerlei Gewaltthat oder Usurpation zurück. Nachdem es den Janitscharen gelungen war, auf die Person des Paschas und dadurch auf die gesammte Verwaltung einen entscheidenden Einfluss zu gewinnen, waren sie mit diesem errungenen Erfolge nicht mehr zufrieden, sondern mischten sich jetzt in gewaltthätiger Weise auch in die Privatverhältnisse ein, um so neben den politischen Vortheilen auch materiellen Gewinn zu erhalten. Es gefiel den Janitscharen allerdings nicht, dass nur allein die Spahi's Grundbesitzer waren; auch sie wollten derlei Besitze haben, was sie jedoch bei dem bestehenden System nur durch Verletzung der Spahi-Rechte erreichen konnten. Darum entstand bei den Spahi's eine zunehmende feindselige Gesinnung gegen die Janitscharen und deren usurpierte Macht. Diese Antipathie äußerte sich später, im Anfange der serbischen Revolution, vonseite der Spahi's durch die thatsächliche Unterstützung, welche sie den Serben gegen die Janitscharen leisteten.**) Was die Einmischungen der Janitscharen in die Besitzverhältnisse anbelangt, so geschahen diese meist

*) Der Ursprung des Wortes „Dahi" ist ungewiss. Er scheint einigen Zusammenhang zu haben mit dem Titel „Dey", dessen man sich in den Barbareskenstaaten bedient.

**) Zinkeisen, Gesch. des osman. Reiches Bd. VII. S. 294.

in folgender Weise. Sobald irgend ein Janitscharen-Aga sich hinlänglich mächtig fühlte, begab er sich mit einigen Burschen in jenes Dorf, das er schon vorher als gute Beute ausgesucht hatte. Hier berief er die Bewohnerschaft zusammen und hielt an sie ungefähr folgende Ansprache: „Rajah! Ich bin der rechtgläubige Sohn und Aga des Sultans, übergebt Euch mir und ich werde Euch vor allen Erpressungen beschützen, ja Demjenigen, der des Sultans Steuern nicht bezahlen kann, borge ich aus Eigenem." Die Dorfbewohner zeigten in der Regel wenig Lust, den Wunsch des Aga's zu erfüllen, da sie wussten, welch traurige Wendung alsdann ihr Schicksal nehmen werde; allein ihre Weigerung nützte ihnen auch nichts, der Janitscharen-Aga zwang ihnen manchmal ein Darlehen von 2—300 Piastern auf und erpresste dann von dem bisherigen Besitzer, dem Spahi, auf Grund dieser Schuldforderung ein Zeugnis heraus, dass jene ihre Äcker und Gärten ihm verkauft hätten. Ein andermal nöthigte er durch körperliche Peinigungen die Dorfbewohner selbst zur Abgabe einer solchen Erklärung, wodurch er zur Besitzergreifung einigen rechtlichen Schein erhielt. In den meisten Fällen setzte er sich aber einfach in den Besitz des Gutes, ohne sich um die Bewohner oder um den Spahi zu bekümmern. So entstand unter den Janitscharen die Klasse der sogenannten „Tschiftlik-Sahibi's" (Grundbesitzer.*) Diese betrachteten den okkupierten Boden als ihr volles Eigenthum und nicht als ein Lehen des Sultans wie die Spahi's. Mit dem Wechsel der rechtlichen Verhältnisse des Grundbesitzers erachtete natürlich der Tschiftlik-Sahibi sich auch nicht mehr an jene traditionelle gelindere Verfahrungsweise gebunden, welche die lehenspflichtigen Spahi's gegen das in ihren Dörfern lebende Volk beobachtet hatten. Der Tschiftlik-Sahibi verfuhr nach Lust und Laune mit den in seine Gewalt gefallenen Christen, die jetzt zu wirklichen Unterthanen herabgedrückt wurden. Von diesen neuen Grundherren ließen sich mehrere auch schon in ihren Dörfern nieder, damit sie dem armen Volke näher seien

*) Renadowitsch, Memoari p. 13—14.

und dasselbe leichter bedrücken können. Die Christen mußten unter diesen neuen Verhältnissen viel mehr und drückendere Steuern bezahlen, ja sie wurden bereits zur Robot angetrieben, wovon weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird. Solange der Grundherr ein Spahi war, pflegten die Dorfbewohner zu sagen, dass Grund und Boden ihnen gehöre; während sie auf den Besitzungen des Tschiftlik-Sahibi sich nur als Grundholden betrachteten. Vor dem Ausbruche des österreichisch-türkischen Krieges im J. 1788 gab es zwar auch schon solche Tschiftlik-Sahibis in Serbien, doch nur in geringer Anzahl und in einzelnen Dörfern zerstreut. Allein nach Beendigung des Krieges, als die vertriebenen Janitscharen wiederkehrten und ihre Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten in weit größerem Maße als früher fortsetzten, geriethen fast sämmtliche serbische Dörfer gewaltsamer Weise in ihren Besitz. Daraus erklärt sich, weshalb außer der bis zur Verzweiflung gequälten Rajah, auch die ihres alten Besitzthums beraubten Spahi's zu Feinden der tyrannischen Janitscharen wurden.*)

Es war also nur die durch nackte Gewalt erzeugte Furcht, welche die Macht der Janitscharen aufrecht erhielt. Denn diese öffneten ihre Reihen dem niedrigsten Gesindel, das aus den benachbarten Provinzen ihnen zuströmte, das unglückliche Land als Beute betrachtete und jederzeit bereit war, den Janitscharen bei ihren räuberischen Abenteuern und gewaltthätigen Besitzergreifungen als Werkzeug zu dienen.**)

Zwischen der herrschenden Klasse der Mahommedaner und der christlichen Rajah stand die Geistlichkeit, wobei der höhere Klerus, der größtentheils griechischer Abkunft war, von eigenem Interesse geleitet sich weit mehr den Türken anschloss, indess die niedere Geistlichkeit, sowohl der weltliche als auch der Ordens-Klerus, das Los der serbischen Rajah theilte. Aus der Geschichte Ungarns ist bekannt, dass im J. 1690 und 1738 mehrere Tau-

*) Karadschitsch, Danitza 1827, S. 80–81.
**) Zinkeisen, a. a. O. Bd. VII. p. 294.

sende serbischer Familien nach Ungarn einwanderten, um hier gegen türkische Tyrannei Schutz zu suchen. Diese Auswanderungen geschahen über Aufmunterung und Leitung der Ipeker Patriarchen Arsen III. und Arsen IV. Bald nachher erlosch auch das im J. 1346 begründete selbständige serbische Patriarchat. Samuel, der ökumenische Patriarch zu Konstantinopel, benützte die Gelegenheit; unter Hinweisung auf die von den serbischen Patriarchen hervorgerufenen Aufstände und Auswanderungen bewog er die Pforte, dass sie die Selbständigkeit der serbischen Kirche aufhob und selbe dem Patriarchen von Konstantinopel unterordnete, wofür Letzterer jährlich eine gewisse Summe der türkischen Regierung versprach.*) Nach der Auswanderung Arsenius IV. treffen wir zwar noch Patriarchen zu Ipek, allein dieselben besaßen nur mehr nominelle Gewalt. Im J. 1766 wurde auch der seit vier Jahrhunderten bestehende Titel abgeschafft.**) Seit dieser Zeit wurden die Bischöfe Serbiens aus Stambul gesandt und zwar, wie dies kaum anders sein konnte, waren es zumeist Griechen, welche die Sprache und Sitten ihrer Gläubigen, der Serben, ebenso wenig kannten, als die türkischen Beamten. Das Patriarchat zu Konstantinopel, das seine Selbständigkeit und Privilegien nur durch jährlich zunehmende Geldopfer von der Pforte erkaufen konnte, war natürlich genöthigt, zur Deckung dieser Auslagen zur Verkäuflichkeit der zu seiner Verfügung stehenden Ämter seine Zuflucht zu nehmen. So geschah es, dass die Bisthümer von Seite der Konstantinopler Patriarchen nicht so sehr verliehen, als vielmehr im Wege wirklicher Feilbietung dem Meistbietenden verkauft wurden. In dem ewigen Geldmangel des Patriarchats muß man auch die Ursache jenes Umstandes suchen, dass im Falle sich für ein schon besetztes Bisthum ein Mehrbietender fand, der betreffende Bischof zurückberufen oder abgesetzt und an seine Stelle der Mehr-

*) Karadschidsch l. c. p. 114.

**) Niketitsch, historische Entwickelung der serbischen Kirche („Istorijski razwitak srpske crkwe") im „Jahrb. der Belgrader Gelehrten-Gesellschaft" Bd. XXXI. p. 72–75.

bietende eingesetzt wurde. In Folge dessen darf es auch nicht Wunder nehmen, wenn die Bischöfe, welche durch solche bedeutende Opfer zu ihren Stellen gelangt waren und jeden Augenblick ihre Entfernung besorgen mußten, sich durch allerdings wenig christliche Erpressungen schadlos zu machen strebten. Diese Erpressungen waren dort, wo, wie z. B. in Serbien, der Bischof von fremder Abkunft war, noch möglichst größer. Pascha's und Bischöfe bedrückten und brandschatzten also unter dem Einflusse ähnlicher Verhältnisse die christliche Rajah in gleichem Maße. Die Bischöfe waren überdies noch genöthigt, sich zur Eintreibung ihrer Forderungen wiederholt an die türkischen Behörden zu wenden, da sie selber die erforderliche physische Gewalt nicht besaßen. Und diese Behörden boten den Bischöfen gerne die hilfreiche Hand, da sie wohl wussten, dass von der Bereicherung Jener das Einkommen des Patriarchats und somit auch die Menge des jährlichen Tributs an die Pforte abhänge; aber auch deshalb waren sie mit ihrer Unterstützung so bereitwillig, weil dann die Bischöfe aus Dankbarkeit im Interesse der türkischen Verwaltung der unruhigen Rajah gegenüber wiederholt die Rolle der Friedensvermittler übernahmen.*)

Die Bischöfe wohnten gleich den Türken ausschließlich in den Städten und führten unter den damaligen Verhältnissen nicht bloß ein bequemes sondern ein nahezu luxuriöses Leben. Der Bischof reiste stets zu Pferde und trug bei dieser Gelegenheit wie die privilegierten Türken Säbel und Streitkolben zum Zeichen dessen, dass er das Recht habe, den Widerstrebenden zu bestrafen; zur Vermeidung jeder Unannehmlichkeit seitens der Mahommedaner war er stets von einer türkischen Wache begleitet.**)

In scharfem Gegensatze zu dem relativ günstigen Lose dieser meist griechischen Bischöfe war die Lage der ausschließlich natio-

*) Ranke, die serb. Revolution, S. 41—42. — Ferner: Karadschidsch, l. c. p. 115.

**) Karadschidsch l. c. p. 117.

nalen niedern Geistlichkeit. Denn abgesehen von den drückenden persönlichen Verhältnissen, unter denen sie lebte (wovon sogleich ausführlicher die Rede sein wird), mußte sie auch großentheils noch der Kirche und Klöster entbehren, wodurch eine ordentliche Erfüllung ihres Berufes unmöglich war. Wir hatten oben Gelegenheit, jene eigenthümliche Richtung der osmanischen Staatsentwicklung zu kennzeichnen, wornach die Eroberungen zwar nicht im Namen der Religion geschahen, später aber dennoch die Satzungen des Koran den Staatsinstitutionen zur Grundlage dienten. Aus diesem Gange der Entwickelung ergab sich von selbst, dass die Türken allerdings die Glaubensdogmen der Christen nicht verfolgten, trotzdem aber die Äußerungen der christlichen Religion nicht gerne sahen. Die bloße Existenz des Christenthums stand mit der türkischen Staatsidee in keinem Widerspruch; denn die Christen gehörten thatsächlich ohnehin nicht in die Reihe der berechtigten Staatsbürger; aber die öffentliche Ausübung der christlichen Religion beleidigte das theokratische Gefühl des Mahommedaners, der außer dem Islam keiner andern Religion die öffentliche Kundgebung ihres Wesens gestatten konnte. Daher kam es, dass, obgleich bei Gegelenheit der ersten Eroberungen einige Kirchen und Klöster (namentlich die in tiefen Thälern und schwer zugänglichen Engpässen verborgenen und darum theils weniger beachteten, theils auch für ungefährlicher betrachteten) von den vordringenden Türkenscharen nicht zerstört wurden, es später dennoch nicht erlaubt war, neue zu erbauen, oder aber die zerstörten wieder aufzurichten. Als das alle gesellschaftlichen Schichten des türkischen Reiches durchdringende Bestechungssystem mehr und mehr um sich griff und vor der Gewinnsucht zuweilen auch der Fanatismus zurückweichen mußte: ertheilten zwar die türkischen Behörden manchmal die Erlaubnis zum Aufbau einer neuen Kirche oder eines Klosters, aber stets nur um hohe Summen Geldes und selbst dann nicht auf leichte Art, weil solche Gesuche in der Regel an den Sultan selbst gelangten, die Zwischenbehörden aber sämmtlich für die Befürwortung des Ansuchens den entsprechenden Lohn erwarteten.

Leichter, wiewohl auch nicht ohne Geldopfer, war die Erlangung der Erlaubnis in dem Falle, wenn der Bau bloß aus Holz ausgeführt werden sollte. Bei steinernen Kirchengebäuden war selbst die Ausbesserung des schadhaft gewordenen Daches ohne vorherige Erlaubnis nicht gestattet. Diesen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daſs an die Stelle der verfallenen Klöster und Kirchen keine neuen erbaut wurden; nur ein einziges neues Kloster entstand in Serbien am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Kriwaja in der Schabatzer Nahie unter der mildern Verwaltung Hadschi Mustafas.*)

Außer bei den Klöstern, die hie und da erhalten blieben oder im Gebirge vereinzelt lagen, hatte im damaligen Serbien kaum jedes zehnte Dorf seine Kirche und auch diesen elenden, meist aus Holz erbauten Kirchlein fehlte Thurm und Glocke; denn die Türken duldeten eben diese weithin sicht- und hörbaren Zeichen der thatsächlichen Ausübung des Christenthums nicht. Selbst heute noch ist es in den östlichen Theilen Serbiens, welche am spätesten mit dem Fürstenthume definitive vereinigt wurden, also am längsten der unmittelbaren Herrschaft der Türkei untergeordnet waren, eine der auffallendsten und überraschendsten Erscheinungen, daſs den Kirchen der Thurm mangelt.**) Eine besondere Antipathie bewiesen die Türken ferner gegen das Kreuz und gestatteten es überhaupt nicht, daſs an öffentlichen Orten Kreuze aufgestellt würden. Das serbische Volk suchte diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daſs es in den Dörfern oder in den Weingärten und Wiesen an irgend einem Baume das Kreuzzeichen einschnitt (was man „Aufschrift" = zapiš nannte) und dann zu solchen Bäumen die kirchlichen Prozessionen machte.***)

*) Ebd. p. 107—108.

**) Als ich im Herbste des Jahres 1868 die östlichen Theile Serbiens bereiste, fand ich selbst in bedeutenderen Städten, wie z. B. Radujewatz, Negotin, Saitschar zwar Kirchen, doch ohne Thürme.

***) Widakowitsch, Selbst-Biographie (in serb. Sprache) in den „Jahrb. der Belgrader gel. Gesellschaft" Bd. XXX. p. 108. Anm.

Die niedere Geistlichkeit, sowohl der Curat- als Regularklerus, gieng aus der Mitte der Serben hervor. Freilich gehörten zu jener Zeit äußerst wenig Kenntnisse und Wissenschaft dazu, um die Priesterweihe zu erlangen. Es war auch nicht die Befähigung hierbei das Entscheidende, sondern jene Geldsumme, welche der Betreffende dem Bischofe bezahlte. Für die Weihe mußte jeder Kleriker dem Bischofe einige hundert Piaster erlegen; wer mehr gab, erhielt natürlich leichter die Konsekration. Überdies waren die Geistlichen verpflichtet, einen Theil ihres eventuellen Einkommens an den Bischof abzuliefern. Dadurch entgiengen sie aber dennoch den Erpressungen ihres Oberhirten nicht, weil dieser, so oft er Geld benöthigte, seine Priester mit dem Interdikt bedrohte, worauf diese sich bemühten, die Gefahr durch größere oder geringere Geldopfer von sich abzuwenden. Die Ungehorsamen konnten vom Bischofe eingekerkert, ja selbst mit Schlägen bestraft werden. Nach dem Tode des Geistlichen eignete der Bischof sich dessen Pferd, Binde und Kreuz an. Daſs bei diesen sklavischen Verhältnissen die Priester sich mit ihrer eigenen Ausbildung wenig befassen konnten, liegt auf der Hand.*)

Die Geistlichen kannten außer dem Rituale, dem Horologium und dem Psalter keine anderen Bücher und viele unter ihnen vermochten auch diese nur mit großer Anstrengung zu lesen. Bei der Seltenheit der Kirchen konnten nur wenige Geistliche den Gottesdienst überhaupt verrichten; die meisten beschränkten sich in Folge dessen auf Taufe, Trauung und Beerdigung und auf die bei den Serben sehr häufigen Häuser-, Wasser-, Brot- und anderen Weihungen, welche sie in ihren eigenen Wohnungen oder in den Hütten der Dorfbewohner vornehmen konnten. Es war darum auch nur eine geringe Anzahl Priester im Stande, den Gottesdienst selbst zu celebrieren. Man konnte aber auch von diesen armen serbischen Geistlichen kaum mehr verlangen, wurden sie doch einerseits von ihrem Bischofe ausgebeutet und waren andererseits, bloß auf die

*) Karadschidsch, Danitza 1827, p. 115 und 117—118.

überaus spärlichen Gaben ihrer Gläubigen angewiesen, häufig gezwungen, ihren kleinen Acker selbst zu bebauen, um ihr Leben fristen zu können.*) Überdies hatten die Geistlichen auch noch die Verpflichtung, den Spahi's ebenfalls jährlich eine gewisse Steuer zu bezahlen. Dass eine Geistlichkeit in diesem Elende weder die besondere Achtung und das Vertrauen des Volkes besitzen konnte, noch auf dasselbe einen bestimmten Einfluss auszuüben vermochte, lag in der Natur der Sache. Dennoch gab es auch in diesen traurigen Zeiten einzelne wohlthätig wirkende Ausnahmen. Insbesondere an der Save und Donau, wo in Folge der Fruchtbarkeit des Bodens das Volk eine bessere materielle Existenz genoss, die Nähe der österreichischen Provinzen aber und der Verkehr mit denselben nicht ohne Einfluss bleiben konnten, nahmen die Geistlichen eine ganz andere Stellung ein und erschienen, namentlich unter der Leitung eines gewandten, energischen Oberknesen, als die wahrhaften Rathgeber und Führer des Volkes, indem sie ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge auf die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten ausdehnten. Aus der Mitte dieser Geistlichen gingen dann jene Helden hervor, die später zur Zeit der Revolution das Kreuz mit der Flinte vertauschten und mit Aufopferung ihres eigenen Lebens bemüht waren, dem unterdrückten Volke ein besseres Los zu erkämpfen. Allein solche Fälle blieben dennoch immer nur Ausnahmen.**)

In größerer Achtung bei dem Volke standen die Mönche, obgleich auch sie keinen viel größern Einfluss hatten als die Weltgeistlichen. Angesichts des großen Einflusses, dessen sich der Klerus einstens in Serbien erfreute, ist es jedenfalls eine bemerkenswerte Erscheinung, dass die Geistlichkeit in dieser Periode jene angesehene Stellung, die sie einstens in Westeuropa besaß, bei den Serben nicht erringen konnte. Und doch hatten auch die Serben gleich

*) Ebd. p. 112.

**) Solche waren z. B. der Erz-Priester (prota) Matthäus Nenadowitsch, die Archimandriten Hadschi-Ruwim, Melentije u. w. a.

den übrigen orientalischen Christen die Erhaltung ihrer Nationalität unter der Türkenherrschaft nur ihrer Religion zu verdanken, insofern, wie wir gesehen haben, selbst heute noch in der europäischen Türkei die Religion den wichtigsten Bestandtheil der Nationalität bildet; namentlich müßen die Klöster, wie ehedem im Abendlande als Zufluchtsorte der alten Kultur, so nach der türkischen Eroberung in Serbien als die Erhalter und Hüter der Nationalität betrachtet werden. Die Ursache dieser so überraschenden Erscheinung kann wohl in jenem Umstande gefunden werden, dass der christliche Klerus, nachdem das Christenthum eine vom Staate bloß geduldete Religion war, in seinen Beziehungen zum Volke auf die Unterstützung der herrschenden Klasse und des Staates nicht rechnen konnte. Auf solche Weise der Möglichkeit einer thatsächlichen Machtgewinnung beraubt, verhinderte ihn seine Armut und die unbedingte Abhängigkeit vom Volke in Bezug auf die eigene Existenz auch an der Entfaltung seines moralischen Einflusses auf dasselbe. Überdies erschwerte die ungeheure Ausdehnung der aus wenigen Häusern bestehenden Dörfer (in Serbien nehmen auch heute Dörfer mit 20—30 Häusern, insbesondere im Gebirge, zuweilen einen Raum von mehreren Quadratmeilen ein, die einzelnen Wohnungen sind hier von einander so weit entfernt wie anderswo die Dörfer selbst) sowie die isolierte Lage der Klöster in den rauhesten Gebirgspässen oder Thalschluchten den Verkehr zwischen der Geistlichkeit und dem Volke. Mag indessen die Ursache des geringen Einflusses der niederen serbischen Geistlichkeit, der nicht bloß bei den Serben jenseits der Save sondern auch bei den ungarischen Serben wahrnehmbar war,*) wo immer gelegen sein, Thatsache ist, dass trotzdem die Mönche stets größerer Achtung theilhaftig wurden als der weltliche Klerus. Da die Mönche verhältnismäßig wohlhabender waren, waren sie

*) Vgl. (Bartenstein) Kurzer Bericht von der Beschaffenheit der zerstreuten zahlreichen illyrischen Nation in kaiserl. und königl. Erbländern. Frankfurt und Leipzig. 1802. S. 105.

auch vom Volke selbst wie von den türkischen Behörden und vom Bischofe weniger abhängig. Aber außerdem fand auch jener überaus geringe Rest an Kultur im damaligen Serbien ebenfalls in den Klöstern eine Schutzstätte. Die Mönche waren Serbiens eigentliche Schriftgelehrte. Endlich bot jener Umstand, dass der Welt-Klerus niemals Beichte und Kommunion besorgte, sondern dieses geistliche Werk ausschließlich von den Mönchen ausgeübt wurde (vielleicht deshalb, weil bei der Seltenheit und Kleinheit der Kirchen das Volk sich lieber in den größeren Klosterkirchen versammelte),*) diesen Letzteren jedenfalls häufiger Gelegenheit, bis zu einem gewissen Grade das Volk zu beeinflussen, um so mehr, weil die Klöster allmählich zu Mittelpunkten der Volksversammlungen wurden und zwar nicht bloß in religiöser Beziehung. Jedes Kloster pflegte nämlich einen gewissen Tag des Jahres als besonderes Kirchenfest zu feiern und dazu fand sich das Volk aus der Umgebung, manchmal selbst aus entfernteren Gegenden zu Hunderten und Tausenden bei dem Kloster ein. Diese Zusammenkünfte (sabor) hatten große Ähnlichkeiten mit den sonst üblichen Kirchweihfesten. Nach Beendigung der Andacht entfaltete sich bei solcher Gelegenheit das Bild eines lebendigen Jahrmarktes. Hier bereitet man in Kesseln die Nationalspeise der Serben, die „Kißela Tschorba" („Saure Brühe"), etwas weiter davon werden ganze Lämmer und Schweine am Spieße gebraten. Dort haben Kaufleute ihre Waren ausgebreitet, und der Dörfler, der selten oder nie eine Stadt besucht, besorgt daselbst seine Bedürfnisse. Anders treibt es die Jugend; die Arme um die Hüften geschlungen tanzen Jünglinge und Jungfrauen in großen Kreisen den Kolo, den alten Nationaltanz, um einen Dudelsack oder um die Hirtenpfeife, welche in der Mitte des Reigens abwechselnd von kundigen Burschen gehandhabt werden. Ab und zu knallt auch ein Pistolenschuss, der jedoch Keinen erschreckt, da jedermann weiß, dass es nur der Ausdruck jubelnder Freude ist. Manchmal artet allerdings

*) Karadschidsch, Danitza 1827. S. 108.

die übersprudelnde Lust in Zank und Streit aus und lässt zuweilen blutige Spuren zurück, aber meist verläuft die Lustbarkeit in der größten Ordnung. Unter jenem einzelnstehenden Baume sitzt ein blinder Greis mit gekreuzten Beinen und singt unter Begleitung der einsaitigen Gusle in monotoner Weise die nationalen Heldenlieder, die vom alten Ruhme, von den Helden der serbischen Größe erzählen und die einen so großen Antheil haben an der Erhaltung des nationalen Selbstbewusstseins der Serben. Abseits berathschlagen die Kneseu über die Angelegenheiten des Dorfes und besprechen wohl auch, auf welche Art man den Pascha am leichtesten bewegen könnte, die Lasten des Volkes zu mindern oder wie irgend ein gefangener Volksgenosse aus der Gewalt des Kadis zu befreien wäre. Bei diesen Zusammenkünften sucht wohl auch der heiratsfähige Jüngling die Braut und Lebensgefährtin.*)

Da ist es denn natürlich, dass das Kloster, welches gleichsam den Mittelpunkt dieser Zusammenkünfte bildete, bei denen die arme Rajah für kurze Zeit ihre traurige Lage vergaß, dem Volke theuer war und die Mönche, welche dasselbe bewohnten, einer größern Achtung theilhaftig wurden als die einem weit elendern Schicksale verfallenen weltlichen Priester.

Die Klöster hatten, wie bekannt, von den altserbischen Königen ausgedehnte Grundstücke und zahlreiche Dörfer als Donation erhalten. Diese Besitzungen verloren sie aber allmählig unter der Türkenherrschaft namentlich seit dem Aufhören des Patriarchats von Ipek.**) Nur selten besaß ein Kloster am Ende des vorigen Jahrhunderts noch je ein Dorf. Die Bewohner eines solchen Dorfes, das „Prujawor" hieß, gaben dem Kloster den Zehnten und leisteten auch sonst einige Arbeiten. Sobald an irgend einem Kloster Reparaturen nothwendig wurden, bot das Volk aus der Umgebung seine Mitwirkung freiwillig an; Einige betheiligten sich

*) Ebd. S. 109. Auch ich hatte wiederholt Gelegenheit, solche interessante Zusammenkünfte besuchen zu können.

**) Niketitsch, Geschichtl. Entw. der serbischen Kirche, „Jahrb." XXXI. S. 50.

durch Holzfällen, Andere durch Fuhren oder durch Geldspenden an dem Werke. Als Entgelt für diese freiwilligen Dienstleistungen beanspruchten die Kmeten und Knesen der umliegenden Dörfer für sich die Wahl der Klostervorsteher (der Archimandriten und Igumane). Außer den erwähnten geringen Besitzungen gehörten zu jedem Kloster einige Pfarreien, wo die Mönche die Kirchendienste verrichteten und die dafür entfallenden Gebühren einhoben. Das größte Einkommen der Klöster bestand jedoch in jenen Gaben, welche das Volk für Messen und Gebete den Klöstern spendete. Bei ihren Wanderungen unter dem Volke sammelten die Mönche solche Gaben ein und zwar nahmen sie Geld und alle anderen Dinge an, als: Vieh, Wein, Branntwein, Getreide, Leinwand usw. Manche Mönche brachten ihr ganzes Leben mit solchen Sammlungen zu, rastlos wandernd durchstreiften sie nicht nur das Belgrader Paschalik, sondern auch alle jene Provinzen des türkischen Reiches, wo die serbische Sprache herrschte. Außerdem erhielten die Klöster verschiedene Geschenke, insbesondere bei Gelegenheit der festlichen Zusammenkünfte.*)

Wie schon oben erwähnt, waren die Mönche die eigentlichen Schrift-Gelehrten des damaligen Serbien. Doch hatte auch diese Bildung nur eine sehr niedrige Stufe der Entwickelung erreicht. Lesen und selten Schreiben und die Ausübung der kirchlichen Ceremonien bildeten die Summe ihrer Kenntnisse. Die Klöster ersetzten zugleich auch die Schulen. Zu jener Zeit gab es in ganz Serbien noch keine einzige Schule, sondern diejenigen, welche Priester oder Mönche zu werden wünschten, traten in die Klöster ein und verrichteten des Sommers über Arbeiten und Dienste, um dann im Winter nach der Anleitung eines Mönches das Abc und Lesen, insbesondere aber die gehörige Ausübung der religiösen Ceremonien zu erlernen.**) Es vergiengen wohl auch vier bis fünf Jahre, bevor diese Klosterschüler ihre winzigen Kenntnisse erlangten; denn oft

*) Karadschidsch, Danitza 1827, S. III.

**) Venadowitsch, Memoari, p. 18.

geschah es, dass sie im Sommer vergaßen, was sie im Winter mühevoll erlernt hatten. Bei jedem Geistlichen fand sich übrigens ein oder zwei Schüler, welche jedoch bloß das Lesen erlernen konnten; da keine Kirche vorhanden war, vermochten sie auch nicht, die Gewandtheit in den kirchlichen Ceremonien sich anzueignen, und mußten zur Einübung derselben gewöhnlich für einige Zeit in irgend ein Kloster treten.*) Wie gering aber auch die Bildung der Priester und Mönche sein mochte, sie verschaffte ihnen dennoch ein gewisses Ansehen bei dem Volke. In diesen rauhen Zeiten, wo die Herrschaft der Eroberer alle Christen gleich elend gemacht hatte, gab es unter den Serben keine größere Auszeichnung als Geistlicher oder Knes zu sein; beide Berufe setzten ihre Träger einigermaßen über die gemeine Rajah und sicherten ihnen obwohl geringe, so doch wahrnehmbare Vortheile.**)

Im Sinne der osmanischen Staatsidee wurden, wie erwähnt, die Christen nicht als berechtigte Staatsbürger, sondern nur als geduldete Einwohner betrachtet. Die natürliche Folge dieser Auffassung war sodann, dass die Andersgläubigen, die Christen, in dem durch Eroberung konstituierten und auf theokratischen Prinzipien entwickelten Staate keine militärischen Dienstleistungen verrichten konnten. Und zwar geschah dies anfänglich, in der Glanzperiode der alles zerstampfenden Macht des Türkenreiches, nicht aus Furcht, sondern allein aus dem Grunde, weil es mit den religiösen Begriffen der Osmanen unvereinbarlich war, dass Andersgläubige für den Islam kämpfen sollen. Auch die arabischen Chalifen hatten in ihren Reihen keine Ungläubigen geduldet, sondern dieselben vorerst, wenn auch gewaltsam, zum Glauben Mahommeds bekehrt. Die Osmanen bekehrten (aus den oben angeführten Gründen) niemals ganze Völker und so waren sie genö-

*) Karabschibsch, l. c. p. 118—119.

**) Nenadowitsch, Memoari, S. 18. „Es war in jener Zeit kein größeres Amt als Knes, Priester oder Mönch zu werden; nur der Pandur genoss noch einige Achtung", bemerkt Matthäus Nenadowitsch in seinen „Memoiren".

thigt, in ihren Kriegen der Beihilfe der Christen zu entbehren. Sowie im ganzen Reiche, so war also auch in Serbien die Rajah von der Wehrpflicht befreit. Nichtsdestoweniger hatte sie die Verpflichtung, das Heer mit Lebensmitteln zu versehen, die Kanonen und Kriegsgeräthe zu fahren, bei dem Baue von Straßen und Festungen Robotdienste zu verrichten und dass bei solchen Gelegenheiten die Rajah auf große Schonung nicht rechnen durfte, fließt aus der Natur der Sachlage.*) Außer dieser Robot- und Verpflegungspflicht zahlte die Rajah auch dem Sultan oder dem Staate verschiedene Steuern, nachdem die Summen, welche aus den sonstigen Steuergattungen einflossen, theils auf die Deckung der Verwaltungskosten der Provinz verwendet, theils aber nach Konstantinopel geschickt wurden. Die hauptsächlichsten Steuern an den Sultan waren: a) der Haradsch. Diese Steuer bezahlten nur die männlichen Einwohner, drei Piaster und zwei Para für den Kopf und zwar vom 7. bis zum 60. Lebensjahre, öfters auch darüber; auch die Geistlichen und die Mönche waren von dieser Steuer nicht befreit. Der Haradsch wurde von den türkischen Beamten jährlich drei Mal eingehoben; dabei erschienen dieselben in Begleitung mehrerer Mahommedaner in den Dörfern, schlugen daselbst ein Zelt auf und übernahmen den von den Bewohnern abgelieferten Haradsch. Sowohl die Männer als die Knaben wurden sämmtlich in eine Liste verzeichnet. Die Letzteren deshalb, um ihr Alter in Evidenz zu halten, auch dass sie sich bei Erreichung der bestimmten Altersstufe der Zahlung des Haradsch nicht entziehen konnten. Die Ältern gaben oft ihre Kinder für jünger an, während die steuereinhebenden türkischen Beamten deren Alter höher setzten. Ein derartiger Streit wurde natürlich stets zum Nachtheil der Serben entschieden, wobei der betreffende Beamte solche für die jüngeren Knaben erpresste Beträge einfach

*) Karadschidsch, Danitza, 1827, S. 88—89. — Hammer, Staatsverfassung etc. II. p. 276.

in seine Tasche steckte.*) b) Der Pores, welcher auf alle verheirateten Männer ausgeworfen wurde. Die Summe desselben war nicht bestimmt, hievon die Administrativ-Auslagen des Pascha's und der einzelnen Distrikte, z. B. die geringe Besoldung der Knechte, die Entlohnung der Panduren usw. gedeckt wurden; demgemäß veränderte sich auch die Steuer, bald stieg sie, bald nahm sie ab.**) Diese Steuer wurde jährlich zwei Mal eingehoben, zu St. Georg (5. Mai u. St.) und St. Demeter (7. Nov.). An diesen Tagen versammelten sich die Knesen im Hauptorte der Nahie, jeder brachte eine Rechnung mit sich, was die Gemeinden für den Empfang des durchreisenden Pascha's, für öffentliche Arbeiten, zur Bezahlung der Panduren etc. verausgabt hatten. Diese Rechnungen wurden dann in einer Sitzung unter der Leitung mehrerer älterer türkischer Aga's geprüft und, wenn in Ordnung befunden, durch das Siegel des Kadi bestätigt und dem Pascha vorgelegt. Dieser gab die Summe seiner eigenen Auslagen hiezu und vertheilte das Ganze nach der Anzahl der verheirateten Männer; nach dieser Vertheilung mußte der Pores gezahlt werden. Da die Zahl der Steuerpflichtigen von den Knesen selbst angegeben wurde, ergab sich daraus für das Volk einige Erleichterung; denn die Knesen zeigten in der Regel eine niedrigere Zahl an, so dass alsdann auf den Einzelnen selten mehr als 8—10 Piaster entfielen. Die Spahi's, welche die wahre Kopfzahl kannten, hüteten sich die List aufzudecken; denn es lag ja in ihrem Interesse, die Rajah, von deren Arbeit sie selber lebten, zu schonen.***) c) Der Tschibuk. Diese Steuer bezahlten die Tabakpflanzer und zwar nach jedem Schaf und jeder Ziege zwei Para.****)

*) Wibakowitsch, Selbst-Biographie in dem „Jahrb. d. Belgr. G. Gesellschaft" XXX. p. 113—114.

**) Gawrilowitsch, Daten zur serbischen Geschichte in der Zeit Kara-Gyorgye's vom finanziellen Gesichtspunkte (in serbischer Sprache) im „Jahrb. der Belgrader G. Gesellschaft" Bd. III. p. 177.

***) Renadowitsch, Memoari p. 30—31.

****) Gawrilowitsch, l. c. p. 117.

Außer diesen Steuern hatte der Sultan (oder der Staat) noch andere Einkünfte aus der Provinz. Wir haben schon oben erwähnt, dass einige Dörfer das unmittelbare Eigenthum des Sultans bildeten; deren Einkommen floss in die Privatkasse desselben. Überdies wurden manche städtische Kaufläden in ähnlicher Weise als Eigenthum des Sultans betrachtet und der Mietzins derselben war gleichfalls ein Staatseinkommen. Ferner hätten auch die Einkünfte aus den Gränzzöllen, aus der Verpachtung der Flussfähren und der Fischerei ebenfalls in die Sultans- oder Staatskasse einfließen sollen; allein von diesen Geldern gelangte nur ein sehr geringer Theil an seinen eigentlichen Bestimmungsort. Die Paschas fanden bei dem allgemein herrschenden Bestechungssystem Mittel und Wege, um diese Einnahmsquellen für ihren eigenen Säckel auszubeuten. Eine solche egoistische Verwaltung vermehrte aber nur die Lasten des Volkes; denn jene Pachtungen würden ohne Zweifel niedriger hintangegeben worden sein, falls wirklich der Staat selbst den Nutzen daraus gezogen hätte. Noch sei erwähnt, dass die Einkünfte mancher Besitzungen zu religiösen Zwecken der Mahommedaner verwendet wurden.*) Bei alle dem kann die Sultans- oder Staatssteuer keineswegs als drückend erklärt werden, ebensowenig wie die Verpflichtungen der Rajah gegen ihre Grundherren, die Spahi's.**) Das Verhältnis der Rajah zum Grundherrn, dem Spahi, hatte nicht so sehr den Charakter der Unterthanschaft im europäischen Sinne, als vielmehr den des Erbpachtes, natürlich mit einem guten Theil Zwanges verbunden. Die Rajah war kein „am Boden klebender" (glebae adstrictus) Unterthan des Grundherrn; sie konnte frei von einem Dorfe zum andern ziehen, ohne von dem Spahi, den sie verlassen, noch von dem, auf dessen Besitz sie sich niederließ, eine Erlaubnis verlangen zu müßen. Ihre Grundstücke und Häuser konnten sie an wen immer verkaufen, ja ihre Wohnun-

*) Ebd. p. 177—178.

**) Karadschidsch, Danitza 1827, p. 82.

gen auch niederreißen, Obst und Weintrauben ablesen und mitnehmen, vorausgesetzt, dass sie dem Spahi den Zehnten abgeliefert hatten und dort, wohin sie zogen, auf leeren Grundstellen ihr Haus aufbauen, Wiesen zu Äckern aufreißen, Weinreben und Obstbäume pflanzen. Nur allein gewisse Abgaben mußte die Rajah den Spahi's leisten. Noch sei hier angemerkt, dass wir die Spahi's, namentlich die mächtigeren, als die Beschützer der Rajah antreffen. Sie beschützten das arme Volk gegen die Willkürlichkeiten und Beleidigungen der türkischen Behörden und insbesondere der Festungsbesatzungen, der Janitscharen; und thaten solches um so mehr, als die Arbeits- und Steuerfähigkeit der Rajah auch für sie die einzige Einnahmsquelle bildete.*) Solche Spahis behandelten das Volk zuweilen milde, nahmen ihre Frauen nicht selten aus der Mitte der Rajah und unterstützten und protogierten später auch die Familie ihrer Gattinnen.**) Diese relativ günstigere Situation der christlichen Rajah gegenüber ihren Grundherren beruhte in der rechtlichen Natur der Spahi-Besitzungen. Die Spahi's waren, wie erwähnt, nicht die wahren Eigenthümer des Bodens, obgleich sie namentlich in späteren Zeiten denselben auch erbrechtlich besaßen; sondern hatten vom Sultan nur die Nutznießung ihrer Besitzungen als Entgeld für ihre Kriegsdienste, zu denen sie jederzeit verpflichtet waren, erhalten.

Was nun die Giebigkeiten der Rajah an den Grundherrn, den Spahi betrifft, so wurden diese theils in Geld, theils in Naturalien abgetragen. Die Geldschuldigkeiten waren folgende:

a) Das Kopfgeld von jedem Verheirateten ein Piaster.

b) Die Heiratstaxe. Heiraten durfte man nur mit Einwilligung des Spahi und für eine solche Konzession mußten in jedem einzelnen Falle zwei Piaster gezahlt werden.

c) Die Kotartaxe.***) Für jenes Vieh, das von einem

*) Ebd. p. 79 und 81.
**) Widakowitsch, Selbstbiographie M. p. 97.
***) „Kotar" nennt man die Hecken um die Heufeimen.

Dorfe zum andern auf die Weide oder in die Maſt getrieben wurde, mußten zwei Piaſter nicht für das Stück, ſondern für die ganze Herde erlegt werden.

d) Die Mahltaxe, ein Piaſter für jeden Kopf.

e) Die Keſſeltaxe, zwei Piaſter von jedem Branntweinkeſſel.

f) Die Eicheltaxe; für jedes Stück Schwein, falls keine Eicheln wuchſen, vier Para, bei guter Eichel-Ärute, 6—10 Para.*)

Die Schuldigkeit in Naturalien war der Zehent, der dem Grundherrn geliefert wurde: vom Weizen, Mais, Hafer, von der Gerſte und Hirſe, vom Wein, von den Gartenfrüchten und dem Obſte und von den Bienenſtöcken.**)

Wohnte der Spahi nicht weit vom Dorfe, ſo mußte die Rajah ſchließlich noch einige Fuhren Holz in ſeinen Hof fahren; das war jedoch ſelten der Fall, nachdem, wie wir geſehen, die Spahis ſich meiſtens in den Städten aufhielten. Das waren die urſprünglich feſtgeſtellten Giebigkeiten, welche jedoch in dieſer Geſtalt nur ſelten abgetragen wurden. Es wurde nämlich der Zehent nach den Gartenerzeugniſſen, dem Obſte, dem Weine und Honig faſt allgemein in Geldwert in die Kopfſteuer eingerechnet, wodurch dieſe Letztere gewöhnlich von einem Piaſter auf zwei erhöht wurde. Doch beſtanden hierin in verſchiedenen Gegenden manche Abweichungen. Allein auch die übrigen ſowohl Geld- als Naturalgiebigkeiten konnten durch eine gewiſſe feſtgeſetzte Geldſumme auf ein Mal abgeſtattet werden. Insbeſondere die von ihren Dörfern entfernter wohnenden Spahi's trafen mit der Rajah häufig eine Vereinbarung, der zufolge die Letztere durch den Erlag einer gewiſſen jährlichen Pauſchal-Summe ſich von jeder anderen Verpflichtung befreien konnte. Die Spahi's bekundeten hierbei eine genügende Mäßigung, ſo daſs es Dörfer gab, in denen eine Familie insgeſammt nur 10 Piaſter jährlich dem Grundherrn zu

*) Gawrilowitſch, Daten etc. vgl. „Jahrbuch" III. p. 178.

**) Ebd. p. 179.

bezahlen hatte. Einige nicht vorausgesehene Auslagen verursachte den Dorfbewohnern das Erscheinen des Grundherrn, der in der Regel im wohlhabendsten Hause sein Quartier nahm und alsdann war das ganze Dorf verpflichtet, ihn, so lange er verweilte, zu erhalten. Das geschah indessen nur selten und für kurze Zeit, meist damals, wenn der Spahi sein Einkommen von der Rajah erhob.*)

Auch der Weltklerus war von der Zahlung an den Spahi nicht befreit. Jeder Geistliche mußte dem Spahi jährlich 2—2½ Piaster und ein Paar Strümpfe geben. Die Mönche zahlten einzeln nichts, allein die Klöster eine gewisse geringe Pauschalsumme, ungefähr 10—12 Piaster, je nach ihrem Vermögen. Von den Prnjaworen (den Kloster-Unterthanen) nahmen die Spahi's jährlich 2—2½ Piaster per Kopf.**)

Weit drückender als die Abgaben an den Sultan und den Grundherrn waren die Bußen, von denen schon oben ausführlicher die Rede war. Deren Feststellung hieng, wie wir gesehen, einzig und allein von der Willkür der türkischen Behörden ab und weil die Beamten zumeist nur vorübergehend in einer Provinz verweilten, überdies ihre zur Erlangung des Amtes gemachten Auslagen je früher zu decken wünschten: so wurden sie in ihren Erpressungen durch keinerlei Rücksichten eingeschränkt, wie das bei den Spahi's der Fall war.***) Diese Erpressungen gestalteten die Lage der christlichen Rajah so drückend und dieser Zustand wurde durch die Vermehrung der Tschiftlik-Sahibis nur noch drückender. Der Tschiftlik-Sahibi begnügte sich nicht mehr mit dem Zehnten, sondern er nahm von Allem den Neunten und zwang das Volk auch zur Robot und zwar nicht an bestimmten Tagen, sondern ganz nach seinem eigenen Belieben. Viele der Tschiftlik-Sahibi's bauten für sich in den Dörfern Wohnungen oder hielten

*) Karadschidsch, Danitza, 1827; p. 79.

**) Gawrilowitsch, l. c. S. 179.

***) Ebd. p. 179—180. — Ferner: Karadschidsch, Danitza 1827, p. 82. — Renadowitsch, Memoari, p. 29.

sich daselbst längere Zeit auf, damit sie alle Arten der Erpressungen um so leichter betreiben konnten.*) Darum ist es kein Wunder, wenn die christliche Rajah gegen diese tyrannischen Eindringlinge einen tiefen Hass nährte, während sie in den Spahi's oft ihren natürlichen Beschützer zu finden meinte und zwar um so eher, als die milde Behandlungsweise derselben mit den Unterdrückungen durch die Ersteren im grellen Widerspruche stand.

Nebst den Steuern und Abgaben an die Türken lastete auf den Schultern des Volkes auch die Erhaltung der Geistlichkeit. Unter dem Namen des „Rauchfanggeldes" nahm der Bischof von jedem Hause 12 Piaster, außerdem forderte er bei Gelegenheit der Bereisung seiner Diöcese dort, wo er die Nacht zubrachte, nebst der Verpflegung noch fünf Piaster unter dem Titel der „Wasserweihe." Die ordentlichen Einkünfte der weltlichen Priester bildeten die von den Dorfbewohnern in natura abgelieferten Getreidesorten und zwar hatte jeder verheiratete Mann 15 Oka (à 2¼ Wiener Pfund) zu geben. Die außerordentlichen Einkünfte (Stolarien) bestanden ungefähr in Folgendem: Für jede Trauung zwei Piaster, von einem großen Begräbnis fünf, von einem kleinen einen Piaster; für ein Gebet 10 Para, für Weihwasser 10 Para, für die Wasserweihe mit Vortragung des Kreuzes 20 Para usw. Trotz dieses beschränkten Einkommens mußte jeder Geistliche seinem Bischofe jährlich vier Para bezahlen, bei seiner Weihe aber gewöhnlich 100, manchmal auch mehrere hundert Piaster.**)

Wir haben schon erwähnt, auf welche Weise der Pores, diese nach den Bedürfnissen der Provinz und der Willkür des Paschas fortwährend wechselnde Staatssteuer, festgestellt wurde. Da der Pascha aus derselben auch seine eigenen Ausgaben deckte,

*) Karadschidsch, l. c. p. 80

**) Gawrilowitsch, l. c. p. 180 und 185. — Ein damaliger Piaster betrug ungefähr 60—70 Kreuzer österr. Whrg. an Wert; jeder Piaster hatte 40 Para.

so konnte dieselbe für das Volk überaus belastend werden. Es war also nur eine natürliche Folge, dass das Volk oder vielmehr dessen Vorsteher, die Knesen und Kmeten, alles anwendeten, um die Summe des zu repartierenden Pores nicht übermäßig erhöhen zu lassen. Sie suchten, wie wir sahen, dieses Ziel theilweise durch Verschweigen der Anzahl der Steuerpflichtigen zu erreichen; außerdem benützten sie auch eine andere Methode zur Herabdrückung dieser Steuer. Sobald nämlich die Knesen zur Anfertigung der Distrikts-Rechnungen nach Belgrad reisten, um diese sodann dem Pascha zu übergeben, damit er unter Hinzufügung seiner eigenen Auslagen den Steuerschlüssel bestimme, nahmen sie zugleich die vermöglichsten Kmeten in ärmlichster, ja in Bettlerkleidung mit sich. Manchmal erschienen mehr als 200 Knesen mit solchen Kmeten in Lumpengewand in Belgrad, wo diese dann in Folge vorheriger Verabredung die vom Pascha bestimmte Steuermenge zu hoch fanden und sich vor dem Palast des Pascha's ansammelten. Während nun die Knesen den Pascha selbst mit Bitten um Steuernachlass bestürmten, erhoben die Kmeten im Hofe ein heilloses Lärmen und Wehklagen, dass sie, die Vermöglichsten im Volke, in Lumpen und Elend seien; wie sollte also das noch ärmere Volk im Stande sein, so viel Steuer zu bezahlen? Und diese so oft wiederholte List that meistens ihre Wirkung; der Pascha ließ in der Regel etwas von seinen Forderungen nach und setzte die Steuer herab; obwohl es auch möglich ist, dass die Pascha's in Kenntnis von jenen Kunstkniffen der Knesen, ihre Forderungen zum voraus höher schraubten, um sodann bei scheinbarer Nachgiebigkeit gegenüber den Bitten des Volkes dennoch die benöthigte Summe zu erhalten. War der Steuerschlüssel definitive festgestellt, dann begaben sich die Knesen in ihre Nahien, um die auf eine Nahie entfallende Steuer auf die einzelnen Bezirke zu vertheilen. Zu diesem Zwecke beriefen die Knesen auf einen bestimmten Tag aus jedem Dorfe 2 oder 3 Vertrauensmänner in den Hauptort der Nahie, so dass oft mehrere Hundert auf solchen Versammlungen erschienen. Nachdem der Kadi die Verordnung des Wesirs über die

Steuermenge der Rahie verlesen hatte, vertheilten die Knesen dieselbe nach der Größe und Fruchtbarkeit ihrer Bezirke derart, dass kein Bezirk übermäßig belastet ward. Und das Alles geschah unter freiem Himmel, angesichts des versammelten Volkes, das an der Berathung Antheil hatte, damit gegen eine solche Auftheilung niemand Klage erheben konnte. In ähnlicher Weise vertheilte dann jeder Knes die auf seinen Bezirk entfallende Steuer auf einer kleinern, aus den Dorfschaften des Bezirkes einberufenen Versammlung unter Beihilfe der Kmeten unter die einzelnen Steuerpflichtigen. Zu solchen Versammlungen brachte überdies noch jeder Kmet aus seinem Dorfe die Blinden, Lahmen, Krüppelhaften und ganz Unbemittelten mit sich, stellte sie in eine Reihe und auf die Frage des Knesen, ob man diesen Armen eine Steuer auferlegen könne oder nicht, bezeichnete dann der Kmet aus seinen Dorfarmen Diejenigen, welche noch etwas bezahlen konnten und jene, die gänzlich zahlungsunfähig waren. Der also ausgeworfene und repartierte Pores wurde dann, wie wir gesehen haben, am St. Georgs- und St. Demeter-Tage von den Knesen eingehoben und dem Pascha überliefert.*)

Das Verhältnis der christlichen Rajah zu den Mahommedanern war allerdings keine völlige Sklaverei, selbst den Charakter der mittelalterlichen Leibeigenschaft Westeuropas trug es nicht an sich; nichtsdestoweniger schuf es in Bezug auf die Christen die drückendste Lage. Die Sklaverei des Alterthums und die Leibeigenschaft des Mittelalters konnten verbessert werden, dort durch die Emancipation, hier durch die Verbreitung der Civilisation. In Serbien war das unmöglich; denn der religiöse Unterschied, welcher Mahommedaner und Christen von einander trennte, blieb unverändert und somit auch das Verhältnis, welches dem einen Theile nur Vorrechte und Genüsse sicherte, den andern aber unter Entziehung aller Berechtigungen zu ewiger Knechtschaft verdammte. Die kampferfüllten Jahrhunderte, welche seit

*) Nenadowitsch, Memoari S. 31—32.

dem Fall von Konstantinopel bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts über Europa dahinzogen, so viele große Ideen verwirklichten, so viel Misbräuche und Elend abschafften und trotz der noch immer überall wahrnehmbaren unrechtmäßigen Verschiedenheiten im Ganzen dennoch eine wesentliche Verbesserung des Loses der Völker hervorriefen, — diese Jahrhunderte giengen an dem türkischen Reiche spurlos vorüber und der Zustand der christlichen Rajah in der Mitte des 18. Jahrh. war in nichts verschieden von jenem, welchen die türkische Eroberung vor drei Jahrhunderten geschaffen hatte, ja er war vielleicht noch drückender geworden. Die christliche Rajah stand jetzt wie ehedem außerhalb des Kreises der berechtigten Staatsbürger, ihre einzige Bestimmung war, zur Erhaltung des Staates und der herrschenden Klasse die Mittel herbeizuschaffen. Nebst den schweren Lasten, welche die Rajah bedrückten, äußerte sich aber zwischen Eroberern und Unterworfenen auch in der Gesellschaft ein auffälliger Unterschied. Man wird es übrigens natürlich finden, dass die privilegierte Klasse auch im Äußern sich von ihren Untergebenen zu unterscheiden wünschte und bestrebt war, den Letzteren auch in den Verhältnissen des täglichen Lebens ihre Oberhoheit fühlen zu lassen. Schon die Kleidung trennte die beiden Klassen von einander. Zwar im Schnitte war keine große Verschiedenheit, allein die Kleidung der Rajah mußte einfacher sein als die der Mahommedaner. Außerdem war den Christen die grüne Farbe verboten, sie durften keinen Kaftan tragen oder einen Shawl ums Haupt winden, insbesondere keinen gold- oder silbergestickten. Die Häuser der Rajah durften weder so bequem noch so hübsch sein als die Häuser der Mahommedaner, noch war es den Christen erlaubt, so gute und schöne Pferde wie jene zu halten. Aber selbst ein hübsches Antlitz oder ein langer Schnurrbart der Christen war den Türken ein Dorn im Auge. Desgleichen war der Rajah das Tragen eines Säbels verboten; die lange Flinte, der Handschar und die Pistole waren ihr wohl gestattet, nur mußten dieselben allen Schmuckes entbehren. In Städten oder Festungen durfte jedoch die Rajah mit Flinten oder Handschar nicht er-

ſcheinen, ebenſowenig vor einem Türken höhern Ranges. In einem ſolchen Falle mußte der Chriſt die Piſtolen verbergen, damit deren Anblick das Oberhoheitsgefühl des Türken nicht verletze. Desgleichen durfte die Rajah nur zu Fuße nach der Stadt gehen; aber auch im Dorfe oder auf dem Wege, wenn der berittene Chriſt einem Türken begegnete, mußte er ausweichen und vom Pferde herabſteigen, ſobald ihm Letzterer nicht erlaubte, darauf ſitzen zu bleiben. Sobald ein Türke die Straße entlang gieng, hatten die vor ihren Häuſern ſitzenden Chriſten, Männer wie Weiber, aufzuſtehen. Aber die Erniedrigung der Rajah gieng noch weiter. Jeder nur einigermaßen vornehme Türke hatte das Recht, auf der Gaſſe oder ſonſt irgendwo den zunächſt befindlichen Serben herbeizurufen und mit demſelben nach Belieben zu verfügen; ſo beriefen die Türken die Serben von der Gaſſe, damit ſie ihnen den Kaffee mahlen, Waſſer herbeitragen, Holz ſpalten oder draußen ihre Pferde hüten, wenn ſie ihre eigenen Angelegenheiten beſorgten, und alles das nicht unter freundlichen Manieren, ſondern unter den entſetzlichſten Beſchimpfungen des chriſtlichen Glaubens, der chriſtlichen Heiligen uſw., wodurch ſie natürlich die Andersgläubigen nur um ſo tiefer verletzten. Wenn dagegen die Rajah bei erſchöpfter Geduld gleichfalls gegen die Mahommedaner in Beſchimpfungen ausbrach, dann büßte ſie dieſe Kühnheit mit dem Leben. Selbſt unter den Handwerken waren einige, als edlere, nur den Mahommedanern vorbehalten. So konnte z. B. kein Chriſt Schmied, Gärber, Riemer oder Schnürmacher ſein; außerdem giengen die Waffenſchmiede, die Goldarbeiter, die Schneider und Bäcker größtentheils ebenfalls aus der Mitte der Mahommedaner hervor. Dagegen verſchmähte der Türke das Kürſchnerhandwerk.*)

Nicht ſo ſehr durch die materiellen Laſten, welche an ſich keineswegs überaus drückend waren, als vielmehr durch dieſe Erniedrigung der Individuen, durch die rohe Vergewaltigung aller menſchlichen Gefühle wurde die Lage der Rajah unerträglich. Und

*) Karadſchidſch, „Danitza" 1827, S. 87—88.

in dieser Beziehung war ohne Zweifel eine der größten Verletzungen jenes Benehmen, welches die serbischen Weiber vonseite der Türken erdulden mußten. Jedes hübschere Frauenzimmer, verheiratet oder ledig, hatte, sobald es einem Aga oder Beg gefiel, die Entehrung zu befürchten. Auf Widerstand oder Rache konnten die Männer nur selten denken, nachdem die türkischen Herren zumeist in bewaffneter Begleitung erschienen. Die Furcht vor solchen Vergewaltigungen rief bei den Serben einen eigenthümlichen Brauch hervor. Da im Lande nur wenige Kirchen bestanden, mußten bei Gelegenheit einer Vermählung die Hochzeitsleute oft einen mehrstündigen Weg zu Fuße machen. Damit nun die Braut auf dem Wege nicht zufällig die Aufmerksamkeit eines Türken errege, wurde sie ganz in Tücher eingehüllt, dass nicht bloß das Gesicht, sondern auch ihre Gestalt unter den Decken verschwand. So geleitete man sie zur Kirche und nach der Ceremonie in das älterliche Haus zurück, wo sie alsdann im Keller verborgen wurde, auf dass die von der Hochzeitsfeier angelockten Türken sie nicht erblicken können. Der Bräutigam hatte dann die Verpflichtung, die im Keller versteckte Braut mit Lebensmitteln zu versorgen; denn diese konnte ihr Versteck erst dann verlassen, sobald im Hause der Hochzeitsjubel zu Ende war.*)

In dieser drückenden Natur der Türkenherrschaft muß man zum Theil die Ursache jener vollständigen Scheidung zwischen Christen und Mahommedanern in demselben Lande suchen, wovon bereits oben die Rede war. Während nämlich die Serben sich in die Berge und schwer zugänglichen Thäler zurückgezogen hatten, damit sie ihren Peinigern einigermaßen entfliehen, ließen die Türken sich in den Städten nieder und zeigten sich, wenigstens einzeln, nur in dringlichen Angelegenheiten in den Dörfern oder auf dem Lande; denn da es nach türkischen Begriffen kein Verbrechen war, einen Serben zu tödten, so hielten auch die Serben es für keine

*) Während meines Aufenthaltes in Serbien vernahm ich dieses öfters von solchen, deren Ältern an derartigen Hochzeiten noch Theil genommen hatten.

Stunde, wo nur möglich einem Türken den Garaus zu machen, was in dem dünn bevölkerten, waldreichen Lande, wie es damals Serbien war, sehr leicht ohne Gefahr der Entdeckung geschehen konnte.

Als nach der türkischen Besitzergreifung die Willkür der Eroberer als einziges leitendes Prinzip an die Stelle der früheren Staatsformen trat und in Folge dessen die bisherige sociale Ordnung vollständig aufgelöst wurde, gieng auch die Sicherheit der Person und des Eigenthums völlig zu Grunde. Andererseits konnte sich aber auch in Folge der fortwährenden Kriege und der Zuchtlosigkeit der privilegierten Klasse, die nur dem eigenen Interesse folgte und darin selbst der Centralgewalt Trotz bot, auch keine einheitliche, kräftige Administration entwickeln und so war es natürlich, dass inmitten dieser eingebürgerten anarchischen Verhältnisse die Zahl derjenigen, welche theils aus Antrieb ihrer bösen Neigungen theils um der unerträglichen Tyrannei zu entfliehen freiwillig aus der Gesellschaft ausschieden und zum Schaden derselben ein selbständiges schrankenloses Leben führten, fortwährend zunahm. So entstanden in Griechenland die Klephten*), so in Serbien die Hajduken.**) Beide Namen bezeichnen „Räuber" und diese in unzugänglichen Wäldern hausenden, die Sicherheit der Reisenden und der Dorfbewohner bedrohenden Menschen trieben auch in der That das Räuberhandwerk. Nichtsdestoweniger darf man diese Hajduken mit den Übelthätern der civilisierten Staaten in der Gegenwart nicht auf eine Linie stellen. Denn in der Reihe der griechischen Klephten wie der serbischen Hajduken findet man nicht bloß solche, welche ein Verbrechen oder sträfliche Neigung auf diese Bahn gebracht hatte; sondern der unausstehliche Druck, welcher mit furchtbarer Last auf den unterjochten Völkern ruhte, weckte häufig in Einzelnen die unbezwingliche Begierde, in der Wildnis der Berge und Wälder, selbst unter den größten Entbehrungen die Freiheit zu suchen, deren sie im Kreise der Ihrigen beraubt

*) *Τρικούπης: Ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστασεως*, Bd. I. S. 3—4.

**) Serbisch: „hajduk" oder „ajduk" im Sigularis.

waren. Aber oft zwang auch Furcht vor Strafe oder der Selbsterhaltungstrieb zur Flucht vor der drohenden Gefahr von Seite der Unterdrücker. Andere führte die Rache zu diesem Schritte, denn für die erlittenen Ungerechtigkeiten konnte nur Selbsthilfe einige Genugthuung verschaffen. Diejenigen, welche auf solche Weise, oft von den edelsten Gefühlen angetrieben, aus der Gesellschaft schieden, konnten sodann in der Wahl ihrer Genossen, denen sie in den Wäldern herumstreifend begegneten, nicht besonders wählerisch sein und von der Noth gezwungen, mußten sie sich mit wirklichen Räubern verbünden und auf solche Weise selber zu Räubern werden. Doch ist es unläugbar, daſs die Hajduken mit ihren Glaubensgenossen, mit der christlichen Rajah, stets schonender umgiengen als mit den Türken. Und daher erklärt es sich, weshalb diese Letzteren nichts so sehr fürchteten, als diese umherstreifenden Hajdukenscharen; während die Rajah mit denselben nicht bloß eine gewisse Verbindung fort unterhielt, die Dorfbewohner ihnen hilfreiche Hand boten und als Hehler dienten, sondern ihrer auch mit einer gewissen Achtung, ja Bewunderung gedachten. Das darf uns nicht Wunders nehmen. Wenngleich die Rajah selber von den Hajduken zuweilen gebrandschatzt wurde, so konnte diese hilflose, furchtsame und eingeschüchterte Rajah doch nicht gleichgiltig bleiben gegen jene Stammes- und Glaubensverwandten, die ungeachtet ihrer geringen Anzahl entschlossen waren, den Türken, die das ganze Volk im Joche hielten, entgegen zu treten. Darum beschäftigt sich auch die Volkspoesie in Griechenland und Serbien so viel mit Klephten und Hajduken, welche sie als Helden verherrlicht. Während des Sommers durchstreiften die serbischen Hajduken in kleineren oder größeren Scharen die Wälder; im Winter zerstreuten sie sich und traten bei ihren Hehlern in Dienste, um beim Anbruch des Frühlings abermals die geliebten Berge und das freie Leben aufzusuchen. Jede Schar hatte ihren Anführer (Harambascha), dem sie unbedingt gehorchten. Gegen einander bekundeten sie stets bedingungslose Treue, dagegen unerbittliche Strenge gegen Diejenigen, welche einen Hajduken verrathen oder gar getödtet hatten.

In der Regel griffen sie nur reisende Kaufleute oder überhaupt vermöglichere Personen in ihren Häusern an. Fanden sie kein Geld, so schleppten sie irgend ein Mitglied der Familie mit sich und forderten (gleich den italienischen Banditen in unseren Tagen) ein gewisses Lösegeld für dessen Befreiung, die erst dann erfolgte, sobald jenes Geld erlegt worden war. Die Ärmeren wurden von den Hajduken nicht behelligt, ja wenn irgend ein Armer dennoch beraubt worden war und deshalb bei dem Harambascha Klage erhob, so ließ dieser die entwendeten Gegenstände zurückerstatten. Weiber duldeten die Hajduken nicht unter sich, beobachteten überhaupt dem weiblichen Geschlecht gegenüber große Zurückhaltung, weil sie glaubten, dass sie sonst ein Unglück treffe. Der Hajduk konnte zu jeder Zeit aus der Reihe seiner Genossen treten und in den Kreis der Seinigen zurückkehren oder ungestört irgend welche Beschäftigung beginnen. Zu diesem Zwecke wandten sich derartige austretende Hajduken an die Kmeten und Knesen, welche dann vom Pascha für sie Schutzbriefe erwarben und es stand alsdann nicht zu besorgen, dass sie für irgend eine ihrer früheren Thaten zur Verantwortung gezogen würden. Die Pascha's ertheilten solche Schutzbriefe gerne, um nur von den gefürchteten Hajduken befreit zu werden. Im übrigen verfolgten sie dieselben, wo und wie sie nur konnten, theils durch die Distrikts-Panduren, welche meist selber Serben waren, nur hie und da befanden sich Türken unter ihnen, theils aber durch das Volk selbst. Im letztern Falle geschah es allerdings oftmals, dass das aufgebotene Volk die Hajduken äußerlich verfolgte, insgeheim ihnen aber zum Versteck oder zur Flucht hilfreiche Hand reichte. Gelang es aber dennoch eines Hajduken habhaft zu werden, so wurde derselbe von den Türken unerbittlich gepfählt. Zuweilen war indessen auch das Volk des Treibens der Hajduken überdrüssig und wusste in einem solchen Falle unter Leitung eines energischen Knesen und mit Hilfe der türkischen Behörden die Brandschatzungen der Hajduken sich vom Leibe zu halten. Wir haben schon erwähnt, dass Alexa Nenadowitsch am Ende des vorigen Jahrhunderts einer der energischesten und ge-

wandteften Knesen war, der wiederholt bald auf friedliche Weise, bald mit Gewalt von seinem ohnehin genugsam gedrückten Distrikte die Brandschatzungen der Hajduken abzuwehren verstand. Zu wirklichen Kämpfen kam es in solchem Falle selten; nach einigen gewechselten Flintenschüssen zogen sich die Hajduken zurück. Von Renadowitsch verzeichnete sein Sohn, der Geistliche Matthäus, den interessanten Umstand, dass er Kara-Ghorghe selbst, den spätern Hauptanführer des serbischen Aufstandes und Stifter der bekannten Familie Karaghorghewitsch, der zu jener Zeit ebenfalls Hajduk war, aus seinem Distrikte zweimal vertrieben hatte. Bei einer solchen Gelegenheit wurde Kara-Ghorghe an der Handfläche verwundet, in Folge dessen die Hand für immer verkrüppelt blieb. Zur Zeit des Hajdukenlebens Kara-Ghorghes war einer seiner treuesten Genossen Jauko Katitsch, der später aus den Reihen der Hajduken trat, Knes wurde und sich später während des Aufstandes durch seinen Heldenmuth auszeichnete. Und das sind nicht die einzigen Beispiele. Wir werden im Verlaufe unserer Erzählung noch mehrerer Anführer in der Revolution gedenken, die vordem Hajduken gewesen.*)

Das war Serbiens Zustand am Ende des 18. Jahrhunderts. Nachdem wir Land und Leute und deren Verhältnisse kennen, übergehen wir zur Darstellung der Ereignisse.

Zweites Kapitel.

Der österreichisch-türkische Krieg.

Am 8. Jänner 1784 wurde in dem Landhause von Ainali Kawak der Friedensvertrag unterzeichnet, gemäß welchem die Halbinsel Krim in den Besitz Russlands gelangte **) Es war für die

*) Renadowitsch, Memoari S. 198—210. — Karadschidsch Danitza, 1827, S. 89—94.

**) Zinkeisen, Gesch. des osm. Reiches, VI. p 454.

Pforte ein empfindlicher Verlust, den sie nicht so leicht vergessen konnte, anderseits vermochte er aber, trotzdem er für Russland eine erhebliche Gebietserweiterung bedeutete, dessen Expansionsgelüste nicht zu befriedigen. Der erwähnte Vertrag stellte also den Frieden zwischen beiden Staaten nur scheinbar wieder her. Bei der gegenseitigen Stimmung war darum die Erneuerung des Krieges nur eine Frage der Zeit. Endlich wollte die Pforte die fortwährenden Einmischungen der russischen Politik namentlich in die kaukasischen Angelegenheiten nicht länger dulden und erklärte am 24. August 1787 an Russland den Krieg, in Folge dessen die Feindseligkeiten auf beiden Seiten thatsächlich eröffnet wurden.*) Dieser Krieg zwang auch den Kaiser Josef II. zur Intervention. In dem geheimen Bündnisse, welches im J. 1781 zwischen Kaiser Josef und der Zarin Katharina ohne Dazwischenkunft ihrer Minister und Gesandten in Form eines fortgesetzten privaten Briefwechsels geschlossen wurde, versprachen die beiden Herrscher einander gegenseitige Hilfe für den Fall, als einer von ihnen innerhalb acht Jahren von irgend einer Macht, insbesondere aber vonseite der Pforte angegriffen werden sollte. Außerdem garantierten sie einander die Integrität ihrer Staaten, ja gedachten auch etwaiger Besitzergreifungen und Kompensationen.**) Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges versäumte auch Katharina nicht, den Kaiser Josef zur Erfüllung seiner Verpflichtung aufzufordern. In Folge dessen zog der Kaiser noch Ende des Jahres 1787 in Südungarn, Siebenbürgen und Kroatien ein Heer von 130,000 Mann zusammen, welches nach dem Plane des Oberbefehlshabers Graf Lascy an der Gränze in einer Länge von circa 180 Meilen aufgestellt wurde. Die Feindseligkeiten begann er indessen nicht sofort, obgleich er allem Anscheine nach bereits die bestimmte Absicht zu dem Kriege mit der Pforte hatte; sondern

*) Ebd. p. 630.

**) Arneth, Josef II. und Katharina v. Russland. Ihr Briefwechsel. p. 72—90.

ließ, von anderen Rücksichten geleitet, durch seinen Gesandten in Konstantinopel zwischen Rußland und der Pforte scheinbarlich die Wiederherstellung des Friedens vermitteln.*)

Ein am Ende des Jahres gegen Belgrad gerichteter abenteuerlicher Handstreich, der aber schon vor der Ausführung scheiterte, war die einzige That der österreichischen Truppen (worüber übrigens noch ausführlicher die Rede sein wird), welche von ernstlichen Feindseligkeiten Zeugnis gab, obzwar man diese damals von österreichischer Seite ganz anders zu erklären sich bemühte. Endlich, am 9. Febr. 1788, überreichte der Gesandte des Kaisers in Konstantinopel, Baron Herbert-Ratkeal, der Pforte die Kriegserklärung seines Souveräns und am selben Tage eröffneten auch die österreichischen Truppen ihre Angriffe.**)

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Werkes, den sowohl für Oesterreich wie für die Pforte überaus denkwürdigen Krieg detailliert zu schildern; wir werden uns mit demselben nur insofern beschäftigen, als er auf die Entwickelung der serbischen Verhältnisse von Einfluss war und die thatsächliche Antheilnahme der Serben hervorrief.

So oft Ungarn und später Österreich mit der Pforte Krieg führte, betheiligten sich die Serben jederzeit mit mehr oder weniger Erfolg an demselben in der Hoffnung, hierbei ihre verlorne Selbständigkeit wieder erwerben zu können.

In den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts stand ein Theil des heutigen Serbien längere Zeit unter österreichischer Herrschaft, gerieth jedoch endlich abermals in die Gewalt der Pforte zurück. Als sich die Türkenherrschaft neuerdings befestigt hatte, deren Druck für die Serben aber stets unerträglicher ward, scheinen diese den Gedanken auf Wiedergewinn ihrer völligen Selbständigkeit aufgegeben zu haben und wären zufrieden gewesen, wenn man sie von der Türkei losgelöst und mit Österreich ver-

*) Zinkeisen, l. c. p. 639—642.
**) Zinkeisen, l. c. p. 642—644.

einigt hätte. Der Zustand ihrer in Südungarn angesiedelten Glaubens- und Stammgenossen steigerte bei den Serben jenseits der Save und Donau den Wunsch, dem mildern und insbesondere christlichen Staate einverleibt zu werden. Darum richteten am Ende des vorigen Jahrhunderts die unter türkischer Herrschaft lebenden Serben ihre Blicke auf Österreich als auf jenen Staat, der unter den damaligen Verhältnissen allein im Stande gewesen wäre, sie von dem unerträglichen Joche zu befreien. Es war deshalb auch ganz natürlich, dass die Serben bei jedem österreichisch-türkischen Kriege die Waffen ergriffen und die kaiserlichen Heere unterstützten, ohne sich viel um die schweren Folgen zu bekümmern, die im Falle eines unglücklichen Ausganges des Krieges vonseite der Pforte ihrer harrten.

Die in Ungarn und in den österreichischen Provinzen weilenden serbischen Schweinehändler hatten schon im J. 1787 das Gerücht vernommen, dass der Kaiser einen Krieg gegen die Pforte vorbereite. Auf solche Weise verbreitete sich diese Kunde auch rasch in Serbien und versetzte das Volk in Aufregung.*) Bald nachher erschienen im Paschalik auch geheime österreichische Agenten, welche die Knesen und Geistlichen aneiferten, sich und das Volk auf den Krieg vorzubereiten; sie versprachen Geld, Ämter und Auszeichnungen denjenigen, welche an der Seite des Kaisers gegen die Türken treu kämpfen würden. Auch aufreizende Proklamationen wurden vertheilt und zwar nicht bloß zur Aneiferung des serbischen Volkes, sondern auch zur Einschüchterung der Türken. Solche Proklamationen warfen dann an vielen Orten die Serben selbst in die Dschamik (mahommedanischen Gotteshäuser), damit die Türken bei deren Auffindung erschreckt würden. Diese scheinen jedoch durch solche Drohungen nicht besonders berührt worden zu sein, vielmehr wurden sie dadurch nur zu größerer Behutsamkeit getrieben, in Folge deren sie dem Volke überall die Waffen wegnahmen und die Ufer

*) Gyuritsch, Geschichte Serbiens zur Zeit Kara-Gyorgyes (in serb. Sprache) in dem „Jahrb. der Belgrader Gel. Gesellschaft" Bd. IV. S. 89—90.

der Donau und Save überwachten. Das hinderte allerdings nicht, dass dessenungeachtet viele Waffen unter dem Volke versteckt geblieben waren. Trotz der Wachsamkeit der Türken rief die Agitation der österreichischen Agenten nicht bloß eine große Aufregung im Lande hervor, sondern hatte auch den thatsächlichen Erfolg, dass eine ganze Schar serbischer Jünglinge ihnen nach Österreich folgte, wo sie bei Kamenitz oberhalb Peterwardein von österreichischen Officieren den ersten Unterricht in den militärischen Übungen erhielten. Aus solchen übergetretenen Serben wurden die ersten Freischaren gebildet, welche in diesem Kriege in Serbien selbst eine so wichtige Rolle spielten.*)

Unterdessen hatten die österreichischen Truppen ihre Stellungen an der Gränze von der Bukowina bis nahe zum Adriameer allmählich eingenommen. Obwohl zum Kriege fest entschlossen, zögerte der Kaiser dennoch mit dem Beginn desselben. Ob nun aus Überdruß an dieser langwierigen Unthätigkeit oder über Aufmunterung der Serben oder in Folge eines höhern Befehles, das lässt sich nicht mehr deutlich aufhellen; genug an dem: zu Ende des Jahres 1787 fasste man im österreichischen Lager bei Semlin den Entschluss, durch einen kühnen Handstreich in den Besitz der Belgrader Festung zu gelangen. Der österreichische Oberkommandant meinte diesen Plan mit Hilfe einiger serbischen Einwohner Belgrads ausführen zu können.

Es bestand damals bereits ein lebhafter Verkehr zwischen den jenseitigen Serben und den österreichischen Truppen und so gab es auch in Belgrad Viele, welche den Kaiserlichen in ihrem

---

*) Gyuritsch l. c. p. 90. — Nenadowitsch, Memoari p. 4—6. — Nowakowitsch, Daten zur serb. Geschichte um 1790 (in serb. Sprache) im „Jahrb. der Belgr. Gel. Gesellschaft" Bd. XX. p. 52—53, wo das Gesuch des Archimandriten Joanowitsch an die österreichische Regierung citiert wird. Dieses Gesuch beginnt: „Die feyerlichen, mit der erhabenen Unterschrift Euer Excellenz im allerhöchsten Namen des allerdurchlauchtigsten Monarchen an das christliche, unter der türkischen Botmäßigkeit begriffene Volk im J. 1787 erlassenen Aufforderungs- und Versicherungs-Patente haben ꝛc."

Unternehmen gegen die Türken gerne hilfreiche Hand leisteten. Allem Anscheine nach war ein gewisser Johann Tscharbaklija (dessen Namen wir noch öfters begegnen werden) der Leiter des ganzen Planes. Dieser Plan bestand aber darin, dass Tscharbaklija mit seinen Genossen sich den Besitz der Festungsschlüssel verschaffen und in einer vorherbestimmten Nacht den auf Kähnen übersetzenden kaiserlichen Truppen die Thore Belgrads öffnen solle. Es gelang auch Tscharbaklija mittelst Wachsabdrücke die Thorschlüssel nachzuahmen und nachdem Alles auf solche Weise bereit war, versteckte er sich in der Nacht vom 2. auf den 3. Dez. 1787 in der Nähe des Wasserthores (Su-kapi), durch welches die Österreicher in die Festung schleichen sollten. Unter dem Befehl des Generals Alvinzi setzte sich ein ansehnliches Truppencorps mit 22 Belagerungsgeschützen und einer Menge Sturmleitern auf Kähnen auf der Donau und Save gegen Belgrad in Bewegung. Allein wegen des dichten Nebels fand nur ein kleiner Theil den bestimmten Landungsplatz, während die Übrigen sich auf der Donau verirrten und wieder an das österreichische Ufer gelangten. Diejenigen, welche bei der Festung landeten, wurden von den harrenden Serben eingelassen und begannen sofort mit Vernagelung der schlecht bewachten türkischen Kanonen. Als sie jedoch sahen, dass ihre Gefährten nicht eintreffen und die Lage infolge ihrer geringen Anzahl für sie mit jeder Minute gefährlicher werde, suchten sie bald wieder ihre Bote auf und entfernten sich so rasch, dass die alarmierte Festungswache bei ihrem Erscheinen auf dem Schauplatze nur das geöffnete Thor und die vernagelten Kanonen als stumme Zeugen des mislungenen Handstreiches vorfand. Der Belgrader Pascha versäumte nicht, wegen dieses ungerechtfertigten Friedensbruches bei dem österreichischen Kommando in Semlin Klage zu führen; dieses wusste sich nur damit zu entschuldigen, dass die zur Nachtzeit bis nach Belgrad vorgedrungenen Truppen bloß ein Beobachtungscorps gewesen sei, weil man gehört habe, der Pascha sei Willens gewesen, einen Einfall in Ungarn zu machen. Da der Pascha von seiner Regierung diesbezüglich keine Instruktionen hatte und die

förmliche Kriegserklärung noch von keiner Seite erfolgt war, mußte er sich mit dieser Antwort begnügen und blieb ruhig. Dagegen nahm er Rache an jenen Serben, die bei dem Handstreiche sich betheiligt hatten, Tschardaklija und mehreren seiner Genossen (darunter auch Kara-Gyorgye) gelang es theils nach Österreich, theils in die Berge zu entfliehen. Andere aber geriethen in die Hände des Paschas und büßten mit dem qualvollsten Tode. Man trieb ihnen zugespitzte Holzspäne zwischen die Nägel und ließ sie unter den entsetzlichsten Schmerzen sterben.*)

Nach solchen Vorgängen blieb der Pforte kein Zweifel über die wahre Absicht des Kaisers und Letzterer konnte auch nicht länger mit der wirklichen Eröffnung des Krieges zögern. Und so erklärte Kaiser Josef, wie erwähnt, am 9. Febr. 1738, ungefähr zwei Monate nach dem mislungenen Attentat auf Belgrad, der Pforte förmlich den Krieg und verkündigte denselben auch überall in seinem eigenen Reiche. Am 9. Febr. begannen auch die verschiedenen österreichischen Truppen auf der langen Linie den Angriff. Dem kommandierenden Pascha in der Festung Belgrad überbrachte der Major Harbach die Kriegserklärung**) und gleich in der folgenden Nacht griffen die Oesterreicher entlang der Donau und Save alle Kähne, deren sie habhaft werden konnten, auf und brachten sie an das diesseitige Ufer. Das Hauptcorps der österreichischen Armee befand sich unter dem Kommando des Grafen Lascy in Syrmien und zählte 63 Infanterie-Bataillone (ungerechnet einige slavonische Gränzbataillone, dann die Jäger und die Freiwilligen) und 74 Kavallerie-Eskadronen. Das Fußvolk bestand aus 39 Bataillonen deutscher (österreichischer)

*) Renadowitsch, Memoari p. 5. — Gyuritsch, Serb. Geschichte cz. p. 90—92.

**) Ausführliche Geschichte des Krieges zwischen Rußland, Oesterreich und der Türkei und des daraus entstandenen nordischen Krieges. Wien, 1791. Bd. I. S. 82. (Dieses anonym veröffentlichte Werk enthält viele schätzbare Daten, die namentlich bei Abfassung des obigen Kapitels gute Dienste leisteten.)

und 24 Bataillonen ungarischer Infanterie; die Reiterei aber aus 48 Eskadronen Küraſſiers, 6 Eskadronen Dragoner, 6 Eskadronen Chevauxlegers, 4 Esk. Uhlanen und 10 Esk. Hußaren.*) Die Freiſcharen hatten ſich theils aus den türkiſcher Botmäßigkeit entflohenen und von öſterreichiſchen Officieren eingeübten Serben, theils aber aus den in Südungarn wohnenden Serben, denen ſich ſpäter auch noch andere Nationsgenoſſen anſchloſſen, gebildet. Die dem Hauptcorps zugetheilten Freiwilligen hatte der Gränz-Hauptmann (bald Major) Mihajlowitſch organiſiert und geleitet.**) Außerdem gab es, wie wir ſpäter ſehen werden, auf der ganzen langen Kriegslinie noch mehrere Freiſcharen. Die Serben nahmen jedoch nicht bloß in den Reihen der Freiwilligen am Kriege Theil; ſondern jenſeits der Save und Donau, im eigentlichen Serbien, begann, noch ehe die reguläre Armee oder die Freiſcharen des Mihajlowitſch die Gränze überſchritten hatten, unter dem Volke ſelbſtändig, ohne jedwede planmäßige Führung die Bewegung, einzig und allein auf die Nachricht von dem bevorſtehenden Kriege und in der Hoffnung auf nahe Hilfe.

Über dieſe Bewegung, die eher als Aufſtand denn als eigentliche Theilnahme am Kriege zu betrachten iſt, findet man nur wenig aufgezeichnet. Nur von den Ereigniſſen der Nahie Waljewo beſitzen wir einigermaßen ſichere Kunde; denn Matthäus Nenadowitſch theilt in ſeinen „Memoiren" auf Grund der Erzählung ſeines Vaters Alexa, der in einem Bezirke der Nahie Waljewo als Knes wirkte, hievon einzelne Daten mit.

*) Ebd. Bd. I. p. 49. Die geſammte öſterreichiſche Armee (alſo das Hauptcorps ſammt den in der Bukowina, in Galizien, im Banate und in Kroatien ſtationierten Truppen) betrug 116 Infanterie-Bataillone, 152 Kavallerie-Eskadronen und 20 Artillerie-Kompagnien.

**) Die freiwillige Theilnahme der Serben und Kroaten an den vier letzten öſterreichiſch-türkiſchen Kriegen (Anonym.) Wien, 1854. (In dieſem Werke werden aus den Nachrichten der gleichzeitigen Blätter und aus anderen officiellen Mittheilungen alle jene Daten zuſammengeſtellt, welche ſich auf die Theilnahme der Serben am öſterreichiſch-türkiſchen Kriege beziehen. In dieſer Hinſicht iſt das Werk ohne Zweifel eine der wertvollſten Geſchichtsquellen.)

Als im J. 1787 auf die Nachricht vom bevorstehenden Kriege die Türken vom Volke die Waffen einsammelten, betrauten sie zugleich Alexa Nenadowitsch, den von ihnen hochgeschätzten Knesen, mit der Bewachung der Gränze, damit die Österreicher sich nicht einschleichen. Alexa übernahm diese Mission, verlangte aber Waffen und die Türken übergaben ihm solche für 100 Mann. Auf diese Weise wachte Alexa mit einer Schar serbischer Panduren und einigen Türken an den Ufern der Save und erwartete voll Ungeduld das Vordringen Derjenigen, die er abwehren sollte. Endlich, gegen Ausgang des Jahres 1787, erschienen eines Tages drei Serben vom jenseitigen Ufer bei Alexa und mit ihnen ein herrisch aussehendes Individuum Miuschko, welche eine Trommel und wenig Schießpulver mit sich brachten und unter dem Vorwande, sie seien des Kaisers Abgesandte, den Knesen Alexa aufmunterten, das Volk zum Aufstand und zur Vertreibung der Türken zu bewegen, bis das österreichische Heer die Save überschreiten werde. Obgleich die Ankömmlinge ihre Mission durch nichts rechtfertigen konnten, so schenkte Alexa ihnen, von denen zwei ihm persönlich bekannt waren, dennoch Glauben und zwar umsomehr, weil er selber vor Begierde brannte, das unerträglich gewordene Joch der Türken abzuschütteln. Zum Aufstande entschlossen, versuchte Alexa vorher die bei ihm anwesenden Türken wenigstens für kurze Zeit auf gute Manier zu entfernen. Er sprach deshalb zu ihnen, die mit ihm die Gränze bewachten: „Seht, alle Vorsicht ist erfolglos geblieben. Die Deutschen (so nannte man damals überhaupt die Österreicher in Serbien) sind dennoch herübergekommen; gehet darum hinüber nach Waljewo, grüßet in meinem Namen die Aga's und saget ihnen, dass ich es nicht mehr wage, vom Hause mich zu entfernen; denn ich besorge, dass die Giaurs in meiner Abwesenheit mir das Haus anzünden." Die Türken entfernten sich eiligst voll Schrecken; Miuschko aber rieth dem Alexa im Namen des Kaisers, dass er jetzt die tapfersten Leute um sich versammeln, die Türken angreifen und deren Städte verwüsten möge. Alexa begann auch sofort energisch die Verwirklichung dieses Rath-

schlages und hatte bald eine ansehnliche Schar beisammen. Bevor er aber angriffsweise vorgieng, sorgte er dafür, dass die Familien und das Vieh der Aufständischen zwischen den Bergen in Sicherheit gebracht wurden und erst nachdem er zur Verproviantierung seiner Schar auch die Viehherden der geflüchteten Türken in seine Hand bekommen hatte, bestimmte er den Tag, an welchem der Angriff auf Waljewo erfolgen sollte. Unterdessen waren aber auch die Türken nicht unthätig geblieben, ja sie hatten schon früher, als sie die Unvermeidlichkeit des Krieges erkannten, ihre Frauen, Kinder und alles bewegliche Gut in die Festungen Uschitza und Sokol oder jenseits der Drina gesandt. so dass in Waljewo nur allein die waffenfähigen Männer zurückgeblieben waren.*)

Die Schar Aufständischer, welche unter der Anführung Alexas gegen Waljewo zog, war nur sehr mangelhaft bewaffnet. Wie oben erwähnt, hatten die Türken bei Zeiten dem Volke die Waffen abgenommen und wenngleich die Serben viele davon verborgen hatten, so konnten doch nicht alle damit betheiligt werden. Wenigstens die Hälfte der Aufständischen hatte bloß zugespitzte Stöcke und Pfähle zum Kampfe. Von drei Seiten wurde Waljewo von den Serben angegriffen; die Türken erwarteten sie jedoch nicht in der Stadt, sondern giengen ihnen auf die Ebene vor derselben entgegen. Hier entspann sich das erste Treffen, in welchem der Erfolg lange zweifelhaft blieb. Nachdem jedoch die Türken ihren Anführer verloren hatten und hinter sich die Stadt in Brand sahen (es war nämlich einigen Serben gelungen, dieselbe anzuzünden), wendeten sie sich gegen Uschitza und Tschatschak zur Flucht. Die Serben folgten ihnen auf dem Fuße und bei der letzten Stadt kam es neuerdings zur heftigen Schlacht, die gleichfalls mit dem Siege der Aufständischen endigte, welche dann auch die Stadt Tschatschak in Brand steckten; von hier kehrte Alexas Schar nach Waljewo zurück. Die noch unversehrt gebliebenen Häuser fielen den Serben zur Beute, die alles Tragbare fortschleppten. Als

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 5—7.

jedoch keine weitere Beute zu machen war, zerstreuten sie sich in ihre Dörfer. Alexa und einige begeisterte Genossen versuchten Alles, zuweilen auch Gewalt, um das Volk zum Verbleiben zu bewegen; allein dieses, sobald es neue Beute gemacht hatte, lief stets wieder nach Hause. Eine ausdauernde Begeisterung, eine unermüdliche Thatkraft war ohne äußere Hilfe und verständigere Leitung von dem gequälten und ungebildeten Volke auch nicht zu hoffen. Sobald dasselbe an seinen Unterdrückern mindestens einmal momentane Rache genommen und einige Beute erhascht hatte, war es nicht im Stande, die Nothwendigkeit des weitern Kampfes zu begreifen. Dies erkannte auch Alexa und deshalb drang er fortwährend in Miuschko, den er für einen Vertrauensmann und Abgesandten des Kaisers hielt, dass er dem Kaiser schreiben und ihn bitten möge, je eher seine Truppen zu senden, weil es nur dann möglich sein, werde, die serbischen Scharen zusammenhalten. Miuschko versprach Alles, aber natürlicher Weise ohne Erfolg; die österreichischen Truppen, welche damals entlang des jenseitigen Ufers ihre Stellungen eingenommen hatten, überschritten die Gränze nicht.*)

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, Kaiser Josef werde zu seinem Heere nach Syrmien kommen. Das Gerücht sagte die Wahrheit. Der Kaiser reiste am 29. Februar von Wien ab und begab sich über Triest und Fiume entlang der bosnischen Gränze unter Berührung von Semlin und Peterwardein in das Hauptquartier bei Futak, wo er am 25. März anlangte.**) Ein alter Freund Alexas, ein gewisser Andrejewitsch, wusste, das der Kaiser auf seiner Reise auch in Fenek verweilen werde, um die dortigen Lager-Bäckereien zu inspicieren. Er beredete deshalb den Alexa, er möge nach Fenek gehen und den Kaiser zu sprechen suchen. Alexa ergriff die Gelegenheit und machte sich sofort auf den Weg, begleitet von Andrejewitsch, Miuschko, der allein nicht zurückbleiben wollte, und einem Panduren***).

*) Ibidem p. 7–8

**) Ausführliche Geschichte cc. Bd. I. p. 88

***) Menadowitsch, l. c. p 8–9.

Unter dem Thor des Klosters Fenek sah Alexa zum ersten Mal den Kaiser Josef, umgeben von einer Anzahl Officieren, wie er mit einem Stabe dem Diener zeigte, wo er den Wagen schmieren solle. Alexa wollte seinen Augen nicht trauen, als ihm Andrejewitsch versicherte, dieses sei der Kaiser und war überaus verwundert, dass derselbe weder einen Pelzkaftan noch einen Turban hatte, wenigstens so wie der Pascha von Belgrad. Andrejewitsch beruhigte ihn lächelnd mit der Versicherung, die christlichen Kaiser hätten eine andere Kleidung als die Türken. Später suchte den Alexa ein Officier auf und beorderte ihn zum Kaiser. Zittern und Beben erfassten unsern guten Alexa, da er sich erinnerte, die Türken hätten ihm einst erzählt: den Kaiser (nämlich den Sultan) dürfte niemand anblicken; wer ihn dennoch sehe, dem spalte die Furcht sofort die Lippen. Doch er beruhigte sich wieder, da ihm einfiel, er habe ja den Kaiser schon gesehen und es sei ihm keinerlei Leid widerfahren. Nachdem ihn noch sein Freund Andrejewitsch belehrt hatte, man dürfe nicht wie bei den Paschas den Saum des kaiserlichen Kleides küssen, sondern sich nur mit entblößtem Haupte vor demselben verbeugen, trat Alexa entschlossen vor den Kaiser hin. Dieser richtete mit Hilfe eines Dolmetschers einige Fragen an ihn: was sie bisher gethan, in welchem Verhältnisse sie gegenwärtig zu den Türken stehen, auf wessen Rath sie den Aufstand unternommen haben. Auf die letztere Frage nannte Alexa den Miuschko und da stellte es sich heraus, dass dieser ein Schneider und gewöhnlicher Abenteurer sei, der wahrscheinlich vom eigenen Ehrgeize getrieben nach Serbien gieng und dort als angeblicher Abgesandter des Kaisers Alexa zum Aufstande bewogen hatte. Josef erkundigte sich hierauf noch umständlich über die Gefechte, über die gegenseitige Entfernung der verschiedenen Ortschaften, über das Schicksal der serbischen Weiber und Kinder und entließ Alexa mit folgenden Worten: „Mein lieber Knes! Ich vertraue Dir und Deinem Volke und hoffe, dass Ihr meinem Heere bei der Vertreibung des gemeinsamen Feindes zu großer Hilfe sein werdet. Ich hätte zwar gewünscht, Euer Aufstand wäre unterblieben bis mein

Heer die Gränze überschritten hätte und Ihr und Eure Familien hinter demselben in Sicherheit gewesen wäret. Ich habe ein Heer von dreimalhunderttausend Mann aufgestellt und hoffe und will auch Euer Vaterland von den Türken befreien, wenn es nämlich Gott so gefällt. Du aber kehre jetzt nach Hause zurück und sorge für das Volk; verberget Euch ins Gebirge, damit Ihr nicht in die Sklaverei der Türken gelanget! Ich werde Euer nicht vergessen." Mit 100 Dukaten beschenkt, entfernte sich Alexa vom Kaiser. Am selben Tage ließ ihn auch Mihajlowitsch, der Anführer der serbischen Freiwilligen, zu sich rufen und gab ihm die Weisung, nach Waljewo zurückzueilen und seine Scharen wieder zu sammeln; er (Mihajlowitsch) werde ihm alsdann einen Unterofficier und einige Freiwillige senden, bald aber selber nach Serbien kommen, wobei er auf die Unterstützung des jenseitigen Volkes rechne. Alexa kehrte sofort nach Waljewo zurück und griff energisch die Organisierung des Aufstandes an. Inzwischen kam auch der versprochene Unterofficier und etwa 30 Freiwillige an, unter deren Leitung die Serben das Dorf Batschewzi angriffen; die Häuser in Brand steckten, die Türken vertrieben, ja 70 von ihnen gefangen nahmen.*)

Wir verweilten länger bei der Darstellung dieser Ereignisse, weil aus deren Verlauf der Charakter des damaligen serbischen Aufstandes am besten hervorleuchtet. Es war keine förmliche Revolution, sondern ein partieller Guerilla-Krieg, ohne selbstbewusste nationale Ziele, ohne Plan und Zusammenhang, unterstützt, namentlich später, von den Freischaren des Mihajlowitsch und auch durch die reguläre österreichische Armee. Welch geringes Einvernehmen damals unter den verschiedenen Erhebungen bestand, bezeugt am deutlichsten der Umstand, dass zu gleicher Zeit mit den Kämpfen Alexas in der Gegend an der Morawa ein gewisser Kotscha die Waffen ergriffen hatte; das dortige Volk nannte diesen Aufstand damals den „Krieg Kotschas" und wusste lange Zeit nichts von dem Feldzuge des Kaisers Josef.**) Auf dieselbe

*) Nenadowitsch, l. c. p. 9—13.

**) Ebd. p. 13. — Gyuritsch, serb. Geschichte etc. p. 95—98. —

Weise trennte sich auch Kara-Georgye, der später bei der Belagerung von Schabatz noch in den Reihen der syrmischen Freischaren gekämpft hatte, von diesen Freischärlern und sammelte etwa 100 entschlossene Bursche um sich, mit denen er fast ganz selbständig die Türken bekriegte, indem er bald nicht nur seinen eigenen Distrikt durchstreifte, sondern manchmal bis Nowipazar in Altserbien und Wischegrad in Bosnien vordrang; bald aber sich irgend einer Freiwilligenschar anschloss, wie in einem Falle dem Hauptmanne Raditsch, mit dem vereint er die Stadt Poschega anzündete und die Türken von Uschitza derart in Schrecken versetzte, dass sie es nicht mehr wagten, ihre Festung zu verlassen.

Während dies in Serbien geschah und zwischen dem österreichischen Heer in Semlin und der Belgrader türkischer Besatzung täglich unbedeutende Scharmützel vorfielen, gieng Mihajlowitsch, wie er es Alexa versprochen, mit seinen Freiwilligen wirklich über die Save und begann die Türken, insbesondere die Lebensmitteltransporte nach den Festungen zu beunruhigen. Es gelang auch den Freiwilligen Ende März die Begleitung zweier solcher Transporte, eine aus 700, die andere aus 1000 Mann bestehend, in die Flucht zu schlagen, wobei sie zugleich sehr beträchtliche Beute machten. Eine dieser türkischen Transport-Begleitungen, welche Munition und Mehl von Jagodina nach der Festung eskortierte, wurde von dem erwähnten Anführer Kotscha mit 400 Mann angegriffen und gänzlich vernichtet.*) Mittlerweile beschloss man im kaiserlichen Hauptquartier die Belagerung der Festung Schabatz und zu diesem Zwecke zog sich das zwischen Semlin und Futak lagernde Heer an der Save entlang bis nach Klenak gegenüber von Schabatz und begann am 20. April in Gegenwart des Kaisers die Belagerung. Nach einigen Tagen der Beschießung, am 27. April, übergab sich die türkische Besatzung und in die Festung wurden österreichische Truppen verlegt. Die serbischen Frei-

Karadschidsch, Miloš Obrenowitsch, Serbiens Fürst (in serb. Spr.), Ofen, 1828. p. 2—3.

*) Ausführl. Geschichte etc. I. p. 91—92.

willigen zeichneten sich auch bei der Belagerung aus. Fürst Poniatowski, Oberstlieutenant in der kaiserlichen Armee, führte sie zum Angriff; von einer Kugel am Schenkel verwundet, sank Poniatowski zur Erde und, von den Seinigen verlassen, rief er um Hilfe. Wegen des schnellen und wirksamen Feuers der Türken wagte es aber niemand sich ihm zu nähern; ein einziger Freiwilliger trotzte dem Kugelregen und zog den Fürsten bei den Haaren zurück, wodurch er gerettet wurde.*)

Nach dem Falle von Schabatz schien es, als ob man im kaiserlichen Lager sich ernstlich mit dem Plane der Eroberung von Belgrad beschäftigen würde. Allein zur Ausführung dieses Planes wurde im Verlaufe dieses Jahres nichts unternommen. Von österreichischer Seite führte man als Ursache dieser Unthätigkeit den Umstand an, dass der russische General Rumenzoff mit den von von der Kaiserin versprochenen Hilfstruppen zur Belagerung von Belgrad nicht zur Zeit erschienen sei. Die wahre Ursache muß man jedoch ohne Zweifel großentheils in der Unfähigkeit des Oberbefehlshabers Lascy suchen, sowie jedenfalls auch die große Hitze und die in Folge dessen in den sumpfigen Gegenden entstandenen Krankheiten großen Einfluss auf die Lähmung der Thatkraft des Heeres ausübten. Mehr als ein Drittel des Heeres lag fortwährend in den Spitälern, so dass die Zahl der Kampffähigen kaum mehr als 40.000 Mann betrug, als Kaiser Josef Ende August dem im Banate befindlichen und von dem eingebrochenen Großwesir mit Übermacht bedrängten Armeecorps zu Hilfe eilte.**) Die ganze Wirksamkeit der Hauptarmee während des Sommers beschränkte sich auf unbedeutende Scharmützel von wechselndem Erfolge mit der Belgrader Besatzung. Nur die Freischaren des Mihajlowitsch brachen, wie wir gesehen, schon im Frühlinge in das eigentliche Serbien ein und setzten dort den Guerilla-Krieg, doch ohne entscheidendes Resultat, fort. Andere Freikorps setzten über die

*) Ebd. I. p. 92—99.

**) Zinkeisen, a. a. O. VI. p. 650.

Donau und trifft man dieselben um Grozka, Semendria, Kulisch usw., wo sie in kleineren oder größeren, aber stets bedeutungslosen Gefechten mit einzelnen türkischen Truppenabtheilungen kämpften. Eine solche Schar stürmte noch im Februar das Festungsthor von Semendria, wurde jedoch mit empfindlichem Verluste zurückgeschlagen. Ende Juni zerstreute Oberlieutenant Branowatschky eine 900 Mann starke Türkentruppe in der Nähe von Poscharewatz.*) Desgleichen Ende Juni griff ein türkisches Heer von etwa 4—5000 Mann die an der Donau, am serb. Ufer gegenüber von Basiasch gelegene Veste Rama an, welche der Lieutenant Baron Lopresti mit 23 Mann Infanterie vom Regiment Belgiojoso vertheidigte. Vier Stunden bestürmten die Türken diesen winzigen Platz und wurden von dem Häuflein Besatzung wiederholt zurückgeschlagen. Endlich stürzte eine schlechterbaute Mauer ein, wodurch eine Bresche entstand, ebenso war das Thor in Brand gerathen, so dass die Türken theils durch die Bresche, theils durch das Thor in das Schloss eindringen konnten und die gesammte tapfere Besatzung mit ihrem Anführer Lopresti nach heldenmüthigster Vertheidigung niedermetzelten. Diese Erstürmung hatte den Türken 400 Mann gekostet; sie verließen die zerstörte Veste auch bald wieder.**) Unter sämmtlichen Angriffs- und Vertheidigungsoperationen besitzt nur die Einnahme der auf dem Wege nach Konstantinopel, einige Meilen von Belgrad entfernt gelegenen Hassan-Pascha-Palanka einige Wichtigkeit, da hierdurch die Verproviantierung Belgrads aus dem Innern des Landes erschwert wurde. Die türkische Besatzung dieses befestigten Platzes widerstand den heftigen Angriffen des Mihajlowitsch und seiner Freiwilligen nur kurze Zeit und suchte mit Hinterlassung von 300 Todten das Heil in wilder Flucht. Die Freiwilligen versäumten nicht den Platz zu besetzen.***) Bald treffen wir Mihajlowitsch wieder bei Zabresch, wohin sich auch Kaiser Josef zur Besichtigung der dortigen Schanzarbeiten

*) Ausführl. Geschichte etc. I. p. 131—132.

**) Ebd. I. p. 133—136.

***) Ebd. I. p. 103—104.

begeben hatte.*) Unter solch unbedeutenden Scharmützeln verstrich der Sommer und ein Theil des Herbstes. Im Oktober kehrte auch das Hauptcorps aus dem Banat, wo es nur mit großer Mühe der Vernichtung entgangen war, in seine syrmischen Quartiere zurück. Kaiser Josef traf am 27. Oktober in Semlin ein. Im November bezog das Heer seine Winterquartiere, der Kaiser aber begab sich nach Wien, wo er am 5. Dezember kränkelnd und voll Mismuth über die Erfolglosigkeit des Feldzuges anlangte. Während des Winters machte ein mehrmonatlicher Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende.**)

Die lebhaften Hoffnungen, welche der Kaiser auf den Krieg setzte, hatten sich im J. 1788 nicht erfüllt. Mit Ausnahme Bosniens, wo Loudon einige Vortheile erkämpft hatte, begleitete auf der ganzen langen Kriegslinie nirgends ein besonderes Glück die Waffen der Kaiserlichen. Der Großwesir, der an der Spitze eines Heeres von 70,000 Mann im Banate eingebrochen war, hatte das dortige österreichische Armeecorps, sowie auch die zu Hilfe eilende Haupt-Armee fast gänzlich vernichtet. Ebenso konnten sich die siebenbürgischen und galizischen Truppenkörper keiner besonderen Erfolge rühmen, wenn man nicht die Einnahme von Chotzim durch die vereinigten österreichisch-russischen Truppen als solchen betrachten will.***) Die um Semlin lagernde Haupt-Armee aber war durch ungeschickte Führung und durch Krankheiten fast zu völliger Unthätigkeit verurtheilt. Die Einnahme von Schabatz bildete die einzige nennenswerte Waffenthat dieses Feldzuges. Außer der unter dem Befehle des Grafen Brankowitsch stehenden Besatzung, welche die Festung Schabatz besetzt hielt, zeigten sich während des ganzen Jahres keine regulären Truppen in Serbien.****) Nur allein die Freischaren des Mihajlowitsch und die hie und da aus

*) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 274. — Renabowitsch, Memoari, p. 25—26.

**) Zinkeisen, l. c. VI. p. 651.

***) Ausführliche Geschichte I. p. 117—181; 189—224; II. p. 1—200.

****) Die freiwillige Theilnahme ete. S. 274.

Eingebornen gebildeten Freicorps durchstreiften das Land und brachten den Türken möglichsten Schaden bei; allein die Aufständischen benahmen sich auch hierbei mehr als Hajduken denn als Freiheitshelden.

Im J. 1789 wurde der Krieg zwar sehr spät, aber mit größerer Energie und mehr Glück von österreichischer Seite erneuert. Wie bei den Ereignissen des J. 1788 so müßen wir auch hier die Wirksamkeit der übrigen Truppenkörper außer Acht lassen und werden nur jene Kriegsoperationen kurz erwähnen, deren Schauplatz Serbien war und bei denen insbesondere die serbischen Aufständischen und Freiwilligen Antheil nahmen.

Mit dem Oberbefehl über die Hauptarmee betraute Kaiser Josef in diesem Jahre den greisen Grafen Hadik, der am 4. Mai in Semlin ankam, das Hauptquartier jedoch bald nach Weißkirchen verlegte. Damals waren bereits mehr als 100,000 Mann an der Gränze concentriert. Bis zu Anfang Juli kam es in diesen Gegenden, auf welche sich der im vorigen Jahre geschlossene Waffenstillstand erstreckt hatte, zu keinem Gefecht und der Oberbefehlshaber beschäftigte sich während dieser Zeit hauptsächlich mit der gehörigen Vertheilung der Truppen, um das Banat und Syrmien gegen alle feindliche Einfälle zu sichern. Bald aber erkrankte der nahezu 80-jährige Hadik so erheblich, dass der Kaiser genöthigt war, ihn vom Oberkommando zu entheben. An seine Stelle wurde Loudon, der bisher das Armeecorps in Kroatien befehligte, zum Oberkommandanten ernannt.*) Loudon traf am 14. Aug. in Semlin ein und gieng sofort an die Verwirklichung eines Lieblingsplanes Kaiser Josefs, nämlich an die Eroberung von Belgrad.

Zu diesem Zwecke versammelte er fast die ganze Hauptarmee bei Semlin, nur kleine Beobachtungs-Korps blieben im Banate und in Kroatien zurück. Das Belagerungsheer bestand damals aus 40 Infanterie-Bataillonen und 30 Eskadronen Kavallerie, zu

*) Ausführl. Geschichte etc. IV. 192—203.

denen später noch 7 Bataillone und 5 Eskadronen vom Banater Armee-Korps stießen.*) Außerdem waren noch die Freiwilligen anwesend. Mihajlowitsch, jetzt bereits zum Obristlieutenant avanciert, hatte sich wie es scheint während des ganzen Waffenstillstandes in der Gegend von Zabresch aufgehalten und war bemüht, in diesen serbischen Landestheilen seine Schar durch Anwerbungen zu vermehren.**) Diese serbischen Freiwilligen mußten beim Übergang des Heeres über die Donau und Save, der am 10. Sept. seinen Anfang nahm, den Zug decken und überdies Vorpostendienste leisten. Mihajlowitsch verließ deshalb am 10. September mit seinem ganzen Korps die Veste Zabresch und zog gegen Belgrad, indem er die bezeichneten Punkte besetzte und ermöglichte dadurch den Kaiserlichen den Übergang bei Ostruschnitza.***) Nachdem der Seraskier, Abdi Pascha, mit 30,000 Mann bereits bis Tschupria vorgedrungen war, und daselbst lagerte mit der deutlichen Absicht, um nöthigen Falles der bedrohten Festung Belgrad zu Hilfe zu eilen; so vertheilte Loudon die Freiwilligen in der Weise, dass diese von der Drina bis nahe an die Morawa eine lange Vertheidigungslinie bildeten, wodurch jeder Überraschung vorgebeugt ward.†) Der Major Lukitsch wurde mit einer starken Abtheilung westlich gegen Waljewo entsendet, wo er auch bei Kitschewatz eine Schanze anlegte, welche etwa 1800 Aufständische aus den umliegenden Dörfern bewachten.††) Eine andere Abtheilung blieb mit ihm bei dem Belagerungsheere; mit der dritten, welcher sich noch eine Eskadron vom ungarischen Hußarenregiment Gräven anschloss, umkreiste Mihajlowitsch Belgrad, indem er seine Vorposten ganz bis Grozka vorschob.†††) Das Freiwilligenkorps, welches Mihajlowitsch unmit-

*) Ebd. IV. p. 209—213.
**) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 287.
***) Ebd. p. 287.
†) Ausführliche Geschichte etc. IV. p. 213—214.
††) Renadowitsch, l. c. p. 26.
†††) Ausführl. Geschichte IV. p. 239.

telbar kommandierte, stand unter dem Befehl des Generals Otto, der am 19. Sept. mit zwei Eskadronen Erdödy-Hußaren Palesch besetzte.*) Einige Tage vor der Einschließung Belgrads gelangte auch zu dem österreichischen Armeekorps im Banate die Nachricht von der Annäherung des Seraskiers; der bei Uj-Palanka lagernde Obristlieutenant Liptay sandte deshalb eine Freiwilligenschar unter Anführung eines gewissen Marian zum Fouragieren nach Serbien. Diese Schar durchstreifte die Gegend zwischen Semendria und Poscharewatz und vernichtete die aus diesen beiden Städten zur Berathung an der Morawa versammelten Türken fast gänzlich. Einige Tage später gelang es derselben Schar eine Abtheilung Türken in der Gegend von Rama zu vertreiben. Hinter dem Donaufelsen Kasan, bei der Insel Poretsch hielt die aus Kanonenboten bestehende türkische Donauflotille, welche aufwärts rudernd die Belagerung Belgrads erschwert hätte. Eine Abtheilung des Banater Armeekorps griff am 16. Sept. diese Flotille an und vernichtete sie vollständig. Bei diesem Angriffe waren auch zwei Kompagnien der Freiwilligen des Branowatschky betheiligt und hatten sich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet. Diese Freiwilligen gehörten nicht zum Freikorps des Mihajlowitsch, sondern bildeten einen ergänzenden Theil des Banater Armeekorps.**)

Während dessen wurde die Einschließung Belgrads mit Energie fortgesetzt. Ohne uns in eine detaillierte Beschreibung der Belagerung einzulassen, erwähnen wir nur, dass am 30. Sept. der erste Sturm auf die Außenwerke der Stadt erfolgte. An diesem Sturm hatten 11.000 Mann in vier selbständigen Kolonnen theilgenommen. Jeder Kolonne war eine Kompagnie serbischer Freiwilligen zugetheilt und überall eröffneten diese den Angriff mit lebhaftem Feuer und großer Tapferkeit. Am Abend war die Vorstadt genommen; sofort begann die Beschießung der eigentlichen Festung. Am 7. Oktober übergab sich der Kommandant der

*) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 289.
**) Ebd. p. 288—289 und p. 291.

Festung, Osmanpascha, und am nächsten Tage, dem 8. Oktober, wurden beiderseits die Bedingungen unterzeichnet.*) Die Besatzung konnte theils zu Schiffe, theils zu Land frei abziehen und als das geschehen war, besetzten die österreichischen Truppen die in den jahrhundertlangen Kämpfen schon öfters eroberte und wieder verlorene Festung, stellten die vom Prinzen Eugen von Savoyen erbauten Kasernen wieder her und gestalteten die auf dem Hauptplatz der Festung stehende Moschee zur christlichen Kirche um, in welcher am Weihnachtstage zum ersten Male katholischer Gottesdienst abgehalten wurde. Außerdem wurde auch für die Griechisch-nichtunierten der Gottesdienst eingerichtet. Zum Festungskommandanten wurde General Graf Wallis ernannt.**)

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, dass in den Übergabs-Bedingungen, welche Osmanpascha Loudon vorlegte, mehrere Mal der Wunsch vorkommt, es möge den jüdischen und den christlich-serbischen Unterthanen, die der türkischen Besatzung folgen wollen, dies ohne Hindernis gestattet sein und jene Serben, welche den Mahommedanismus angenommen hatten, nicht zurückgefordert werden. Loudon erfüllte diesen Wunsch und zwar um so mehr, weil, wie er bemerkt, „an solchem schlechten Gepacke ohnedies nichts gelegen sei."***) Die Sorgfalt des Paschas scheint indes nur zu bestätigen, dass es unter den Serben nicht bloß Renegaten gab, die selbstverständlich ihren neuen Glaubensgefährten anhiengen, sondern auch solche Christen, welche den Türken freiwillig folgten. Dass die Serben nicht allerorten in den Erfolg des Aufstandes und des Krieges Vertrauen setzten und deshalb bestrebt waren,

*) Ausführliche Geschichte etc. IV. p. 257—258 und p. 293—303.

**) Die freiwillige Theilnahme ect. p. 302 und 312. — „Serbisches Jahrbuch" („Serbsky Ljetopis") Ofen, 1844. IV. p. 21.

***) Ausführliche Geschichte etc. Bd. IV. p. 300. Zum 8. Artikel der türkischen Bedingnisse machte nämlich Loudon die Bemerkung: „Christliche Unterthanen, so selbst freywillig mit ihnen abziehen wollen, werden nicht aufgehalten, auch kein Christ, der die Mahommedanische Religion angenommen, zurückgefordert werden, weil an solchem schlechten Gepacke ohnedieß nichts gelegen ist."

mit den Türken im guten Einvernehmen zu verbleiben, davon finden wir das deutlichste Beispiel im Schabatzer Distrikte, woher kein einziger Mann unter die Freiwilligen trat und wo nach Einnahme der Festung und der Besetzung durch die Österreicher das Volk allerdings mit größter Bereitwilligkeit Lebensmittel lieferte und Fahrdienste besorgte; daneben aber die Knesen und Geistlichen beim Volk die Sultanssteuer, den Harabsch, einsammelten und insgeheim dem Pascha und den Aga's nach Zwornik trugen. Auf diese Weise suchten sie sich bei Zeiten die Gunst und Nachsicht der Türken für den Fall zu sichern, als die Befreiung mislingen sollte.*)

Einige Tage nach dem Falle von Belgrad, nämlich am 13. Oktober, ergab sich auch Semendria dem General Otto, ohne dass auch nur ein Schuss gefallen wäre. Anfangs November aber wurde, wie wir weiter unten sehen werden, durch den österr. General Wartensleben Kladowa in Besitz genommen.**) Auf solche Weise gelangten alle festen Plätze auf der langen Linie von der Drina bis an den Timok in die Gewalt Österreichs. Es wäre sonach nicht schwierig gewesen nach diesen Siegen mit starker Macht in das Innere Serbiens vorzudringen und vielleicht noch im Laufe dieses Jahres die Türken aus ganz Serbien zu vertreiben und das Land zu erobern.***) Das geschah jedoch nicht. Was immer die Ursache dieser Unthätigkeit war, ob die vorgeschrittene Jahreszeit, welche nach damaliger Kriegführung die Truppen bald zum Aufsuchen ihrer Winterquartiere nöthigte, oder die von der Wucht der Krankheit gebrochene Energie des Kaisers; — genug an dem, das österreichische Heer beutete seine Siege nicht den Umständen gemäß aus. Wenn irgendwann, so bot sich nach der Einnahme Belgrads und der erwähnten Festungen die schönste Gelegenheit zur Verwirklichung der großartigen, weitreichenden Pläne des Kaisers, in Folge deren nicht nur die orientalischen, sondern auch

*) Renadowitsch, Memoari p. 266.

**) Ausführl. Geschichte etc. IV. p. 316.

***) Ebd. IV. p. 97—98.

die gesammten europäischen Verhältnisse eine andere Gestalt gewonnen hätten. Aber dieses Ziel war nur durch ein rasches und energisches Vorrücken der ganzen Armee zu erreichen. Niemand schien jedoch damals an eine derartige größere Kriegsoperation mehr zu denken. Statt dessen wurden kleinere, abgetrennte Truppentheile in das Innere des Landes entsendet, denen zwar hie und da mancher Vortheil über die Türken gelang, die jedoch natürlicher Weise keinen bedeutendern, dauernden Erfolg aufzuweisen im Stande waren. Nach der Einnahme von Belgrad unternahm Loudon mit einem Theile der Hauptarmee und mit dem Banater Armeekorps die Belagerung von Neu-Orschowa. Diese Belagerung zog sich bis ins Jahr 1790, fällt auch sonst außerhalb des Rahmens unseres Planes, weshalb wir sie übergehen und nur jener kleineren Kriegsunternehmungen gedenken, deren Schauplatz in dieser Zeit das eigentliche Serbien war und welche, da bei denselben vorzugsweise serbische Freiwillige betheiligt waren, für uns von besonderem Interesse sind.

Im Herbste des Jahres 1789 drangen die österreichischen Truppen in dreifacher Richtung in Serbien ein: im Westen das Armee-Korps des Generals Csernel (sprich: Tschernel), im Centrum General Otto mit der Freischar des Mihajlowitsch und im Osten General Wartensleben mit dem Banater Armeekorps.

General Csernel, der den Schabatzer Distrikt besetzt hielt und sein Hauptquartier in Waljewo aufschlug, erhielt gleich nach der Einnahme Belgrads von Loudon den Befehl, in die türkischen Landestheile nach der Drina hin vorzudringen und dem Feinde möglichsten Schaden beizufügen. Zu diesem Zwecke schickte Loudon an Csernel noch einige Bataillone (darunter befanden sich auch die slavonischen Freiwilligen), Brückenmateriale und Geschütze. Csernel beauftragte sodann den Obersten Dawidowitsch mit zwei Bataillonen des Broober und Peterwardeiner Gränz-Regiments, einer Eskadron Wurmser-Hußaren, den erforderlichen Geschützen und einem Theile der Freiwilligen von Schabatz nach Ljeschnitza

vorzurücken, die dortigen Türken in die Flucht zu treiben und zu verfolgen; im Falle des Mislingens aber eine so feste Position einzunehmen, damit er sich bis zum Eintreffen des Generals Csernel selbst vertheidigen könne. Sodann wolle man die bei Losnitza lagernden etwa 5000 Mann starken Türken, welche unter dem Befehle des Paschas von Zwornik und einiger bosnischer Begs standen, mit vereinter Kraft angreifen. Der General zog am 20. Oktober von Waljewo gegen Losnitza, Oberst Dawidowitsch verließ aber am 22. d. M. Schabatz und zog der erhaltenen Weisung gemäß gegen Ljeschnitza. Bei seiner Annäherung floh die dortige türkische Besatzung ohne Widerstand in der Richtung von Lipnitza, durch diese Flucht sowie durch die Nachricht ermuthigt, dass die Besatzung von Lipnitza, nur 300 Mann stark sei, eilte Dawidowitsch mit einem Theile seiner Truppen zur Verfolgung der Flüchtigen, die er mehrere Male erreichte und mit seinen Hußaren attaquierte. In der Gegend von Lipnitza stieß er jedoch auf zahlreiche feindliche Scharen, die ihn zum Rückzuge zwangen. Unterdessen hatten die Türken aus Losnitza Succurs erhalten und stürzten sich mit solcher Schnelligkeit und Kraft auf die zurückziehende Reiterei des Dawidowitsch, dass dieser noch vor dem Eintreffen des zum Carré geformte Infanterie-Korps die Schlacht annehmen mußte. Trotz der heldenmüthigen Entschlossenheit, mit welcher die Hußaren kämpften, war es dem übermächtigen Feinde bereits gelungen, eine Kanone zu erobern; da langten endlich auch die zurückgebliebenen Truppen des Dawidowitsch'schen Korps an, die Türken konnten nun dem erneuerten Angriffe der Österreicher nicht mehr wiederstehen und wendeten sich in eilige Flucht. Allein selbst in Lipnitza und Losnitza hielten sie nicht Stand, sondern setzten noch den Abend desselben Tages bei Losnitza über die Drina mit solcher Eile, dass viele in den Wellen den Tod fanden. Später traf auch General Csernel in Losnitza ein. Der Weg von Waljewo nach Losnitza führt durch felsige und bewaldete Wildnisse, wo das Heer wiederholt und in dieser Jahreszeit nicht ohne Gefahr angeschwollene Bergbäche überschreiten mußte. Auf einen Feind scheint

daſſelbe jedoch nirgends geſtoßen zu ſein, und die Mühſeligkeiten des Weges abgerechnet kam es ohne jeden Schaden in Losnitza an. Hier vereinigte ſich General Csernel wieder mit den Truppen des Oberſten Dawidowitſch. In Folge des Sieges dieſes Letztern, ſowie durch die Vorrückung Csernels gerieth die ganze Gegend zwiſchen Schabatz, Waljewo, Krupanj und Losnitza bis zur Drina mit dem Diſtrikte von Jadra und Radjewina in den Beſitz der öſterreichiſchen Truppen.*) Bei dieſen Kriegsoperationen von Csernel und Dawidowitſch waren die eingeborenen Serben von großem Nutzen, indem ſie ſich nicht nur als Freiwillige in ungeordneten Scharen dem Heere anſchloſſen und an den Gefechten Theil nahmen; ſondern auch Fuhren für den Truppentransport, Lieferungen von Lebensmitteln ſowie die gewünſchten Handarbeiten bereitwillig leiſteten. Der von den Öſterreichern in dieſen Gegenden errungene Erfolg hatte allerdings manche Wichtigkeit, theils wegen der Fruchtbarkeit dieſer Landſtrecke, theils in Folge des Umſtandes, daſs durch die Beſitznahme von Losnitza die Einfälle der bosniſchen Türken leicht verhindert werden konnten; deſſenungeachtet blieben die Siege von Csernel und Dawidowitſch auf die ſpäteren Ereigniſſe ohne weſentlichen Einfluſs. Einige Stunden von Krupanj erhob ſich die Veſte Sokol und weiter ſüdlich Uſchitza, beide in den Händen der Türken. Dawidowitſch verſuchte zwar die Erſtürmung von Sokol, doch ohne Erfolg. Ende Oktober und Anfang November berannte er es mehrere Tage mit ſeinen Freiwilligen und mit einem Bataillon vom Regimente Ghulai; konnte aber nur die Stadt in ſeine Gewalt bekommen. Die auf hoher Felſenſpitze erbaute Veſte widerſtand ebenſo den Kugeln wie den mehrmaligen Aufforderungen des Dawidowitſch zur Übergabe. Endlich kam, wahrſcheinlich von Uſchitza her, eine ſtarke feindliche Truppe den Belagerten zu Hilfe und Dawidowitſch wurde nach vierſtündigem heftigem Kampfe zum Rückzug gezwungen. Außerdem fiel im J. 1789 in den weſtlichen Landestheilen keinerlei bemerkenswerte

*) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 299—300 (nach der Beil. der „Wiener Ztg.“ vom 18. Nov. 1789, Nr. 92.)

kriegerische Aktion vor; Csernel begnügte sich augenscheinlich mit dem erzielten Resultat und gieng bald in sein Winterquartier nach Slavonien.

Von größerer Wichtigkeit war das gleichzeitige Vordringen des Generals Otto und der Freiwilligen des Mihajlowitsch von Belgrad gegen Süden. Allerdings hatten auch hier wie im Westen die Kriegsoperationen der Österreicher keinen dauernden Erfolg.

Wie oben erwähnt stand der Seraskier Abdy Pascha angeblich mit 30.000 Mann während der ganzen Belagerung von Belgrad in Tschupria. Nach dem Falle dieser Festung ließ Mihajlowitsch durch seine Vertrauten das Gerücht verbreiten, dass die ganze österreichische Armee gegen Tschupria aufbrechen werde. Diese Nachricht gelangte bald zur Kenntnis Abdy Paschas und übte hier ihre Wirkung. Schon am 21. Oktober meldete der auf Kundschaft ausgeschickte Hauptmann Stojkowitsch an Oberstlieutenant Mihajlowitsch, der Seraskier habe sich mit seinem Heere aus Tschupria gegen Nisch so schnell entfernt, dass er eilf Kanonen und einen großen Vorrath von Lebensmitteln zurücklassen mußte. Vor dem Abzuge hatten die Türken die Morawabrücke in Brand gesteckt. In Folge dieser Meldung schickte Mihajlowitsch sofort den Freiwilligen-Major Schmidt mit einem Bataillon Jäger, einer Infanterie-Kompagnie und einer Eskadron Gräven-Hußaren nach Jagodina, damit sie über den Stand der Dinge sichere Kunde einziehen, eventuell Tschupria besetzen und die zurückgelassenen Kanonen in Besitz nehmen. Unterdessen war auch General Otto, der in diesen Gegenden mit dem Kommando betraut war, ebenfalls in Jagodina eingetroffen und konnte schon am 2. November die Meldung machen, dass die zur Verfolgung Abdy Paschas ausgeschickten Truppen bei Batotschin, Jagodina und Tschupria in den verlassenen Türkenlagern eine große Anzahl zerbrochener Wägen, andere Kriegsgeräthe und Fahnen als Zeichen der eiligen Flucht des Feindes vorgefunden hatten; auch die hinterlassenen Kanonen gelangten in ihre Gewalt. Die Freischärler des Mihajlowitsch besetzten hierauf die Stadt Paratjin und den Berg Schu-

peljak; einzelne Streifkolonnen drangen ganz bis Alexinatz vor, der Hauptmann Stojkowitsch gar bis sechs Stunden vor Nisch in Bulgarien. Die Einwohner der Gegend kamen von allen Seiten herbei und leisteten freiwillig und mit Freuden den Eid der Treue in Gegenwart des Generalmajors Otto.*)

Mihajlowitsch, der mittlerweile als Belohnung für seine raschen und energischen Verfügungen zum Obersten ernannt worden war, zog bald nachher auf ein neues Unternehmen aus.**)

Jenseits der Morawa, südwestlich von Tschupria, liegt die Stadt Karanowatz. Diese hielten damals noch 5—600 Türken unter Anführung des Agas Erzy-Mehemed besetzt. Mihajlowitsch befürchtete, dass diese Besatzung bei erhaltener Verstärkung aus Nowibazar oder Uschitza die vorgeschobenen österreichischen Truppen ernstlich beunruhigen könnte. Deshalb beschloss er, Karanowatz anzugreifen und die Türken von dort zu vertreiben. Er ließ deshalb einen Theil seines Korps unter dem Major Schmidt in Tschupria und Jagodina zurück und marschierte mit einer Eskadron Gräven-Hußaren, einer Eskadron seiner Freiwilligen-Kavallerie und zehn serbischen Freiwilligen-Kompagnien mit einigen Kanonen am 17. Nov. mitten durch das Gebirge. Die Avantgarde wurde von ortskundigen serbischen Freiwilligen gebildet, diese deckten auch auf beiden Seiten das kleine Heer, das in Folge dieser Vorsicht vor jedem Angriffe gesichert blieb. Nichtsdestoweniger konnte es nur langsam vorwärts kommen; denn in dieser Wildnis mußten zur Fortschaffung der Kanonen mehrere Male erst die Wege gebahnt werden. Auf solche Weise gelangte das Korps des Obersten Mihajlowitsch durch diese waldige Gebirgsgegend, wo vielleicht vordem noch niemals ein Kriegsheer marschiert war, unter Müh und Anstrengung am 20. Nov. erschöpft in die Nähe von Karanowatz. Hier brachte der auf Kundschaft ausgesandte Freischaren-Hauptmann Nowakowitsch die Nachricht, dass die türkische Besatzung von Karanowatz sich zur Flucht vorbereite. Darauf führte Mihaj-

*) Ausführl. Geschichte etc V. p. 14—16.

**) Ebd. V. p. 22.

lowitsch seine Truppen über die Morawa und postierte sie auf eine Anhöhe, während eine kleinere Schar an der Morawa die Brücke bewachte, andere Scharen aber theils gegen Uschitza, theils gegen Kruschewatz entsendet wurden, damit die Türken das österreichische Korps nicht überraschen können. Bald darauf wurde die Stadt von der besetzten Anhöhe aus mit Kanonen beschossen. Der türkischen Besatzung schien diese Kanonade lästig zu sein, sie verließ rasch die Stadt und sammelte sich auf der nahen Ebene. Mihajlowitsch schickte sofort die Gräven- und Freiwilligen-Hußaren gegen sie; es entspann sich zwischen beiden feindlichen Truppen ein heftiges Gefecht, doch wurden die Türken schließlich zur Flucht gezwungen. Unterdessen hatte ein Theil der Freiwilligen-Infanterie die Stadt selbst angegriffen und nach Sprengung der Thore auch eingenommen. Mihajlowitsch zog erst andern Tages, am 21. Nov., mit seinem ganzen Korps nach Karanowatz. Noch am selben Tage erschienen vor ihm die Knesen des ganzen Distriktes und huldigten im Namen sämmtlicher Einwohner, indem sie zugleich versprachen, zur Vertheidigung von Karanowatz 2000 Mann zu stellen. Nachdem Mihajlowitsch zur Verfolgung des flüchtigen Feindes noch eine kleinere Schar gegen Nowibazar entsendet hatte, verließ er am 22. Nov. Karanowatz und kehrte mit seinem Korps nach Jagodina zurück. Diese Stadt und Tschupria bildeten die südlichen Endpunkte der österreichischen Heereslinie im Morawathale: hier hatte General-Major Otto sein Armeekorps concentriert. Auf diese Weise waren die westlichen und südlichen Theile von Ober-Serbien in die Hände der Oesterreicher gelangt, während Unter-Serbien mehr weniger noch immer in der Gewalt der Türken verblieb oder wenigstens zum Schauplatze der einzelnen Gefechte zwischen beiden feindlichen Truppen ward, ohne von den Oesterreichern dauernd besetzt worden zu sein.*)

Auch in den östlichen Gegenden Serbiens blieben die Oesterreicher im Herbste des Jahres 1789 nicht unthätig.

*) Die freiwillige Theilnahme etc. (nach der Beil. der „Wr. Ztg." vom 9. Dez. 1789, Nr. 98.)

Major Branowatschky setzte am 10. Okt. mit zwei Freiwilligen-Kompagnien einige Meilen oberhalb Orschowa über die Donau, um Mustafapascha, der in dieser Gegend kommandierte, zu vertreiben. Mustafa floh nach kurzem Widerstande, verfolgt von den Oesterreichern. Zwei Tage später überschritt das gesammte Freiwilligen-Korps mit einer Eskadron Hußaren die Donau und zog durch Oreschkowitz in den Distrikt von Poretsch. Wie überall so erschienen auch hier die Knesen und Kmeten und flehten um den Schutz der österreichischen Truppen. Branowatschky versammelte hierauf das Volk und ließ in möglichst feierlicher Weise den Eid der Treue ablegen, worauf das vor den Türken geflüchtete Volk unter Segenswünschen in seine früheren Wohnorte zurückkehrte. Des andern Tages setzten die Freiwilligen die Verfolgung Mustafa's fort. Nachdem sie die Türken eingeholt, kam es zur Schlacht, in welcher die Freiwilligen einen vollständigen Sieg ärnteten; der Pascha selbst verlor sein Leben. Während Branowatschky so in das Innere der östlichen Landestheile eindrang, wirkten die österreichischen Truppen auch entlang der Donau siegreich.*)

Wir haben eben erwähnt, dass nach der Einnahme Belgrads Loudon mit dem größten Theil der Armee gegen Orschowa marschierte, um diese wichtige Festung zu belagern. Die Türken nahmen rings um die Festung, auf beiden Ufern der Donau noch ziemlich starke Positionen ein; die österreichischen Truppen belästigte in ihren Operationen insbesondere der Umstand, dass einige Stunden unterhalb Orschowa auf dem serbischen Ufer Kladowa in den Händen der Türken sich befand. Loudon ertheilte deshalb dem General Graf Wartensleben, Kommandant des Banater Armeekorps, den Befehl, Kladowo je eher in seine Gewalt zu bekommen. Zu diesem Zwecke beabsichtigte Wartensleben an der Spitze eines Heeres von 8—10.000 Mann die Donau zu überschreiten und Kladowa anzugreifen. Als dies der kommandierende Pascha vernahm, zog er sich mit allen seinen Truppen eilends zu-

*) Ebd. p. 300—301.

rück und ließ nur eine geringe Besatzung in dieser Festung. Auf die Nachricht hievon entsendete Wartensleben auch nur eine geringere Abtheilung unter Führung des Generals Fábry dahin. Dieser setzte am 6. Nov. über die Donau; allein in Folge des ungünstigen Wetters und der Unwegsamkeit der Straßen kam er erst am 9. Nov. Morgens vor Kladowa an. Die Besatzung ergab sich noch am selben Tage nach kurzen Unterhandlungen und ohne Schwertstreich. Der Besitz von Kladowa war für die österreichische Armee von großem Werte; denn hier befanden sich während des ganzen Feldzuges die Magazine der Türken und bei diesem Orte pflegten sie über die Donau Brücken zu schlagen.*)

Nach dem Falle dieser Festung drangen drei Bataillone ganz bis an den Timok vorwärts; die Freiwilligen Branowatschkys aber setzten über diesen Fluss und streiften fast bis Widdin. Auf diese Weise wurde der östliche Theil Serbiens, die sogenannte „Krajna", mit Kladowa und Negotin von den Türken gesäubert und mußten diese nicht nur die lange Linie an der Save und Donau, sondern mehr als halb Serbien, in west-östlicher Richtung von der Drina bis an den Timok, in südlicher Richtung aber von Belgrad bis Jagodina und Tschupria räumen und den Oesterreichern überlassen.**)

Von ähnlichem Glücke waren die österreichischen Waffen auch in der Walachei und in Bosnien begleitet.***) Der Erfolg des Feldzuges von 1789 war für Österreich unzweifelhaft sehr günstig, obgleich, wie wir schon bemerkt haben, mit größerer Energie und mehr Geschwindigkeit noch weit umfassendere Erfolge hätten erzielt werden können. Die Macht der Pforte wurde zwar in diesem Jahre nicht definitive gebrochen, aber dennoch derart geschwächt, dass für Oesterreichs Heere im folgenden Jahre neue und wichtigere Siege in Aussicht standen. Bevor jedoch der Feldzug im

*) Ausführl. Geschichte etc. IV. p. 94—99.

**) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 303. — Ausführl. Geschichte etc. IV. p. 99—100.

***) Ausführl. Geschichte etc. IV. p. 102—191. u. III. p. 95 -223.

Frühjahre 1790 neuerdings energisch eröffnet worden war, traten solche Ereignisse dazwischen, die Oesterreichs Thatkraft bedeutend lähmten und erstlich zu einem längern Waffenstillstand, dann aber zu einem Friedensschlusse nöthigten, der mit den errungenen Kriegs-Erfolgen in keinerlei Verhältnis stand. Diese Ereignisse waren: der Tod Kaiser Josefs im Anfange des Jahres 1790 und die Mobilisierung des eifersüchtigen Preußen. Ehe wir unsere Aufmerksamkeit diesen beiden Ereignissen und den daraus entspringenden wichtigen Folgen zuwenden, wollen wir noch in Kürze jene sehr unbedeutenden Kriegs-Operationen schildern, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1790 bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes in Serbien vollbracht wurden.

Im Anfange des Jahres 1790 nahmen die österreichischen Truppen in Serbien wegen Eintritt des Winters eine vorwiegend vertheidigende Stellung ein und richteten ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Abweisung einzelner feindlicher Angriffe und auf die Festhaltung der okkupierten Distrikte. Zu einem wirklichen, harmonischen Offensiv-Angriffe kam es nicht mehr; denn nach dem schon im Februar erfolgten Tode Josefs nahm der Krieg von Seite Österreichs einen vollständig defensiven Charakter an und zwar um so mehr als Loudon, der noch im vorigen Dezember nach Wien abgereist war*) gar nicht mehr zum Heere in der Türkei zurückkehrte, sondern mit dem Befehl über die an der preußischen Gränze aufgestellte Armee betraut wurde.

Die Belagerung von Orschowa gestaltete sich nach der Entfernung Loudons zur bloßen Cernierung, da die Lage dieser Festung (auf einer Insel inmitten der Donau) die förmliche Erstürmung derselben während des Winters unmöglich machte. Die Einnahme von Kladowa war, wie erwähnt, den Belagerern von großem Nutzen, indem dadurch die Verbindung zwischen Orschowa und den feindlichen Truppen am rechten Donauufer abgeschnitten wurde. Die Türken, für welche der Fall von Orschowa

*) Ebd. V p. 39.

einer der größten Verluste gewesen wäre, versuchten mehrere Male die Befreiung dieser Festung und waren zur Erreichung dieses Zieles vor allem bestrebt, Kladowa und dessen Umgebung wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Schon Ende Dezember 1789 überschritt eine Türkenschar von 2000 Mann auf der wiederhergestellten Brücke den Timok, griff die in der Nähe der Brücke befindlichen österreichischen Vorposten an und zerstreute sie, wodurch auch die um Negotin und Bukowze lagernden Truppe zum Rückzuge gezwungen wurden. In Kladowa kommandierte damals Oberstlieutenant Liptay, der auf die Nachricht vom Vordringen der Türken sofort dem Oberkommandanten im Banate, Graf Wartensleben, Meldung machte und um Verstärkung bat. Bis zur Ankunft desselben bemühte sich Major Branowatschky mit seinen Freiwilligen das Vordringen der Türken zu verhindern. Es gelang ihm auch noch am 31. Dezemb. das türkische Armeekorps zurückzuschlagen. Nachdem mehrere Tage kein Feind sichtbar wurde, machte sich Liptay am 3. Jänner mit ungefähr 2500 Mann von Kladowa gegen Negotin auf den Weg. Am 5. Jänner hatte er bereits die von den Türken verbrannte und verlassene Brsa-Palanka überschritten und sandte hierauf den Rittmeister Szarvassy (lies: Sarvaschi) mit einer Eskadron ungarischer Hußaren voraus. Diese Eskadron stieß aber bald auf ein starkes feindliches Heer, welches durch die aus Widdin erhaltene Hilfe auf 5000 Mann angewachsen war. Obgleich Szarvassy wusste, dass Liptay wegen der schlechten Wege mit der Reiterei und Artillerie nur langsam vorrücken konnte, wartete er im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Hußaren dessen Ankunft nicht ab, sondern richtete mit seinem Häuflein auf den zahlreichen Feind einen so heftigen Angriff, dass dieser schließlich zum Rückzuge gezwungen wurde. Bald darauf vereinigte sich Szarvassy mit Liptay und sie zogen nun gemeinschaftlich zur Verfolgung des Feindes. Die Türken machten an diesem und dem darauffolgenden Tage wiederholt Halt, erstlich in der Nähe von Bukowze, dann auf den Anhöhen bei Negotin, endlich aber bei der Timokbrücke; doch ihre Angriffe wurden von

den Österreichern jedesmal siegreich zurückgeschlagen, und so waren sie genöthigt, am jenseitigen Ufer des Timok Schutz zu suchen. Durch diese siegreiche Operation, bei welcher sich insbesondere die ungarischen Hußaren und serbischen Freiwilligen ausgezeichnet hatten, wurde die Verbindung des Feindes mit Orschowa gänzlich unmöglich, der Besitz von Kladowa und Umgebung aber für die Österreicher gesichert. Am Timok kam es noch Ende Juni und Anfangs Juli zu einigen kleineren Scharmützeln unter Anführung des Generals Vécsey (spr. Wehtschei), in denen eine österreichische Truppenabtheilung von türkischer Übermacht zerstreut wurde. Bei dieser Gelegenheit gerieth auch Szarvassy, der wegen seiner Anfangs Jäuner bei Negotin bewiesenen Tapferkeit zum Major avanciert war, in türkische Gefangenschaft. Als die Türken auf Szarvassys Brust das Maria Theresien-Kreuz erblickten, nahmen sie ihm weder die Uhr noch sein Geld weg, ja ließen ihm selbst den Säbel, indem sie sagten: „Dein Kreuz ist uns ein Beweis, dass du ein tapferer und braver Soldat bist, Dir geschieht kein Leid;" — jedenfalls ein schönes Zeichen der Anerkennung, welche die Türken auch gegen die Tapferkeit des Feindes bekundeten. Das letzte kriegerische Ereignis in dieser Gegend finden wir vom 1. August aufgezeichnet, als der Major Rakitschewitsch mit 700 Mann Freiwilligen vom Korps des Branowatschky und Marian in den Poretscher Distrikte einbrachen und den Dioscha-Mustafa Pascha schlugen*).

Auch die in Jagodina und Tschupria stationierten österreichischen Truppen konnten den Winter nicht in Ruhe verbringen. Als im Anfang des Jahres 1790 die Türken das belagerte Orschowa entsetzen wollten, von Liptay aber siegreich zurückgeschlagen wurden, erhielt auch der Obrist Mihajlowitsch Befehl, seine Winterquartiere zu verlassen und den Feind in anderer Richtung zu beschäftigen, damit er nicht mit vereinigter größerer Truppenmacht gegen Orschowa operieren könne. Mihajlowitsch verließ mit seinem

*) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 313—318, 340. — Ausführliche Geschichte etc. V. p. 44—54, 131—133.

größtentheils aus serbischen Freiwilligen und ungarischen Hußaren bestehenden Korps Jagodina schon am 2. Jänner und zog am linken Ufer der großen Morawa südwärts, indessen er eine kleinere Abtheilung am rechten Ufer von Tschupria aus über Paratjinon und Stalatsch in der Richtung auf Alexinatz voraus sandte. Mihajlowitsch erreichte am 3. Jänner die serbische Morawa und nachdem die Schiffe, welche er mit sich führte zum Brückenschlage nicht taugten, so erbot sich die Infanterie freiwillig, den Fluss zu durchwaten. Das geschah auch am Morgen des folgenden Tages. Bald nachher wurden auch die Kanonen hinübergeschafft und das ganze Korps marschierte gegen das naheliegende Kruschewatz. Hier vereinigte sich die auf dem jenseitigen Ufer der großen Morawa vorwärts gedrungene Abtheilung mit Mihajlowitsch. Noch am selben Morgen begann dieser die Beschießung von Kruschewatz. Die Besatzung aber machte hierauf einen so zahlreichen Ausfall und griff den unter dem Befehle des Rittmeisters Simonowitsch stehenden Kavallerie-Vorposten mit solcher Heftigkeit an, dass dieser gezwungen war, sich hinter das in der Nähe befindliche Carré der Infanterie zurückzuziehen. Die Türken griffen auch sofort das Carré an und suchten es einzuschließen. Die Infanterie stand jedoch unbeweglich und auch die Kavallerie hatte sich bald wieder geordnet und gieng wieder angriffsweise vor, worauf die Türken, überdies durch ein wohl unterhaltenes Artilleriefeuer beunruhigt, sich nach Kruschewatz zurückzogen. Mihajlowitsch drang ihnen unmittelbar nach, eröffnete auf die Festung und Stadt eine heftige Kanonade und führte zugleich das Fußvolk zum Sturme. Die Besatzung, 1200 Mann stark, verließ alsbald Kruschewatz und flüchtete in die nahen Wälder. Den 4. Jänner brachte Mihajlowitsch in Kruschewatz zu, ließ ein feierliches Tedeum abhalten und ordnete an, dass die in der Festung befindlichen, von den ehemaligen serbischen Fürsten erbauten, von den Türken aber zu Stallungen benützten Kirchen wieder hergestellt und ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden sollten. Auch hier versammelten sich die Knesen und leisteten dem österreichischen Kaiser den Eid der Treue. Nachdem

Mihajlowitsch die Bewachung der Festung dem Hauptmann Götz anvertraut und für die gehörige Besetzung der Straßen gegen Nisch und Kurschumlje Sorge getragen hatte, führte er den größten Theil seines Korps nach Jagodina zurück, wo er am 20. Jänner eintraf.*)

Generalmajor Otto, der Oberkommandant in dieser Gegend, war ebenfalls nicht unthätig geblieben, sondern während Mihajlowitsch gegen Kruschewatz zog, eilte er selbst mit einem andern Korps dem am Timok kämpfenden Liptay zu Hilfe. Er hatte auch das Gebirge von Majdanpek bereits überstiegen, als ein türkischer Kommissär, der frühere Defterdar von Belgrad, der noch Ende des vorigen Dezembers in Begleitung zweier Agas und 45 anderer Türken zur Unterhandlung über einen Waffenstillstand in Belgrad eingetroffen war, auf der Rückreise den General Otto aufsuchte und ihn zur Einstellung weiteren Vorrückens bewog.**) Der Waffenstillstand schien aber bloß für die östlichen Landestheile zu gelten, denn Otto erhielt bald die Nachricht, dass ein türkisches Korps von Nisch heranziehe und die dort stationierten Freiwilligen bedrohe. Der General kehrte in Eile an die Morawa zurück; der Freiwilligen-Hauptmann Stojkowitsch hatte aber damals die Türken bereits zurückgedrängt. Nun folgten diesen Scharmützeln einige Wochen Ruhe, bis am 12. Februar 600 Türken aus Nisch vor Paratjin erschienen und diese Stadt angriffen. Dem schon erwähnten Hauptmann Stojkowitsch gelang es, mit 450 Freiwilligen auch diesmal den Feind zum Rückzug zu bewegen. Um dieselbe Zeit richteten die Türken auch einen Angriff auf Karanowatz, das Mihajlowitsch noch im vorherigen Herbste eingenommen hatte. Hauptmann Simitsch, der in Karanowatz befehligte, schlug nicht nur diesen Angriff zurück, sondern folgte auch den südlich ziehenden Türken, verjagte sie aus dem uralten Kloster Studenitza am Ibarflusse und kehrte hierauf wieder

*) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 323—326.

**) Ebd. p. 308.

nach Karanowatz zurück.*) Damals verließen die Mönche von Studenitza, etwa 30 an der Zahl, aus Furcht vor der Rache der Türken, ihr Kloster und folgten dem Hauptmann Simitsch; später übersiedelten sie nach Ungarn.**)

Anfangs April erhielt Mihajlowitsch Kunde, dass das bei Alexinatz lagernde feindliche Korps von Banja her Verstärkungen an sich ziehen wolle, um dann die serbischen Freiwilligen in Jagodina anzugreifen, während zugleich der Befehlshaber von Nowibazar über Uschitza die Angreifenden unterstützen sollte. Das Gelingen dieses Planes wäre für die Freiwilligen eine große Gefahr gewesen; denn die vereinigten türkischen Truppen würden mehrere tausend Mann betragen und somit jene an der Zahl weit übertroffen haben. Mihajlowitsch fasste also den raschen Entschluss, diese Vereinigung des Gegners nicht bei Jagodina abzuwarten, sondern gegen die einzelnen Scharen desselben, namentlich gegen die bei Alexinatz, angriffsweise vorzugehen. Zu diesem Zwecke machte er sich am 5. und 6. April von Paratjin aus über Raschanj schnell auf den Weg und hatte die letztere Stadt schon weit im Rücken, als er am 7. April in der Nähe von Alexinatz auf den Feind traf. Da die Türken aus Banja einige Verstärkung erhalten hatten, ergriffen sie sogleich die Offensive, wurden aber nach kurzem Kampfe in die Flucht getrieben. Die Verfolgung geschah vonseite des Mihajlowitsch mit solchem Nachdrucke, dass die Türken auch in Alexinatz nicht stille halten konnten, sondern gegen Nisch weiter flohen. Von dem in Alexinatz erbeuteten Rindviehe gab Mihajlowitsch jenen Theil, welchen die Türken den Einwohnern weggenommen hatten, den Eigenthümern zurück, und marschierte noch am selben Tage wieder nach Jagodina, wo er am 9. April eintraf.***)

In den westlichen Landestheilen fanden im Laufe des Winters zwischen den österreichischen und türkischen Truppen

*) Ebd. p. 327—328.

**) Gesuch des Archimandriten Radosawljewitsch an den österr. Kaiser bei Nowakowitsch, Daten zur serb. Geschichte etc. (in serb. Sprache). p. 55—57.

***) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 328—330.

keine Gefechte statt. Übrigens hatte ja, wie erwähnt, General Csernel schon beim Eintritt des Winters sein Armeekorps, ausgenommen die Besatzung von Schabatz, von den besetzten Punkten in die Winterquartiere nach Slavonien zurückgezogen, nachdem die verwüsteten Gegenden den Truppen weder eine genügende Unterkunft, noch auch hinreichende Lebensmittel für den Winter bieten konnten. Die Überwachung des von den Oesterreichern besetzten Striches wurde den serbischen Aufständischen anvertraut. Mit dem Eintritt des Frühlings verstärkte man die Befestigungen von Semendria; denn das österreichische Oberkommando in Serbien scheint beabsichtigt zu haben, sämmtliche zerstreute Truppen unter die Mauern von Belgrad und Semendria zurückzuziehen, theils wegen des verwüsteten Zustandes im Lande, theils in Folge der veränderten Verhältnisse, die ein angriffsweises Vorgehen der österreichischen Armee in diesen Gegenden nicht mehr gestatteten.*)

Der Krieg hatte ohne Friedensschluss, ja selbst ohne allgemeinen Waffenstillstand thatsächlich sein Ende erreicht. Namentlich in Serbien kam kein weiteres Kriegs-Ereignis oder irgend welche militärische Operation mehr vor. Es hörte somit auch jene lebhafte Thätigkeit, welche die serbischen Freiwilligen und Aufständischen entwickelt hatten, auf. Auf welche Weise sich der ungeregelte Volks-Aufstand schon bei der Nachricht vom nahen Ausbruch des Krieges und über Aufmunterung geheimer Agenten nach den einzelnen Distrikten, ohne Zusammenhang und Planmäßigkeit organisiert hatte, das bezeugen insbesondere die Ereignisse von Waljewo am Ende des Jahres 1787, von denen weiter oben die Rede war. Eine weit wichtigere Rolle als diese periodisch auftretenden Insurgenten, die nach dem Niederbrennen und Ausplündern einer türkischen Ortschaft sich wieder zerstreuten, spielten die Freiwilligen. Wir haben jene wichtigeren Kämpfe, an denen diese Freischärler Antheil nahmen, erzählt; es bleibt nur noch Einiges

*) Ebd. p. 327.

über ihre Organisation zu sagen übrig. Wie wir bereits kurz erwähnt, folgten in dem Jahre vor Ausbruch des Krieges zahlreiche Serben den geheimen Agenten in die österreichischen Provinzen, später flüchteten sich aber mehrere tausend Familien aus Serbien nach Oesterreich. Aus diesen Flüchtlingen wurden wohl die ersten Freischaren gebildet. Wiewohl man über die Entstehung und Formierung dieser Frei-Korps nur wenige Daten besitzt, so scheint doch gewiss zu sein, dass dieselben regulierte Truppen waren, welche, von österreichischen Officieren (meist aus den Gränzregimentern) eingeübt, gleich der regulären Armee in taktische Einheiten, als Kompagnien und Bataillone, die Kavallerie in Eskadronen, eingetheilt waren, Uniform trugen und Sold empfiengen, für ihre Verpflegung aber selber sorgen mußten. Die Uniform der Freiwilligen-Infanterie bestand in einem braunen Waffenrock und weiten, unter den Knien anschließenden Beinkleidern; die Reiterei hatte wahrscheinlich eine der Hußaren-Uniform ähnliche Bekleidung. Jeder Freiwillige besaß eine ordentliche Muskete, zwei Pistolen, einen Handschar (Streitmesser) und einen Streitkolben (türk. Busdogan). Ihre Officiere erhielten sie größtentheils aus der regulären Armee, besonders aus den Gränzregimentern, da die Officiere der Letzteren auch ihre Sprache verstanden; theils aber wurden Einzelne auch aus ihrer Mitte zu Officieren ernannt. Obgleich nun die ersten Freiwilligen-Kompagnien hauptsächlich aus den serbischen Flüchtlingen gebildet wurden, so traten doch bald auch viele österreichische Serben in ihre Reihen, später findet man in ziemlicher Anzahl unter ihnen selbst Ungarn, Deutsche und Walachen. Der überwiegende Theil der Freiwilligen-Kompagnie bestand jedoch nach wie vor aus Serben, Bosniaken und Kroaten. Auf der ganzen langen Gefechtslinie, von der Adria bis Orschowa, entstanden solche Freischaren, welche im Laufe des Krieges unter verschiedenen Benennungen bekannt wurden. In Kroatien und Slavonien gab es St. Georgier und slavonische Freiwillige, jene meistens „Sereschaner" genannt; um Semlin und Belgrad kämpften neben den Bataillonen der regulären

Armee die Freikorps des Mihajlowitsch, im Banate aber die des Branowatschky und des Marian. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese organisierten Frei-Kompagnien ergänzende Bestandtheile der in den verschiedenen Gegenden operierenden österreichischen Truppenkörper bildeten, indem sie an den Schlachten derselben ebenfalls Antheil nahmen, aber wegen ihrer größern Beweglichkeit und Lokalkenntnis hauptsächlich Vorpostendienste verrichteten oder aber zu kleineren Überfällen verwendet wurden. Darum treffen wir sie überall in Verein mit den ungarischen Hußaren-Eskadronen. Bezüglich der Zahl der Freiwilligen sind nur spärliche Daten vorhanden. Mihajlowitsch stellte gleich bei Beginn des Krieges zwei Kompagnien zusammen, welche bald zu einem Bataillone sich vermehrten. Bei Zabresch operierte Mihajlowitsch bereits mit zwei Bataillonen Fußvolk und einer Eskadron Reiterei, zusammen ungefähr 2500 Mann. Gegen Ende des Jahres 1789 besteht dieses Korps des Mihajlowitsch aus 18 Kompagnien Infanterie, vier Kompagnien Jäger und einer Eskadron Kavallerie, zusammen aus 5049 Mann. Im Waljewoer Distrikte hatte sich eine Freischar von 1800 Mann organisiert. Das Korps des Branowatschky zählt nach einigen Angaben 1600 Mann. Wie gleichzeitige Zeugen bekunden, bestrebte sich Mihajlowitsch bei dem Uebertritt auf das serbische Ufer theils durch Werbung seine eigene Freischar zu vermehren, theils versuchte er die abenteuerlichen, ungeregelten serbischen Insurgentenhaufen ebenfalls in regulierte Freiwilligen-Korps umzugestalten. Zu diesem Zwecke beorderte er z. B. einmal einige hundert solcher Aufständischen aus dem Waljewoer Distrikt zu sich nach Jagodina, vertheilte dort Freiwilligen-Uniformen und militärische Gewehre unter sie, ernannte die Verständigeren zu Officieren und unter Mitgabe einiger seiner Officiere schickte er sie in die Schanzen von Klitschewatz, damit sie sich daselbst in den regelmäßigen militärischen Bewegungen einüben. Zugleich nahm er ihnen den Eid der Treue für den Kaiser ab. Inwieferne dem Mihajlowitsch diese Regulierung gelang, darüber fehlen die Daten, aber soviel weiß man, dass wenigstens einige

Tausend Insurgenten zu regulierten Freischärlern dressiert wurden und in Folge dessen die Zahl der Letztern am Ende des Krieges die oberwähnten Ziffern weit überschritt. Nach Beendigung des Krieges wurden nicht nur die Officiere der regelmäßigen Freikorps, sondern auch die der also ungeformten Insurgentenscharen von Seite der österreichischen Regierung als Officiere anerkannt und es ihrem Belieben anheimgestellt, entweder mit gleichem Range in die reguläre Armee einzutreten oder beim Verlassen des Kriegsdienstes eine Pension zu beziehen.*)

Außer den, theils in Oesterreich, theils in Serbien organisierten Freischaren durchstreiften, wie wir gesehen haben, zahlreiche Insurgentenhaufen die einzelnen Distrikte, griffen die türkischen Dörfer und Palanken an, schlugen die widerstandleistenden Türken oder wurden von ihnen in die Flucht gejagt. Mit einem Worte: das ganze Land glich einem großen Feldlager. Die gesammte serb. Bevölkerung hatte sich erhoben, der eine Theil kämpfte als Freischärler bei der regulären Armee, der andere Theil bemühte sich in kleineren Haufen zerstreut sowohl den türkischen Truppen, wie der türkischen Bevölkerung so viel Schaden als nur möglich beizubringen. Neben diesen letzteren, jedes höhern Zieles entbehrenden Lokalerhebungen, welche nur die gebotene Gelegenheit ergriffen, um für lang geduldete Mishandlungen Rache nehmen zu können, äußerte sich in einem großen Theile des Volkes die lebhafte Begierde, der jahrhundertlangen Unterdrückung für immer los zu werden und weil damals das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Einheit und Selbständigkeit theils in Folge der langen Fremdherrschaft, theils wegen der niedrigen Bildungsstufe und des gänzlichen Mangels einer wohlhabendern und unabhängiger denkenden Klasse vernichtet war: so drängte sich stets deutlicher der Wunsch, unter den Fittigen Oesterreichs Schutz zu suchen, in den Vordergrund. Wo in Serbien österreichische Trup-

*) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 247, 280, 283, 293, 294, 298. — Ranadowitsch, Memoari p. 12, 26, 27, 199.

pen und die Freiwilligen erschienen, legte das Volk überall mit Freuden den Eid der Treue ab und begann den österreichischen Kaiser als seinen Herrn und Fürsten zu betrachten. Überhaupt war zu jener Zeit Oesterreich noch die einzige Macht, von welcher die Serben ihre Befreiung erwarten konnten. Beim Ausbruche des Krieges im J. 1788 lebte unter den Serben noch das Andenken an die mehr als zwanzigjährige Herrschaft der Oesterreicher (vom Passarowitzer bis zum Belgrader Frieden, 1718—1739) und so steigerte auch die Tradition die Hinneigung des Volkes zu Oesterreich. Die Serben hatten auch nicht gezögert, dem Ruf des österreichischen Kaisers folgend die Waffen zu ergreifen und hatten bis ans Ende treu und ausdauernd für die Interessen Oesterreichs und für ihre eigene Befreiung gekämpft. Das Resultat des Krieges entsprach jedoch den Erwartungen des serbischen Volkes nicht; die an diesen Krieg geknüpften Hoffnungen giengen nicht in Erfüllung: Serbien gerieth abermals unter die Herrschaft der Türken. Dessenungeachtet hatten die Serben ihr Blut nicht umsonst vergossen. In dem Kriege von 1788—90 erwachte eigentlich in den Serben das nationale Selbstbewusstsein. Die unterdrückte Rajah, welche unter der Türkenherrschaft in die Reihen des Kriegsheeres nicht aufgenommen wurde, ja selbst keine Waffen tragen durfte, war allmählich zur unkriegerischen, bloß steuerleistenden Masse geworden. Während der letzten Jahre aber, durch die Officiere einer europäischen Kriegs-Macht eingeübt, gewöhnte sie sich an den Krieg, ja bei den täglichen Gefechten im ganzen Lande entwickelte sich in ihr auch die selbständige, rasche Thatkraft. Dieser Umstand war für das spätere Geschick Serbiens von großem Einflusse und man kann behaupten, dass die folgende Revolution und deren Gelingen nur durch die Theilnahme des Volkes am letzten österreichisch-türkischen Kriege möglich geworden ist. Natürlicher Weise konnte man damals diesen Erfolg noch nicht voraussehen. Den Serben boten sich in dieser Zeit nur zwei Möglichkeiten: entweder Anschluss an Oesterreich oder Wiederherstellung der alten Zustände. Seit der defensiven Haltung der

österreichischen Armee nach der Einnahme von Belgrad und in Folge verbreiteter Nachrichten über Friedensunterhandlungen sahen die Serben, insbesondere als im Frühling des Jahres 1790 die Feindseligkeiten von selbst ein Ende nahmen, mit großer Bekümmernis in die Zukunft. Dem thatsächlichen Aufhören des Krieges folgte nicht sofort der Friedenschluss. Langwierige Unterhandlungen, deren wir mindestens flüchtig erwähnen müßen, giengen voran; die Betrachtung derselben lehrt die Gründe kennen, unter deren Einwirkung Oesterreich zum Abschluss eines Friedens genöthigt wurde, in welchem es allen errungenen Vortheilen des Krieges entsagte und in Foge dessen Serbien wiederum eine Provinz des türkischen Reiches wurde.

Kaiser Josef hatte den Krieg nicht gesucht, ja, wie wir gesehen haben, er zögerte lange, an demselben Theil zu nehmen. Als er schließlich auf Grund der zwischen ihm und der russischen Kaiserin bestehenden Allianz dennoch gezwungen war, der Pforte den Krieg zu erklären, konnte sich sein hochstrebender Geist damit nicht begnügen, Gut und Blut seines Reiches bloß zur Erfüllung einer Vertragspflicht aufzuopfern. Gleich der Zarin wünschte auch Kaiser Josef aus diesem Kriege, in den er gegen seinen Willen gedrängt wurde, Nutzen zu ziehen. Die ehrgeizigen Pläne Katharinens fanden in Josefs Seele lebhaften Widerhall, und in der That bot sich zur Verwirklichung derselben niemals eine so günstige Gelegenheit als in diesem Kriege, wo die für schwach gehaltene Türkei von zwei so mächtigen Staaten wie Oesterreich und Russland angegriffen wurde. In Europa zweifelte auch kaum Jemand am Ausgange des Krieges; die Vernichtung des Türkenreiches schien unausbleiblich. Indessen lächelte im J. 1788 das Kriegsglück weder den Oesterreichern noch den Russen, wenigstens nicht in dem Maße, als man es erwartet hatte. Die Türken gewannen zwar keine entscheidenden Schlachten, wurden vielmehr wiederholt empfindlich geschlagen, allein auch die Verbündeten konnten sich keiner glänzenden Erfolge rühmen. Kaiser Josef kehrte gegen Ende des Jahres 1788 krank und misgestimmt von

der Donau nach Wien zurück und erschien auch nicht wieder auf dem Kriegsschauplatze. Niemand freute sich dieser unerwarteten Wendung mehr als der preußische König Friedrich Wilhelm II. und dessen ehrgeiziger Minister Graf Herzberg. Dieser Letztere, Oesterreichs geschworener Feind und stets für die Vergrößerung Preußens bemüht, um dadurch den eigenen Ruhm zu mehren, verfolgte schon seit Langem mit eifersüchtigen Blicken die Aktionen Oesterreichs. Die aus dem mit Rußland gemeinsam geführten Kriege etwa hervorgehende Territorial- und Machtzunahme Oesterreichs erfüllte Herzberg mit tiefer Besorgnis. Deshalb setzte er Alles in Bewegung, um die Pforte zur Annahme eines Vertrages zu bringen, durch welchen sie sich verpflichtete, nur allein unter preußischer Vermittelung mit den kriegführenden Theilen den Frieden schließen zu wollen. Preußen versprach dagegen, im Vereine mit England, Holland und Schweden die Garantie der Gränzen des türkischen Reiches auf sich zu nehmen, für welche gute Dienste es sich den Besitz von Danzig und Thorn, die damals zu Polen gehörten, als Lohn ausbedang. Trotz der drängenden Mahnungen Herzbergs und ungeachtet des für die Türken unglücklichen Feldzuges 1789 führten die Unterhandlungen über diesen Vertrag wegen der Verzögerungen der türkischen Minister, welche gerne Preußens bewaffnete Unterstützung gewinnen wollten, lange Zeit nicht zu dem gewünschten Erfolge; blieben indessen auch kein Geheimnis. In Wien war man genug zeitig davon unterrichtet und Kaiser Kaiser Josef begann, um sich nach allen Seiten zu sichern, in Böhmen und Schlesien Truppenaufstellungen, wobei der Armee an der Donau ein Theil entzogen wurde. Unterdessen eröffnete der bei Schumla lagernde Großwesir Hassan geheime Unterhandlungen mit Loudon und Potemkin, dem Oberbefehlshaber der russischen Armee, zur Herstellung einer Waffenruhe, welche Anträge zwar abgewiesen wurden, Herzberg jedoch zu um so größerer Thatkraft anspornten, damit die Pforte nicht ohne ihn den Frieden schließe und Preußen sonach der gehofften Besitzerweiterung verlustig werde. Endlich, am 31. Jänner

1790, wurde das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und der Pforte unterschrieben, gemäß welchem Preußen verpflichtet gewesen wäre, dem türkischen Reihe bewaffnete Hilfe zu leisten, um demselben die verlorenen Provinzen zurückzuerwerben.*) So standen die Dinge, als Kaiser Josef am 24. Februar 1790 nach langer Krankheit starb. Dieser hervorragendste Herrscher des 18. Jahrhunderts trat mit großen Ideen, starkem Willen und einer unermüdlichen Thatkraft auf den Thron, um nach kurzer zehnjähriger Regierung an Leib und Seele gebrochen ins Grab zu steigen. Das Ziel, nach welchem Kaiser Josef strebte und nach welchem er alle seine Handlungen auf dem Gebiete der innern und äußern Politik einrichtete, war die Konstituierung eines mächtigen, einheitlichen und, was mehr ist, eines befriedigten Reiches. Und wer des Kaisers Wirksamkeit bis zu Ende unbefangen betrachtet, der kann nicht läugnen, dass dieses ausgesteckte Ziel seines Lebens ein schönes, ein erhabenes war. Nur der im Innern einheitlich konstituierte Staat ist im Stande, nach Außen hin einflussreich aufzutreten, während andererseits die auf dem Gebiete der auswärtigen Politik errungene Autorität und Macht allein eine ungestörte, systematische Entwickelung im Innern des Staates ermöglicht. Es ist nicht unsere Aufgabe, an dieser Stelle in eine Beurtheilung der Ideen und Wirksamkeit Kaiser Josefs einzugehen oder auch nur je untersuchen, ob die von ihm angewendeten Mittel nicht oftmals unrichtig, ja selbst schädlich waren. Wir glauben uns jedoch nicht zu täuschen, wenn wir sagen, dass der größte, ja vielleicht der einzige Fehler Kaiser Josefs als Staatsmann darin bestand, dass er seiner Zeit um einige Jahre vorausgeeilt war. Hätte seine Regierung zehn Jahre später begonnen, als nämlich der Einfluss der französischen Revolution bereits alle Nationen Europas ergriffen und in ihnen neue Gedanken erweckt, und neue Wünsche und Anschauungen geschaffen hatte, dann würde er viele seiner

*) Zinkeisen, Geschichte des osman. Reiches. VI. Bd. p. 671—751.

Ideen verwirklicht haben; denn sein Kampf war ohne Zweifel der Kampf des nüchternen Verstandes und der modernen, einheitlichen Staats-Idee gegen die Unwissenheit, die Vorurtheile und die Bevorzugung der lokalen Interessen vor dem Allgemeinen und Ganzen. So aber nahm er das verzweifelnde Selbstbewusstsein mit ins Grab, dass die Bemühungen seines ganzen Lebens nutzlos waren. Und in der That äußerte sich bei dem Tode des Kaisers in allen Ländern und Provinzen des Reiches die Opposition immer lebhafter gegen das von ihm befolgte System, obwohl er einen großen Theil seiner Institutionen und Anordnungen noch auf seinem Sterbebette zurückgezogen hatte. In Böhmen und in den österreichischen Erbländern war die Unzufriedenheit fast ebenso groß wie in Ungarn, wo die Gährung thatsächlich eine gefährliche Gestalt annahm, während die belgischen Provinzen die Fahne der Empörung offen aufgepflanzt hatten.*) Frankreich, auf dessen Freundschaft Österreich in Folge der zwischen beiden Herrscherfamilien bestehenden nahen Verwandtschaft hätte rechnen können, stand an der Schwelle der Alles mit Vernichtung bedrohenden großen Revolution und wurde dadurch zur Unthätigkeit nach Außen gezwungen. Preußen aber wollte die Gelegenheit ausnützen und setzte seine Truppen nach der österreichischen Gränze hin in Bewegung. England und Holland befanden sich ebenfalls auf der Seite Preußens und unterstützten zugleich Schweden in seinem begonnenen Kriege gegen die russische Kaiserin. Der Krieg mit der Türkei hatte überdies seit zwei Jahren Österreich so viele Opfer an Menschen und Geld gekostet, dass die Völker des Reiches fast zusammen brachen unter der Schwere dieser Lasten. Unter solchen Umständen begann Leopold II. seine Regierung. Ohne Freunde und Bundesgenossen, das einzige Russland ausgenommen, welches selber durch einen Doppelkrieg genug in Anspruch genommen war, mit den mächtigsten europäischen Staaten in feindlichen Beziehungen, das Reich von einen langwierigen Kriege

*) Springer, Geschichte Österreichs, Bd. I. 2 Kap.

erschöpft, alle Theile desselben von der Revolution bedroht, glaubte Leopold, dessen friedliches Gemüth den verzehrenden Ehrgeiz, der Josefs Leben gleich einem rothen Faden durchzieht, nicht kannte, einzig und allein durch einen raschen Friedensschluss den von allen Seiten dräuenden Sturm von seinen Ländern abwenden zu können. Aus diesem Grund ließ er sich schon am 28. März mit König Friedrich Wilhelm II. von Preußen in Unterhandlungen ein, die sich jedoch durch einige Monate hinzogen und nahe daran waren, an der Halsstörrigkeit Herzbergs Schiffbruch zu leiden; denn dieser wollte nur um solchen Preis den Frieden vermitteln, wenn Preußen zur Entlohnung seiner Bemühungen eine Territorial-Erweiterung gewinnt. Als jedoch auch England energisch dazwischen trat, kam am 26. Juni in Reichenbach eine Konferenz zu Stande, in der beschlossen wurde, zwischen Österreich und der Pforte einen Waffenstillstand auf Grund des Statusquo vor dem Kriege herzustellen. In Folge dieser „Convention von Reichenbach" fand auch zwischen dem Prinzen von Koburg, dem damaligen Oberbefehlshaber der österr. Armee und dem Großwesir Scherif Hassan-Pascha am 19. Sept. zu Giurgewo (sprich: Dschurdschewo) der Abschluss einer neunmonatlichen Waffenruhe statt. Bald nachher traten die Bevollmächtigten der interessierten Staaten in Sistow zusammen, wo nach langwieriger Verhandlung am 4. August 1791 der Friede zwischen Österreich und der Türkei geschlossen wurde. Russland, welches ebenfalls einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, unterzeichnete am 9. Jänner 1792 zu Jassy den Frieden mit der Pforte. *)

Auf diese Weise hatte der letzte Krieg Österreichs gegen das osmanische Reich sein völliges Ende erreicht. Durch den Friedensschluss von Sistow verpflichtete sich Österreich, alle während des Krieges gemachten Eroberungen herauszugeben und jene Gränzen, welche zwischen beiden Reichen vor der Kriegserklärung bestanden, wieder herzustellen. Nur zur Abtretung von

*) Zinkeisen, a. a. o. VI. p. 768—846.

Altorschawa und eines kleinen Landstriches daselbst war die Pforte in einem besondern Vertrage zu bewegen.*) Der mit so großen Hoffnungen begonnene, nahezu dreijährige und eigentlich siegreich geführte Krieg endigte mit dem traurigsten Resultate. Die österreichische Regierung machte alle Anstrengungen, um wenigstens jene Gränzen wieder zu gewinnen, welche im Frieden von Passarowitz stipuliert worden waren, wodurch ein Theil von Bosnien und Serbien und die Walachei bis zum Altflusse in den Besitz Oesterreichs gelangt wären, da diese Landestheile und noch weit mehr ohnehin bei Abschluss des Waffenstillstandes von den österreichischen Truppen besetzt waren. Die vermittelnden Mächte waren jedoch entschlossen, nur auf Grund des strengen „status quo ante bellum" den Frieden zu Stande zu bringen, im entgegengesetzten Falle drohte Preußen überdies mit sofortiger Kriegserklärung. Um also das völlig erschöpfte, zudem am Rande der Revolution stehende Reich von der Gefahr des gänzlichen Unterganges zu erretten, konnte der Kaiser nichts Anderes thun, als die ihm vorgelegten Friedensbedingungen zu acceptieren. Mit den übrigen Okkupationen kam somit auch Serbien wieder unter die Oberhoheit der Pforte zurück. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die österreichische Regierung Alles gethan hatte, was das Los dieses unglücklichen Landes erleichtern konnte, lag dies doch vor Allem im eigenen Interesse Oesterreichs selbst. Diejenigen, welche Oesterreich der Undankbarkeit gegen die mit so viel Ausdauer und Selbstaufopferung kämpfenden Serben zeihen und es ihm verübeln, weil es für dieselben nicht einige Vergünstigungen ausbedungen hatte, wie solches später Russland in den Friedensschlüssen von Bukarest, Akjerman und Adrianopel gethan, — diese Ankläger vergessen, dass Russland in den angeführten Fällen die Friedensbedingungen nach seinem Belieben von der Pforte erpressen konnte, während Oesterreich im J. 1791 unter der Wucht der

*) Neumann, Recueil des Traités et Conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères. Bd. I. p. 464.

unglücklichen Umstände gezwungen war, die von Andern vorher festgesetzten Bedingungen einfach anzunehmen. Die Pforte betrachtete die Serben als rebellische Unterthanen, und so war es natürlich, dass sie keine besondere Neigung verspürte, denselben Vergünstigungen zu gewähren, um so weniger, als sie von England und Holland, insbesondere aber von Preußen wirksam unterstützt, den Forderungen der österreichischen Bevollmächtigten leichtern und erfolgreichern Widerstand leisten konnte. Nichtsdestoweniger gelang es den Letzteren in den Friedensvertrag von Sistow zwei Punkte einzuschalten, welche hinreichend bezeugen, wie sehr das österreichische Kabinet trotz der ungünstigen Verhältnisse bemüht war, für die christlichen Unterthanen der Pforte, welche in diesem Kriege auf Seiten Oesterreichs standen, Sorge zu tragen. Wir setzen den Wortlaut dieser beiden Artikel des Friedensvertrages in getreuer Uebersetzung hierher*):

„Erster Artikel. Zwischen den Unterthanen und Schutzbefohlenen der beiden Mächte wird fernerhin zu Land, zu Meer und auf den Flüssen ein ewiger und allgemeiner Friede, sowie wahre und aufrichtige Freundschaft, eine vollkommene und strenge Eintracht bestehen; desgleichen wird das Auflassen jedweder Feindseligkeiten gelobt, sowie Nachsicht für alle jene Gewaltthätigkeiten und Verletzungen, welche die beiden Mächte oder deren Unterthanen und Schutzbefohlene, die sich der Gegenpartei angeschlossen, verübt haben; insbesondere aber können im Sinne dieser Amnestie ohne Unterschied des Standes und Ranges alle Einwohner von Montenegro, Bosnien, Serbien, der Walachei und Moldau in ihre früheren Wohnungen, Besitzungen und alle Arten von Rechten zurückkehren und dieselben im Frieden genießen, ohne irgend welche Kränkungen, Verfolgungen oder Strafe deshalb besorgen zu müßen, weil sie sich gegen ihren eigenen Herrscher erhoben oder dem kaiserlichen und königlichen Hofe gehuldigt haben."

*) Neumann, l. c. I. p. 456, 459.

„Achter Artikel. Nichtsdestoweniger können die Unterthanen eines Theiles, welche vor dem Kriege oder im Verlaufe desselben auf das Gebiet des andern Theiles übertraten, sich dessen Herrschaft unterwarfen und aus freiem Willen daselbst verbleiben, von ihrem natürlichen Herrscher nicht zurückgefordert, sondern werden weiterhin als Unterthanen jener Macht, der sie sich unterworfen, betrachtet und behandelt werden. Dagegen können jene Individuen, die in beiden Reichen Güter besitzen, nach ihrem Belieben, ohne dass sie in dieser Beziehung verhindert würden, in dem einen oder andern Staate ihren Wohnsitz wählen; sie können jedoch nur eine Oberhoheit wählen und haben ihre Güter, die sie auf dem Gebiete der andern Regierung besitzen, zu verkaufen."

Die Friedensschlüsse enthalten in der Regel einen Artikel für jene Unterthanen beider kriegführender Theile, die zum Feinde gestanden, allgemeine Amnestie sichert. Allein der erste Artikel des Sistower Friedensvertrages begnügt sich mit der Festsetzung einer solchen allgemeinen Amnestie nicht, sondern führt namentlich alle jéne türkischen Provinzen an, deren Einwohner ungeachtet dessen, dass „sie sich gegen ihren eigenen Herrscher erhoben oder dem kaiserlichen und königlichen Hofe gehuldigt hatten", von seite der türkischen Behörden keinerlei Kränkungen erfahren dürften. Unter diesen Provinzen finden wir auch Serbien aufgezählt. Mehr als dieses konnten damals die österreichischen Bevollmächtigten nicht erlangen, ja man muß sich vielmehr verwundern, wie die durch ihre europäischen Bundesgenossen so mächtig unterstützte Pforte, in die Aufnahme dieses Punktes einwilligen konnte.

Der Artikel VIII. des Friedensvertrages garantiert freies Wohn- und Ansiedlungsrecht für jene Unterthanen, die vor dem Kriege oder während desselben sich auf das Gebiet des andern Theiles geflüchtet hatten. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass diese Flucht und Emigration ausschließlich aus den türkischen Provinzen nach Oesterreich erfolgt war. Die noch vor Ausbruch des Krieges, später aber im Vereine mit den Freischärlern von Seite der Insurgenten verübten Angriffe auf die Türken empör-

ten diese Letzteren so sehr, dass sie mit dem Volke auch schon deshalb noch grausamer verfuhren, um dessen Theilnahme am Aufstande und am Kriege zu verhindern. Anfänglich, in der zweiten Hälfte des Jahres 1787, behandelten die zur Donau ziehenden türkischen Truppen die Rajah noch schonend, allein später, als Oesterreichs aggressives Auftreten stets gewisser wurde, nahm auch die Strenge der Türken fortwährend zu. Schon jene Verordnung, dass im ganzen Lande die Christen bei Todesstrafe verpflichtet seien, ihre Waffen an die türkischen Behörden abzuliefern, erfüllte die für ihr Leben und Eigenthum ohnehin stets zitternde Rajah mit Furcht. Es gab wohl einzelne wohlwollende Spahi's, die vor ihrem Auszuge zum Heere die Aufsicht über ihr Hab und Gut den christlichen Unterthanen anvertrauten mit der väterlichen Mahnung, sich von der Theilnahme am Kriege fern zu halten.*) Solche Fälle kamen jedoch überaus selten vor. Je mehr die Verhältnisse sich verwirrten, desto schonungsloser traten die Türken gegen die Rajah auf. Die durchziehenden Truppen fielen ohne Ursache einzelne Dörfer an, raubten sie aus, steckten sie in Brand, die Einwohner aber wurden in die Sklaverei geschleppt. Das derart gemishandelte Volk zweifelte auch nicht, dass im Verlaufe des Krieges, mochte derselbe wie immer endigen, es die ganze Schwere der türkischen Rache werde zu tragen haben. Die Furcht bewog endlich die Serben, ihre Dörfer zu verlassen und in den Bergen und Wäldern ein schützendes Versteck zu suchen. Ganze Ortschaften wurden auf solche Weise entvölkert; das Volk zog sich in unzugängliche Dickichte zurück, wo es jeden möglichen Zugang verrammelte, um sich gegen Angriffe zu sichern. Allerorten gab es damals in Serbien solche Zufluchtsörter, in denen zahlreiche Familien monatelang Mangel, Hunger und Kälte ertrugen.**) Dieser Zustand wurde unerträglich, als die Nachricht sich im Volke verbreitete, dass im benachbarten Oesterreich die Auswanderer freund-

*) Widakowitsch, Selbst-Biographie (in serb. Sprache) in den „Jahrb. der Belgrader gel. Gesellschaft", Bd. XXX. p. 104—105 und 114—117.

**) Ebd. p. 117—125.

lich aufgenommen werden.*) Hierauf flüchtete jeder, der nur konnte, selbst aus den entferntesten Gegenden mit Familie und beweglicher Habe aus Serbien. Nach den officiellen Berichten von Ende Juni 1788 kamen auf der ganzen Gränze sehr zahlreiche Flüchtlinge nach Ungarn und Slavonien, einige selbst aus der Gegend von Widdin und Nisch, und flehten um den kaiserlichen Schutz.**) In kleineren und größeren Scharen, zu Fuße, zu Pferde oder auf Ochsenwagen, meist nur des Nachts reisend, am Tage aber in den Wäldern sich verbergend, hungernd, durstend, erschöpft und stets voll Angst vor der Verfolgung gelangten diese Unglücklichen an die Ufer der Donau und Save. Hier mußten sie oft tagelang verborgen bleiben, bis sie Kähne erhalten konnten, auf denen sie an das andere Ufer übersetzten.***) Die Türken betrachteten diese massenhaften Auswanderungen mit misgünstigen Blicken und verhinderten dieselben wo möglich, indem sie die Flüchtigen anfielen und sie entweder in ihre früheren Wohnsitze zurücktrieben und als Sklaven verkauften oder aber niedermetzelten, falls sie Widerstand zu leisten wagten. Später richteten die Freischärler, sobald sie auf serbischem Gebiete tiefer vorgedrungen waren, ihre Hauptsorgfalt auf die Vertheidigung der Auswanderer gegen die Angriffe der Türken, was ihnen auch in vielen Fällen gelang. Nachdem Kaiser Josef von dem herzzerreißenden Elende unterrichtet ward, gab er den Gränzbehörden den Befehl, die Flüchtlinge freundlich aufzunehmen, ihnen Wohnung und Lebensmittel zu geben. Bald nachher wuchs jedoch deren Anzahl so sehr, dass die ohnehin arme und dünn bevölkerte Gränze nicht mehr im Stande war, die an Allem Mangel leidenden Emigranten zu erhalten. Man traf deshalb Verfügungen, dass ein Theil derselben von den benachbarten Komitaten aufgenommen werde, wo dann diese Ankömmlinge angesiedelt wurden; nur jene blieben an der Gränze zurück,

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 19.

**) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 274.

***) Widakowitsch, Selbstbiographe p. 125—127. — Gyuritsch, Serbische Geschichte zur Zeit des Karagyorgye (in serb. Sprache) p. 93.

welche Kriegsdienste zu leisten verlangten. Auf diese Weise übergab das Peterwardeiner Gränzregiment einen Theil der serbischen Auswanderer an das Komitat Syrmien, das Broober Regiment an das Komitat Werowiticze (Veröce) und das Gradiskaner Regiment an das Komitat Poschega. Ein ähnliches Verfahren wurde in der kroatischen und in der Banater Militärgränze beobachtet; aus jener empfiengen die kroatischen, aus dieser die ungarischen Komitate die Flüchtlinge.*) Durch diese Ansiedelungen nahm allerdings die Arbeitskraft der damals noch schwach bevölkerten Gegenden zu; aber am meisten gewannen doch die neuen Ansiedler selbst, die eine neue, glücklichere Heimat und für ihre verlorenen Gründe andere und zwar solche erhielten, die an Fruchtbarkeit jene weit überragten. Freilich konnte diese Kolonisierung nicht sofort erfolgen und darum giengen noch vor der Durchführung derselben viele der unglücklichen Emigranten, die des Nöthigsten entbehrten, elendiglich zu Grunde.**) Die Gesammtzahl der auf solche Weise aus Serbien, Bosnien, Bulgarien und aus einem Theile der Walachei nach Oesterreich Herübergewanderten ist nicht bekannt; die officiellen Berichte enthalten jedoch einige Daten, aus denen man auf die große Menge der Eingewanderten einige Schlüsse ziehen kann. So wurden z. B. bis Ende Juli 1788 allein im Syrmier Komitate 855 flüchtende Familien mit 5732 Personen beiderlei Geschlechts untergebracht. Dieselben hatten 1300 Pferde, 5000 Stück Rindvieh, 8000 Schafe, 3000 Ziegen und 2000 Schweine mit sich. Bald darauf wurden abermals 475 Familien in demselben Komitate angesiedelt.***) Noch bedeutender war die Zahl Derjenigen, die in anderen, größeren Komitaten Zuflucht fanden. Ein officieller Bericht vom 18. März 1789 setzt die Zahl der in das Banat Eingewanderten auf 11,859 Seelen, unter denen sich ohne Zweifel auch Walachen und Bulgaren befan-

*) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 274.

**) Renadowitsch, Memoari p. 19—20.

***) Die freiwillige Theilnahme etc. p. 274.

den.*) Ein Bericht aus dem Monat Mai desselben Jahres erwähnt neuerdings 2000 Flüchtlinge im Banate.**) Schon nach diesen Detailberichten kann man die Zahl derjenigen, die aus der Türkei nach Oesterreich geflüchtet waren, auf ungefähr 25,000 Seelen annehmen. Doch wegen Mangelhaftigkeit der Daten lässt sich die Gesammtzahl der Eingewanderten auch nicht einmal annähernd genau bestimmen; dennoch leidet es keinen Zweifel, dass sie die erwähnten 25,000 bei weitem überstieg. Allein wie groß auch die Anzahl dieser Flüchtlinge sein mochte, welche der türkischen Verfolgung entflohen und in Oesterreich freundliche Aufnahme fanden, wo sie sich nach langen Entbehrungen und Mishandlungen eine verhältnismäßig glückliche Existenz begründeten, so bildeten diese Ausgewanderten doch nur einen kleinen Theil der Gesammtbevölkerung Serbiens. Als der Krieg vorüber war und im Anfang des Herbstes 1790 auch der Waffenstillstand geschlossen wurde, folgte bei den Serben jenseits der Donau auf die bisherige Begeisterung die größte Niedergeschlagenheit. Voll Bekümmernis fragten die armen Dorfbewohner einander, ob das Land wohl unter der Herrschaft Oesterreichs verbleiben oder aber in der Türken Hände wieder zurückgelangen werde. Viele Anzeichen schienen schon darauf hinzudeuten, dass wahrscheinlich dieser letztere Fall eintreten dürfte. Die laue Führung des Krieges während der letzten Monate, der Rückzug der österreichischen Truppen auf das jenseitige Ufer, und die aus Oesterreich eintreffenden beunruhigenden Nachrichten rechtfertigten zur Genüge die Furcht, Serbien müße wiederum zur türkischen Provinz werden. In dieser bedrängten Lage wendete sich das Volk in meist von Geistlichen angefertigten Gesuchen theils an den Kaiser, theils an den Festungskommandanten, theils an den damals in Temeschwár tagenden serbischen Kirchen-Kongreß, um von diesen Stellen Hilfe, Schutz und Fürsprache zu erbitten. Es wird nicht uninteressant sein, wenn

*) Ebd. p. 281.
**) Ebd. p. 283.

wir einige dieser Gesuche hier anführen, denn dieselben geben an getreuesten des Volkes Stimmung, Bekümmernisse und Verlangen wieder.

Eines dieser Gesuche ist an den Feldzeugmeister Grafen Wallis, Kommandant von Belgrad, gerichtet und aus dem Kloster Tronoscha (im westlichen Serbien) vom 22. Jänner (3. Febr.) 1790 datiert; unterschrieben sind nebst dem Archimandriten Stefan Jowanowitsch aus Tronoscha noch zwei Igumane, ein Protopope, zwei Popen und zwei Ober-Knesen. Wir setzen diese „unterthänigste Bittschrift und klägliche Vorstellung" im deutschen Original-Wortlaute hierher. Dieselbe lautet:

Euer Excellenz!

Von äußersten Noth gedrungen, unterwinden sich endesunterzeichnete, zu Euer Excellenz ihre Zuflucht zu nehmen, und folgend unterthänigstes klägliches Bitten, im Namen des ganzen, in dem Jadraer, Radjeviner, Schabazer und Valjevaer District lebenden christlichen Volks, vorzutragen.

Vier Monate sind es schon, seitdem oberwähnte Gegenden durch Gottes Vorsicht unter die Bothmäßigkeit des allerdurchlauchtigsten Kaisers verfallen, und durch dessen Waffen und Völker wir von dem Joch unseres Erbfeindes befreyet worden sind.

Nach denen bei Ausbruch des Krieges ergangenen allerhöchsten Patenten, ist uns allen Schutz und Hülfe zugesichert worden, wofern wir bei Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges, denen in unsere Länder kommenden k. k. Trouppen alle Unterstützung und Vorschub leisten würden.

Auf diese Zusicherung rechnend, haben wir den verfloßenen Herbst, als des k. k. Trouppen-Corps unter Anführung des Herrn Generalen v. Chernell in unsern Districte einrückte, nicht nur mit den nöthigen Arbeitern, Wägen, Zugvieh und Lebensmitteln alle mögliche Aushülfe verschafft, sondern sogar zuletzt auch wider unsere Regierung die Waffen ergriffen und geführet, um nur sich selbst und unsere Nachkömmlinge von den tyrannischen

Oberherrschaft erlösen, und hiedurch Gnade und Schutz bei dem allerdurchlauchtigsten Kaiser erlangen zu können, unter dessen Schirm wir auch ewiglich zu verbleiben, sehnlichst wünschen.

Wider alle Erwartung und Vermuthen aber sehen wir uns dermal von aller Hülfe ganz entblößt, weil alle die Trouppen Canonen, ja alles was wir zu unserer Vertheidigung zu haben glaubten, zurückgezogen, und wir uns selbst überlassen wurden; nur ist noch ein aus unsern eignen Leuten zusammengesetztes Frey-Corps, zur Defense dieser Gegenden zurückgeblieben.

Wie traurig, und betrübt unsere dermalige Lage seye, werden Euer Excellenz selbst gnädigst zu beurtheilen geruhen; da wir von aller Hülfe einer christlichen Macht verlassen sind, und vor uns einen beleidigten, rachgierigen, und weit überlegenen Feind haben, so bleibt uns keine andere Hoffnung mehr übrig, als der bevorstehende augenscheinliche Untergang des gesammt — in diesen Gegenden lebenden Volks; der Verlust aller unserer Habschaften, und Zerstörung unserer heiligen Kirchen und Klöster. In den Jadraer und Radjeviner District ohne den Schabatzer und Valjevaer hinzu zu rechnen, werden 60000 christliche lebende Seelen gezählet, welche ganz sicher zu Grund gehen, und in Gefangenschaft gerathen müssen, wenn ihnen nicht bald eine Unterstützung von S. Majestät dem gnädigsten Kaiser zugeschicket wird.

Das bittere Klagen dieser unglücklichen, die sich blos an uns endesunterzeichnete halten, und um deren Rettung wir bis zum Throne S. Majestät flehentlich uns zu verwenden verpflichtet sind, zwingt uns Euer Excellenz in aller Unterthänigkeit vorstellig zu machen, daß wir von aller Hülfe verlassen uns in der traurigsten Lage befinden, massen wir von Zwornik und Sokol nicht mehr als 4 Stunden entfernt, und von Seiten der Drina die dermal an mehreren Oertern durchzuwaten ist, ebenfalls mit mehreren türkischen Städten umgeben sind.

Wir allein mit dem schwachen und kaum aus 1500 Mann bestehenden ungeübten Frey-Corps sind um so weniger vermögend uns gegen einen so überlegenen Feind, ohne einer k. k. Hülfe zu

vertheidigen, als in uns schon von Jugend an die Furcht vor demselben zu tief eingewurzt ist. Denn; wäre dies ewiglich gewesen? So hätten wir schon längst das bisherig schwere Joch abgeschüttelt, ohne mit so vieler Sehnsucht auf eine k. k. Hülfe gewartet zu haben.

Aus obangeführten Gründen sehen wir uns daher bewogen Euer Excellenz von dem allein unsere Rettung abhängt, mit thränenden Augen zu bitten, sich unserer kläglichen des künftigen Heils wegen zu erbarmen, und uns eine Unterstützung von k. k. Trouppen gnädigst zu zusenden. Diese hohe Unterstützung dürfte wo nicht mehr, doch wenigstens in 1000 Köpfe regulaires k. k. Fußvolks, in ohngefähr 200 ungarischer Reutern, und 4 oder 5 Canonen bestehen, welche wir unter uns zu schicken unterthänigst bitten, damit nur unsere Feinde von einer bei uns befindlichen k. k. Unterstützung sichtbar überzeugt werden mögen; wir aber werden alle unsere Kräften vereinigen, und zu Vertheidigung unserer selbst dann dieser k. k. Trouppe, unseren letzten Blutstropfen aufzuopfern nicht versparen. Und versicheren dabei unterthänigst, daß wir mit Hülfe dieser Trouppen unsere bedrängte Gegend werden ganz sicher gegen den dermal befindlichen benachbarten Feind vertheidigen und behaupten können.*)"

Ein anderes derartiges Gesuch ist an den damals in Temeschwar tagenden serbischen Kirchenkongreß gerichtet; dasselbe ist vom 24. August (5. Sept.) 1790 datiert und von 120 Mönchen, Geistlichen und Knesen aus verschiedenen Distrikten Serbiens unterschrieben. Das interessante Aktenstück, welches aber viele Wiederholungen enthält, theilen wir nur auszugsweise mit. Die Gesuchsteller, welche sich die „unglücklichen serbischen nnd bosnischen Brüder" des Temeschwarer Kirchenkongresses nennen, erzählen, wie jene Versprechungen, welche noch vor Ausbruch des Krieges bei ihnen erschienene kaiserliche Offiziere gemacht, in ihnen die Hoff-

*) Nowakowitsch, Daten zur serbischen Geschichte ꝛc in dem „Jahrb. d. Belgrader gel. Gesellschaft". Bd. XX p. 35.

nung auf Befreiung wachgerufen haben; ferner erwähnen sie der Patente, welche der kaiserliche Feldherr zu Anfang des Krieges nach allen Seiten verschickt und worin das Volk zum Aufstand aufgefordert wurde, und endlich der Versicherungen, welche der Bácser Bischof als des Kaisers Bevollmächtigter an sie gerichtet und wie sie dann, keine Opfer scheuend, an den Kämpfen Theil genommen haben. Hierauf fahren sie also fort: „Jetzt aber sehen wir, dass unser ganzer Eifer vergeblich war; denn zu unserem großen Unglücke ist der allergnädigste Kaiser wegen der in seinem eigenen Reiche ausgebrochenen Zwistigkeiten, Unruhen und Uneinigkeiten gezwungen, das mit so viel Blut und Unkosten befreite und eroberte Land den Türken zurückzugeben und zu unserem Verderben Frieden zu schließen. Unsere Treue und unser Eifer haben eine solche Strafe nicht verdient." Sodann bitten sie den serbischen Kirchenkongreß, dass er in ihrer Sache den Vermittler mache bei Sr. k. k. Majestät, „unserem allergnädigsten Kaiser", dem „wir mit festem Eide bis zum letzten Tropfen unseres Blutes Treue gelobt, und dem wir geschworen haben, insgesammt mit unseren Nachkommen seine getreuen Unterthanen zu verbleiben und ohne Schonung unseres Lebens bis aus Ende gegen die Türken zu kämpfen. Wir sind bereit, diesen Eid neuerdings zu leisten, dass wir nicht nur unter den gegenwärtigen Umständen in diesem Sinne wirken, sondern dieses Land auf ewige Zeiten für den Kaiser zu erwerben, ihm zu übergeben und gegen jeden Feind zu vertheidigen wünschen; damit er unsere Heimat nur nicht den Türken zurückgebe." Sie bitten sodann den Kirchenkongreß, bei dem Kaiser auszuwirken, dass sie Waffen und Munition bekämen, oder wenigstens, dass die Uebergabe einige Monate später geschehe, damit sie ihre Ärnte, welche in diesem Jahre außerordentlich reichlich war, noch vor der Ankunft der Türken einheimsen könnten oder dass man ihre Familien unter ihre Glaubensgenossen am jenseitigen Ufer aufnehmen möge. Der Schluss des Gesuches lautet: „Wir sind dem gänzlichen Verderben ausgesetzt, und besser wäre es für uns, dem Feinde gegenüber im Kampfe zu fallen,

als von ihm gleich dem Schlachtvieh niedergemetzelt zu werden. Wenn wir aber diese vor der ganzen Welt verdiente kaiserliche Gnade, Hilfe, Schutz und Schirm nicht erhalten können, dann werden wir genöthigt sein, uns unter den Schutz irgend einer andern Macht zu begeben; die Abweisung dieser unserer Bitte werden jedoch weder wir noch unsere Nachkommen vergessen; es möge dies unseren Kindeskindern von Generation zu Generation als Mahnung und warnendes Beispiel dienen."*)

Niedergeschlagenheit, Verzweiflung, aber zugleich tiefempfundene Erbitterung spiegelt sich in diesen Gesuchen. Das Volk, welches zwar sein Blut vergossen, jedoch während der Kriegsjahre ein freieres Dasein genossen hatte, wusste, was seiner wartet, wenn es wieder unter die Herrschaft der Türken gelangt, und konnte nur mit Entsetzen an jene Zeit denken, da die österreichische Oberhoheit von der mahommedanischen abgelöst werden sollte. Und weil es die Verhältnisse nicht kannte und auch davon keine Kunde besaß, auch nicht besitzen konnte, welch mächtige Gründe Leopold II. zwangen, die okkupierten Gebiete abermals an die Herrschaft der Pforte auszuliefern, klagte man Oesterreich der Undankbarkeit und Herzlosigkeit an. Die Verfasser der letztzitierten Urkunde gehen aber noch einen Schritt weiter. Am Schlusse des Gesuches begegnet man zum ersten Male jener Drohung, falls die österreichische Regierung die erbetene Hilfe verweigere, werde man sich an eine andere Macht um Schutz wenden. Diese Drohung wurde erst später zur That; damals war sie bloß der Ausdruck der Verzweiflung; die Serben wandten sich noch über ein Jahrzehent in ihrem Elende mit ihren Hoffnungen nur nach Oesterreich. Es ist aber kein Wunder, dass unmittelbar vor und nach der Verkündigung des Friedensschlusses, in den ersten Momenten der allgemeinen Niedergeschlagenheit die Erbitterung sich manchmal auch lebhafter äußerte. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Aeußerung des schon mehrmals erwähnten Alexa Nenadowitsch, der im

*) Nowakowitsch, Daten ꝛc. p. 42—49.

J. 1787 Waljewo eingenommen und später als Oberlieutenant bei den Freiwilligen gedient hatte. Matthäus, Alexas Sohn, citiert in seinen „Memoiren" dieselbe in nachstehender Weise:

„Als endlich zwischen den Deutschen (d. i. den Oesterreichern) und Türken der Friede geschlossen wurde, die Türken nach Serbien zurückkehrten, die kaiserlichen Truppen sich zurückzogen, die serbischen Freiwilligen aber nach Hause giengen und im Namen des Sultans die Amnestie verlesen wurde, versammelten sich sämmtliche serbische Offiziere bei Mihajlowitsch in Karlowitz (in Syrmien), der daselbst den Deutschen über die Kriegskosten Rechnung legen mußte. Mihajlowitsch forderte jeden Offizier auf, in des Kaisers Dienst zu treten, wobei er ihnen den Genuss ihrer bisherigen Besoldung versprach. Alexa aber antwortete auf diese Aufforderung: „Ich bleibe nicht hier, sondern kehre in mein Vaterland zurück, wo ich geboren wurde." Mihajlowitsch, der Alexa hochschätzte, antwortete: „Weshalb willst du nicht weiter im Dienste des Kaisers verbleiben? Es dauert nicht lange und du wirst Hauptmann, übrigens hast du ja ohnedies schon unserem Kaiser Treue geschworen". Alexa antwortete hierauf: „Wahr ist, dass ich dem Kaiser Treue und auch das geschworen habe, zur Befreiung meines Vaterlandes gegen die Türken zu kämpfen; Jedermann weiß aber, dass ich meinen Eid nicht breche, weder den Kaiser verlassen habe noch gegen ihn ungetreu werde. Allein der Kaiser hat mich und das ganze serbische Volk verlassen, gleichwie seine Vorfahren unsere Vorältern verlassen haben. Darum kehre ich nach Serbien zurück. Ich habe keinen Sekretär oder sonst einen schriftkundigen Menschen, aber ich werde von Kloster zu Kloster gehen und jedem Mönche und Geistlichen sagen, sie mögen es wohl aufzeichnen, damit künftighin kein einziger Serbe den Deutschen Glauben schenke." — „Um Gotteswillen schweige, Alexa! Wenn man dich hört, wirst Du erschossen", rief Mihajlowitsch. — „Ich habe das einem Serben und keinem Deutschen gesagt",

bemerkte Alexa, „übrigens würde ich es den Deutschen oder wem immer sonst ebenfalls sagen.“ *)

Obzwar es unzweifelhaft ist, dass in den ersten Momenten der Verzweiflung Alexa Nenadowitsch nicht der Einzige war, der unter den Serben also dachte, so traten doch Viele von den Freiwilligen-Officieren in die reguläre österreichische Armee ein, ja auch Alexa selbst scheint nur unter dem niederschlagenden Eindrucke des Friedensschlusses den Entschluss gefasst zu haben, lieber nach Serbien zurückzukehren als österreichische Kriegsdienste anzunehmen. Denn zu Ende des Jahres 1790 erklärte er, sich in Syrmien ansiedeln zu wollen. Dies geht aus einem Reskript des Hof-Kriegsrathes hervor, in welchem er verständigt wird, dass der Kaiser ihm eine Pension von 180 fl. ausgesetzt und gestattet habe, die Abzeichen seines Officiers-Ranges zu tragen. **)

Bald nach der Verkündigung des Sistower Friedens erschienen türkische Kommissäre in Serbien, welche die Festungen, die Städte und das ganze Land übernahmen; die österreichischen Truppen aber verließen für immer diese mit so viel Blut getränkten Gegenden. Serbien wurde also wieder zu einem türkischen Paschalik und seine Bevölkerung, welche sich einen Augenblick schon befreit glaubte, wieder zur Rajah. Doch mit dem alten System kehrte der alte Geist nicht wieder und mit Recht äußerten die türkischen Kommissäre voll Besorgnis zu den österreichischen Officieren, als sie bei Übernahme einer serbischen Festung eine serbische Kompagnie in vollen Waffen ausrücken und das militärische Exercitium mit Geschicklichkeit vollziehen sahen, dass sie mehr einer ordentlichen europäischen Kriegstruppe als einer Schar Aufständischer glichen: „Ihr Nachbarn, was habt Ihr aus unserer Rajah gemacht?“ ***)

*) Nenadowitsch, Memoari p. 27.

**) Ebd. p. 27—28 und 285.

***) Ranke, die serbische Revolution p. 81.

Drittes Kapitel.

Vor der Revolution.

Grabesstille folgte dem Kriegslärm, von welchem durch drei Jahre in Serbien Berg und Thal erschollen war. Die nach Österreich geflüchteten Emigranten begannen theilweise zurückzuwandern und ihre verwüsteten, verbrannten Wohnstellen wieder aufzusuchen. Viele aber von ihnen ließen sich in der österreichischen Militärgränze oder in den ungarischen und kroatischen Komitaten dauernd nieder, so dass nach dem Friedensschlusse kaum die Hälfte derjenigen, die während des Krieges ausgewandert waren, wieder in ihre Heimat zurückkehrte. Diese Heimgekehrten sowie die daselbst Verbliebenen, von denen ein Theil in den Verstecken der Gebirge und Thäler Zuflucht gesucht hatte und erst jetzt wieder in den verlassenen Dörfern erschien, giengen nur zitternd an die regelmäßigen Beschäftigungen ihres alltäglichen Lebens. Die Ungewissheit der Zukunft erfüllte das ganze Volk mit Bekümmernis. Nachdem Serbien im Sinne des Friedensschlusses abermals unter die Herrschaft der Pforte gelangte, so blieb auch kein Zweifel darüber, dass auch die alten Verhältnisse neuerdings hergestellt werden. Die Willkür der regierenden Paschas, die parteiische Rechtspflege der Kadi's und Musselims, die von den Spahi's geforderten mehr weniger drückenden Dienstleistungen sowie die sociale Unterdrückung der Rajah — diese traurigen Institutionen der alten Knechtschaft wirkten jetzt bei ihrer Wiederherstellung in ihrer Gesammtheit nicht so niederschlagend auf das Volk als der Gedanke, dass mit der Restituierung der Türkenherrschaft auch die gefürchteten Janitscharen ihre Erpressungen von Neuem beginnen werden. Der Belgrader Wesir verkehrte nicht unmittelbar mit dem Volke und wenn er den Haradsch und Pores pünktlich erhielt, kümmerte er sich wenig um das, was in seinem Paschalik vorgieng. Der Kadi und Musselim waren für gutes Geld oft geneigt, die angeklagten Christen loszusprechen und die Gefangenen frei

zu geben; bei den Spahi's lag es in ihrem eigenen Interesse, die arme Rajah nicht übermäßig zu drücken, ja manchmal vertheidigten sie dieselbe gegenüber den türkischen Behörden; die so demüthigenden socialen Unterschiede waren jedoch um so weniger fühlbar, als die christliche und mahommedanische Bevölkerung ganz abgesondert lebte, jene in den Dörfern, diese in den Städten. Trotz dieser drückenden Verhältnisse hätte die Rajah bei ihrer Zurückgezogenheit und mit namhaften Geldopfern sich noch immer einen erträglichen Zustand sichern können. Allein gegen die Janitscharen und deren Gewaltthätigkeiten gab es weder eine Vertheidigung noch eine Garantie. Diese zügellosen Agas kümmerte weder die Ohnmacht der türkischen Behörden noch das gänzliche Verderben der Rajah, sondern sie folgten einzig und allein ihren beutelustigen Begierden, brandschatzten und mishandelten die völlig wehrlosen Christen. Und darum schraken die Serben am meisten vor der Wiederkehr der Janitscharen zurück. Diese Besorgnisse der Rajah waren indessen wenigstens vorläufig unbegründet. Die Pforte selbst bemühte sich, die Janitscharen vom Belgrader Paschalik fern zu halten, nicht so sehr der Rajah wegen als vielmehr im eigenen Interesse, zur Verwirklichung der Reformpläne des Sultans.

Der schwache Sultan Abdul Hamid, der an Rufsland den Krieg erklärt und dadurch auch Österreich zur Intervention gezwungen hatte, erlebte den Abschluſs des folgenreichen Krieges nicht mehr. Er starb am 7. April 1789, 64 Jahre alt.*) Nach ihm bestieg sein jüngerer Bruder, der jugendliche Selim III., den Thron Osmans. Der begabte und gebildete Selim sah mit tiefem Kummer den unläugbaren Verfall der türkischen Herrschaft und nahm sich vor, den alten Glanz, die frühere Macht des Osmanenreiches wieder herzustellen. Der erleuchtete jugendliche Geist des Sultans erkannte bald die wahre Ursache des Übels und sah ein, dass in der Erstarrung und Entartung der religiösen und

*) Zinkeisen, Gesch. des osm. Reiches, VI. p. 721.

militärischen Institutionen des mahommedanischen Staates das Hindernis eines jeden gefunden Fortschrittes verborgen sei. Darum entschloss er sich, der Reformater seines Volkes und Reiches zu werden. Übrigens schreckte der vom Westen kommende Geist der Neuerung, dieser mächtige Faktor des 18. Jahrhunderts, auch vor den unbeweglichen Formen des orientalischen Lebens nicht zurück und strebte mit unwiderstehlicher Kraft dieselben zu durchbrechen. Im ganzen türkischen Reiche empfand niemand so sehr die Nothwendigkeit der Reformen als der Sultan selbst, der noch vor seiner Thronbesteigung einen lebhaften Briefwechsel mit Ludwig XVI. unterhalten und für die geistige Bewegung in Frankreich vor der großen Revolution das lebhafteste Interesse bekundet hatte. Leider besaß Selim bei seinen glänzenden Fähigkeiten und seiner fieberhaften Thätigkeit nicht zugleich hinreichende Energie und Entschlossenheit zur Durchführung seiner Pläne.*) An seiner Unentschiedenheit und Wankelmüthigkeit litten alle seine Bestrebungen Schiffbruch und schließlich mußte er gleich so vielen Reformatoren nach und vor ihm mit seinem Leben büßen, weil er sein Vaterland groß machen wollte, ohne im Stande zu sein, die hiezu nöthige Thatkraft zu entfalten. Wir können uns hier in eine Würdigung der Neuerungen Selims, des Nisam-Dschedid (neuen Systems), nicht einlassen, sondern werden nur allein von den gegen die Janitscharen geplanten Verfügungen sprechen, die auch auf Serbiens Schicksal einen großen Einfluss geübt haben.

Die mächtige Korporation der Janitscharen, welche einstens bei der Begründung und Ausbreitung des osmanischen Reiches eine entscheidende Rolle gespielt hatte, war, wie wir bereits flüchtig erwähnt, im Laufe der Zeit gänzlich entartet. Vor der Thronbesteigung Selims fanden sich in den 196 Ortas etwa 400,000 Janitscharen verzeichnet, und davon bezogen ungefähr 60,000 noch einen ordentlichen Sold; zur Zeit des Krieges konnte

*) Gervinus, Geschichte des XIX. Jahrhunderts, V. Bd. S. 40. — Zinkeisen, a. a. O. VII. p. 318–320.

aber die Pforte auf nicht mehr als 25,000 rechnen.*) Seitdem die gewaltsame Einreihung von Christenkindern in die Ortas der Janitscharen aufgehört hatte und zugleich den Janitscharen die Verehelichung gestattet worden war, begannen sie die entstandenen Lücken theils aus ihrer Mitte zu ergänzen, theils nahmen sie allerlei Abenteurer auf, die nichts weiter zu verlieren hatten und sich nur deshalb in irgend eine Orta eintragen ließen, um ein privilegiertes, bequemes Leben führen zu können. In Folge dieses Ergänzungsmodus gestaltete sich das Korps der Janitscharen noch mehr als früher zu einer abgeschlossenen Kaste und seit dieser Zeit kümmerten sich die Janitscharen nur um ihr eigenes Wohlsein, wenngleich dasselbe nur auf Kosten des Reiches oder der übrigen Bevölkerung zu erreichen war. Sie ließen sich in die Zünfte aufnehmen und ergriffen alle Arten von Handwerk; an vielen Orten bemächtigten sie sich der Zölle und verwendeten dieselben zum großen Schaden der Kasse des Sultans für ihre eigenen Zwecke. Um die Mitte des 18. Jahrh. erpressten sie von der Pforte für sich die Zollfreiheit, wodurch sie in manchen Provinzen die Beherrscher des gesammten Handels wurden.**) Natürlich starb bei solchen Verhältnissen unter den Janitscharen der einstige kriegerische Geist gänzlich aus und im letzten österreichisch-türkischen Kriege mußten ihre Officiere dem Großwesir anzeigen, dass sie ferner nicht im Stande seien, ihre Leute in die Schlacht zu führen. Feigheit im Kriege, Habsucht und Gewaltthätigkeit im Frieden charakterisierten die Janitscharen des 18. Jahrhunderts. Die Janitscharen-Aufstände hatten zuweilen Konstantinopel selbst mit Vernichtung bedroht und mehrere Sultane fielen den empörten Truppen zum Opfer. Darum waren die Sultane schon in früherer Zeit bemüht, wenigstens die Unbändigsten von der Hauptstadt fern zu halten, indem man sie in den fern gelegenen asiatischen und europäischen Provinzen des Reiches ansiedelte. So geschah es, dass die Belgrader Janitscharen schon vor dem Kriege

*) Zinkeisen, a. a. O. VII. p. 330.
**) Gervinus, a. a. O. V. p. 38.

im J. 1788 zu den Wildesten und Gewaltthätigsten gehörten. Nach den Friedensschlüssen von Sistow und Jassy mußte jeder unbefangene türkische Staatsmann zur Überzeugung gelangen, dass die Institution der Janitscharen nicht nur keineswegs mehr jene uneinnehmbare Schutzmauer bildete, an der in früheren Jahrhunderten jeder äußere Angriff erfolglos zurückgeprallt war, sondern dass gerade diese Institution die Keime des schließlichen Verderbens der Türkei in sich schloss und künftighin nur eine auf europäische Weise organisierte mahommedanische Armee im Stande sei, den Kriegsheeren der abendländischen christlichen Staaten entgegenzutreten. Von dieser Überzeugung geleitet, setzte sich Sultan Selim vor allem die Schaffung einer regulären, den neuesten Errungenschaften der Kriegswissenschaft entsprechend eingeübten Armee zur Aufgabe. Bald indessen mußte er gewar werden, dass er bei diesem Streben vonseite der privilegierten Korporation der Janitscharen die größte Opposition finden werde, welche zugleich alle seine Bemühungen vereiteln könnte. Nachdem er keine Hoffnung hatte, die Janitscharen selbst für seinen Plan zu gewinnen, wollte er sich von denselben um jeden Preis befreien.*) Hätte Selim so viel Muth zur Anwendung der Mittel besessen wie einige Jahrzehnte später sein Nachfolger Mahmud II., es wäre ihm ohne Zweifel gelungen, den Widerstand der Janitscharen zu brechen und etwa 30 Jahre früher die Institution des regulären Kriegsheeres einzuführen, wodurch das Schicksal des türkischen Reiches eine andere Wendung genommen hätte. Sultan Selim wagte jedoch nicht, zu solchen energischen Maßregeln zu greifen. Allmählich und nur theilweise bemühte er sich, der unbequemen Janitscharen los zu werden. Dazu bot sich ihm jetzt bei Übernahme des Belgrader Paschaliks durch die türkischen Behörden eine günstige Gelegenheit. Die in Serbien angesiedelten Janitscharen hatten, wie schon erwähnt, ohnehin durch ihre Erpressungen und Zügellosigkeiten der Pforte viel Sorge bereitet. Der Sultan ertheilte deshalb dem

*) Zinkeisen, a. a. O. VII. p. 324 u. 342.

neuernannten Belgrader Wesir, Ebu Bekir Pascha, der zugleich mit der Übernahme der Festungen von den Österreichern betraut war, den Befehl, die Janitscharen in Serbien zum Verlassen der Provinz zu zwingen.*) Der Sultan hoffte wahrscheinlich, dass dieselben, ihrer bisherigen Besitzungen und Vorrechte beraubt, anderwärts keinen Zufluchtsort finden und unbedingt zu Grunde gehen werden. Außerdem bot diese Verfügung zugleich Gelegenheit, das Vertrauen und die Zuneigung der christlichen Rajah zu gewinnen, nachdem bekanntlich die Serben vor nichts so sehr zurückschraken, als vor der Erneuerung des Janitscharenregiments. Und in der That! Kaum war Bekirpascha an der Gränze Serbiens, in Nisch, eingetroffen, so erschienen die serbischen Knesen und Kmeten in großer Anzahl vor ihm mit der flehentlichen Bitte, den Janitscharen die Rückkehr in das Paschalik nicht zu gestatten. Gleichsam den an ihn gerichteten Bitten nachgebend versprach Bekirpascha den Vorstehern des Volkes, dass er die verhassten Janitscharen aus ihrem Vaterlande entfernen werde.**) Damit er aber dieses Ziel erreichen könne, mußte er seine Zuflucht zur List nehmen, denn sonst würde er leicht einen für ihn lebensgefährlichen Aufstand erregt haben. Die österreichischen Truppen hatten während des Krieges nicht ganz Serbien besetzt; wir erwähnten weiter oben, dass einige Festungen und Distrikte, namentlich in den südlichen Gegenden, im Besitze der Türken geblieben waren. Hierher zogen sich die Spahi's und Janitscharen, welche aus den übrigen Theilen Serbiens verdrängt wurden, zurück. Die furchtsameren und friedlicheren Spahis wagten auch nicht, ihre jetzigen Wohnungen zu verlassen; die Janitscharen dagegen kehrten gleich nach dem Aufhören der Feindseligkeiten und insbesondere nach dem Friedensschlusse, noch vor Ankunft der zur Uebernahme bestimmten türkischen Kommissäre in das Paschalik

*) Wuk Stefanowitsch Karadschidsch, Danitza 1828, p. 137.

**) Gyuritsch, Serbische Geschichte zur Zeit Karagyorgyes (in serb. Sprache) im „Jahrb. d. Belgr. gel. Gesellsch." Bd. IV. p. 101—102.

zurück und nahmen ihre verlassenen Güter wieder in Besitz. Es wäre also nicht rathsam gewesen, die neuerdings seßhaft gewordenen Janitscharen einfach hinauszuweisen. Nur allein die Abschreckung konnte auf sie wirken und zu diesem Mittel griff Bekirpascha.

Vor dem Kriege war ein gewisser Ahmet Haupt der Janitscharen. Dieser tapfere, ja tollkühne, aber grausame und zügellose Aga, den man seiner Verwegenheit wegen gewöhnlich „Deli-Ahmet" (d. i. der „tolle Ahmet") nannte, hatte sich schon vor 1788 zu einem großen Ansehen emporgeschwungen und hielt Christen und Mahommedaner in Furcht und Schrecken. Seine Willkür überstieg alle Vorstellung. Einmal ließ er den mahommedanischen Beg Mehmed Ali-Zajmowitsch und mit ihm noch vierzehn andere Aga's der Spahi's ermorden, ohne daß der Wesir oder die übrigen Spahi's es wagten, ihn wegen dieser That zur Verantwortung zu ziehen. Deli-Ahmet erschien übrigens stets in Begleitung einer großen Anzahl gutbezahlter und deshalb getreuer Söldner, welche ihm seine Straflosigkeit sicherten. Bei Ausbruch des Krieges konnte die Pforte nicht mehr an die Bestrafung dieses mächtigen Agas denken, vielmehr empfieng sie ihn mit Freuden, als er dem Sultan seine Dienste anbot. Deli-Ahmet wurde zum Pascha mit zwei Rossschweifen ernannt und ihm die Vertheidigung von Tschupria anvertraut, das er wahrscheinlich erst bei Annäherung der Freischaren des Mihajlowitsch verließ. Bekirpascha erkannte sofort, daß wenn es ihm gelänge, den gefürchteten Häuptling in seine Gewalt zu bekommen und unschädlich zu machen, es für ihn ein Leichtes wäre, mit den Janitscharen umzugehen, da diese, ihres Anführers beraubt, keinen planmäßigen, kräftigen Widerstand zu leisten vermochten. Zu diesem Zwecke berief er aus den benachbarten Distrikten alle jene Spahis zu sich nach Nisch, welche in Serbien Dörfer besaßen und auch fernerhin des Sultans getreue Diener bleiben wollten. Zugleich berief er aber auch den Deli-Ahmet. Dieser Letztere ahnte nichts Schlimmes und erschien auch sofort mit seiner gewohnten zahlreichen Beglei-

tung bei dem Wesir. Als Bekirpascha diese erblickte, wagte er es nicht, sogleich zur Durchführung seines Planes zu schreiten, sondern empfieng den mächtigen Aga auf das Herzlichste, um desto mehr sein Vertrauen zu gewinnen. Deli-Ahmet fühlte sich jetzt in voller Sicherheit und entließ einen großen Theil seiner kostspieligen Begleitung. Darauf lud Bekirpascha den Deli-Ahmet zu sich und als dieser die Treppen hinaufstieg, wurde er von daselbst verborgenen Dienern erschossen, sein Haupt aber nach damaliger Sitte abgeschnitten.*) Jetzt las der Pascha vor den versammelten Spahis und Knesen den Ferman des Sultans vor, welcher im Sinne des Friedensschlusses allen jenen christlichen Unterthanen, die im Kriege gegen die türkischen Truppen gekämpft hatten, die Amnestie verkündigt und zugleich den Janitscharen die Rückkehr und Niederlassung im Belgrader Paschalik verbot. Erleichterten Herzens kehrten die Knesen in ihre Distrikte, und die Spahis, deren Furcht vor den Janitscharen keine geringere als die der Rajah war, in ihre Besitzungen zurück. Die Janitscharen aber, nachdem sie von dem Inhalte des verlesenen Fermans und von der Ermordung ihres Häuptlings Kunde erhalten hatten, wurden eingeschüchtert und suchten theils in Bosnien, theils in Albanien bei ihren dortigen Genossen Zuflucht; Manche wanderten zwar nicht aus, zogen sich jedoch zurück und strebten durch das friedlichste und bescheidenste Betragen ihre Anwesenheit zu verbergen.**)

Nach Beendigung seiner Aufgabe in Nisch setzte Bekirpascha seine Reise im Morawathale fort, und sobald er die Festungen von den österreichischen Kommandanten übernommen hatte, ließ er sich am Sitze der Wesire des Paschaliks, in Belgrad, nieder. Der neue Wesir war getreulich bemüht, die Bedingnisse des Friedens zu erfüllen und that Alles, damit im Sinne der festgesetzten Amnestie den Serben kein Leid widerfahre. Während seiner Ver-

*) Karadschidsch, Danitza 1828, p. 137. — Gyuritsch, Serb. Geschichte ꝛc. p. 102.

**) Ebd. p. 102. — Karadschidsch, a. a. O. p. 138.

waltung hatte auch die christliche Rajah keinen besondern Grund zur Klage.*)

Die Türken organisierten sich in der wiedererlangten Provinz nur langsam und ein Jahr vergieng, ehe die mahommedanischen Behörden wieder eingesetzt waren. Es gab damals in Serbien weder einen Kadi noch einen Musselim. Bis diese ihre Posten wieder einnahmen, regierte sich das Volk selbst durch seine Knesen und Kmeten. Und auch in dieser Beziehung legte Bekirpascha den Serben keine Hindernisse in den Weg, ja er erlaubte, dass auch solche zu Knesen gewählt würden, die während des Krieges in den Reihen der Freischärler gekämpft hatten. So wurde Alexa Nenadowitsch abermals Knes in der Waljewoer Nahie, Nikolaus Grbowitsch jenseits des Kolubara-Flusses und Andere in anderen Gegenden. Als später die Kadis und Musselims in den Städten ernannt wurden, bestanden die beiden Jurisdiktionen, nämlich die christliche und mahommedanische Gerichtspflege und Verwaltung, ungestört neben einander fort. Diejenigen Serben, welche während der letzten drei Jahre öfters in der österreichischen Militärgränze verkehrt und daselbst auch längere Zeit verweilt hatten, wie z. B. Alexa Nenadowitsch, waren nun bemüht, in ihrem Vaterlande das zu verwerten, was sie in den Gränzgemeinden, namentlich in Bezug auf deren Organisation und Verwaltung, Vortheilhaftes und Nützliches gesehen und gelernt hatten. Und obwohl wegen der Verschiedenheit der Verhältnisse die Institutionen vom jenseitigen Ufer in ihrer vollen Ausdehnung im Belgrader Paschalik nicht eingeführt werden konnten, so sehen wir doch unter deren Einfluss überall eine größere Ordnung und eine zweckmäßigere Anwendung des alten Gewohnheitsrechtes ins Leben treten. Nenadowitsch gieng auch hier mit gutem Beispiele voran; binnen kurzer Frist hatte er nicht bloß in seinem Distrikte seine vor dem Ausbruch des Krieges geübte Autorität wieder hergestellt, sondern auch das

*) Gyuritsch, l. c., p. 102. — Karadschidsch, a. a. O. p. 138.

Vertrauen der Nachbardistrikte in solchem Maße gewonnen, daſs diese ihn zuweilen baten, für sie den Knesen auszuwählen.*)

In der Türkei wurden bereits zu jener Zeit die Statthalter der verschiedenen Provinzen rasch gewechselt und so hatte auch Bekirpascha schon nach zwei Jahren**) den Schaschin-Pascha zum Nachfolger. Dieser war ein Freund der Janitscharen und duldete es, daſs diese im Gegensatz zu der bestimmten Anordnung des Sultans und zum Entsetzen der christlichen Rajah sich allmählich in die Provinz wieder einschlichen. Als im Anfange November des Jahres 1793 die Knesen den Pores nach Belgrad brachten, versuchten sie durch ihre Bitten den Wesir zu bewegen, damit er das Eindringen der Janitscharen in das Paschalik verhindere. Schaschinpascha gab jedoch zur Antwort, der Sultan habe den Janitscharen verziehen und ihnen die alten Vorrechte zurückgegeben; deshalb rathe er (der Pascha) den Knesen, sie mögen im Frieden nach Hause gehen und das Volk zum Gehorsam und zur Erfüllung des Verlangens der Agas ermahnen. — In Folge der Belagerung waren an der Belgrader Festung viele Ausbesserungen nothwendig geworden, namentlich an den Kasernen und sonstigen öffentlichen Gebäuden. Diese Bauten leitete ein gewisser Hadschi Mustafa. Alexa Nenadowitsch, der eine große Menge Baumaterial in die Festung verfrachtet hatte, stand in näherem Verhältnisse zu dem erwähnten Hadschi Mustafa, und da er dessen milden und gerechten Charakter kannte, klagte er ihm die Noth des Volkes und die Gefahr, welche die gesammte christliche Rajah in Folge der erhaltenen Antwort des Paschas bedrohe. Hadschi Mustafa ertheilte ihm den Rath, ein Gesuch an den Sultan zu richten, worin sie Alles erzählen, was Schaschinpascha zum Nachtheil des Volkes im Interesse der Janitscharen thue, und dieses Gesuch sodann von je mehr Knesen und Kmeten unterschreiben zu lassen; zugleich versprach er, dieses Gesuch nach

*) Nenadowitsch, Memoari S. 28.

**) Gyuritsch, a. a. O. p. 102.

Konstantinopel zu expedieren. Hadschi Mustafa gab Alexa die feste Versicherung, dass die Antwort nicht lange ausbleiben werde, darum forderte er ihn auf, mit den übrigen Knesen diese Antwort in Belgrad abzuwarten. Schaschinpascha, der natürlich von der gegen ihn eingeleiteten Intrigue nichts wusste, sah nur ungern, dass die Knesen ihre Abreise verzögerten, und befahl ihnen, je eher in ihre Distrikte zu gehen. Alexa rechtfertigte sein Verbleiben damit, dass er betreffs der Lieferung des Baumaterials seine Rechnungen mit Hadschi Mustafa noch nicht abgeschlossen habe; die Übrigen aber, welche keine solche stichhältige Entschuldigung anführen konnten, versteckten sich theils in der Stadt, theils in der Umgebung. Sultan Selim, der damals gerade mit der Schaffung eines regulären Kriegsheeres beschäftigt war, sah mit Misvergnügen die Erstarkung der Janitscharen und erfüllte deshalb gerne und schnell die Bitte der Knesen, welche ohne Zweifel auch Hadschi Mustafa unterstützt hatte. Einige Wochen nach Absendung des Gesuches traf wirklich aus Konstantinopel ein neuer Ferman ein, durch welchen Hadschi Mustafa an Schaschinpaschas Stelle zum Statthalter des Paschaliks ernannt wurde. Es wird erzählt, dass der Tatar*), welcher den Ferman brachte, beim Eintritt nach Belgrad fortwährend mit lauter Stimmn rief: „Maasul Schaschinpascha, maasul! Hassil Hadschi-Mustafapascha hassil! hassil!"**) Außer dem Ernennungs-Ferman für den neuen Pascha traf zur selben Zeit noch ein Hattischerif des Sultans in Belgrad ein, welcher in Bezug auf die von der Rajah zu leistenden Steuern einige Verfügungen traf, indem er jene Summen festsetzte, welche die Christen unter verschiedenen Steuertiteln zu erlegen hatten. Nach diesem Hattischerif, der vom Ende des Jahres 1793 datiert war, wurde die Anzahl der verheirateten Männer oder der Steuerträger in ganz Serbien auf 20.000, die

*) „Tataren" nennt man in der Türkei die Post-Couriere.

**) Der Sinn ist ungefähr: „Schaschinpascha wurde abgesetzt und statt seiner Hadschi Mustafa zum Pascha ernannt" Nenadowitsch, Memoari, p. 14—16.

Pores-Summe aber auf 20 Piaster per Kopf festgestellt. Die Knesen übergaben die für sie wichtige Urkunde dem in Belgrad residierenden griechisch-nichtunierten Metropoliten Method, als dem Haupte der serbischen Kirche, zur Aufbewahrung.*)

Hadschi Mustafa, der Anfangs 1794 sein neues Amt antrat, war ein noch größerer Gegner der Janitscharen als Bekir-pascha. Kaum hatte er sich in seiner neuen Stellung ein wenig befestigt, als er sofort die Zügelung der unter Schaschinpascha wieder mächtig gewordenen Janitscharen in Angriff nahm. Unter den Letzteren besaß zu jener Zeit Kara-Ismail das größte Ansehen, derselbe wollte um jeden Preis Aga der Janitscharen im Belgrader Paschalik werden. Mustafa folgte dem Beispiele Bekirs und dem damals allgemeinen Brauche in der Türkei; er griff zur Gewalt und ließ Kara-Ismail heimlich ermorden. Die vor einigen Monaten in die Provinz eingedrungenen Janitscharen verließen dieselbe erschreckt, sannen jedoch auf Rache gegen Mustafa und gegen die Serben. Die fliehenden Janitscharen suchten Zuflucht in Widdin, wo sich bald auch viele von denjenigen einfanden, die einige Jahre früher nach Bosnien und Albanien geflohen und seitdem daselbst geblieben waren. Pas wan-Oglu, der Herr von Widdin, welcher damals die Fahne der Empörung gegen den Sultan bereits erhoben hatte, nahm die Flüchtlinge gerne auf, indem er hoffte, mit ihrer Hilfe auch Serbien erobern zu können.**) Während man in Widdin solch gefährliche Pläne gegen das Belgrader Paschalik schmiedete, brach unter der Regierung des sanftmüthigen, gerechten Hadschi Mustafapascha für diese vielfach heimgesuchte Provinz eine bessere Zeit an. Da die Knesen ihn kannten, eilten sie voll Freude zu seiner Begrüßung herbei, wurden von ihm auf das Freundlichste empfangen und mit der Mahnung entlassen, sie mögen über das Volk wachen, jede Erpressung verhindern, insbesondere sich aber zu jederzeit vertrauensvoll an ihn

*) Nenadowitsch, ibid. p. 35.

**) Ebd. p. 16. — Gyuritsch, l. c. p. 102.

wenden, sie werden an ihm einen Vertheidiger finden. Und das war keine bloße Redensart; Mustafapascha hielt, was er versprochen. Die Verwaltung der Provinz überließ er vollständig den Knesen, denen er stets auf die freundlichste Weise begegnete. Sobald die Knesen bei ihm erschienen, ließ er sie nur kurze Zeit stehen, um dem türkischen Brauch Genüge zu thun, alsdann trug er ihnen Sitze an, ließ ihnen Kaffee reichen und sprach auf das Herablassendste mit ihnen, indem er ihre Klagen anhörte und half, wo er nur konnte.*) Große Sorgfalt trug er dafür, dass die türkischen Behörden das Volk nicht bedrücken und dessen Vorsteher mit Achtung behandeln. Der Musselim von Waljewo, ein gewisser Hassan-Aga aus Srbernitza (in Bosnien), konnte sich in die neue Ordnung nicht fügen, sondern plünderte in gewohnter Weise die Christen. Alexa Nenadowitsch, der Knes dieses Distriktes, duldete dieses nicht und gerieth deshalb mit dem Musselim in Streit. Dieser Letztere suchte sich an Alexa zu rächen und bestach vier Türken, damit sie den Knesen ermorden. Als einst Alexa mit seinem Knechte nach Waljewo kam, griffen die vier Mörder aus einem Hinterhalte am Waldesrand mit Flintenschüssen die Beiden an; Alexa verfehlten sie, sein Knecht blieb jedoch todt am Platze. Nachdem Hadschi Mustafapascha erfahren, dass dieses Attentat durch Hassan-Aga veranlasst worden, schickte er sofort einen seiner Beamten nach Waljewo, damit er den Verbrecher nach Belgrad geleite. Hierauf erschrak Hassan-Aga und wandte sich an die Großmuth Alexas, der ihm auch insgeheim hilfreiche Hand bot, damit er durch die Flucht nach Bosnien der sichern Strafe entgehen könne.**) Solche Handlungen steigerten nur die Popularität Mustafapaschas, der übrigens gegen die Christen nicht nur gerecht war, sondern auch für deren materielle und geistige Bedürfnisse sorgte. Er gestattete freien Handel in der ganzen Provinz und durfte

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 138—139. — Nenadowitsch, l. c. p. 17.

**) Nenadowitsch, l. c. p. 42 und 44.

die arme Rajah ohne Hindernis dort verkaufen und einkaufen, wo sie es am vortheilhaftesten fand. Er widersetzte sich auch dem Bau oder der Reparatur von Kirchen und Klöstern nicht, nur mußten vor jedem Neubau für die Konzession 500 Piaster erlegt werden. Unter seiner Regierung wurde das Kloster Kriwaja in der Schabatzer Nahie erbaut, wohl das einzige seit Jahrhunderten. Hadschi Mustafa besaß auch das volle Vertrauen und die Anhänglichkeit der Serben und das dankbare Volk ehrte ihn mit dem Beinamen der „srbska majka“ („Mutter der Serben“). Bald nachher knüpfte die von Widdin her drohende Gefahr das gute Einvernehmen zwischen dem Wesir und der christlichen Rajah noch enger.*)

Mit dem Sinken der innern und äußern Macht des osmanischen Reiches und mit der täglich zunehmenden Unthätigkeit der Centralregierung lockerten sich auch mehr und mehr die Bande, welche die Statthalter der entfernteren Provinzen an die Pforte knüpften. In Folge der Abnahme des kriegerischen Geistes beim Heere und der fortwährenden Leere des Staatsschatzes verfügte die Regierung nicht mehr über die Mittel, ihre Oberhoheit auch in den entfernteren Theilen des ausgedehnten Reiches zur erforderlichen Geltung bringen zu können. Jeder Wesir war in seinem Wilajet ein unbeschränkter Herr und es hieng fast von seinem Belieben ab, ob er der Pforte gehorchen oder ihr die Treue verweigern wollte. Unter solchen Umständen öffnete sich dem individuellen Ehrgeize ein weites Gebiet und dass die Türkei bei diesen nach Selbständigkeit strebenden mächtigen Statthaltern nicht schon damals in mehrere kleinere unabhängige Staaten zerfiel, kann vielleicht einzig dem Umstande zugeschrieben werden, weil solche ehrgeizige Wesire oder Paschas der Pforte gegenüber zwar Empörer, allein sonst gute Mahommedaner waren. Diese mächtigen Oligarchen (um diesen Ausdruck zu gebrauchen) bemühten sich zwar, in ihren Provinzen die Oberhoheit der Pforte thatsächlich zu vernichten

*) Ebd. p. 18. — Karadschidsch, Danitza 1828, p. 139.

und ihre eigene Herrschaft nicht nur zu befestigen, sondern auch auf die Nachbarprovinzen auszudehnen; allein im Principe hüteten sie sich, die Einheit des Reiches anzutasten, als ob sie instinktmäßig empfunden hätten, dass sie sich zwar vom Reiche losreißen können, alsdann jedoch nicht im Stande sein werden, ihre relativ immer nur geringen Besitzungen gegen die Angriffe der benachbarten christlichen Staaten zu vertheidigen. Die kühnsten geheimen Wünsche verstiegen sich allerdings bis zum Throne der Sultane, aber stets unter der Voraussetzung, dass sie jenes mahommedanische Reich, dessen Regenten die Nachkommen Osmans waren, beherrschen wollen. Obgleich also solche aufrührerische Wesire die Souveränetät des Sultans nominell jederzeit anerkannten, ja gewöhnlich im Namen des Sultans, als des „Sultans getreue Sklaven" die Waffen gegen dessen „schlechte Rathgeber" ergriffen, so bedrohten diese Unabhängigkeitsbestrebungen nichtsdestoweniger das Reich mit einer großen Gefahr. Denn wäre es diesen ehrgeizigen Statthaltern gelungen, wenn auch nicht nominell, so doch thatsächlich selbständige Staaten zu errichten, so würde die Einheit und Widerstandsfähigkeit des Reiches vollständig zerstört und bald darauf der gänzliche Zerfall herbeigeführt worden sein. Man fühlte das in Konstantinopel und die türkischen Staatsmänner suchten deshalb theils mit den Waffen, theils durch Hinterlist und scheinbar großmüthige Nachgibigkeit die so häufigen und unbequemen Empörer unschädlich zu machen. Die Bestrebungen der Pforte stießen jedoch diesbezüglich auf große Schwierigkeiten, denn sobald ein ehrgeiziger Pascha die Fahne des Aufstandes erhob, strömten ihm sofort Tausende kampfgestählter Martolosen zu. Seit der Lockerung aller Disciplin im türkischen Heere kehrten die nach Beendigung eines Krieges entlassenen Truppen nicht in ihre Behausungen zurück, sondern bildeten einzelne kleinere oder größere Haufen, welche raubend die Provinzen durchstreiften, oder aber in den Sold irgend eines mächtigen Paschas traten, der gegen die Pforte Aufstandspläne schmiedete. Insbesondere im letzten Dezennium des 18. Jahrh., nach dem österreichisch-russisch-türkischen

Kriege, vermehrten sich diese Martolosen namentlich in Bulgarien und Rumelien so sehr, dass sie schließlich ganze Armeekorps bildeten, welche mit den gegen sie vom Sultan entsendeten Paschas wiederholt siegreiche Schlachten führten und manchmal Adrianopel, ja selbst die Vorstädte von Konstantinopel bedrohten. Oder sie lösten sich in kleinere Scharen von einigen hundert Mann auf und besuchten alle Gegenden, wo sie reiche Beute hofften, indem sie selbst größere Städte angriffen und verwüsteten. Diese Martolosen bestanden zumeist aus entlassenen türkischen und albanesischen Soldaten, welche unter dem Namen der „Krdschalen" (vielleicht von der Stadt Krdsche oder Kirza) bekannt wurden; allein sie nahmen in ihre Reihen auch Abenteurer anderer Zunge und Konfession auf. Jede Schar hatte ihren besondern Häuptling. Von den Vielen erwähnen wir nur den Krdschalenhäuptling Ali Guschanz, der, wie wir bald sehen werden, eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Serbiens spielte. Die große Anzahl der Krdschalen und ihre Bereitwilligkeit jeder Sache für Sold und Beute zu dienen, erleichterte den mächtig gewordenen Statthaltern die Empörung gegen die Centralgewalt.*) Zwei Namen solcher ehrgeiziger Paschas durchhallten damals das ganze Reich. Der eine war Alipascha von Janina, der andere Paswan-Oglu, Pascha von Widdin. Der Wirkungskreis des Erstern lag weit ab von Serbien und konnte also auf die Entwickelung der Ereignisse im Belgrader Paschalik keinen unmittelbaren Einfluss ausüben, Paswan-Oglu aber mischte sich thatsächlich in die Verhältnisse Serbiens ein und darum hat sein Schicksal auch für uns ein besonderes Interesse.

Osman Paswan-Oglu stammte aus einer vornehmen, ehedem christlichen, später zum Islam übergetretenen bosnischen Familie. Sein Großvater hatte sich im Kriege als Korpsführer, im Frieden als Räuberhauptmann ausgezeichnet. Zuletzt gerieth er jedoch in die Gewalt seiner Feinde und diese steckten ihn auf

*) Zinkeisen, a. a. O. VII. p. 222—232. — Karadschidsch, Danitza 1827, p. 94—96.

den Spieß. Sein Sohn Omar, der Vater des Osman Paswan-Oglu, nahm in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts mit einer Freiwilligen-Schar an den Kriegen der Pforte gegen Österreich Antheil und erhielt in der Nähe von Widdin die Lehens-Dörfer Bursa und Kirsa als Lohn für seine guten Dienste. Hier war er nun bestrebt, seine Macht immer mehr zu vergrößern, was die Eifersucht des Wesirs von Widdin, Melekpascha, so sehr erregte, dass er einmal durch einen Meuchelmörder sich von seinem Rivalen zu befreien suchte. Das Attentat gelang nicht und Omar betrug sich mit jedem Tage hochmüthiger, so dass er jetzt selbst dem aus Konstantinopel eingetroffenen Befehle, Widdin zu verlassen, nicht mehr gehorchte; ja er hatte die Kühnheit, sich in seinem eigenen Palaste zu verschanzen und den Truppen des Paschas bewaffneten Widerstand zu leisten. Endlich wurde aber sein Palast in Brand gesteckt und er ergriff mit seinem Sohne die Flucht, wurde jedoch gefangen und sofort hingerichtet. Sein Sohn, Osman Paswan-Oglu, entkam und zog sich zu einem albanesischen Stamme zurück. Eine Zeit lang nahm er hier an den räuberischen Abenteuern der wilden Albanesen Theil, trat jedoch bald in die Dienste des Paschas von Ipek. Später, beim Ausbruch des österreichisch-russisch-türkischen Krieges, in den Jahren 1787 und 1788, warb er ein Freikorps und betheiligte sich an den Kämpfen in der Walachei. Schon damals zeichnete er sich durch seine verwegene Tapferkeit aus. Einst drang er mit seiner Schar bis Temeschwar, ein anderes Mal bis Hermannstadt vor. Nach dem Frieden begnadigte ihn die Pforte, ja im J. 1792 gab man ihm einen Theil seiner väterlichen Besitzungen zurück. Doch dieser Lohn konnte Paswan-Oglu nicht befriedigen. Sein Ehrgeiz strebte nach Höherem. Widdin in seine Gewalt zu bekommen, sodann seine Herrschaft auch über die benachbarten Provinzen auszudehnen, und endlich den Thron der Sultane selbst zu besteigen, — das waren die Ziele, welche die Summe der heißesten Wünsche Paswan-Oglus bildeten. Zur Verwirklichung dieser Pläne bedurfte er vor allem eines entschlossenen, verlässlichen Kriegsheeres. Bei den

damaligen Verhältnissen des türkischen Reiches war das für einen tollkühnen Häuptling wie Paswan-Oglu keine schwierige Aufgabe. Auf seinen ersten Ruf sammelten sich in seinem Lager von allen Seiten abenteuernde Krdschalen, auf deren Treue er unbedingt zählen konnte, weil er ihnen freie Plünderung gestattete. Mit Hilfe dieser Banden brachte er bald Widdin und dessen Umgebung in seine Gewalt und nun war seine Hauptsorge, die Stadt gegen alle Angriffe möglichst zu befestigen. Nachdem er auf diese Weise seine Herrschaft in Widdin begründet hatte, ließ er in der ganzen Provinz durch seine Beamten die Sultanssteuer zu Gunsten seiner eigenen Kasse einheben und erklärte öffentlich, dass als des Sultans getreuer Unterthan er gezwungen sei, gegen die in Konstantinopel geplanten Neuerungen mit bewaffneter Hand aufzutreten. Sein Heer war schon damals auf 80,000 Mann gestiegen. Mit diesen kriegsgestählten Scharen durchstreifte er Bulgarien und Rumelien, eroberte Nikopolis, Sistowa, Nisch, Sophia, und fiel öfters raubend und verwüstend auch in die Walachei ein, indem er zugleich sich bestrebte, die okkupierten Orte und Gegenden mit eiserner Hand seiner Oberhoheit zu unterwerfen. Diese Besitzergreifungen waren allerdings von keiner Dauer und sowohl den Türken als den Rumänen gelang es mehrmals, die verlornen Städte wieder zu gewinnen und Paswan-Oglus Krdschalen zu schlagen. Dadurch wurde der mächtige Rebell jedoch nicht abgehalten, auf dem Kampfplatze mit verstärkter Macht wieder zu erscheinen.*) Mittlerweile flüchteten, wie wir gesehen, die Janitscharen, welche das Belgrader Paschalik verlassen mußten, zu Paswan-Oglu und wurden von ihm auf das Freundlichste aufgenommen. Paswan-Oglu trat selber in eine Orta der Janitscharen ein, damit er sie desto mehr an sich fessele. Die Flüchtigen dienten treu in den Kämpfen Paswan-Oglus, vergaßen jedoch ihrer serbischen Besitzungen und ihres bequemen Lebens nicht, das sie in Folge ihrer Ver-

*) Zinkeisen, Gesch. des osman. Reiches VII. p. 230—234. — Gyuritsch, Serb Gesch. etc. p. 99—100.

treibung eingebüßt hatten. Ihre Blicke waren fortwährend auf Serbien gerichtet und ihrem Zureden und Drängen gelang es auch, Paswan-Ogln zu einem Angriffe auf das Belgrader Paschalik zu bewegen, das er mit ihrer Hilfe leicht in seine Gewalt bekommen könne. Wie es scheint, eröffnete Paswan-Oglu im J. 1795 seinen ersten Kriegszug gegen Serbien. *)

Hadschi Mustafa Pascha, der keine Ursache hatte der christlichen Rajah zu mistrauen, umgab sich nur mit einer kleinern Söldnerschar. Auf die Nachricht von den Angriffsplänen Paswan-Oglus mußte er schnell ein Heer sammeln. Es meldeten sich auch Krdschalen-Banden zum Eintritt in den Dienst des Paschas, aber natürlich nur gegen gute Bezahlung. Da jedoch Mustafa das Volk nicht bedrückt hatte, so war seine Kasse leer und blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Pores zu erhöhen. Das Volk vermochte diese erhöhte Steuer nur schwer zu bezahlen, darum kamen die Knesen aus den verschieden Nahien zusammen und beschlossen, nach Belgrad zu gehen, vom Metropoliten den Hattischerif vom J. 1793, in welchem die Höhe der Steuer einmal für immer festgestellt war, zu verlangen und unter Vorweisung desselben den Wesir zu bewegen, dass er fernerhin darnach die Steuer bemessen möge. Mustafapascha empfieng die Knesen wie gewöhnlich wohlwollend, ließ sie niedersetzen und sprach lange mit ihnen; diese wagten jedoch bei dieser Gelegenheit nicht, vom Hattischerif zu sprechen und da auch der Pascha sie um die Ursache ihres Kommens nicht befragte, so entfernten sie sich unverrichteter Dinge. Hierauf suchten sie den Metropoliten Method auf, erzählten ihm, weshalb sie gekommen seien und baten ihn um Herausgabe des Hattischerifs, damit sie ihn dem Pascha zeigen und die Herabminderung der Steuer erlangen könnten. Der Armenier Method, der gleich dem größern Theile der damaligen Bischöfe mehr zu den Türken als zu seinen Gläubigen neigte, vertröstete die Knesen auf den folgenden Tag, beeilte sich aber inzwischen den

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 46.

Wesir von der Absicht der Knesen zu verständigen. Als diese des andern Tages bei dem Metropoliten wieder erschienen, entließ sie derselbe mit dem Rathe, sie mögen nochmals zu Mustafapascha gehen und versprach ihnen, wenn sie von dort zurückkehren, werde er ihnen den verlangten Hattischerif ausliefern. Die Knesen versammelten sich also wieder im Palaste des Paschas. Nun mußten sie aber lange warten, bis man sie endlich vorließ und als sie endlich vorgelassen und den Pascha auf übliche Weise begrüßt, nämlich den Saum seines Kleides geküsst hatten, stellten sie sich in einer Reihe vor dem Wesir auf und harrten auf dessen Ansprache. Mustafapascha saß indessen zwei volle Stunden schweigend auf seinem Diwan, rauchte mit der größten Ruhe seine Nargileh und blickte nicht einmal auf die Knesen. Vom langen Stehen wurden diese schon fast ungeduldig und konnten in ihrem Erstaunen nicht begreifen, weshalb der sonst so wohlwollende und freundliche Pascha sein Betragen gegen sie derart verändert habe. Auf einmal wandte sich Mustafa mit der Frage zu ihnen: „Nun, Knesen, warum sagt Ihr nicht, was Ihr von mir wünschet"? Hierauf wollte Alexa Nenadowitsch sprechen, allein der Pascha fiel ihm ins Wort und sagte: „Ich weiß wohl, weshalb Ihr gekommen seid. Ihr wünschet, dass ich nicht mehr Steuer einheben lassen solle, als im Hattischerif bestimmt sind. Das wünsche auch ich. Indessen wisset Ihr ganz gut, dass ich nach dem Befehl des Sultans nur darum von Euch die Steuer einhebe, um Euch gegen alles Unheil vertheidigen zu können und nur deshalb Bewaffnete erhalte, um Euch gegen die Janitscharen zu schützen. Aus diesem Grunde mußte ich auch jetzt die Anzahl meiner Truppen vermehren. Wenn Ihr es aber anders wollet, meinetwegen! Es wird mir keine große Mühe machen, mich mit dem Wesir von Widdin, Paswan-Oglu, zu versöhnen; in diesem Falle ziehe ich mich in die Festung zurück, entlasse einen großen Theil meines Heeres und werde von Euch um keinen Asper*) mehr Steuern

*) Eine sehr kleine türkische Münze.

fordern als der Hattiſcherif anordnet; aber alsdann verwundert Euch nicht, wenn die Janitſcharen-Agas zurückkehren; Ihr ſelbſt habt es ja gewollt.“ Die Worte des Paſchas machten einen tiefen Eindruck auf die Kneſen. Sie ſahen ein, daſs Muſtafa Recht hatte. Die Serben waren jedoch geneigt, eher Alles zu erdulden, nur nicht die Wiederkehr der Janitſcharen-Wirtſchaft. Andererſeits kannten ſie jedoch auch die wirkliche Unfähigkeit des Volkes, größere Steuern zu bezahlen und darum baten ſie den Paſcha, er möge ihnen geſtatten, daſs ſie nochmals untereinander Rath hielten, was der Paſcha gerne zugab. Noch am Abende deſſelben Tages verſammelten ſich die Kneſen in der Wohnung Alexas und berathſchlagten, was zu thun ſei; denn darin waren Alle einig, die Rückkehr der Janitſcharen müße um jeden Preis verhindert werden, indem ſie die Überzeugung hatten, daſs ſie den Agas ſonſt weit mehr zahlen mußten als jetzt der Weſir von ihnen fordert. Endlich machte Alexa Nenadowitſch den Vorſchlag, ſie mögen dem Muſtafapaſcha erklären, eine höhere Steuer zu bezahlen ſeien ſie nicht im Stande, aber ſie ſeien bereit, auf eigene Koſten unter ſich Truppen zu ſammeln, mit deren Hilfe der Weſir die Angriffe der Widdiner zurückſchlagen könne. Sei das gelungen, dann wollen ſie wieder in ihre Dörfer heimkehren. Dieſen Vorſchlag nahm die Verſammlung einſtimmig und mit Begeiſterung an. Des andern Tages erſchienen abermals ſämmtliche Kneſen bei dem Weſir und Alexa trug das Reſultat der geſtrigen Berathung vor. Muſtafa nahm den Beſchluſs der Kneſen mit Freuden entgegen und fragte ſie: „Nun, Ihr Kneſen, wollt Ihr das Alle?“ „Wir wollen es“, antworteten dieſe einſtimmig, „Tag und Nacht werden wir zu Deinen Dienſten ſein und verſprechen, wann und wohin Du es befiehlſt, ſoviel bewaffnetes Volk, als wir hier mit Dir vereinbaren, zu Deiner Hilfe zu ſenden.“ Bei dieſem feierlichen Verſprechen heiterte ſich das Antlitz Muſtafas auf und er gewann auch ſeine früheren freundlichen Manieren wieder, ließ die Kneſen niederſetzen und ihnen Kaffee reichen, wie in früherer Zeit. Dann wurde ein Schreiber gerufen, der nach den Angaben der Kneſen

aufzeichnete, wie viele Mannschaft jede Nahie stellen kann. So übernahm der Waljewoer Distrikt 1800, der Belgrader 750, die übrigen nach ihrer Ausdehnung und Bevölkerung mehr weniger Krieger zur Stellung und Ausrüstung. Nachdem Mustafapascha die Knesen noch ermahnt hatte, dass die Leute gut bewaffnet und mit allem Nöthigen versehen erscheinen mögen, wobei er sie bei Verlust des Kopfes für deren Eintreffen verantwortlich machte, verabschiedete er sie in der freundschaftlichsten Weise. Die Knesen entfernten sich unter Dankesbezeigungen vom Wesir und waren froh, dass Mustafapascha ihnen sein Wohlwollen nicht entzogen, wie sie einen Moment besorgt hatten.*)

Nach Entfernung der Knesen ließ Mustafa in der ganzen Provinz verkünden, dass jeder serbische Mann seine Waffen herrichten solle, und wer keine habe, solle lieber eine Kuh verkaufen, um sich eine Flinte, Pistolen und einen Handschar anzuschaffen; die Zögernden aber wurden mit fünfzig Stockstreichen bedroht. Als die Knesen zu Hause angekommen waren, verordneten sie sofort: so viel Mannschaft, als sie dem Pascha versprochen, solle in jedem Distrikte bei der ersten Aufforderung ins Lager zu ziehen bereit sein.**)

Unterdessen hatte das von Widdin kommende Heer die Gränze des Belgrader Paschaliks überschritten und zog in zwei Scharen gegen Poscharewatz und Tschupria vorwärts. Die letztere Abtheilung stand unter dem Befehle eines gewissen Tossun-Aga und brachte auch bald Tschupria in ihre Gewalt. Gegen die andere Schar sendete Mustafa seine eigenen Söldlinge und die in den östlichen Distrikten gesammelte serbische Hilfsmannschaft. Die Türken führte Mustafapascha's Sohn, Derwisch Beg, und der Aga Balota an; die Serben standen unter dem Kommando des tapferen und entschlossenen Stanko Arambaschitsch, Sohn eines berühmten Hajduken. Unter den Serben kämpfte damals auch Kara-Ghorghe. Das von Widdin heranziehende Heer hatte bereits

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 35—39.

**) Ebd. p. 39—40.

Kladowa eingenommen und bedrohte auch Poretsch und Poschare-watz; nach mehreren kleineren Gefechten kam es bei letzterer Stadt zu einer größern Schlacht.*) Die Widdiner siegten und drangen rasch bis Belgrad vorwärts, wo die Stadt ebenfalls in ihre Hände fiel. Mustafa zog sich in die Festung zurück. Mittlerweile hatte Alexa Nenadowitsch mit seinen Genossen, den Knesen Birtschanin und Grbowitsch, in den westlichen Distrikten ein ansehnliches Heer gesammelt und lagerte bereits bei dem Kloster Grabowatz unfern der Save, einige Stunden von Belgrad, als er die Kunde von der Einnahme dieser Stadt durch die Widdiner erhielt. Nachdem wegen des Feindes der Verkehr mit der Belgrader Festung zu Lande nicht möglich war, brachten Alexa und die übrigen Knesen ihre Scharen des Nachts auf Kähnen unter die Festung, wo Mustafapascha sie sofort einließ. Nach kurzer Ruhe nahmen die in die Festung gelangten Serben und die schon daselbst befindlichen Spahi's und Krdschalen bei den Thoren Stellung, und als diese in demselben Augenblicke geöffnet wurden, stürzten sie von mehreren Seiten mit solcher Kraft auf den Feind, dass dieser gezwungen war, die Stadt zu verlassen und den Rückzug anzutreten. Birtschanin verfolgte ihn mit einer Schar und trieb, wahrscheinlich in Verbindung mit den abermals organisierten Leuten des Arambaschitsch, die Fliehenden bis nach Semendria, wo diese in der Festung Schutz zu finden vermochten. Allein auch hier war ihres Bleibens nicht lange. Die Serben schlossen die Festung ein, und als Mustafapascha ihnen Kanonen zur Unterstützung sandte, wurden die feindlichen Truppen zum Verlassen der Festung genöthigt und ganz bis Widdin verfolgt. Unterdessen hatten die Knesen Peter und Jakowljewitsch mit ihren serbischen Leuten Tschupria angegriffen und nach heftigem Kampfe den Florentiner Tossun-Aga**) besiegt und aus dem Lande gejagt.

*) Gyuritsch, Serb. Geschichte ꝛc. p. 102—103. — Nenadowitsch, l. c. p. 40.

**) Nach den Mittheilungen des Gaja Pantelitsch in dem „Jahrb. d. Belgr. gel. Gesellschaft", Bd. II. p. 242.

Die siegreichen Scharen sendeten zu Hunderten die Köpfe der Gefallenen nach Belgrad, wo dieselben vor der Wohnung des Paschas, auf Pfählen gespießt, die erfochtenen Siege verkündigten. Während es auf diese Weise den vereinigten türkisch-serbischen Truppen gelang, die Angriffe der Widdiner zurückzuschlagen und die aus dem eventuellen Siege der Janitscharen drohende Gefahr vom Lande abzuhalten, war Alexa Nenadowitsch mit seinen Leuten zur Bewachung der Festung in Belgrad geblieben. Mustafapascha bemühte sich, die serbische Besatzung wohl zu pflegen; er ließ Wein und Branntwein unter sie vertheilen und sorgte für deren ordentliche Bequartierung. Zwei bis drei Monate hielten die Serben die Festung Belgrad besetzt, benahmen sich aber weit mehr als Feinde denn als Bundesgenossen. Der Sohn Alexas, Matthäus, erwähnt in seinen „Memoiren", dass die Festung einem ausgeplünderten Platze glich; wo die Serben ein Stück Eisen oder einen Nagel fanden, rissen sie Alles los, selbst von den Fenstern, und sandten es nach Hause in ihre Dörfer. Diese Wirtschaft gefiel zwar dem Mustafapascha nicht, allein er duldete sie stillschweigend, weil er mit seinen Verbündeten keinen Streit beginnen wollte. Als endlich auch die zur Verfolgung entsendeten Scharen von Widdin zurückkehrten, giengen die Serben in ihre Distrikte friedlich auseinander.*)

Die gegen Paswan-Oglu geführten Kämpfe, welche die Niederlassung der verhassten Janitscharen in Serbien verhinderten, beförderten zugleich in großem Maße die Befestigung des nationalen Selbstbewusstseins unter den Serben. Mit den Waffen in ihrer Hand sahen sie türkische Truppen abermals vor ihnen fliehen. Dass sie jetzt nicht nur für ihr eigenes Wohl, sondern auch für die Interessen des Paschas im Verein mit dessen Söldlingen kämpften, schmälerte nicht den wohlthätigen Eindruck, welchen dieser Kriegszug hervorrief. Jede Gelegenheit, welche unterdrück-

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 40—42. — Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 139.

ten Völkern den Gebrauch der Waffen, sei es auch gleich zu Gunsten der Unterdrücker, ermöglicht, bringt jenen die Stunde der Befreiung näher. Der Kampf Mustafapaschas gegen Paswan-Oglu ließ in den Serben das noch unentwickelte, aber hie und da schon wahrnehmbare Selbstvertrauen, das der österreichisch-türkische Krieg hervorgerufen, nicht erlöschen. Dieser Umstand war von großer Wichtigkeit für Serbiens Zukunft. Die christliche Rajah betrachtete zwar die Türken noch immer als ihre Herren, aber als solche, von denen sie aus Erfahrung wusste, dass sie nicht unbesiegbar seien.

Nach der Vertreibung der Truppen Paswan-Oglus und der mit ihnen verbündeten Janitscharen, kehrte Alles wieder in den vorigen Stand zurück und die Serben konnten unter der wohlwollenden und milden Verwaltung Mustafas noch eine kurze Zeit die Wohlthaten des Friedens und der relativen Sicherheit der Person und des Eigenthums genießen. Inzwischen wurde das Treiben Paswan-Oglus auch dem Sultan zu arg. Es waren schon früher zwischen der Pforte und dem mächtigen Rebellen Unterhandlungen gepflogen worden, hatten jedoch zu keinem Erfolge geführt. Die Pforte versprach Paswan-Oglu, wenn er sich unterwerfe, zum Pascha mit drei Rosschweifen und Obersteuereinheber zu ernennen, womit er anfänglich zufrieden schien. Bald ergab sich jedoch, dass kein Theil in seinen Versprechungen aufrichtig war und so wurden die Feindseligkeiten erneuert. Im Frühjahr 1798 schickte der Sultan ein solch großes Heer gegen Widdin, dass Viele glaubten, die Pforte wolle eigentlich Oesterreich oder Russland angreifen, und benütze die Bestrafung des Rebellen nur zur Verdeckung ihrer geheimen Pläne. Die unter dem Befehl des Kapudanpascha, Hussein, stehende Armee hatte aber keine andere Bestimmung, als Paswan-Oglu zu vernichten. Schon Mitte April schloss Hussein mit einem Heere von 120.000 Mann Widdin ein, wohin Paswan-Oglu mit einer Besatzung von 12.000 Mann sich zurückgezogen, nachdem er die Festung mit Hilfe einiger polnischer Ingenieure in guten Vertheidigungs-

zustand versetzt hatte. Der Kapudanpascha eröffnete sofort energisch die Belagerung, aber Monate hindurch ohne Erfolg. Gegen Ende des Sommers gelang es Paswan-Oglu einen allgemeinen Sturm der Belagerer siegreich zurückzuschlagen. Hierauf verwandelte sich die Belagerung in eine bloße Cernierung. Krankheiten und Desertionen dezimierten aber das Heer Hussein's so bedeutend, dass er endlich an den Rückzug denken mußte. Wahrscheinlich blieben auch Paswan-Oglus Bestechungsversuche nicht wirkungslos und riefen unter den Anführern des Belagerungsheeres eine derartige Uneinigkeit hervor, dass der Kapudanpascha schließlich von der Einnahme Widdins abzustehen genöthigt war. Paswan-Oglu kannte genau den traurigen Zustand seines Gegners, er verfolgte das abziehende Heer und erbeutete den größten Theil der Bagage. Hussein selbst entkam nur mit Anstrengung nach Rustschuk. Die Pforte, deren Aufmerksamkeit jetzt die ägyptischen Wirren besonders in Anspruch nahmen, war nicht im Stande, ein zweites Heer gegen Paswan-Oglu zu senden. Im Gefühle seiner Macht betrug sich dieser überdies stets hochmüthiger und okkupierte abermals einige der verlornen Städte. Unter solchen Umständen erschien es der Pforte am gerathensten, mit dem unbeugsamen Rebellen in neue Unterhandlungen zu treten und schließlich ernannte sie im J. 1799 denselben auch zum Pascha mit drei Rossschweifen. In Folge dieser Vereinbarung unterließ Paswan-Oglu die Beunruhigung der unmittelbaren türkischen Provinzen und erwählte die Walachei zum Schauplatz seiner räuberischen Streifzüge. Vor Allem wollte er sich jedoch von den serbischen Janitscharen befreien, welche nicht aufhörten, die Wiedereinsetzung in ihre früheren Besitzungen von ihm zu fordern. Deshalb machte er in seinen mit der Pforte geführten Unterhandlungen zu einer Bedingung seiner Aussöhnung, dass die Janitscharen in das Belgrader Paschalik zurückkehren dürfen.

Wie sehr auch Sultan Selim die Janitscharen hasste, so mußte er dennoch die Bedingung annehmen. Ueberdies begann auch das fanatische Volk in Konstantinopel bereits zu murren,

weil rechtgläubige Mahommedaner ihrer Güter beraubt und gezwungen wurden, dieselben der Rajah zu überlassen und diese Letztere durch einen Statthalter des Sultans auch zur Ergreifung der Waffen gegen Jene aufgefordert worden war. Der Mufti erklärte die Vertreibung der Rechtgläubigen von ihren Besitzungen für ungesetzlich. Angesichts der drohenden Haltung des Stambuler Pöbels konnte der Sultan nicht schwanken, und so erließ er an Hadschi Mustafapascha den Befehl, die Janitscharen in die Provinz aufzunehmen. Mustafapascha beugte sich vor dem Befehle des Sultans und die Janitscharen kehrten nach Serbien zurück.*)

Die Janitscharen kannten die Antipathie, welche gegen sie nicht nur die christliche Rajah, sondern auch der Wesir besaß; darum hielten sie es nicht für rathsam, sogleich nach ihrer Begnadigung mit Ansprüchen aufzutreten. In der That betrugen sie sich anfangs bescheiden und friedsam, ja selbst ihre alten Besitzungen strebten sie nicht wieder zu erlangen. Sie begnügten sich mit untergeordneten Stellen bei den Zollämtern und in der Hofhaltung des Wesirs.**) Mustafa duldete auch keine Ausschreitungen und offenbarte bei jeder Gelegenheit seinen Hass und sein Mistrauen gegen die Janitscharen. Diese konnten sich bald überzeugen, dass solange Mustafa der Statthalter des Belgrader Paschaliks bleibt, sie auf eine Wiederaufnahme ihrer alten Erpressungen nicht hoffen dürften. Die Hinrichtung des Griechen Rigas und die energische Züchtigung des Schabatzer Bego Nowljanin mahnte die Janitscharen zu noch größerer Behutsamkeit.

Die französische Revolution konnte auch auf die Griechen nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die dort zu Tage getretenen Freiheitsideen ließen die Hellenen, welche ohnehin fortwährend an die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes dachten, nicht ruhen. Als Napoleon den Feldzug nach Aegypten vorbereitete und zugleich

*) Zinkeisen, Gesch. d. osm. Reiches, V. p. 236—240. — Karadschidsch, Danitza, 1828. p. 140—141.

**) Renadowitsch, Memoari, p. 44.

von der Errichtung eines großen Reiches im Oriente träumte, zu welchen Plänen er die Insurgierung der christlichen Rajah, insbesondere der Griechen in's Auge fasste, glaubten diese Letzteren in ihm ihren Befreier zu sehen. Bei solcher Stimmung konnten natürlich die für die Freiheit begeisterten Griechen keine unthätigen Zuschauer der stürmischen Zeitereignisse verbleiben und hielten den Moment für gekommen, wo der klassische Boden Griechenlands das Joch abschüttelte, welches seit Jahrhunderten auf ihm gelastet. Der enthusiastische Konstantin Rigas war der Erste, der die Träume der Griechen von einem großen freien Vaterlande zu verwirklichen strebte. Seine Ideen verbreitete er zuerst in Bukarest. Die Walachei stand damals völlig unter griechischem Einflusse, und der unermüdlichen Thätigkeit Rigas' gelang es auch, bald zahlreiche Anhänger zu gewinnen. Von hier aus verbreitete sich die Bewegung über alle jene Provinzen des türkischen Reiches, in denen Griechen wohnten, und allmählich schlossen sich immer und mehr dem Geheimbunde an. Wie es scheint, stand Rigas auch mit Paswan-Oglu in Verbindung, indem er dessen Feindseligkeiten gegen die Pforte für seine eigenen Zwecke auszubeuten suchte. Später übersiedelte er nach Wien, und von dem damaligen französischen Gesandten, Bernadotte, unterstützt, betrieb er seine Agitationen zur Vernichtung der Türkenherrschaft bald offen, wodurch er auch bald die Aufmerksamkeit der österreichischen Polizei auf sich zog. Im Frühjahr 1798 reiste Rigas nach Triest, um dem Schauplatz der Ereignisse, die seiner Ansicht nach in Folge des ägyptischen Feldzuges Napoleons eintreten werden, näher zu sein. Bevor er Wien verließ, sendete er einige Kisten voll patriotischer Lieder und ein Packet Briefe, an Napoleon gerichtet, nach Triest voraus. Diese Sendung war an seinen Freund Koronios adressiert. Der Letztere war zum Unglück bei Ankunft der Kisten nicht zu Hause, sein Betrauter aber, Demeter Ikonomos, verrieth die ganze Angelegenheit dem österreichischen Gouverneur. Die Behörde war also zum Empfang des Rigas schon bei seiner Ankunft bereit. Statt nun Vorsicht zu gebrauchen,

betrug sich dieser Letztere so auffallend, dass es der Polizei wenig Mühe kostete, seine Wohnung ausfindig zu machen und ihn mit mehreren Genossen zu verhaften. Rigas wurde von Triest nach Wien eskortiert, nachdem er einen misglückten Selbstmordversuch gemacht hatte. Die österreichische Regierung verfolgte von Anbeginn mit besorgten Blicken die Verbreitung der französischen Umsturzideen; überdies stand sie mit der Pforte in freundschaftlichen Beziehungen und konnte solche Bestrebungen nicht dulden, die unter dem Einflusse jener Ideen in einem befreundeten Nachbarstaate Verwirrungen hervorzurufen beabsichtigten. Da sie jedoch in dieser Sache nicht als Richter auftreten wollte, lieferte sie Rigas und seine Genossen dem Belgrader Wesir Hadschi Mustafapascha aus, der dieselben dann hinrichten ließ; Rigas wurde erschossen, die übrigen in die Donau gestürzt.*) Es ist nicht glaublich, dass der sanftmüthige Mustafa, den seine eigenen christlichen Untergebenen als Vater verehrten und der diesen selbst Waffen gegen die rechtgläubigen Mahommedaner in die Hand gab, diese Grausamkeit nur deshalb begangen habe, weil Rigas und seine Genossen in den fernen griechischen Provinzen einen Aufstand geplant hatten. Hadschi Mustafa wusste ohne Zweifel um die Verbindungen Paswan-Oglus mit Rigas, und indem er den Letzteren tödten ließ, wollte er sich wahrscheinlich nur gegen Jenen sichern, da er nicht mit Unrecht voraussah, dass jedwede Bewegung in irgend einer Provinz des türkischen Reiches, wodurch die Macht der Pforte geschwächt wird, die Anmaßung und Verwegenheit des Widdiner Rebellen steigern musste. Paswan-Oglu war aber der gefährlichste Gegner Mustafas. Die Hinrichtung des Rigas konnte zugleich den zurückgekehrten Janitscharen als warnendes Beispiel dienen, wie unbarmherzig der sonst so wohlwollende Belgrader Wesir gegen diejenigen sein kann, welche mit Paswan-Oglu im Bunde stehen. Das Beispiel blieb auch nicht ohne Eindruck, denn die Janitscharen

*) Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands I. p. 72–74. — Gervinus, Gesch. d. 19. Jahrh, I. p. 75–76.

setzten Alles daran, das Vertrauen des Paschas zu gewinnen. Trotz ihrer geheuchelten Bescheidenheit gelang das ihnen jedoch nicht, und Mustafa bewies bald durch die That, dass er von der unerbittlichsten Strenge nicht zurückschrecke, sobald ein Janitschar eine Gewaltthätigkeit zu begehen wagt.

Als einige Jahre früher in Folge des energischen Auftretens Mustafas die Janitscharen gezwungen wurden, Serbien zu verlassen, versteckten sich zwei aus Bosnien stammende Janitscharen, Bego Nowljaniu und Tjurt-Oglu, in Schabatz, wo sie bis zur freien Wiederkehr ihrer Genossen zurückgezogen lebten. Nun erachteten Nowljaniu und sein Gefährte es nicht mehr für nothwendig sich zu verbergen, ja sie glaubten, fern von Belgrad könnten sie auch wieder ihre Erpressungen beginnen, ohne den Zorn Mustafapaschas besorgen zu müßen. Zu ihrem ersten Opfer erwählten sie den Knesen des Tamnawaer Distriktes, Janko Lazarewitsch aus Swileuwa. Als einstens Lazarewitsch nach Schabatz kam und die von Nowljaniu und Tjurt-Oglu ungerechter Weise geforderte Steuererhöhung verweigerte, ermordeten diese ihn am hellen Tage mit eigener Hand. Ein Verwandter des Ermordeten, der Geistliche Lukas, brachte die Nachricht von diesem Vorfalle eiligst zu Alexa Nenadowitsch, der mit Lazarewitsch in enger Freundschaft lebte. Sofort ließ Alexa durch seinen Sohn Matthäus an Hadschi Mustafapascha einen Brief schreiben, worin er ihm mittheilt, wie zwei in Schabatz versteckt gewesene Janitscharen-Agas den Tamnawaer Knesen ermordet haben und sodann also fortfährt: „Wenn wir Knesen schon auf den Straßen der Stadt vor den Uebelthätern nicht sicher sind, so können wir diesen Zustand nicht weiter dulden, und darum, Pascha, sorge für einen andern Knesen im Waljewoer Distrikte, denn ich betrete mit keinem Fuße mehr die Stadt, um so weniger will ich Knes verbleiben; sondern ich verlasse dieses Land und fliehe nach Österreich, damit ich wenigstens mein Leben rette.“ Bald nach Absendung dieses Schreibens kam ein Diener des Wesirs nach Brankowina zu Alexa mit dem Auftrage, dass er in Palesch Quartier bereite für

das Korps, welches Mustafapascha aus Belgrad gegen Schabatz zur Rächung des Lazarewitsch entsendet habe. Alexa eilte sofort nach Palesch und bald traf auch eine Schar von 800 Mann Krdschalen mit zwei Kanonen ein, welche dann ihren Weg schleunig gegen Schabatz fortsetzten. Während dessen hatten Bego Nowljanin und Tjurt-Oglu durch Einschüchterung der friedlichen Türken die Festung in ihre Gewalt bekommen und sich mit ihren Gefährten daselbst eingeschlossen. Die Krdschalen des Wesirs begannen sofort die Belagerung und die schwache Festung konnte auch keinen langen Widerstand leisten. Als Nowljanin und Tjurt-Oglu dies sahen, durchbrachen sie in einer Nacht nach der Sawe zu die Mauer und verließen durch diese Öffnung die Festung, worauf sie mittelst Kähnen nach Bosnien flüchteten. Hierauf ergab sich die Festung und die Gefährten der geflüchteten Janitscharen fielen in die Hände der Krdschalen. Auf Befehl Mustafapaschas wurden 27, nach Anderen 36 Türken, die zur Partei der Janitscharen gestanden, auf dem Hauptplatze von Schabatz hingerichtet. Diese rasche und energische Züchtigung erfüllte die Janitscharen mit Entsetzen und sie bemühten sich jetzt noch mehr, des Wesirs Gunst zu erlangen. Aber die Schabatzer Hinrichtungen vergaßen sie nicht und von diesem Augenblicke an sannen sie gegen Mustafapascha auf Rache. *)

Im J. 1801 bedrohte Paswan-Oglu abermals das Belgrader Paschalik. Doch hatte derselbe diesmal wahrscheinlich keine ernsten Absichten, Serbien anzugreifen, sondern er wollte durch seine feindseligen Demonstrationen nur den Aufstand der Belgrader Janitscharen und deren Pläne zum Verderben Mustafapaschas unterstützen. Auf die Nachricht von dem Herannahen der Widdiner Scharen sammelte dieser Letztere seine Krdschalen und forderte wieder die Knesen auf, dass sie mit ihren eigenen Waffen ebenfalls erscheinen sollen. Die Führung dieses türkisch-serbischen

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 33—34. — Karadschidsch, Danitza. 1828, p. 141—142.

Heeres übertrug der Wesir seinem Sohne, Derwisch Beg, der sofort auch gegen Widdin marschierte. Gerade darauf hatten die Janitscharen gerechnet und schon früher ihre in den verschiedenen Theilen der Provinz wohnenden Genossen insgeheim angewiesen, einzeln und ohne Aufsehen nach Belgrad zu kommen, wo sie dieselben in ihren eigenen Häusern versteckten. Mustafapascha gegenüber heuchelten sie aber die größte Bereitwilligkeit, gegen Paswan-Oglu zu kämpfen, ja als Derwischbeg mit seinem Heere ausmarschierte, schlossen sich ihm sämmtliche Belgrader Janitscharen an. Indessen einige Stunden von der Stadt, beim Dorfe Boretsch verließen sie das Lager und kehrten eilig zurück. Außerhalb der Stadt, in der Nähe des sogenannten Batal-Dschami, beluden sie ihre Pferde dermaßen mit Heu, dass die Reiter ganz verdeckt wurden und die Pferde nur Heu zu tragen schienen. Beim Thore angelangt, antwortete auf die Frage des Wächters: „Wer seid Ihr"? der Führer des Zuges mit unschuldigem Gesichte: „Fuhrleute." Kaum hatte sich aber das Thor geöffnet, so warfen sie das Heu herunter, griffen zu den Waffen und brachten mit Hilfe ihrer in den Häusern verborgenen Genossen, die jetzt ebenfalls hervorkamen, die ganze Stadt in ihre Gewalt. Mustafapascha zog sich mit der geringen Anzahl der zurückgebliebenen Besatzung (da fast die gesammte bewaffnete Macht mit dem Derwischbeg ausgerückt war) in die obere Festung zurück. Die Janitscharen waren nicht im Stande, die Festung zu belagern und so hoffte Mustafa zuversichtlich, dass er sich solange werde halten können, bis sein Sohn mit dem Heere zurückkehren und ihn aus der unangenehmen Situation befreien werde. Derwischbeg trat auch bei erhaltener Kunde von den Belgrader Vorfallenheiten mit seinem Heere sofort den Rückzug an und auch die Kneſen eilten von verschiedenen Seiten mit ihren Leuten nach der Hauptstadt, um dem allgemein verehrten Mustafapascha beizustehen. Die Janitscharen bedrohte jetzt eine große Gefahr. Wenn die von allen Seiten herannahenden türkisch-serbischen Truppen rechtzeitig eintreffen, geriethen die Janitscharen zwischen zwei Feuer und sie wussten, dass

sie auf Mustafas Gnade nicht rechnen konnten. Es gelang ihnen indessen, einen der Erdschalen des Wesirs zu bestechen; dieser zeigte ihnen einen verdeckten Wasserleitungskanal, durch welchen sie in die obere Festung eindringen konnten. Nachdem die Janitscharen durch diesen Kanal gekrochen waren, richteten sie ihre Waffen auf die Wohnung des Paschas und zwangen ihn zur Ergebung. Hierauf ließen sie durch Mustafa an den Derwischbeg schreiben, er möge die Serben nach Hause schicken, er selber aber mit den türkischen Truppen sofort das Paschalik verlassen, sonst würden die Janitscharen seinen Vater tödten. Derwischbeg war bereits in Grozka angelangt, als er diesen Brief erhielt; er gehorchte demselben, um das Leben seines Vaters zu retten. Nachdem er in Folge des Befehls die Serben in ihre Heimat entlassen hatte, führte er sein Heer gegen Nisch. Auf die Kunde, dass in der ganzen Provinz kein einziges bewaffnetes Korps, welches sie zu fürchten hätten, vorhanden sei, hielten die Janitscharen es auch nicht weiter für nöthig, Mustafapascha zu schonen. Unter verstellter Freundschaft kamen sie einstens zu ihm und ermordeten den Wehrlosen. Das geschah am 27. Dezember 1801.*)

Nun folgten traurige Zeiten über Serbien. Wornach sie so lange getrachtet, das erreichten die Janitscharen jetzt vollständig: Sie wurden die Herren der ganzen Provinz und konnten das Volk nach Belieben mishandeln. Sie hatten auf diese günstige Gelegenheit lange warten müßen; jetzt war sie da und die jahrelang zurückgehaltenen bösen Leidenschaften brachen mit um so größerer Stärke los. Willkür und Grausamkeit, Gewaltthat und Plünderung traten an die Stelle der milden Verwaltung Mustafapaschas. Die Janitscharen schienen das Paschalik als Beute zu betrachten und als ob sie geahnt hätten, dass ihre Herrschaft von keiner langen Dauer sein könne, fanden sie jede Art der Befriedi-

*) Nenadowitsch, l. c. p. 44—45. — Karadschidsch, a. a. O. p. 143—144. — Briefe des Erzpriesters Peitsch an Stratimirowitsch in der Manuskriptsammlung der Belgrader gel. Gesellsch. sub. Nr. 363.

bung ihrer räuberischen Begierden für gut. Vier Janitscharenhäuptlinge: Mehmed Fotschitsch Aga, Kütschük-Ali, Aganli und Mollah-Jussuf, theilten die Herrschaft der Provinz unter einander, indem von deren 12 Nahien sich jeder drei erwählte. Unter diesen vier Häuptlingen betrachtete sich keiner als den Statthalter, sondern jeder als den eigentlichen Besitzer seines Antheiles, indem er zugleich das freie Verfügungsrecht über den Boden und dessen Erzeugnisse, über die Arbeit und das Leben der Bevölkerung für sich in Anspruch nahm. Die Antipathie, welche das serbische Volk gegen die Janitscharen hegte, war den Usurpatoren kein Geheimnis und darum erstatteten sie, um den Widerwillen des Sultans gegen die Janitscharen nicht neuerdings zu erregen, gleich nach der Ermordung Mustafapaschas nach Konstantinopel den Bericht, sie hätten Mustafa nur deshalb getödtet, weil er ein abtrünniger Muselmann war, der weit mehr die Serben als die rechtgläubigen Türken begünstigte und damit sie ihre Selbstlosigkeit noch mehr beweisen, baten sie zugleich den Sultan, er möge einen neuen Pascha-Statthalter nach Belgrad senden. Um ihren Behauptungen noch größere Beweiskraft zu geben, zwangen sie die Knesen, an den Sultan eine Adresse zu richten, worin sie sich beschwerten, wie Mustafa das Volk bedrückt und gequält habe, so dass deswegen wenigstens die Hälfte der Rajah nach Österreich geflüchtet sei; die Zurückgebliebenen hätten aber nichts zu essen, wenn sich die Janitscharen nicht ihrer erbarmt und ihnen geholfen hätten. Sultan Selim, der damals in den übrigen Theilen seines Reiches mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt war, hielt es darum nicht für rathsam, gegen die gewaltthätigen Belgrader Janitscharen energisch aufzutreten; diesen war es überdies durch ihre Bestechungen gelungen, im Diwan mächtige Fürsprecher zu gewinnen. Der Sultan erfüllte ihre Bitte und schickte Aga Assan Pascha als Wesir nach Serbien. Der neue Statthalter bekleidete indes nur nominell sein Amt und da er die Janitscharen kannte, so ließ er ihnen freie Hand, um nur selber unbehelligt bleiben zu können. So konnten die Janitscha-

ren unter den Augen eines Oberbeamten der Pforte, gleichsam mit dereu Sanktionierung, die unerhörtesten Ausschreitungen ungestraft verüben.*)

Nachdem sich die erwähnten Janitscharen-Häuptlinge gegen den unmittelbaren Zorn des Sultans gesichert hatten, gingen sie rasch an die Befestigung ihrer persönlichen Herrschaft. Vor Allem nahmen sie wieder den Titel „Dahi" an, welchen einzelne Janitscharen schon vor dem österreichisch-türkischen Kriege gebraucht hatten und begannen unter diesem Titel die Ausübung ihrer Gewalt. Sowohl die dem Sultan wie dem Pascha zu bezahlende Steuer eigneten sie sich an, höchstens zu Bestechungen schickten sie größere Summen dem obersten Aga der Janitscharen oder anderen Beamten nach Konstantinopel. Sie schafften die Rechtspflege der Knesen und Kmeten ab, die zur Zeit Mustafapaschas zu einem fast selbständigen Verwaltungssystem sich entwickelt hatte. Unter den Dahi's gab es zwar Knesen, aber ihr Amt beschränkte sich bloß auf die Einhebung der Steuern; die Dorfbewohner wendeten sich zur Schlichtung ihrer Angelegenheiten natürlich noch immer an ihre eigenen Knesen; aber diese konnten, was für das Volk das Wichtigste war. die Vermittelung bei den türkischen Behörden nicht mehr ausüben. Die Dahi's waren jedoch mit der völligen Unterdrückung der Christen nicht zufrieden; sie strebten auch nach der unbeschränkten Herrschaft über die Mahommedaner. Der Kadi, der seine Ernennung aus Konstantinopel erhielt und der Mussellim, welchen der Wesir ernannte, gehorchten wohl nicht immer den Befehlen der Dahi's, und darum entrissen die Letzteren alle Gewalt aus den Händen jener türkischen Beamten, indem sie dieselben nur dem Namen nach in ihren Stellen beließen. Wie in Belgrad und über das ganze Paschalik die Dahi's, so übten in den Nahien die Kaba-Dahis die Gewalt. Das waren ebenfalls Janitscharen, welche von den Dahi's in die einzelnen Städte

*) Nenadowitsch, a. a. O. p. 46–48. — Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 144–145.

geschickt wurden, um dort ihrem Willen und ihren Befehlen Geltung zu verschaffen. Die Kaba-Dahi's erschienen in Begleitung von 20—30 Bewaffneten in den Hauptorten der Distrikte und schickten dann ihre Subaschen als untergeordnete Beamte in die Dörfer, indem sie zugleich fast in jeder Ortschaft, ja auch an den Straßen „Hane" (d. i. Wachthäuser) erbauten, damit jeder Aufstandsversuch desto unmöglicher gemacht werde. Die Dahis hatten also bald ein ganz neues Verwaltungssystem geschaffen. Die oberste Gewalt übten sie selber, zu ihren Exekutoren verwendeten sie die Kabadahis und Subaschen.*) Auf solche Weise wurde in Serbien des Sultans Oberhoheit thatsächlich vernichtet; der Belgrader Wesir, die Kadi's und Mussellims in den Distrikten wurden zur gänzlichen Unthätigkeit gezwungen und wagten nicht nur dem durch die Dahi's ins Leben gerufenen neuen Verwaltungssystem keinen Widerstand zu leisten, sondern schätzten sich noch glücklich, wenn sie nicht gänzlich aus der Provinz vertrieben wurden. Die gesammte Administration und Gerichtspflege konzentrierte sich in den Händen der den Dahi's unbedingt gehorchenden Kabadahi's und Subaschen; wenn anders von einer Administration und Gerichtspflege dort die Rede sein kann, wo einzig und allein die Willkür und das persönliche Interesse maßgebend sind. Natürlich konnte die Rajah unter solchen Umständen nicht nur auf keine Schonung rechnen, sondern mußte vielmehr die entsetzlichsten Grausamkeiten erdulden. Die Dahi's und Kabadahi's brandschatzten, prügelten und peinigten die Christen nach Lust und Belieben und beraubten dieselben ihrer fahrenden Habe gänzlich; ja zuweilen wurde die schutzlose Rajah wegen des kleinsten Vergehens, in den meisten Fällen ohne jedwede Schuld unbarmherzig niedergeschossen oder erschlagen. Selbstverständlich blieben die Weiber von den ausschweifenden Leidenschaften dieser Wütheriche auch nicht verschont. Durch seine Gewaltthätigkeiten war insbesondere berüchtigt ein

*) Gyuritsch, a. a. O. p. 105. — Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 148.

gewisser Sali-Aga, Kabadahi in der Rudniker Nahie, Bruder Kütschük-Alis, des in Belgrad wohnenden Dahis. Sali Aga wurde seiner Wildheit und Ausschweifungen wegen vom Volke der „Stier von Rudnik" genannt. Mit einer zahlreichen Begleitung zog dieser „Stier" in seinem Distrikte von Dorf zu Dorf, und wenn er hinlänglich geplündert, gepeinigt und gewürgt hatte, ließ er sich an irgend einem Bache oder einem Quell nieder und zwang die serbischen Weiber und Mädchen des Dorfes, mit den Türken seiner Begleitung zu schwelgen, während die christlichen Männer sie bedienen mußten. Sodann mußten die Frauen auf seinen Befehl tanzen, später aber jene Unglückliche, die seine Wahl traf, ihm in seine Wohnung folgen. Und nicht immer begnügte er sich mit einem Opfer, manchmal mußten es 2—3 Frauen sein. Auf diese Weise handelten fast ohne Ausnahme auch die übrigen Kabadahi's.*) Mit welcher Verzweiflung mochten die armen Dörfler die Verwüstung ihrer Habe, die Leiden ihrer Brüder, die Entehrung ihrer Weiber und Töchter betrachtet haben! Und diese Verzweiflung verdoppelte jenes Bewusstsein, dass sie diese wilden Gewaltthätigkeiten nicht verhindern können. Nachdem die Dahis erkannten, dass die nach Serbien zurückgekehrten Janitscharen allein nicht im Stande seien, ihre Macht in der Provinz aufrechtzuerhalten, nahmen sie das auf die Nachricht vom Tode Mustafapaschas aus den benachbarten Provinzen, namentlich aus Bosnien und Albanien, nach Belgrad zuströmende, arbeitsscheue, blut- und beutegierige Gesindel gerne auf. Aus solchen Ankömmlingen, die im Paschalik meist hungernd und halbnackt erschienen, bald jedoch in Sammt und Seide gehüllt, von Gold und Silber stralend auf arabischen Hengsten ihren Herren folgten, bildeten sich die Dahi's eine treue und verlässliche Leibwache theils für den Fall, wenn der Sultan wie vordem gegen Paswan-Oglu auch gegen sie ein Heer entsenden sollte, theils und hauptsächlich zu dem Zwecke, damit sie die christliche Rajah und die übrigen

*) Gyuritsch, a. a. O. p. 106.

Türken im Zaume halten können.*) Denn die Dahi's wütheten nicht bloß gegen die christliche Rajah, sondern auch gegen die Spahi's und die übrigen Mahommedaner, welche sich weigerten, auf ihre Seite zu treten und ihnen in Allem Gehorsam zu leisten. Die Dahi's und ihre Genossen betrachteten, wie erwähnt, die ganze Provinz als ihr Privat-Eigenthum und erneuerten jetzt im Großen das System des Tschiftlik-Sahib, welches hie und da schon vor dem österreichisch-türkischen Kriege bestand. Selbstverständlich konnten die Spahis, die nach dem Berat des Sultans alleinig berechtigten Grundbesitzer, diese Usurpationen nicht ruhig ansehen und widersetzten sich dem Eindringen der Janitscharen. Diese duldeten jedoch nirgends und in nichts eine Beschränkung ihrer habsüchtigen Begierden, vertrieben die Spahi's nicht nur von ihren alten Besitzungen, sondern selbst aus der Provinz und vertheilten dann deren Dörfer unter einander. An die Stelle des begränzten Lehenssystems der Spahi's trat nun die schrankenlose Grundherrn-Gewalt des Tschiftlik-Sahib. Die Rajah gab keinen Zehnten, sondern den Neunten (ungerechnet die täglichen Erpressungen) und wurde auch zu Robotleistungen gezwungen, wovon die Spahi's jederzeit abgesehen hatten. Die neuen Besitzer verlegten vielen Orts ihre Wohnsitze in die Dörfer, um der unglücklichen Rajah fortwährend auf dem Nacken zu sitzen.**) Man darf sich nicht wundern, wenn unter solchen Verhältnissen die Zahl der Hajduken bedeutend zunahm. Zur Zeit Mustafapaschas erschien kaum hie und da ein Hajduk, damals ein wirklicher Räuber; jetzt floh ein großer Theil der männlichen Bevölkerung in die Berge und Wälder und fristete dort nach Hajduken-Art das Leben, indem sie zeitweilig an einem ohne starkes Geleite reisenden Kababahi oder Janitscharen blutige Rache nahmen. Bald hielt sich in jedem Distrikte ein Harambascha mit einigen Hajduken auf und man

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 147.

**) Karadschidsch, Danitza, 1827, p, 80 und Danitza, 1828, p. 147.

kann ſagen, daſs wenigſtens ein Zehntel der Bevölkerung damals in die Wildniſſe geflohen war.*)

Die grauſamen Gewaltthätigkeiten, welche die chriſtliche Rajah mit ſtummer Verzweiflung erfüllten, riefen bei den vertriebenen Spahi's und den übrigen Türken eine tiefe Erbitterung hervor. Unter ſolchen Verhältniſſen entwickelte ſich zwiſchen den Chriſten und den unterdrückten Mahommedanern eine gewiſſe, gegen den gemeinſamen Unterdrücker gerichtete Gemeinſchaft der Intereſſen. Bald nach dem Tode Muſtafas warnte ein Spahi, Mula, den Alexa Nenadowitſch, daſs er die Provinz verlaſſen ſolle, denn ſein Leben ſei bedroht. „Schau Knes", ſprach Mula, „was dieſe vier Hunde (die vier Dahi's) gegen die Rajah und gegen ehrliche Türken treiben; ich habe vordem auch mit ihnen gehalten und bin der Erſte durch den Kanal in die Feſtung gekrochen und dennoch würden ſie jetzt, wenn ſie es wagten, auch mein Dorf gerne mir entreißen; doch ich laſſe mich nicht ſo leicht berauben. Es kann auch nicht lange ſo bleiben; ich pilgere nach Mekka, nicht als ob ich die heiligen Orte zu ſehen wünſchte, ſondern damit ich hier nicht mitleiden muß, wenn die Stunde der Vergeltung eintritt. Du aber, Knes, höre meinen Rath; nimm alle deine fahrende Habe und deine Familie zuſammen und fliehe nach Oeſterreich; ich will Dir darin gerne beiſtehen; denn wiſſe, daſs die Dahi's früher oder ſpäter nach deinem Leben trachten werden." Alexa nahm indeſſen den Rath des wohlwollenden Mula nicht an. „Wenn ich jetzt nach Oeſterreich flüchte", antwortete er, „wird man ſagen, daſs ich die Oeſterreicher zu einem Kriege aufreizen wolle und dadurch würde das Los der daheimgebliebenen Kneſen und des armen Volkes nur noch drückender werden. Wo ich geboren wurde, dort will ich leben; übrigens wie Gott es will." **) Die Spahi's begnügten ſich aber nicht damit, der Rajah guten Rath zu ertheilen, ſondern verſuchten auch thatſächlich die

*) Karabſchibſch, Danitza, 1827, p. 94.

**) Nenadowitſch, Memoari, p. 46—47.

unerträgliche Tyrannei der Dahi's abzuschütteln. Nach der Ermordung Mustafapaschas flohen zwei seiner Getreuen, Assanbeg und Konjali Mehmed-Aga, nach Oesterreich, sammelten daselbst Schießpulver und Waffen und traten mit den Kneſen am jenseitigen Ufer in Berührung, indem sie einen Theil dieser Kriegsgeräthe unter das Volk vertheilten, den andern aber in einer Höhle des Berges Awala, einige Stunden von Belgrad, versteckten und so den Aufstand vorbereiteten. Der ältere Bruder Assanbegs begann jedoch unbedacht vor der Zeit in Poscharewatz den Angriff; da die Übrigen noch nicht fertig waren, blieb diese Bewegung vereinzelt und den Dahi's war es ein Leichtes, dieselbe zu ersticken; Assanbegs Bruder wurde getödtet. Damit gieng der ganze Aufstandsplan in die Brüche.*) Assanbeg und Konjali flüchteten durch Altserbien und Makedonien nach Konstantinopel. In Serbien wütheten aber nach diesem misglückten Versuche die Dahis mit verdoppelter Grausamkeit. Ihre Herrschaft beruhte auf Gewalt und sie glaubten, dass sie dieselbe allein durch Gewalt erhalten können. Das Beispiel der Dahis fand in diesen wirrvollen Zeiten, wo die Autorität der Pforte in den Gränzprovinzen fast gänzlich vernichtet war, auch außerhalb der Gränzen des Belgrader Paschaliks Nachahmer. Der Alibeg Widaitsch in Zwornik (Bosnien) sah den Erfolg, welcher die Verwegenheit der Dahis begleitete, und wünschte in seinem Distrikte ähnliche Zustände wie im Paschalik Belgrad ins Leben zu rufen. Da er jedoch der eigenen Kraft nicht vertraute, gieng er nach Belgrad, schloss mit den dortigen Dahis Freundschaft und ließ sich in die Reihe der Janitscharen aufnehmen. Dadurch sicherte er sich die Unterstützung der Dahi's. Nach Zwornik zurückgekehrt, begann auch er die Rajah zu bedrücken, die Besitzungen der Spahis aber in Tschiftliks zu verwandeln. Seine Anverwandten, Ibrahim-Aga, der Hauptmann Mehmed und der Beg Smail Begsaditsch, fühlten sich selber in

*) Gyuritsch, l. c. p. 105—106. — Karadschibsch, Danitza, 1828, p. 146.

Folge der Habsucht Alibegs nicht mehr sicher, schlossen deshalb mit einigen bosnischen Begs ein Bündnis und erhoben sich gegen ihn. Darauf wandte Widaitsch sich an die Belgrader Dahis, die auch nicht säumten, ihrem würdigen Genossen von Belgrad und Schabatz aus zu Hilfe zu eilen. Den vereinigten Janitscharen gelang die Bezwingung der Aufständischen; Smail-Beg gerieth in Gefangenschaft und wurde hingerichtet, die übrigen aber zerstreut. Ibrahim-Aga und Hauptmann Mehmed entkamen glücklich nach Konstantinopel, wo sie in Verbindung mit den aus Serbien geflüchteten Spahis bemüht waren, den Sultan und die Pforte zum Einschreiten gegen die gewaltthätigen Janitscharen zu bewegen.*) Übrigens versuchten die Dahis öfters, wenn es in ihrem Interesse lag, auch in das benachbarte Bosnien einzubrechen. Aganli, dem unter Anderem auch die Nahie Sokol als Antheil zugefallen war, sandte einmal seine Subaschen in die nahe an der Drina gelegene Ortschaft Bukowitza, um daselbst den Haradsch zu erheben. Bukowitza war aber Eigenthum des Bosniers Malitjan Hadschibeg, der in Srebernitza wohnte und die Steuer in Bukowitza schon früher durch seine eigenen Leute erhoben hatte. Darüber gerieth Aganli in Wuth und gab Befehl, dass die Türken von Kragujewatz, Uschitza, Sokol und Waljewo sich bewaffnet versammeln sollen. Alsdann ließ er den Alexa Nenadowitsch zu sich rufen und sagte zu ihm: „Zwar weiß ich es, dennoch will ich es auch von dir hören, wie stark jenes serbische Heer war, welches Du dem Mustafapascha zur Unterstützung führtest, als Ihr gegen uns Janitscharen kämpftet.“ Alexa mußte gestehen, dass seine Schar aus 1800 Mann bestanden hatte. Hierauf befahl ihm Aganli, eine gleichstarke Schar zu sammeln und sich den aus den Städten herbeieilenden Türken anzuschließen, mit denen vereint sie die Drina überschreiten, Hadschi-Beg züchtigen und Srebernitza in Brand stecken werden, weil jener den Haradsch von Bukowitza sich angeeignet hatte. Alexa mußte gehorchen. Am festgesetzten Tage erschien

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 143—148.

er wirklich mit seiner Schar an der Drina, wo auch die Türken versammelt waren. Aganli gab Alexa den Befehl, mit seinen Leuten die Drina zu durchwaten, die Türken werden ihm dann zu Pferde nachfolgen. Am jenseitigen Ufer hatte jedoch Hadschibeg eine Schanze aufgeworfen und diese mit Schützen dicht besetzt. Alexa sah ein, dass bei Erfüllung des Befehls, in dem reißenden Fluss und unter dem Kugelregen der am jenseitigen Ufer verschanzten Türken die Serben bis auf den letzten Mann zu Grunde gehen müßen. In dieser kritischen Lage wandte sich Alexa zur List. Am Vorabende des zum Angriff bestimmten Tages erschien auch er bei den um die Feuer lagernden, plaudernden Türken und rühmte vor ihnen, dass sie Morgen schon am jenseitigen Ufer sein und mit welcher Freude er und seine Serben nicht bloß die Wohnung des Hadschibeg anzünden, sondern auch die übrigen Türken, Männer und Weiber, in gleicher Weise ermorden und ausplündern werden. „Das wird freilich keine angenehme Sache sein", setzte er hinzu, „weder bei Gott noch bei den Menschen. Schon haben wir den Zorn des Sultans auf uns geladen, jetzt stürzen wir uns mit Bosnien ins Unglück. Bedenket nur, wenn wieder einmal die Trommel der Oesterreicher an den Ufern der Save ertönt und Ihr mit Euren Kindern nach Bosnien flüchten wollet, Hadschibeg aber die Schanzen wieder mit Bewaffneten besetzt und Euch nicht über den Fluss lässt — was werdet Ihr dann thun? Mir ist es gleichgiltig; denn ich muß nicht flüchten." Mit dieser geschickten Wendung gelang es Alexa, die Theilnahme der Türken für ihre jenseitigen Glaubensgenossen zu erwecken und sie zugleich einzuschüchtern. Sie verhehlten es ihm auch nicht, wie sehr sie es wünschten, dass dieser Kriegszug unterbleibe; allein sie wagten den aufgebrachten Aganli nicht darum zu bitten. Alexa erbot sich, diesen Wunsch des ganzen Heeres dem Dahi vorzutragen unter der Bedingung, wenn ihn alsdann Alle unterstützen. Das versprechen die Türken. Alexa sprach nun vor Aganli, wie vor den übrigen Türken ebenfalls nicht von der Gefahr, welche die Serben bedrohte, sondern nur von jenem Verderben, das die

bosnischen Türken ereilen würde, falls die serbische Schar die Drina überschritte und einzig im Interesse jener bat er Aganli um Gnade. Der Letztere blieb jedoch unbeugsam. Bald nachher berief er jedoch Alexa zu sich und gestand ihm, dass er die Richtigkeit seiner Bemerkungen einsehe, und beauftragte ihn, seine Bitte mit den Türken vereint nochmals zu erneuern, dann werde er, gleichsam dem Zwange nachgebend, dieselbe erfüllen. So geschah es auch. Aganli erklärte, dass er den gegen Hadschi-Beg geplanten Angriff aufgebe, wenn dieser Letztere ihm den 30 Beutel *) betragenden Haradsch von Bukowitza zurückgebe. In Folge dessen begab sich Alexa des andern Tages zu Hadschibeg, mit dem er seit längerer Zeit in freundschaftlichen Beziehungen lebte und bewog diesen mit vieler Mühe zur Herausgabe der Hälfte der verlangten Summe, d. i. zu 15 Beuteln. Die noch fehlenden 15 Beutel repartierte Alexa auf seine Nahie und überlieferte das gesammelte Geld an Aganli. Auf diese Weise gelang es der Gewandtheit und Energie des Nenadowitsch, nahezu 2000 Serben vom sichern Tode zu erretten.**) Allein nicht jederzeit fand sich ein solcher listiger Knes, der die seinen Glaubensgenossen drohenden Gefahren auf so schöne Art zu beseitigen wusste. Schon jener Umstand, dass die Dahis zur Befriedigung ihrer Begierden bereit waren, Tausende der armen Rajah aufzuopfern beweist hinlänglich, wie viel die Letztere dulden und leiden mußte.

Als Alexa Nenadowitsch sah, dass das Los der Christen mit jedem Tage sich verschlimmere und man von Konstantinopel die Abstellung der Gewaltthätigkeiten der Dahi's nicht erwarten könne, richtete er seinen Blick wieder auf Oesterreich. Im Anfang des Jahres 1803 schrieb er an seinen alten Bekannten, den österreichischen Major Miteſſer in Semlin, einen Brief, worin er ihn ersuchte, Schießpulver und Kugeln und wo möglich einige Offiziere zu senden; denn das Volk könne die

*) Ein Beutel = 500 Piaster.

**) Nenadowitsch, Memoari p. 48–51.

Tyrannei der Dahis nicht mehr ertragen und sei zum Aufstand bereit, sobald es nur jemand anführe. Dieser Brief kam durch einen unglücklichen Zufall in die Hände des Muß-Aga Fotschitsch, des in Schabatz wohnenden Kabadahis von Mehmed-Aga Fotschitsch. Gar bald erfuhr auch Alexa, an was für unrichtige Stelle sein Brief gelangt sei; sofort sandte er seinen jüngern Bruder, Jakob Nenadowitsch, zu Muß-Aga Fotschitsch und erhob Klage, weil er von einem gewissen Briefe erzählen höre, den man irrthümlicher Weise ihm zuschreiben wolle, von welchem er jedoch gar nichts wisse. Um die drohende Gefahr von sich abzuwenden, scheint Alexa sich bestrebt zu haben, die Autorschaft des fraglichen Briefes einem Mönche, Hadschi-Ruwim, der kurz vorher aus der Gegend weggezogen war und darum die Verfolgung der Dahis nicht mehr zu befürchten hatte, zuzuwenden. Auf die Klage des Jakob Nenadowitsch antwortete Mußaga Fotschitsch, sie kennen den Brief und wissen, dass ihn nicht Alexa geschrieben habe, darum legen sie demselben auch keine Wichtigkeit bei. Allein die Dahis vergaßen diesen Vorfall nicht.*) Bald nachher gieng Alexa nach Belgrad und begab sich in irgend einer Angelegenheit zu dem Dahi Molla-Jussuf, zu dessen Antheil auch das Dorf Alexas, Brankowina, gehörte. Der Dahi empfieng den Knesen mit verstellter Freundschaft, ließ ihn niedersetzen und Kaffee bringen. Der Kaffee war jedoch vergiftet. Zu seinem Glücke trank Alexa nicht das Ganze, eilte sofort in seine Wohnung und wurde durch rasch angewendete Hilfe gerettet. Solche Attentate, wenn sie auch mislangen, steigerten gleichwohl die Erbitterung der christlichen Rajah.**)

Die Serben klagten wiederholt ihren früheren Grundherren, den Spahis, über die Gewaltthätigkeiten der Dahis und baten um Schutz. Die Spahis, welche schon öfters bei der Pforte gegen die Dahis Klage erhoben hatten, aber bisher nicht ange-

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 149—150. — Nenadowitsch, l. c. p. 54—55.

**) Ebd. p. 51.

hört wurden, gaben jetzt den Christen den Rath, sie mögen sich unmittelbar an den Sultan wenden, vielleicht wird dann ihre Bitte erfolgreicher sein. Die Kneſen nahmen diesen Rathschlag an und versammelten sich insgeheim in einem Kloster. In der Bittschrift, welche hier entworfen wurde, klagten sie all das Elend und die Tyrannei, welche sie von den Dahis erleiden mußten; erzählten, wie Kaba-Dahis und Subaschen sie von Allem beraubt hätten, wie diese mit ihren gottlosen Händen selbst die Tugend der Frauen und die Religion nicht verschonen; der Gatte sei nicht sicher seines Weibes, der Vater seiner Tochter, der Bruder seiner Schwester; es gebe keinen Schutz, weder für den Geistlichen noch für den Mönch, weder für Kirchen noch für Klöster.

Wenn sich darum der Sultan noch als ihren Kaiser betrachte, so möge er ihnen helfen; wenn aber nicht, so gebe er ihnen das wenigstens bekannt, damit sie in die Berge flüchten oder sich im Wasser ertränken. — Diese Bittschrift sendeten die Spahis, ergänzt durch ihre eigenen Klagen nach Konstantinopel, wo dann ihre dort weilenden Genossen alles anwandten, um eine günstige Erledigung zu erlangen. Selim, der bekanntlich kein Freund der Janitscharen war und nur durch wichtige Verwickelungen abgehalten wurde, duldete bisher die Umtriebe derselben; jetzt aber wollte er sie mindestens einschüchtern, da er kein Heer gegen sie schicken konnte. Er richtete einen Ferman an den Pascha von Belgrad, in welchem er sich darauf berief, dass er die Janitscharen schon mehrmals ermahnt habe, sich friedlich zu verhalten und jede Gewaltthätigkeit zu vermeiden und erklärt, dass er ihnen zum letzten Male schreibe; wenn sie mit ihren Erpressungen auch künftighin nicht aufhören und seinen (des Sultans) Befehlen nicht gehorchen, so werde er gegen sie ein Heer senden, aber kein türkisches Heer, sondern eines von Anhängern anderen Glaubens und anderer Nationalität, das sodann mit ihnen verfahren werde, wie noch niemals Türken behandelt wurden. Auf diesen Ferman ergriff die Dahis große Besorgnis. Von welchem Glauben und von welcher Nation mag wohl der Sultan sprechen? fragten sie

einander bekümmert. Die Österreicher könne er nicht anrufen, das wäre ja für ihn eine Schande, und eine noch größere, wenn er die Russen zu Hilfe riefe. Durch solche Folgerungen kamen die Dahis endlich zur Überzeugung, dass der Sultan die christliche Rajah gegen sie zum Kriege auffordern wolle. Sie wussten es aber aus der Zeit des Kriegszuges Aganlis gegen Srebernitza, dass die Christen auch jetzt noch einige Tausend Bewaffnete aufzustellen im Stande seien. Zur Vereitelung dieser vermeinten Absicht des Sultans dachten sie ein furchtbares Mittel aus. Sie beschlossen nämlich, die bekannteren Knesen und angesehneren Personen des Volkes zu ermorden, sodann neue Knesen zu ernennen, welche ihr Amt ihnen verdanken, darum mit ihnen halten und das Volk im Aufstande verhindern werden.*) Kaum war der entsetzliche Plan beschlossen, schritt man auch sofort zu seiner Ausführung. Anfang des Jahres 1804 erhielten die Kababahis und Subaschen von den Dahis geheimen Befehl, auf ein bestimmtes Zeichen die im Distrikte befindlichen Knesen und angesehneren Mönche oder Geistlichen ermorden zu lassen. Damit das Volk in den verschiedenen Gegenden nicht die Waffen ergreife, mußten die Knesen ungefähr zu gleicher Zeit beseitigt werden. Gegen Ende Jänner nahm die grausame Niedermetzelung ihren Anfang. Als erstes Opfer fiel der Knes von Grozka, Stefan Palalija, dann folgten Markus Tscharapitsch aus Belipotok, Janko Gagitsch, Pandurenanführer aus Boletsch, Theofan, Knes der Semendrier Nahie, der Mönch Hadschi-Gyero, Vorsteher des Klosters Morawitza, der Knes Peter von Reßawa, der Knes Raitza in der Poscharewatzer Nahie und zahllose Andere. Doch nicht allerwärts gelang die Niedermetzelung ohne Widerstand, ohne Vergeltung. Zu Stanoje Mihajlowitsch, dem Knesen von Zeoke, kamen eines Tages einige Türken unter dem Vorgeben, dass sie nach Belgrad

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 151—154. — Nenadowitsch, a. a. O. p. 51 52.

reisen und bei ihm zu Mittag essen wollen. Diese Türken hatten die Dahis zur Ermordung des Knesen geschickt. Dieser Letztere ahnte nichts Schlimmes und ließ das gewünschte Mahl bereiten. Ehe man sich jedoch zu Tische setzte, wandte sich der eine Türke rasch gegen den Hausherrn und schoss ihm eine Kugel in die Brust, zog sodann seinen Handschar und hieb ihm das Haupt ab. Stanojes jüngerer Bruder, der kaum 20-jährige Nikolaus, ergriff jedoch seine Flinte und schoss den Mörder nieder. Die beiden anderen Türken schlossen sich ins Haus und riefen unablässig: „Der Aga hats befohlen! der Aga hats befohlen!" Nikolaus würde auch diese beiden getödtet haben, hätte sie das zusammengelaufene Volk nicht gerettet, damit nicht später Alle für diese That büßen müßen. Hadschi Ruwim, der Archimandrit von Bogawadia, dessen wir oben erwähnt, war des herumstreifenden Lebens in fremden Ländern überdrüssig geworden und zu seinem Unglücke vor einigen Monaten in seine Heimat zurückgekehrt. Sobald er von den Verfolgungen Kunde erhielt, setzte er sich sogleich zu Pferd und eilte nach Belgrad in der Hoffnung, daselbst in Sicherheit zu sein, weil sein jüngerer Bruder Peter, ein Zimmermaler, im Hause des Dahi Kütschük-Ali arbeitete. Kütschük-Ali ließ ihn jedoch gar nicht vor sich kommen, sondern übergab ihn an Aganli, der ihn binnen einigen Tagen unter den entsetzlichsten Qualen ermorden ließ.*)

Wie es scheint wagten die Dahis die Ermordung der berühmten und einflussreichen Knesen von Waljewo, des Alexa Nenadowitsch, Ilija Birtschanin und Nikolaus Grbowitsch, nicht ihren Stellvertretern anzuvertrauen. Der erste Dahi, Fotschitsch Mehmed Aga, nahm diese auf sich. Zur selben Zeit, als die geplante Niedermetzelung in der ganzen Provinz geschehen

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 154—155 und Danitza 1829, p. 8—11. — Gyuritsch, Serbische Geschichte cc. p. 110. — Nenadowitsch, Memoari, p. 52. und p. 55—56. — Aufzeichnungen des Erzpriesters Peitsch in der Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Nr. 367.

sollte, sandte er Botschaft in den Waljewoer Distrikt, dass er in Begleitung von 200 Mann zur Jagd kommen werde, die Knesen mögen darum Alles zu seinem Empfange vorbereiten. Alexa, Birtschanin und der Sohn des Grbowitsch (er selber war krank) empfiengen Fotschisch vor Waljewo; dieser heuchelte gegen sie Freundschaft, kaum waren sie aber in der Stadt angelangt, als er sie in Ketten legen und in den Kerker werfen ließ. Auf die Nachricht von dieser Gefangennahme eilte Alexas jüngerer Bruder Jakob mit mehreren benachbarten Kmeten nach Waljewo und baten hier im Verein mit einigen dortigen Türken, welche die Knesen ebenfalls hochachteten, den Fotschitsch, dass er dieselben frei lassen möge. Fotschitsch versprach die Erfüllung dieser Bitte, forderte aber 100 Beutel Lösegeld. Jakob Nenadowitsch beeilte sich, die gewünschte Summe herbeizuschaffen und sammelte sowohl bei den Kaufleuten wie auch bei den Türken von Waljewo einen Theil derselben. Diese Letzteren versprachen, dass sie die Summe ergänzen werden; nachdem sie aber unter der Hand erfahren, dass Fotschitsch das Geld zwar annehmen, die Knesen aber deshalb dennoch tödten lassen werde, so suchten sie vor Jakob Nenadowitsch nach Ausflüchten und vertrösteten ihn, sie würden in einigen Tagen die fehlende Summe herbeischaffen. Unterdessen machten die Familien der Gefangenen Alles Mögliche zu Geld; die Weiber legten auch jene kleinen unbedeutenden Münzen, welche sie als Schmuck zu tragen pflegten, zusammen. Birtschanin und der junge Grbowitsch riefen fortwährend aus dem Kerker, man möge dem Fotschisch so viel Geld geben als er verlange, damit nur ihr Leben gerettet werde. Alexa dagegen sagte seinem jüngeren Bruder, er möge keinen Para geben, denn Fotschitsch werde sie doch nicht lebendig entlassen; vielmehr solle er das Geld für seine Kinder aufbewahren, damit sie nicht zu Bettlern werden. Alexas Sohn, der Geistliche Matthäus, hatte sich nach Waljewo eingeschlichen. Als sein Vater das erfuhr, trug er ihm strenge auf, sich sofort aus der Stadt zu entfernen, da er ihm (dem Vater) doch nicht helfen könne und nur sich selber auch in Gefahr stürzen würde.

Bald nachher, am 4. Februar, wurden die Gefangenen hingerichtet. Fotschitsch ließ auf dem Richtplatze einen serbischen Brief verlesen, angeblich jenen, welchen Alexa vor einem Jahre nach Semlin geschrieben hatte und laut verkünden, dass Alexa als Verräther sterben müße. Die Köpfe der Hingerichteten wurden am Ufer des Kolubaraflusses auf lange Stangen gesteckt, zur Abschreckung sowohl der serbischen als türkischen Bevölkerung. Später erwarb die Familie den Leib und Kopf Alexas und ließ ihn in Brankowina bestatten. Fotschisch ernannte sofort neue Knesen und gieng dann nach Schabatz, wo er ein ähnliches Blutbad beabsichtigte. Aber sein Bruder, der Kabadahi von Schabatz, Fotschitsch Muß-Aga, gab dies nicht zu, indem er sagte: „Für diese Knesen stehe ich gut." Und so war vielleicht Schabatz die einzige größere Ortschaft, wo damals kein einziger Serbe der Wuth der Dahis zum Opfer fiel.*)

Unter den Hinzurichtenden befand sich auch Kara-Gyorgye. Die zu seiner Ermordung ausgesendeten Türken fanden ihn jedoch nicht. In den Urwäldern des Rudniker Kreises war es ein Leichtes, sich zu verbergen; Kara-Gyorgye war dahin geflohen.**) Die Nachricht von der Niedermetzelung der Knesen durchflog mit Blitzesschnelle die ganze Provinz; Entsetzen und Verzweiflung ergriff das Volk, wer nur konnte, flüchtete in die Berge und Wälder. In jedem Kreise gab es einen unzugänglichen Winkel, wo die Weiber und Kinder untergebracht wurden. Am Tage hielten sich auch die Männer dort auf, des Nachts jedoch kehrten sie in ihre Dörfer zurück, um für ihre Familien das Nothwendigste einzuschaffen. Die Erbitterung und Furcht stürzte das serbische Volk jedoch nicht in kleinlaute Thatlosigkeit, vielmehr brannte in jedem Manne die Begierde, an den grausamen Unterdrückern Rache zu nehmen und endlich das unerträgliche Joch

*) Nenadowitsch, l. c. p. 52—55. und 56—58.

**) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 156. — Gyuritsch, Serb. Gesch. zur Zeit des Kara-Gyorgye, p. 111—112.

abzuschütteln. Es bedurfte nur eines kühnen, unternehmenden und energischen Führers, der im Stande war, die in jeder Brust flammende Kampf- und Rachlust zu einer einheitlichen Bewegung zusammenzufassen. Diesen Führer fanden die Serben später in — Kara-Ghorghe.

Viertes Kapitel.

Der loyale Aufstand.

I.

Die Tyrannei der Dahis hatte mit der Ermordung der Knesen jene Gränze erreicht, wo die Geduld der langmishandelten christlichen Rajah ein Ende nehmen mußte. Es ist der Fluch willkürlicher Gewalt, dass sie in ihren Ausschreitungen kein Maß zu halten weiß und entweder die Unterdrückten vernichtet, oder schließlich von ihnen vernichtet wird. Die Revolution ist kein natürlicher Zustand der menschlichen Gesellschaft, deren Zweck die Aufrechthaltung, nicht aber die fortwährende Umwälzung der bestehenden Verhältnisse bildet. Nur dort, wo die Erreichung dieses Zweckes unmöglich geworden ist, wo die Ordnung von der Gewaltthätigkeit, das Recht durch die Willkür, das Gesetz von der Plünderung und die natürliche Entwickelung durch Egoismus abgelöst oder gehemmt wird: da greift die vom Untergang bedrohte Gesellschaft zum letzten Rettungsmittel — zur Revolution. Die socialen Triebe, welche den Menschen nicht nur zur Bildung der Gesellschaft, sondern auch zur Errichtung des Staates leiten, sind indessen so mächtig, dass trotz der durch eine lange Reihe von Jahren, ja durch Jahrhunderte erlittenen Drangsale, jedes Volk nur zögernd Gewalt mit Gewalt erwidert. Die Geschichte bezeugt es, wie im Beginne keine Revolution den Sturz der bestehenden Gewalt, sei diese auch noch so verhasst, angestrebt, sondern sich mit gewissen Konzessionen begnügt hätte. Weshalb dann später fast jede solche

Bewegung größere Dimensionen angenommen, ob unter der Einwirkung des in der menschlichen Natur verborgenen Uebertreibungs-Instinktes, oder ob die Gewalt im Vertrauen auf ihre eigene Kraft es nicht verstanden, oder nicht gewollt, durch rechtzeitige Reformen die Gemüther zu beschwichtigen, — das zu untersuchen bildet jedenfalls eine der interessantesten und schönsten Aufgaben der Geschichte. Man kann in der That behaupten, dass jede Revolution sich im Anfange nur auf Selbstvertheidigung beschränkt habe, und erst später, durch den Erfolg ermuthigt, anspruchsvoller geworden sei, zuweilen an die Stelle der alten Ordnung eine ganz neue geschaffen und jene Macht vollständig gebrochen hat, mit deren Konzessionen sie im Anbeginn so gerne zufrieden gewesen wäre. So war es auch in Serbien in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts.

Als die Serben gegen die Dahis zu den Waffen griffen, leitete sie weder die Idee der Staatsgestaltung, noch Losreißungs- und Unabhängigkeits-Gelüste. Ohne die erwähnten Hinrichtungen hätten die Dahis wahrscheinlich ihre Willkürherrschaft noch lange Zeit im Lande ausüben können. Die Ermordung der Knesen betrachtete aber das entsetzte Volk, dem die Pläne der Dahis unbekannt waren, als den Beginn der gänzlichen Ausrottung der Rajah. Der Selbsterhaltungstrieb bewog die Serben zum Widerstand. Wenn sie schon sterben sollten, so wollten sie doch ihr Leben theuer verkaufen. Jeder einzelne waffenfähige Mann war ein Kämpfer für sein eigenes Leben und für das Leben seiner Familie. Darum brach der Aufstand in den verschiedenen Distrikten des Paschaliks ganz planlos aus, so dass die einzelnen Insurgentenscharen geraume Zeit von einander gar keine Kunde hatten. Die Aufständischen nannten sich fortwährend die „allergetreueste Rajah" des Sultans; selbst dann, als das serbische Heer bereits viele tausend Mann zählte, und wie die Folge lehrte, im Stande war, auch die regulären türkischen Truppen siegreich zurückzuschlagen, führten die Serben noch immer im Namen des Sultans den Krieg gegen die Dahis. In dieser Auffassung lag unbewusst eine

tiefe Wahrheit; denn die Dahis, diese Häuptlinge der Janitscharen, waren ebenso Feinde der Neugestaltung und Konsolidierung des türkischen Reiches, wie der Rajah. Thatsächlich erschienen also im Anfange des serbischen Aufstandes die Christen als die Vertheidiger der Autorität des Sultans gegen die mahommedanischen Janitscharen. Wären die türkischen Staatsmänner im Stande gewesen, zu gehöriger Zeit den Umständen Rechnung zu tragen und die günstige Gelegenheit, welche in der gemäßigten Tendenz der serbischen Bewegung von selbst geboten war, zu benützen, das osmanische Reich würde (insofern sich über nichtgeschehene Dinge urtheilen lässt) wahrscheinlich in Bezug auf das mahommedanische Element selbst der Schauplatz weit vortheilhafterer Umbildungen geworden sein. Das geschah jedoch nicht; der im Namen des Sultans begonnene Aufstand verwandelte sich in eine Empörung gegen den Sultan, und die Bewegung, welche berufen gewesen wäre, die auf religiösen Verschiedenheiten beruhenden nationalen Gegensätze einander zu nähern, steigerte vielmehr diese Letzteren, indem sie im Schoße des Reiches einen nahezu völlig unabhängigen Staat schuf.

Wir gedachten oben, wie auf die Nachricht von den schrecklichen Hinrichtungen jedermann, der nur konnte, die Dörfer verließ und in die Verstecke der Gebirgswälder flüchtete. Diesen Flüchtlingen schlossen sich vielen Orts die unter der Herrschaft der Dahis in großer Anzahl umherstreifenden Hajduken an. Der auf dem Lande lastende, allgemeine Druck beseitigte alle Unterschiede, welche vordem wenigstens theilweise noch zwischen den friedlich arbeitenden Dorfbewohnern und den Hajduken bestanden. Jetzt wurden Alle in gleicher Weise heimatlose Flüchtlinge, denn Allen drohte die gleiche Gefahr. Die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung verband die Geflüchteten mit einander, mochte vordem ihre Beschäftigung von welcher Art immer gewesen sein. Zudem fanden die in die Berge und Wälder fliehenden Einwohner unter den Hajduken zahlreiche alte Freunde und Verwandte, und die meist wohlbewaffneten entschlossenen Hajduken waren dem entsetzten

Volke zur großen Hilfe. Das Gefühl der Rache, noch mehr der Selbsterhaltung leitete die Serben, als nach der Niedermetzelung der Knesen sie sich damit nicht begnügten, mit ihren Familien in den Wildnissen ein Versteck aufzusuchen, sondern in kleineren und größeren Haufen vereinigt, in den verschiedenen Kreisen ohne jedwede vorherige Verabredung fast gleichzeitig die Subaschen, Kabadahis und ihre Getreuen angriffen und die Hane in Brand steckten; dass sie jeden Türken, der in ihre Hände fiel, tödteten, um auf diese Weise auszuweichen, selber das Opfer der Dahis zu werden. Den ersten Angriff begann Kara-Gyorgye mit einigen Genossen. Von diesem Augenblicke an ist der Name Kara-Gyorgyes fast durch zehn Jahre unzertrennlich mit der serbischen Bewegung verbunden, deren Hauptfaktor und Mittelpunkt er bald wurde. Wir müßen deshalb von dieser hervorragenden Gestalt der neuern serbischen Geschichte, von diesem ersten Begründer der Unabhängigkeit Serbiens ausführlicher sprechen.

Im Dorfe Wischewzi des Kreises Kragujewatz lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein armer Bauer namens Petroni, der sich mit Bienenzucht beschäftigte und bald bei Serben, bald bei Türken in Diensten stand.*) Petroni hatte mehrere Kinder; sein ältester Sohn erhielt in der Taufe den Namen Georg und wurde serbischer Sitte gemäß nach dem Namen des Vaters Georg Petrowitsch genannt.**) Später erhielt er von seiner dunklen Gesichtsfarbe den Beinamen „Zrni" oder „Kara", der ihm auch verblieb und so entstand sein bekannter Name „Kara-Gyorgye.***) Sein Geburtsjahr ist nicht genau be-

*) Gyuritsch, Serb. Gesch. zur Zeit Kara-Gyorgye's im „Jahrb. der Belgrader gel. Gesellsch." Bd. IV. p. 83.

**) „Petrowitsch" ist eigentlich ein Derivatum von Peter, Kara-Gyorgyes Vater hieß jedoch Petroni. Dieser letztere Name war aber bei den Serben ungebräuchlich und wurde mit „Peter" identificiert und so der Sohn „Petrowitsch", d. i. „Peters Sohn" genannt. Vgl. Karadschidsch, Milosch Obrenowitsch etc. p. 2. Anm.

***) „Zrni" bedeutet auf serbisch, „Kara" auf türkisch „schwarz"; „Kara-Gyorgye" heißt also soviel als der „schwarze Georg", denn Georg ist serbisch „Gyorgye" (sprich: „Djordje").

kannt*) und von seiner Jugend hat man nur dürftige und unbestimmte Daten. Wie bei den Helden anderer Völker, so bildete sich auch um Kara-Gyorgye ein ganzer Sagenkreis. In zahlreichen Liedern gedenkt das Volk bis zum heutigen Tage seines ersten Anführers im Befreiungskriege. Selbstverständlich fehlen auch die romantischen Sagen nicht. In jener Nacht, so berichtet eine dieser Sagen, als Petronis Gattin Maritza ihren Sohn Georg gebar, übernachtete ein Türke im Hause des Bauern. Dieser Türke hatte einen wunderbaren Traum. Ein ungeheurer Löwe zerriss ihn mit seinen Tatzen; die Furcht und das Weinen des neugebornen Kindes weckten ihn auf; erschreckt lief er ins Freie, und obgleich es noch nicht tagte, so sah er doch von Süd gegen Nord einen blendenden Schein am Himmel, der die ganze Gegend erhellte. Noch mehr entsetzt, kehrte er ins Haus zurück, wo Maritza schon ihr Kind pflegte. Als der Türke erfuhr, dass seinem Gastwirte ein Sohn geboren sei, erzählte er seinen Traum und deutete ihn dahin, dass dieses Kind ein berühmter Mann werden und über viele Völker herrschen werde. Georg wuchs in dem ärmlichen Hause seiner Ältern nach den damaligen Verhältnissen ohne jeden Unterricht heran.**) Später zog die ganze Familie in die nahe Ortschaft Topola und in deren Umgebung verbrachte Georg einige Jahre als Knecht bei Anverwandten, später bei einem Spahi. Nachdem er sich einiges Vermögen erworben hatte, verheiratete er sich. In Folge der Bewegung, welche dem österreichisch-türkischen Kriege vorangieng, fand es Kara-Gyorgye wie so viele andere Serben gerathener, nach Oesterreich zu flüchten. Da er die Grausamkeit der Türken fürchtete, so nahm er auch seine ganze Familie und seine Ältern mit sich, die noch von einigen Auswanderern begleitet waren. Dem alten Petroni hatte man glauben gemacht, sie wollten vor den Türken nur in die Berge entfliehen; erst auf

*) Wahrscheinlich wurde er im ersten Decennium der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren.

**) Gyuritsch, Serb. Gesch. etc. p. 83—84.

dem Wege, nahe an der Save bemerkte er, dass sein Sohn Alle in ein fremdes Land führen wolle. Hierauf erklärte der Alte, sein Haus und sein Gut nicht verlassen zu wollen, ja er drohte damit, Alles den Türken anzuzeigen, wenn sie nicht gehorchen und in ihre Heimat zurückkehren. Da Georg nicht im Stande war, seinen Vater zur Nachgiebigkeit zu bewegen, zugleich aber auch mit den Seinigen den Türken nicht zum Opfer fallen wollte, so erschoss er seinen Vater oder (wie Andere erzählen) ließ ihn durch einen Genossen erschießen und den Leichnam unbeerdigt liegen. Später, als Kara-Gyorgye aus Oesterreich zurückkehrte, veranlasste er für sein Verbrechen im Kloster Blagoweschtenje einen Sühn-Gottesdienst.*)

Kara-Gyorgye floh nach Oesterreich, verweilte jedoch daselbst nicht lange, sondern kehrte schon im folgenden Jahre mit den Freischärlern des Mihajlowitsch zurück. Wir haben erwähnt, dass er an der Eroberung von Schabatz Theil genommen, aber bald trennte er sich von den Freiwilligen und durchstreifte mit einer Hajdukenschar das Land. Nach dem Kriege suchte er wieder auf österreichischem Boden Zuflucht und diente auf der Besitzung eines slavonischen Klosters als Waldhüter. Unter der milden Verwaltung Mustafas kehrte er mit seiner Familie nach Serbien zurück und ließ sich im Dorfe Topola nieder. Damals begann er einen Handel mit Schweinen, durch welchen er sich ein hübsches Vermögen und im Distrikte großes Ansehen erwarb. Mit seinen alten Gefährten, den Hajduken, unterhielt er fortdauernd ein freundschaftliches Verhältnis. Diese suchten ihn auf und Kara-Gyorgye half ihnen jederzeit oder ertheilte ihnen wenigstens guten

*) Gyuritsch, der Sekretär Kara-Gyorgyes, der so viele Jahre hindurch ihm treu gedient und auch dessen kurze Lebensbeschreibung, deren wir schon oft gedacht und noch gedenken werden, verfasst hat, erzählt den Vorfall in der Weise, dass die Mutter Kara-Gyorgyes unter Androhung entsetzlicher Flüche zur Ermordung des alten Petroni antrieb, als sie hörte, der Letztere wolle sie den Türken ausliefern. Vgl. Gyuritsch, Serb. Gesch. zur Zeit des Kara-Gyorgye etc. p. 92—93.

Rath, an ihren Abenteuern nahm er jedoch keinen weiteren Antheil.*) Kara-Ghorghe zeichnete sich durch seine ungewöhnlich hohe, schlanke Statur, durch lange Arme und Beine und eine große körperliche Kraft aus. Er war unermüdlich in der Arbeit und geschickt in der Handhabung der Waffen; Serben und Türken wussten, dass seine Kugel niemals ihr Ziel verfehle. Er sprach nicht viel; wenn er redete, so traf er mit seinem gesunden Naturverstand in der Regel das Richtigste. Trotz seiner ernsten Wortkargheit liebte er Tanz und Unterhaltung; ohne ihn konnte im ganzen Kreise keine Festlichkeit begangen werden. Wo er erschien, hätte es jedoch keiner gewagt, Händel zu beginnen oder sich zu betrinken; das duldete Kara-Ghorghe nicht, und schon damals achtete und fürchtete man ihn so sehr, dass Niemand ihm offen zu opponieren wagte. Energie, Tapferkeit, rasche Entschließung im Augenblicke der Gefahr und eine plötzlich aufwallende Leidenschaftlichkeit charakterisierten ihn. Wenn man ihn beleidigte oder erzürnte, so kannte sein Zorn keine Gränzen und riss ihn oft zu Grausamkeiten hin. Wir sahen, dass er selbst seinen eigenen Vater ermordete oder doch ermorden ließ. Es war nicht sein erster Mord. Schon hatte er beim Hüten seiner Schweine im Gebirge einige Türken, die ihn angegriffen oder durch Spottreden gereizt hatten, getödtet. Dessenungeachtet war er bei ruhigem Gemüthszustand nicht grausam und bereute alsdann aufrichtig die im ersten Moment der Aufregung begangenen Thaten. Kara-Ghorghe war ein urwüchsiger Charakter, dem weder das Gefühl der Biederkeit noch der Gerechtigkeit fehlte, der aber bei völligem Mangel an Bildung keine Zügel und Schranken duldete und in den meisten Fällen sich durch seine Leidenschaftlichkeit leiten ließ. Die guten und schlimmen Eigenschaften, welche die Summe des Charakters in Kara-Ghorghe bildeten, befähigten ihn ganz besonders der Führer einer vergeltenden Bewegung zu werden, wie sie nun in Serbien ihren Anfang nahm. Dagegen machten seine

*) Ebd. p. 94.

Leichtgläubigkeit und sein Mangel an Urtheilskraft in politischer Hinsicht ihn mehrmals unfähig, die im Kampfe errungenen Vortheile zu verwerten. Kara-Gyorgye, der so heldenmüthig die Waffen führen konnte, hatte keine hervorragende Befähigung für die Politik.*)

Die unerschütterliche Tapferkeit, das Ansehen Kara-Gyorgyes bei dem Volke und dessen Popularität bei den Hajduken war schon seit langem nicht nach dem Geschmacke der Dahis. Darum finden wir auch seinen Namen unter den Ersten, welche hingerichtet werden sollten. Mehrmals schickten die Dahis kleinere Scharen nach Topola mit dem Auftrage, Kara-Gyorgye zu ermorden und seinen Kopf nach Belgrad zu bringen. Allein der Wächter des Haus zu Oraschatz, ein gewisser Ibrahim, lebte mit Kara-Gyorgye in Freundschaft, ja er war dessen „pobratim“**) und verständigte ihn stets von der seinem Leben drohenden Gefahr. Kara-Gyorgye hatte in Folge dessen jedesmal Zeit, vor den Mördern zu flüchten. Bei der allgemeinen Niedermetzelung der Knesen wurde der Kababahi Usun-Mehmed mit der Ermordung Kara-Gyorgyes betraut; dieser Letztere war jedoch von dieser Absicht verständigt, verließ rasch seinen Wohnort und zog sich ins Gebirge nach Kopljara zu seinem Bekannten Karatoschitsch zurück.***) Bald hatten sich etwa vierzig Flüchtlinge daselbst eingefunden, unter ihnen der berühmte Hajduken-Harambascha

*) Arßenijewitsch, Charakteristik Kara-Gyorgyes (in serbischer Sprache) im „Jahrb. der Belgrader gel Gesellsch.“ Bd. IV. p. 150—152.— Pantelitsch, Erzählungen (ebenfalls serbisch), p. 237—238.

**) In Serbien besteht von altersher der Brauch, dass zwei Männer eine enge Freundschaft, sozusagen Bruderschaft mit einander schließen, und Solche, welche „pobratim“ heißen, sind verpflichtet, einander in Allem zu helfen, zu vertheidigen. Dieses Band ist zuweilen stärker als Jenes, welches die Mitglieder derselben Familie aneinanderknüpft. Auch Christen und Mahommedaner traten in mehreren Fällen in ein solches Bündnis.

***) Hadschitsch, Serbischer Aufstand unter Kara-Gyorgye (in serb. Sprache), Neusatz, 1862, p. 14—15. — Gyuritsch, Serb. Geschichte etc. p. 112. — Pantelitsch, Erzählungen etc. p. 258.

Stanko Glawasch. Unter dem Eindrucke des Entsetzens und der Verzweiflung beschlossen sie: die Haue zu überfallen, deren mahommedanische Wächter und die Subaschen zu tödten und lieber im Kampfe zu sterben, als die schrecklichen Grausamkeiten noch weiter zu dulden. Mit welcher Entschlossenheit die Serben die Durchführung dieses Planes angriffen, davon zeugt zur Genüge jene Antwort, welche ein gewisser Gyorgyewitsch dem Kara-Gyorgye gab auf die Frage, ob er mit ihnen halten wolle und ob er hinlänglich mit Schießbedarf versehen sei. Gyorgyewitsch antwortete: „Ich gehe mit Euch; ich habe eine geladene Flinte und noch einen Schuss; ziehe mich dann in den Wald zurück und schieße einen Türken nieder, alsdann werde ich genug Ladung erhalten.“ Aus den Schlupfwinkeln von Kopljara wurden Vertrauensmänner in die naheliegenden Dörfer ausgeschickt, um die Knesen aufzufordern, sich bei dem Knes Marko in Oraschatz zu versammeln, und zwar jedweder mit so viel bewaffneten Männern, als in der Schnelligkeit nur zusammenzubringen waren. Die Dorfbewohner folgten dieser Aufforderung mit solcher Bereitwilligkeit, dass bei Ankunft der kleinen Schar Kara-Gyorgyes in Oraschatz daselbst schon 300 Mann beisammen waren, unter ihnen auch Athanasius, der Geistliche von Bukowina. Das geschah am 14. Februar 1804. Die in Oraschatz versammelten Serben fühlten es, dass sie nur dann auf Erfolg rechnen können, wenn sie, von einem Willen geleitet, mit vereinter Kraft die Türken angreifen. Sie bedurften also eines energischen, entschlossenen Führers, der im Stande war, nicht nur die Angriffe zu leiten, sondern auch in der von allen Seiten zusammengeströmten Schar die Disciplin aufrecht zu erhalten. Zu dieser Rolle erschien vor Allem ohne Zweifel Kara-Gyorgye als der geeignetste. Er wurde auch einstimmig aufgefordert, die Leitung der in Oraschatz gebildeten Kriegsschar zu übernehmen. Kara-Gyorgye zögerte anfänglich. „Wählet einen Andern, nur mich nicht“, sprach er zu seinen Gefährten. „Seht, hier ist Glawasch, oder der Knes Marko, oder der Kaufmann Theodosius. Wer immer der Anführer sein

wird, ich gelobe, daſs ich ihm in Allem gehorchen werde. Ich aber kann es nicht sein; denn ich kenne meine strenge und raſche Natur und weiß, daſs falls Einer von Euch nicht gehorchen, das Korps verlaſſen oder Unfrieden ſtiften würde, ich ihn ſofort niederſchieße. Das könnte aber Euch nicht gefallen und unter uns Zwieſpalt hervorrufen, wodurch unſer Untergang unbedingt herbeigeführt würde." Die Worte Kara-Gyorgyes beſtimmten jedoch die Übrigen, ihn um ſo mehr zum Anführer zu wünſchen und einſtimmig erklärten ſie, daſs gerade ein ſolcher Führer ihnen vonnöthen ſei, der ohne Schonung Jeden zu ſtrafen wiſſe und ſtrenge Ordnung aufrecht erhalten könne, wobei ſie ihm verſprachen, ſeinem Willen unbedingt zu folgen und ihm in Allem zur Hilfe zu ſein*) — Schließlich übernahm Kara-Gyorgye den Oberbefehl über die Oraſchatzer Kriegsſchar, und dann ſchwuren Alle in Anweſenheit des Geiſtlichen Athanas einander gegenſeitige Treue, indem ſie Kreuz und Evangelium küſſten. Noch am ſelben Tage erhob ſich die ganze Schar, um den Han von Oraſchatz anzuzünden und die daſelbſt verweilenden Türken zu ermorden. Unter den Letzteren befand ſich auch Ibrahim, der „pobratim" des Kara-Gyorgye, der bereits zweimal ihm das Leben gerettet. Aus Dankbarkeit und um des Pobratim willen entließ Kara-Gyorgye die gefangenen Türken unbehelligt, nur ihre Schießvorräthe mußten ſie den Aufſtändiſchen ausliefern. Der Han wurde aber eine Beute der Flammen. Von hier erließ Kara-Gyorgye einen Aufruf an die entfernteren Kreiſe, an die Kneſen, vermöglicheren Bauern und Kaufleute, worin er ihnen das Geſchehene mittheilte und ſie aufforderte, die Waffen zu ergreifen und ſich ihnen anzuſchließen, oder in ihren eigenen Dörfern die Hane anzugreifen und niederzubrennen und die Subaſchen zu tödten. Von Oraſchatz eilte Kara-Gyorgye mit ſeiner Schar in das Dorf Ralenowitje, und indem er hier das

*) Karadſchidſch, Danitza, 1828, p. 157 und 163—166. — Gyuritſch, Serb. Geſchichte etc. p. 113–115

Volk aufwiegelte, nahm er aus jedem Hause einen, auch zwei bis drei Mann in seine Schar auf. Wer sich nicht gutwillig anschließen wollte, der wurde hiezu mit Gewalt gezwungen, indem man drohte, die Zögernden zu erschießen und ihre Häuser anzuzünden.*) Es gab nämlich Viele unter den Serben, welche in den ersten Stadien der Bewegung die Aufständischen nur als Hajduken betrachteten, und weil sie aus Erfahrung wussten, dass selbst großartiger angelegte Hajduken-Unternehmungen nicht gelungen waren und dabei stets das friedliche Volk das Meiste zu leiden hatte, so wollten sie sich mit ihnen nicht vereinigen. Damit jedoch diese Vorsicht oder Kleingläubigkeit Einzelner auf die Uebrigen nicht deprimierend einwirke, verfuhren die Aufständischen mit der größten Strenge gegen diejenigen, welche sich ihnen nicht anschließen wollten, indem man sie unerbittlich einreihte, ja zuweilen auch mit schweren Strafen belegte. Kara-Ghorghe gieng hierauf nach Rogatscha, wo sich Marko Katitsch, der Bruder Jankos, ihm anschloss, welch Letzterer bald nachher auch zu ihm trat und sich im Befreiungskriege durch seine Heldenthaten auszeichnete. — In jedem Dorfe, wo die Schar der Aufständischen durchzog, vermehrte sie sich durch neue Bewaffnete. Die am Wege liegenden Hane wurden verbrannt, die türkischen Wachen getödtet.**) — Alles das schien bis jetzt nichts anderes als die Exzesse einer größern Hajdukenschar zu sein. In solchem Lichte versuchten auch die Dahis diese Bewegung hinzustellen, und es mag sein, dass sie in ihrem Hochmuthe dieselbe wirklich dafür gehalten haben, wenigstens deutet darauf jener Umstand hin, dass sie jetzt bei der Nachricht von dem Vorgefallenen 35 Bewaffnete aus Belgrad an Sali-Aga nach Rudnik sandten mit dem Auftrage, er möge 2—300 Mann sammeln und die christliche Rajah mit Stöcken bewaffnet einberufen, damit die Hajduken vertrieben und vernichtet werden. Von der Annäherung der von Belgrad entsendeten Schar

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 158—159.

**) Ebd. p. 115—118.

unterrichtet, lockte Kara-Gyorgye dieselbe bei dem Dorfe Sibnitza im Belgrader Kreise in einen Hinterhalt und hieb einen Theil derselben nieder, der andere wurde gefangen genommen.*) Jetzt war der Würfel gefallen. Nun konnte von bloßen Hajdukenkeine Rede mehr sein, der Charakter der Bewegung trat deutlich in den Vordergrund: Die Rajah empörte sich gegen ihre Herren. Die Verwüstung der Hane, die Ermordung oder Verjagung der Subaschen, die rasche Zunahme der Aufständischen beim Durchzug eines Dorfes ließen keinen Zweifel darüber, dass man hier keinem größeren Räuberabenteuer, sondern einer wirklichen Volkserhebung gegen die in ihrer Gewalt vermessenen Dahis gegenüberstehe. Und thatsächlich war die Bewegung auch nur gegen die Tyrannei dieser Letzteren gerichtet. Kara-Gyorgye und seine Genossen dachten an nichts weiter, als sich von ihren unmittelbaren Unterdrückern zu befreien oder wenigstens an ihnen Rache zu nehmen. Selbst der Gedanke brach sich unter dem Aufständischen nur langsam Bahn, dass bei gelungener Abschüttelung des unerträglichen Joches der Dahis man sich an den Sultan mit der Bitte um Ernennung eines gerechten, gemäßigten Wesirs wenden solle, der alsdann die unter Mustafapascha bestandenen Zustände wiederherstellen solle. Das war damals das non plus ultra der kühnsten Wünsche des serbischen Volkes.

Von Sibnitza gelangte Kara-Gyorgye durch mehrere Dörfer, deren Bewohner sich theils freiwillig den Aufständischen anschlossen, theils hiezu gezwungen wurden, nach Wentschana, wo er bereits über 3000 Bewaffnete verfügte; aber auch hier weilte er nicht lange, sondern setzte seinen verwüstenden Zug fort. Die Bewegung erstreckte sich hauptsächlich auf die Kreise von Rudnik, Kragujewatz und Belgrad, griff jedoch auch in die Dorfschaften der Nachbarkreise über. Die ganze Gegend, welche die Mitte der Provinz umfasste und in mehrere Kreise getheilt war, heißt Schumadija. Dieser Name**) kommt von den undurchdringlichen Urwäl-

*) Ebd. p. 119—121.
**) „Schuma" ist serbisch „Wald."

dern, welche damals noch um Rudnik als dem Centrum dieser Gegend Berg und Thal mit einem Labyrinth bedeckten und zu einer fast uneinnehmbaren natürlichen Festung umgestalteten. Hier verbreitete sich der Aufstand zuerst und überzog bald die ganze Schumadija. Die wenigen Hanwächter und Subaschen konnten der Überzahl der Aufständischen nirgends Widerstand leisten und ergriffen entweder die Flucht oder wurden unerbittlich niedergemetzelt.*) Zu einer wirklichen Schlacht war es bisher nicht gekommen; denn die Dahis stellten damals den täglich zunehmenden Aufständischen noch kein Heer entgegen, weil sie noch immer hofften, durch schöne Worte und Versprechungen die Serben zur Niederlegung der Waffen bewegen zu können. Es lag allerdings im höchsten Interesse der Dahis, die Ruhe je eher wieder herzustellen. Die Rajah wurde von Tag zu Tag mächtiger. Kara-Ghorghe begann auch bereits zu drohen und die Türken waren gezwungen, solchen Drohungen manchmal Aufmerksamkeit zu schenken. So gelang ihm z. B. die Befreiung des Mladen Milowanowitsch aus der Gefangenschaft. Als die Kuesen ermordet wurden, gerieth auch der reiche Mladen in die Gewalt des Kabadahi von Kragujewatz und wurde in den Kerker geworfen in der Hoffnung, für seine Befreiung erstlich ein hohes Lösegeld erpressen zu können und ihn sodann dennoch hinzurichten. Hievon erhielt Kara-Ghorghe Kunde; er schickte einen bei Sibnitza gefangenen Türken nach Kragujewatz mit dem Auftrage, er sei bereit die in seiner Gewalt befindlichen 20 Türken gegen Mladen auszutauschen, im entgegengesetzten Falle werde er sofort Kragujewatz angreifen und die gesammte mahommedanische Bevölkerung ausrotten. Die erschreckten Türken nahmen den Antrag an und gaben Mladen frei.**) Noch waren zwei Wochen nicht vergangen seit dem Tage, als Kara-Ghorghe und seine Gefährten den Han von Draschatz angezündet hatten und schon wagte er so drohend aufzutreten! Die Dahis empfanden

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 158—159.
**) Ghuritsch, Serb. Geschichte etc. p. 127.

es, dass sie nicht weiter säumen dürfen. Auf die erste Nachricht von der Bewegung wagte der Dahi Fotschitsch Mehmed-Aga, der, wie wir gesehen, von Waljewo nach Schabatz gegangen war, es nicht mehr, durch die aufständischen Kreise zurückzukehren, sondern ließ sich in einem Kahne auf der Save nach Belgrad rudern. Die hier versammelten vier Dahis beschlossen, sofort die Beruhigung der Rajah zu versuchen.*) Zu diesem Zwecke schickten sie vier alte Türken in Begleitung eines serbischen Mönches Matthäus nach Topola, wo damals Kara-Ghorghe verweilte. Die Türken versprachen Kara-Ghorghe 500 Beutel, wenn er die Waffen niederlege und seine Schar entlasse. Der Mönch Matthäus ermahnte ihn aber insgeheim, er solle den Versprechungen nicht glauben, sondern sein Werk fortsetzen. Kara-Ghorghe hatte auch keine große Lust zur Aussöhnung, wenn er nicht solche Garantien erhielt, die eine Erneuerung der Gewaltthätigkeiten der Dahis in Zukunft unmöglich machten. Darum gab er den Abgesandten zur Antwort, dass er zur Versöhnung bereit sei, nur wünschte er vorher zu wissen, wie die Dahis künftig mit dem Volke verfahren wollten; denn die Serben seien nicht geneigt, in ihren Dörfern Hane und Subaschen sowie überhaupt die bisherige Tyrannei und Grausamkeit zu dulden. Da er jedoch ihren Versprechungen nicht traue, so würde er nur in dem Falle die Waffen niederlegen, wenn die Dahis bezüglich ihres zukünftigen Betragens gehörige Garantie bieten würden. Eine solche könne aber keine andere sein als die Bürgschaft der österreichischen Regierung. Wenn also die Dahis darauf eingehen, dass der zwischen ihnen und den Serben festzustellende Vertrag in Gegenwart des österreichischen Regierungskommissärs abgeschlossen werde, dann seien Kara-Ghorghe und seine Gefährten bereit, die Feindseligkeiten einzustellen.**) Ob Kara-Ghorghe im Ernste die Vermittelung Österreichs gewünscht oder ob er mit der Forderung der für die Dahis nahezu unmöglichen

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 160.
**) Gyuritsch, a. a. O. p. 126.

Bedingung nur Zeit gewinnen wollte in der Hoffnung, dass mit Frühlings-Anbruch seine Schar noch weit mehr anwachsen werde, lässt sich nicht genau bestimmen; doch wie dem auch sein mag, Thatsache ist, dass die Serben auch damals noch Österreich als ihren natürlichen Protektor betrachteten.

Die türkischen Abgesandten eilten mit der Antwort Kara-Gyorgyes nach Belgrad zurück und theilten sie den Dahis mit, wobei sie zugleich erzählten, wie zahlreich die Aufständischen wären und wie ihre Schar täglich zunehme. Als die Dahis die Größe der Gefahr erkannten, betrauten sie Einen aus ihrer Mitte, Aganli, dass er die Aufständischen um jeden Preis zur Ruhe bewegen solle, indem er die von ihnen gestellten Bedingungen acceptiere und wenn nöthig den Häuptlingen auch Geld gebe. Aganli machte sich auch sofort in Begleitung einiger Hundert Söldlinge auf den Weg und bewog die Serben des Kolubarer Kreises in der Belgrader Nahie, die sich dem Aufstande noch nicht angeschlossen hatten, dass sie mit ihm gehen und sich bemühen sollen, die Empörer zum Auseinandergehen zu bewegen, wobei er versprach, dass er jeden Wunsch Kara-Gyorgyes erfüllen wolle. In der Ortschaft Drlup schlug Aganli mit seiner serbisch-türkischen Schar das Lager auf und verständigte sofort Kara-Gyorgye, der unterdessen in dem nahegelegenen Dorfe Rogatscha angekommen war, dass er mit ihm zu unterhandeln wünsche. Kara-Gyorgye willigte ein unter der Bedingung, dass die Zusammenkunft nicht im Dorfe, sondern auf der Ebene zwischen beiden Dörfern stattfinden solle. Des andern Tages stellte sich jede Schar vor dem eigenen Dorf in Reih und Glied auf, Kara-Gyorgye aber gieng mit einigen auserlesenen Leuten dem Aganli entgegen, der in gleicher Weise herankam; so trafen sich der Dahi und der Anführer der serbischen Insurgenten. Keiner von ihnen war jedoch einen Büchsenschuss von seiner Truppenschar entfernt. Aganli erklärte, die Dahis seien bereit, Alles zu geben, was die Serben verlangen, nur mögen sie friedlich nach Hause zurückkehren. Kara-Gyorgye machte Aganli bittere Vorwürfe über

die Erpressungen und Grausamkeiten der Dahis und drückte am Schlusse die Überzeugung aus, dass, wenn sie sich auch jetzt aussöhnen, in einigen Jahren die alte Tyrannei dennoch wieder beginnen würde. Aganli bemühte sich, Kara-Ghorghe von der Aufrichtigkeit der Dahis zu überzeugen und endlich trug er ihm, wie schon früher die Abgesandten, 500 Beutel an mit der Versicherung, dass er, falls er ihnen nicht vertraue, ungehindert nach Österreich auswandern könne, wo er dann weit behaglicher leben werde als in Serbien. Kara-Ghorghe blieb jedoch unbeugsam, ohne Bürgschaft Österreichs wollte er von einer Aussöhnung nichts wissen. Während Aganli bestrebt war, die Gründe anzuführen, welche eine solche fremde Intervention unmöglich machen, fiel plötzlich ein Schuss, worauf beide Scharen Verrath witterten und einander zu beschießen anfiengen. Auf beiden Seiten geschahen Verwundungen, auch Aganlis Hand hatte eine Kugel gestreift; endlich gelang es den Anführern ihre Leute zu beruhigen. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen und beide Theile zogen sich in die Dörfer zurück. Aganli verließ noch in der Nacht mit seinen Türken eilig Drlup, die mit ihm gewesenen Serben aber giengen auseinander.*) Kara-Ghorghe wendete sich hierauf mit seiner Schar gegen Osten. Nach einigen Tagen traf eine neue Gesandtschaft ein. Dieselbe bestand aus den angesehensten Belgrader Türken, an ihrer Spitze der serbische Metropolit, der Grieche Leontinus, der über Befehl der Dahis genöthigt wurde, die Rolle des Friedenstifters zu übernehmen. Zu Palanka im Kreise Poscharewatz fanden sie Ende Februar oder Anfang März Kara-Ghorghe, der jetzt schon mit 4000 Mann bei diesem Dorfe sein Lager aufgeschlagen hatte. Der Metropolit hatte durch den Mönch Matthäus Kara-Ghorghe von der Ankunft der Deputation insgeheim verständigt und zugleich ermahnt, auch seinem Zureden nicht nachzugeben; denn er sei gezwungen im Interesse der Türken zu sprechen, eigentlich aber billige er die

*) Ebd. p. 128—132. Karadschidsch, Danitza 1828, p. 161—162

Aussöhnung nicht. Es bedurfte keiner solchen Mahnung des Metropoliten. Kara-Gyorgye, der seine Macht täglich wachsen sah und wahrscheinlich auch durch die Unthätigkeit der Dahis zum Ausharren angetrieben wurde, hatte durchaus keine Neigung, die Anerbietungen zu acceptieren. Die türkischen Abgesandten, öffentlich durch den Metropoliten unterstützt, boten ihre ganze Beredsamkeit auf, um die Serben zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, indem sie versprachen, dass fernerhin die Dahis weder Kabadahis noch Subaschen halten, dass die Schlichtung der Angelegenheiten der Rajah ausschließlich den Knesen anvertraut werden solle und die Dahis sich von jeder Erpressung enthalten wollten. Endlich erklärten sie im Namen ihrer Sender, dass sie bereit seien, Kara-Gyorgye als den Oborknesen des ganzen Paschaliks anzuerkennen und ihm jährlich 500 Beutel zu geben. Der dichterischen Natur der Serben entsprechend soll Kara-Gyorgye hierauf mit folgender Fabel geantwortet haben: „Einst hatte eine giftige Schlange einen Knaben gebissen und der Knabe starb. Der Vater eilte herbei, die Schlange zu tödten; allein diese hatte sich fast gänzlich in ihr Versteck zurückgezogen, der Vater konnte nur den Schweif der Schlange erreichen und hieb diesen ab. Hierauf begrub er seinen Sohn neben der Schlangenhöhle. Als eines Tages der Mann an diese Stelle kam und auch die Schlange ihren Kopf aus ihrer Höhle herausstreckte, sagte Jener zu der Letztern: „Komm hervor, Schlange, wir wollen uns versöhnen.“ Die Schlange antwortete aber: „So lange du nicht aufhörst, das Grab deines Sohnes zu besuchen und ich meinen abgehauenen Schweif zu betrauern, so lange kann von Frieden zwischen uns keine Rede sein.“ — „Und so“ schloss Kara-Gyorgye seine Rede, „können auch wir uns nicht versöhnen, so lange wir die Gräber unserer ermordeten Knesen vor uns sehen; Ihr aber könnet mich nicht ermorden.*)“ Diese Parabel Kara-Gyorgyes bezeichnete am getreuesten das Verhältnis, welches damals zwischen den Dahis und der

*) Gyuritsch, Serb. Gesch. etc. p. 132—136.

christlichen Rajah bestand. Es waren einerseits so furchtbare Grausamkeiten begangen worden, anderseits hatte sich ein so tiefer Hass, eine solch unausrottbare Rachbegierde in den Gemüthern der Serben aufgehäuft, dass zwischen den beiden feindlichen Elementen eine aufrichtige und dauernde Versöhnung ganz unmöglich war. Nachdem noch Kara-Gyorgye erklärt hatte, dass er ohne Garantie eines ausländischen Fürsten und ohne Anhörung des Volkes nicht geneigt sei, sich in Unterhandlungen einzulassen, kehrten die türkischen Abgesandten und der Metropolit unverrichteter Dinge nach Belgrad zurück.

2.

Nach so vielen vergeblichen Ausgleichsversuchen und bei dem raschen Anwachsen der Insurgentenschar Kara-Gyorgyes mußten die Dahis ernstlich auf Widerstand denken, und zwar um so mehr, als der Aufstand sich auch außerhalb der Schumadija, in den übrigen Theilen des Landes zu verbreiten begann. Im Osten, jenseits der Morawa, in den von der Mlava und dem Pek-Flusse durchströmten Kreisen standen Momir aus Luschitza, Milenko Stojkowitsch aus Klitschewatz und Peter Theodorowitsch aus Dobrinja (der nach seinem Geburtsorte „Dobrinjaz" genannt wurde), an der Spitze der in die Wälder Geflüchteten und der Hajduken, wie solches in der Schumadija Kara-Gyorgye gethan. Desgleichen zogen auch jene mit ihren Scharen von Dorf zu Dorf, verwüsteten die Hane und ermordeten die Subaschen.*) Die westlichen Gegenden zwischen der Kolubara und der Drina, also die Kreise Waljewo und Schabatz, blieben auch nicht lange von der allgemeinen Bewegung verschont.

Nach der Hinrichtung des Alexa Nenadowitsch flüchteten sein jüngerer Bruder Jakob und sein Sohn, der Geistliche Matthäus, mit ihrer ganzen Familie in die Berge, wohin ihnen Viele der

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 159. — Medowitsch, der Kreis Poscharewatz (in serb. Sprache) in den „Jahrb. d. Belgr. gel. Gesellsch." Bd. IV. p. 203.

entsetzten Dorfbewohner nachfolgten. Hier vernahmen sie bald, dass Kara-Ghorghe die Waffen ergriffen und den Han zu Oraschatz verbrannt hatte. Vom Aufstand in der Schumadija war auch den Türken in Waljewo manches zu Ohren gekommen und der dortige Mussellim, Ali Poretsch, sammelte alle türkischen Weiber und Kinder des Städtchens Ub und schickte sie nach Waljewo. Die Waljewoer Türken dagegen hatten gleich nach der Ermordung der Knesen ihre Familien in die festen Schlösser Sokol und Uschitza untergebracht. Jakob und Matthäus Nenadowitsch brannten vor Rachbegierde und hätten gerne sogleich nach dem Tode Alexas die Türken angegriffen, aber damals waren sie dessen noch nicht sicher, ob sie auf die Unterstützung des Volkes zählen konnten. Das Volk liebte und ehrte zwar seine Knesen, war aber nach deren Hinrichtung seiner Führer beraubt, auf deren Wort zu hören es gewohnt war. Als aber jetzt die Türken nach den befestigten Städten flüchteten, glaubten die beiden Nenadowitsch, auch durch die Nachrichten von Kara-Ghorghe aufgemuntert, dass die Zeit gekommen sei, wo sie das Volk in ihrer Gegend zum Aufstande bewegen können. Sie entsendeten sofort Vertrauensmänner in die benachbarten Dörfer und forderten die waffenfähigen Männer auf, in je größerer Anzahl auf der Anhöhe von Brankowina zu erscheinen. Matthäus erwarb aus der Kirche zu Brankowina eine blau-roth-weiße Fahne, und diese steckte er am 27. Februar auf dem höchsten Punkte der Anhöhe aus, damit die Ankommenden sich um dieses Symbol scharen mögen. Schon des andern Tages waren an dem durch die Nenadowitsch bezeichneten Platze etwa 700 Bewaffnete versammelt. Jeder hatte zwar eine Waffe, allein an Pulver und Blei litten sie großen Mangel. Matthäus erklärte sich sofort bereit, nach Oesterreich zu gehen, wo er noch aus der Zeit seines Vaters mehrere gute Bekannte hatte, um daselbst den nöthigen Schießbedarf zu verschaffen. Am 29. Februar gelangte Matthäus bei Zabresch an die Save und versammelte hier die Vornehmeren der dortigen Serben, denen er mittheilte, wie bei Brankowina sich bereits eine ansehnliche

Schar aus den Bewohnern der umliegenden Dörfer versammelt habe, und bewog sie dazu, dass sie bis zu seiner Rückkehr das Volk des Poßawinaer Kreises ebenfalls zum Aufstande vorbereiten sollen. Matthäus kam auf einem Kahne von Zabresch nach Semlin, indem er des Nachts unter Belgrad vorbeischiffte, damit die dortigen Türken ihn nicht aufhalten. In Semlin suchte er den alten guten Freund seines Vaters, den Major Mitessier auf, und nachdem er ihm alles erzählt, was in Serbien geschehen, erbat er seinen Rath, was des Weitern zu thun wäre. Der Major schlug vor, sie mögen mit ihren Familien in die Nähe der Save kommen, dann werde er sie auf das österreichische Ufer transportieren lassen; auf eine andere Hilfe von Oesterreich sei jetzt nicht zu rechnen. Matthäus erwiederte, dass es sich nunmehr keineswegs bloß um ihn und um seine verwandten Familien handle; denn wenigstens die Hälfte des gesammten Volkes habe sich gegen die Türken erhoben; so viele können aber nicht herüberkommen, das sei jedoch auch gar nicht vonnöthen; sie brauchen nur Pulver und Blei, und das bitte er von dem Major. Mitessier konnte natürlicher Weise ihm auch das nicht geben, machte ihn aber mit einem Kaufmanne, Stefan Schiwkowitsch, bekannt, der vor den Dahis aus Belgrad nach Semlin geflohen war und hier mehrere Pfund Schießpulver und etwa dreihundert gefüllte Patronen sich verschafft hatte. Weit wichtiger war aber eine andere Bekanntschaft, welche Matthäus gleichfalls durch Vermittelung Mitessers machte. Nach der Ermordung Mustafapaschas suchte ein getreuer Anhänger seines Sohnes Derwischbeg, Del-Ahmet, vor der Rache der Dahis in Semlin Zuflucht, wo er seitdem wohnte. Mitessier stand mit diesem Türken in gutem Verhältnisse, und weil er dachte, dass derselbe irgendwie den Serben von Nutzen sein könnte, machte er ihn mit Matthäus bekannt. Matthäus Nenadowitsch, dieser muthige und entschlossene, aber auch findige und schlaue Geistliche, sah sofort ein, dass das Erscheinen dieses Türken unter den Serben von großem Vortheile für den Aufstand sein würde. Del-Ahmet,

der als ein getreuer Unterthan des Sultans der Feind der Janitscharen war, nahm bereitwillig den Antrag des Matthäus an, mit nach Serbien zu gehen, um dort vereint gegen die Dahis zu wirken. Matthäus wünschte von seinem neuen Freunde nichts Anderes, als dass derselbe Alles, was er (Matthäus) dem Volke sagen werde, auch seinerseits bestätigen möge. Schon am andern Tage befanden sie sich wieder bei Zabresch auf serbischem Boden. Die Freunde des Matthäus waren mittlerweile nicht unthätig geblieben, sondern erwarteten ihn mit 300 Bewaffneten, die zu 500 anwuchsen, sobald sie das Kloster von Grabowatz erreichten. Das hier versammelte Volke redete Matthäus Nenadowitsch in folgender Weise an: „Euch Allen ist es bekannt, dass Hadschi-Mustafa von den Dahis ermordet wurde. Hadschi-Mustafa hatte aber einen Sohn, Derwisch Beg, den der Sultan an die Stelle seines Vaters zum Wesir ernannte. Dieser Derwisch Beg hörte nach seines Vaters Tod nicht auf, den Sultan zu bitten, er möge ihn durch einen Ferman bevollmächtigen, ein Heer zu sammeln und den Tod seines Vaters an den Dahis zu rächen. Endlich hat der Sultan den erbetenen Ferman ertheilt, und jetzt schickt Derwisch Beg durch Oesterreich seinen Bimbascha, den hier anwesenden Del-Ahmet, mit dem Ferman des Sultans, welcher gestattet, dass die Serben zur Ergreifung der Waffen aufgefordert werden, damit sie die Subaschen und alle anderen Tyrannen in die Festungen vertreiben. Sobald aber Derwisch Beg ein hinlänglich großes Heer gesammelt hat, wird er selber mit Kanonen kommen, die Dahis verjagen und das ganze Paschalik von den gottlosen Unterdrückern befreien, um sodann, wie einst sein Vater, Wesir von Belgrad zu sein. Darauf werdet Ihr Euch aber gewiss noch erinnern, wie gut wir es hatten zur Zeit Hadschi-Mustafas, und wie wir damals frei waren.“ Del-Ahmet bestätigte stets: „So ists, wahrhaftig so ist es“! Nenadowitsch bekennt in seinen „Memoiren“ aufrichtig, dass von all dem, was er bei Grabowatz seinen Landsleutea gesagt, kein Wort wahr gewesen; er

hatte Alles nur zur Ermuthigung des Volkes erfunden.*) Von dieser Zeit an fasste die Meinung selbst unter den Serben Wurzel, dass sie mit Erlaubnis und im Namen des Sultans gegen die usurpatorischen Dahis kämpfen. Diese Auffassung förderte zum Theil die Ausbreitung der Insurrektion, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass das Volk, welches anfänglich ohnehin vielen Orts zögerte, zu den Waffen zu greifen, sich vom Aufstand gänzlich zurückgehalten hätte, falls es geahnt haben würde, dass es den Truppen des Sultans werde gegenüber treten müßen. Anderseits wurde dadurch aber auch die schließliche Pacificierung der Provinz möglicher.

Die Schar des Matthäus zog von Grabowatz gegen Brankowina zur Vereinigung mit den dort versammelten Aufständischen, welche Matthäus unter Leitung seines Oheims, des Jakob Renadowitsch auf der Höhe von Brankowina gelassen hatte. Im Dorfe Ljubinitsch theilte ihm jedoch der dortige Knes eine erschütternde Nachricht mit. Die Brankowiner Schar existierte nicht mehr. Eine Anzahl Knesen und Kmeten war daselbst erschienen, welche das Volk einschüchterten und beredeten, nach Hause zu gehen, ja dasselbe bewogen, dem Ali Poretsch nach Waljewo Lebensmittel zu liefern und sich demselben abermals zu unterwerfen. Jakob Renadowitsch sei nur mit Wenigen im verlassenen Lager geblieben. Wie niederdrückend diese Nachricht für Matthäus auch sein mochte, sein energischer Charakter konnte nicht lange verzagen. Er ließ sich von dem Ljubinitscher Knesen das Versprechen geben, dass er von der ganzen Sache niemandem etwas mittheilen werde; er selber bestieg aber sofort ein Pferd und eilte unter dem Vorwande, die Vereinigung der beiden Insurgentenscharen zu besprechen, zu seinem Oheim Jakob nach Brankowina. Der Knes von Ljubinitsch hatte die Wahrheit gesagt. Jakob Renadowitsch verfügte nur mehr über 15 Bewaffnete. Nachdem Matthäus erfahren, dass ein gewisser Knes Peja mit einigen Kmeten die eigentliche Ursache

*) Renadowitsch, Memoari p. 58—64.

des Auseinanderlaufens der Insurgenten war, schickte er sofort um dieselben und nachdem sie erschienen, brachte er theils durch schöne Worte, theils durch Drohungen die Sache dahin, dass die Abgefallenen sich wieder bereit erklärten, der bei Ljubinitsch lagernden Schar beizutreten. Auf diese Weise gelang es der Energie des Matthäus, den für den Aufstand so gefahrvollen Zwiespalt im Keime zu ersticken. Die Aufständischen theilten sich in mehrere Abtheilungen und wirkten nach verschiedenen Richtungen. Die eine Schar nahm unter Leitung des Jakob Nenadowitsch gegenüber von Swileuwa in der Schabatzer Nahie Stellung; die übrigen Abtheilungen wurden von Matthäus Nenadowitsch, dem alten Grbowitsch, Keditsch und Anderen angeführt und hatten die Einschließung Waljewos zur Aufgabe. Die Türken von Schabatz fühlten sich nicht hinlänglich stark und baten deshalb um Hilfe bei dem Beg von Zwornik, Ali Widaitsch, der auch nicht säumte, seinen guten Freunden, den Janitscharen, beizustehen. Er versammelte seine Subaschen und einige hundert Türken, schritt über die Drina und zwang auch die Serben von Jadar, mit ihm zu gehen. Diese entließ er jedoch bald nach Hause, weil er besorgte, dass sie gegen ihre Glaubensgenossen nicht kämpfen würden, ja die Waffen gegen ihre türkische Herren wenden könnten. Die Schabatzer Türken waren mittlerweile auch nicht müßig geblieben, sondern in der Erwartung der Hilfe aus Bosnien nach Swileuwa gezogen, wo sie mit den Leuten des Jakob Nenadowitsch kleine Scharmützel hatten. Der energische Matthäus entfaltete eine große Thätigkeit. Die Insurgenten litten nach wie vor fortwährend an Schießbedarf großen Mangel. Matthäus ließ deshalb vor Allem an den einstigen Freund seines Vaters, an den Hadschi-Beg in Srebernitza, gegen welchen einige Jahre früher der Dahi Aganli einen Kriegszug unternommen hatte, durch Del-Ahmet einen Brief in türkischer Sprache schreiben, worin er die von ihm ersonnene Fabel von einer Entsendung Del-Ahmets und von der Ankunft Derwischbegs erzählte und ihn aufforderte, er möge als Getreuer des Sultans den Serben Schießpulver schicken, nachdem diese sich

unter des Sultans Gesandten Anführung gegen die Dahis erhoben haben. Hadschibeg, der übrigens auch sonst die Dahis hasste, glaubte die Fabel und erfüllte das Verlangen des Matthäus. Die serbischen Aufständischen benützten also in ihren ersten Kämpfen wenigstens zum Theil türkisches Schießpulver. Das war jedoch noch nicht ausreichend. Matthäus setzte sich darum wieder zu Pferd und eilte an die Save, wo der Semliner Kaufmann Schiwkowitsch ihm ungefähr anderthalb Zentner Schießpulver in Säcken übergab. Matthäus war kaum im Stande den Schiwkowitsch zu bezahlen, dessenungeachtet forderte er ihn auf, er möge soviel Pulver schicken, als er sich verschaffen könne, den Preis hiefür werde er pünktlich erhalten. Die Säcke lud sodann Matthäus auf die Rücken seiner Begleiter und kehrte mit ihnen zu Pferde ebenso rasch wie er gekommen zu jener Schar zurück, welche damals etwa eine Stunde von Waljewo lagerte. Von hier aus schickte er zweihundert Mann sofort seinem Oheim Jakob, der durch die große Anzahl der angelangten Bosnier von einer namhaften Gefahr bedroht war. Am 11. März berief Matthäus Nenadowitsch die Türken von Waljewo zu einer Konferenz. Unter der Anführung des Spahis Sali erschienen fünf alte Mahommedaner. Auch diesen erzählte Matthäus, dass er und seine Gefährten durch einen Ferman des Sultans bevollmächtigt seien, die Janitscharen anzugreifen und zu vertreiben. Hierauf forderte er sie auf, Ali Poretsch, den Getreuen der Dahis, aus Waljewo zu verjagen, in welchem Falle die Serben bereit seien, im Frieden nach Hause zu gehen; im entgegengesetzten Falle werden sie Waljewo erstürmen, denn Ali Poretsch wollen sie lebend oder todt in ihre Gewalt bekommen. Matthäus gab den Türken fünf Tage Bedenkzeit, nach welcher Frist der Angriff unbedingt erfolgen werde, wenn bis dahin der verhasste Janitscharenaga die Stadt nicht verlassen habe. Er versprach indessen, dass die ehrlichen Türken, des Sultans getreue Unterthanen, für sich auch dann nichts zu fürchten hätten. Nach der Konferenz kehrte Matthäus ins Lager zurück und entließ einen Theil seiner Leute

zum Ausruhen nach Hause, weil er glaubte, dass er ihrer erst nach fünf Tagen benöthigen werde. Voll Ermüdung verfiel er selber in einen tiefen Schlaf, aus welchem ihn plötzlich die Wache mit der Anzeige aufscheuchte, dass Waljewo in Flammen stehe; zugleich vernahm man von der Stadt her Gewehrfeuer. Der Angriff gieng von den Knesen Kebitsch und Miliwoj aus, welche von dem Versprechen an die Türken keine Kenntnis hatten. Matthäus kämpfte eine Zeit lang mit sich selber, ob er sein den Waljewoer Mahommedanern gegebenes Wort halten und die fünf Tage abwarten oder ob er seinen Landsleuten zu Hilfe eilen solle, da diese ihrer geringen Anzahl wegen auch eine Niederlage erleiden könnten. Endlich entschloss er sich zu Letzterem und indem er seine Leute sammelte, die nach Hause Entlassenen aber wenigstens aus den nächsten Dörfern durch Eilboten zurückberief, setzte er sich sofort gegen Waljewo in Bewegung. Vor Einbruch der Nacht erreichte man die Stadt; noch einige Häuser wurden angezündet und die Türken endlich in einen Hof, der mit einer starken Mauer umzingelt war, eingeschlossen. Die Erstürmung dieses Hofes musste aber unterbleiben, weil die Serben keine Kanonen hatten und auch ihr Schießpulver schon zur Neige gieng. Ali Poretsch wartete indessen den Zeitpunkt nicht ab, bis er sich durch Hunger genöthigt ergeben musste, sondern entfloh mit seiner ganzen Umgebung schon in der nächsten Nacht.*)

Der eilfte März wurde überhaupt für den serbischen Aufstand ein denkwürdiger Tag. Auch Jakob Nenadowitsch ärntete an diesem Tage bei Swileuwa einen glänzenden Sieg über die vereinigten Schabatzer und bosnischen Türken. Jakob hatte sein Lager mit einem Heckenwall umgeben, bei Annäherung der Türken jedoch verließ er den also befestigten Platz und überließ denselben den Feinden, die ihn auch allsogleich besetzten. Sobald indes Jakob von seinem Neffen Matthäus den zweihundert Mann starken Succurs

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 64—73. — Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 168—170.

erhalten hatte, schloss er den Heckenwall derart ein, dass die Türken darin gleichsam gefangen wurden. Nachdem durch das fortwährende Feuer der Serben die Lage der Türken stets unbequemer geworden war, ließen sich die Bosniaken mit den Aufständischen in Unterhandlungen ein, indem sie behaupteten, sie seien nicht zum Kampfe, sondern zur Aussöhnung herüber gekommen. Jakob antwortete hierauf, dass die Bosniaken frei nach Hause zurückkehren können, die Türken aus dem Belgrader Paschalik müßten jedoch bleiben; mit diesen würden die Serben selbst bald zu Ende kommen. Die Bosniaken ergriffen die Gelegenheit und verließen am 11. März die Heckenumwallung. Allein auch die Schabatzer schlossen sich aus Furcht vor der Serben Rache den Wegziehenden an. Unterdessen hatte Nenadowitsch seine Scharen auf dem Wege in einen Hinterhalt gelegt und indem er die rasch Dahinziehenden angriff, brachte er denselben eine solche Niederlage bei, dass die am Leben Verbliebenen in wilder Flucht Schutz suchten und erst am jenseitigen Ufer der Drina, auf bosnischem Boden damit inne hielten. Bei der Nachricht von dieser Niederlage erfasste die Türken zu Losnitza, Lipnitza und Ljeschnitza diesseits der Drina eine solche Furcht, dass sie ihre Weiber und Kinder sofort über den Fluss schafften. Man erzählt, 270 Türkenleichen hätten das Schlachtfeld von Swilenwa bedeckt*).

Außer diesem Doppelsiege macht noch ein dritter Triumf diesen Tag für die Serben denkwürdig. In jener Nacht, da Matthäus, Nenadowitsch und seine Genossen in Waljewo kämpften, sahen sie gegen Osten den Himmel geröthet. Kara Gyorgye hatte Rudnik in Brand gesteckt. Damit kehren wir zu den Ereignissen in der Schumadia zurück. Nach den mislungenen Verhandlungen mit dem Metropoliten zu Palanka erhielt Kara-Gyorgye Nachricht, dass Sali-Aga, der Stier von Rudnik, zu seiner Vertheidigung bereits einige hundert Türken aus Uschitza und Karanowatz unter Anführung der Kabadahis Pljakitsch und Dscha-

*) Karadschidsch, l. c. p. 171—174. — Nenadowitsch, a. a. O. p. 74.

witsch-Ali versammelt hatte. Kara-Gyorgye richtete also seinen Marsch gegen Rudnik. Nachdem er daselbst fast zur selben Zeit wie Matthäus Nenadowitsch vor Waljewo angekommen war, forderte er die friedlichen Türken auf, bei ihm zu einer Berathung zu erscheinen. Kara-Gyorgye verlangte bei dieser Gelegenheit von dem Anführer der Gesandtschaft, von dem greisen Tokatlitsch, dass sie entweder die drei Kabadahis und ihre Begleitung aus der Stadt verjagen, in welchem Falle er zum Rückzuge bereit sei, oder dieselben ihm ausliefern sollten. Die Botschaft wagte nicht, Kara-Gyorgye ein bestimmtes Versprechen zu machen und kehrte in die Stadt zurück, aber am folgenden Tage erschien sie mit dem Kabadahi Pljakitsch abermals im serbischen Lager. Für den Letztern war es ein Glück, dass er allein gekommen war; denn Kara-Gyorgye hatte die Absicht, die Kabadahis, wenn sie insgesammt zur Konferenz erschienen wären, ermorden zu lassen. So aber meinte er mit dem Tode des einen Kabadahi sein Ziel nicht erreichen zu können, da die beiden Anderen die Stadt in ihrer Gewalt behielten; deshalb ließ er sich mit Pljakitsch in Unterhandlungen ein und sie vereinbarten miteinander, dass die Kabadahis mit ihrer Begleitung Rudnik verlassen, die zurückbleibenden friedlichen Türken aber von Seite der Serben keinerlei Kränkungen ausgesetzt sein werden. Die Kabadahis hielten jedoch ihr Wort nicht; denn sie bekamen Nachricht, dass der Dahi Kütschük-Ali mit einem Korps von Belgrad ihnen zu Hilfe ausgezogen sei. Kütschük-Ali traf jedoch nicht so rasch ein, als sie erwartet hatten und da sie auch an Lebensmitteln Noth litten, so wandten sich die friedlichen Türken wieder an Kara-Gyorgye, dass er den Kabadahis den Wegzug gestatten möge. Kara-Gyorgye willigte ein, stellte aber sein Heer um die Stadt im Hinterhalte auf. Als die Kabadahis und ihre Begleitung des Nachts auszogen, wurden sie angegriffen und in die Flucht geschlagen, wobei die Kabadahis Pljakitsch und Dschawitsch-Ali umkamen, Sali-Aga, der „Stier von Rudnik" aber mit Einigen entfloh. Kara-Gyorgye zog sofort in die Stadt, die Wohnungen der Kabadahis wurde ange-

zündet, den friedlichen Türken dagegen versprach er volle Sicherheit der Person und des Eigenthums und freie Ausübung der Religion, ja dem Milan Obrenowitsch, dem er die Bewachung von Rudnik anvertraute, gab er strengen Auftrag zu verhindern, dass vonseite der Serben irgend welche Ausschreitungen gegen die türkische Bevölkerung begangen würden.*) Es war eine Folge der Natur des Aufstandes, dass derselbe in den verschiedenen Kreisen ohne vorhergehende Berathungen der Anführer dieselben Erscheinungen aufwies. Wir sehen, wie die Anführer des Volkes überall nicht nur mit dem Worte sondern auch thatsächlich beweisen, dass sie zwischen den Janitscharen und den friedlichen Mahommedanern einen Unterschied machen, indem sie allein gegen Jene kämpften, diese aber als des Sultans treue Unterthanen verschonten. Überall drängte sich jene Auffassung in den Vordergrund, dass die Rajah nicht bloß zu ihrer Befreiung von der Tyrannei der Dahis sondern zugleich im Interresse der übrigen Türken, ja des Sultans die Waffen ergriffen hätte; denn die Janitscharen waren der Pforte gegenüber ohne Zweifel als Empörer zu betrachten. Diese Auffassung war dem Aufstande allerdings von großem Nutzen; denn sie erleichterte dessen Ausbreitung, da hierdurch die Folgen weniger gefährlich wurden und darum verbreiteten auch die Anführer auf jedmögliche Weise unter dem Volke den Glauben, sie seien durch einen Ferman des Sultans zum Aufstande gegen die Janitscharen bevollmächtigt. Es wäre jedoch ein Irrthum, wenn man annehmen wollte, dieser Charakter der Bewegung sei lediglich aus der schlauen Berechnung der Anführer entsprungen. Das Volk glaubte dem Märchen von der Vollmacht des Sultans, weil dasselbe seinen Wünschen und Bestrebungen vollkommen entsprach. Es war also keine bloße Täuschung, als die Serben mit den Waffen in der Hand und auch nach siegreichen Schlachten laut verkündeten, sie wünschten nichts Anderes, als nach der Vertreibung der Janitscharen die Wiederherstellung der Zustände, wie zur Zeit der Verwaltung Mustafapaschas. Damals dachte noch kein Mensch an einen Bruch

*) Gyuritsch, Serb. Geschichte ꝛc. p. 137—141.

mit der Pforte oder gar an eine Losreißung vom türkischen Reiche. Wie jede Revolution im Anfange, so zielte auch die serbische anfänglich bloß auf die Abstellung der unmittelbaren Übelstände hin, ohne die Einheit des Reiches anzugreifen oder aber der gesetzmäßigen Gewalt die schuldige Treue zu verweigern. Es war nicht der erste, und wahrscheinlich auch nicht der letzte Fall, dass eine loyale Volkserhebung, welche die herrschende Macht durch rechtzeitige Konzessionen bald zu beruhigen im Stande gewesen wäre, später zu einer förmlichen Revolution sich entwickelte. Wir werden im Verlaufe unserer Erzählung nicht verabsäumen, jenen merkwürdigen Wendepunkt zu bezeichnen, wo der im Namen des Sultans begonnene loyale Aufstand der Serben in eine gegen die Pforte gerichtete Empörung übergieng.

Nach der Einnahme von Rudnik entließ Kara-Gyorgye sein Heer für einige Tage nach Hause mit dem Auftrage, dass seine Krieger zur festgesetzten Frist sich alle wieder bei dem Dorfe Wrbitza einfinden sollen. Er selber begab sich mit seinem regelmäßigen Geleite, das gewissermaßen seine Leibwache bildete, von welcher er sich fernerhin nicht mehr trennte, auf einige Tage nach Topola, um daselbst gleichfalls der Ruhe zu pflegen. Sodann eilte er nach Wrbitza, und erwartete hier die Ankunft des zerstreuten Heeres*).

Unterdessen war Kütschük-Ali mit einigen hundert Reitern von Belgrad ausgezogen und hatte seinen Weg südwärts genommen in der Hoffnung, an der Gränze albanesische Krdschalen anzutreffen, mit deren Hilfe er den Aufstand bald bewältigen werde. Ein serbischer Knes namens Maxim, der Kenntnis hatte, dass Kara-Gyorgye nur mit Wenigen in Wrbitza sich aufhalte, verrieth dies an Kütschük-Ali und geleitete die Türken auf Seitenwegen in das Versteck des serbischen Anführers. Trotz der großen Übermacht des Feindes trat Kara-Gyorgye demselben kühn entgegen, mußte aber bald in der Flucht sein Heil suchen. Bei dieser Gelegenheit gerieth auch die verbrämte Pelzjacke Kara-

*) Gyuritsch, Serb. Geschichte c. p. 142.

Gyorgyes in die Hände der Türken, welche dann unter Vorweisung derselben bestrebt waren, die Serben, durch deren Dörfer sie zogen, zu überzeugen, dass Kara-Gyorgye gefallen sei und sie dadurch bewegen, den Aufstand nicht zu unterstützen. Aber umsonst! Kara-Gyorgye bewies bald glänzend, dass er lebe und seine Energie in der Verfolgung der Türken nicht erschlafft sei. Maxim kam später in die Gewalt der Serben und musste seinen Verrath mit dem Leben büßen*). Kütschük-Ali verfolgte die bei Wrbitza geschlagene kleine Schar nicht, sondern wandte sich gegen Rudnik, dem Sali-Aga Hilfe zu bringen. Unterwegs erfuhr er jedoch, dass Rudnik gefallen und Saliaga nach Kragujewatz geflüchtet sei. Deshalb führte auch Kütschük-Ali seine Schar dahin. Mittlerweile drang Kara-Gyorgye in die Belgrader Nahie ein und indem er fast bis zur Hauptstadt gelangte, hatte er abermals ein Heer von 3000 Mann beisammen; und mit diesem erhob er sich gegen Kragujewatz. Kütschük-Ali und die übrigen Türken verließen auf die Nachricht von dem Herannahen der Serben Kragujewatz und zogen sich in das einige Stunden östlicher, unweit der Morawa gelegene, viel stärkere Jagodina zurück.**) Hier fand der Dahi die Hilfe, zu deren Auffindung er ausgezogen war. Ein verwegener albanesischer Krdschalenhäuptling, Guschanz-Ali, langte mit einigen hundert Mann bei der Morawa an. Auf die Kunde von den in Serbien ausgebrochenen Wirren eilte dieser Martolosenführer vorwärts in der Hoffnung, in die Dienste der einen oder der andern Partei zu treten. Die Krdschalen waren bekanntlich in dem Antrage ihres Bündnisses nicht wählerisch; sie bekümmerten sich nicht um die Sache, für welche sie kämpften; ihr einziges leitendes Princip war die Größe der Beute und des Soldes. Guschanz-Ali hatte anfangs die Absicht, sich den serbischen Aufständischen anzuschließen, ohne Zweifel in der Hoffnung, im Vereine mit den Serben von den reichen

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 81—82. — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. (in serb. Spr.) p. 19.

**) Gyuritsch, a. a. O. p. 142—143.

Türken mehr rauben zu können, als im Bunde mit den Türken von der armen Rajah. Die Serben trauten jedoch seiner zweifelhaften Bundesgenossenschaft nicht und nahmen sein Anerbieten nicht an. Hierauf wandte sich Ali Guschanz ohne Zaudern an die Dahis. Er traf gerade zu rechter Zeit in Jagodina ein, da Kütschük-Ali von seinen Mitgenossen bevollmächtigt war, für die Dahis Hilfstruppen zu werben. Nachdem er jedoch die Bedingungen des Krdschalenhäuptlings vernommen hatte, überzeugte sich der Dahi bald, dass er jetzt in die Hände eines so gefährlichen Räubers gefallen sei, der selbst den gefürchtetsten Hajduken übertreffe. Allein er hatte keine Zeit, lange zu zögern, denn Ali Guschanz war in jeder Minute bereit, zu Kara-Gyorgye überzugehen. Durch die Umstände gezwungen, versprach also Kütschük-Ali den Sold, welchen der Krdschalenhäuptling forderte und trug ihm auf, zum Schutze der Dahis nach Belgrad zu eilen; denn Kütschük-Ali hatte bereits vernommen, dass Kara-Gyorgye mit seinen Scharen in der Nähe der Hauptstadt streife. Das serbische Heer hatte damals schon unfern von Jagodina sein Lager aufgeschlagen. Guschanz-Alis Absicht, bis nach Belgrad durchzudringen, konnte auch Kara-Gyorgye kein Geheimnis bleiben. Er legte demzufolge seine Leute unter dem Befehle des Theodosius von Oraschatz auf dem Wege in einen Hinterhalt. Theodosius verließ aber den ihm angewiesenen Posten und zog sich weiter ins Gebirge, in Folge dessen gelang es Guschanz-Ali, ungefährdet an dem leer gelassenen Hinterhalte vorbeizukommen. Kara-Gyorgye gewahrte noch rechtzeitig die Rettung Guschanz-Alis und sandte ihm eine Schar nach, welche einen Theil der Krdschalen an einem Flusse erreichte und zerstreute. Mit den Übrigen eilte Guschanz nach Belgrad, wo die Dahis das mit Kütschük-Ali getroffene Übereinkommen bestätigten, aber aus Besorgnis vor den räuberischen Begierden der Martolosen dieselben nicht in die Stadt ließen, sondern südwestlich von Belgrad, auf den Anhöhen von Wratschar unterbrachten.*)

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 166—167. — Gyuritsch, a. a. O. p. 144—146.

Kara-Gyorgye säumte indessen nicht, Jagodina einzuschließen. Sein Plan war, mit einem Theile seines Heeres persönlich vor der Stadt zu erscheinen und die Türken herauszulocken, während der andere Theil unter Anführung des Mladen Milanowitsch und Milan Obrenowitsch den Feind im Rücken angreifen sollte, wodurch dieser zwischen zwei Feuer gelangt und ohne Zweifel zum Rückzuge gezwungen worden wäre. Der Plan war gut erdacht, gelang aber nicht. Die Türken griffen zwar die Schar Kara-Gyorgyes an, aber Mladen und Milan trafen nicht zur rechten Zeit ein und als sie aus ihren Positionen hervorkamen, war die Schar Kara-Gyorgyes bereits geschlagen und bald ereilte jene ein ähnliches Schicksal. Der Verlust der Serben betrug über 200 Mann. Diese Niederlage war ein harter Schlag für den Aufstand, allein Kara-Gyorgye verlor den Muth nicht. Er sammelte neue Truppen und sandte sofort durch einen sichern Mann den Auftrag an Wasa Tscharapitsch nach Ripanj (einige Stunden von Belgrad), dass er alle verfügbaren Bewaffneten zusammenraffen und auf dem Berge Awala verstecken solle, um den vorbeiziehenden Kütschük-Ali anzugreifen. Dieser Letztere verließ auch nach dem errungenen Siege über die Serben sogleich Jagodina und wandte sich mit seiner Schar eilends nach Belgrad. Kara-Gyorgye folgte ihm auf der Spur, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Tscharapitsch aber gelang es, aus seinem Hinterhalte etwa hundert Türken niederzuschießen; die übrigen mit Kütschük-Ali kamen ungefährdet auf dem Wratschar an, wo die geringe Anzahl der Serben sie nicht anzugreifen wagte. *)

Während Kara-Gyorgye auf solche Weise bis Belgrad vordrang, entwickelten auch die Renadowitsche im Westen fortwährend eine große Thätigkeit. Nach der Einnahme von Waljewo eilte Matthäus Renadowitsch wieder nach Zabresch in der Hoffnung, dass er daselbst Schiwkowitsch mit dem versprochenen Schießpulver finden werde. Schiwkowitsch war jedoch nicht

*) Gyuritsch, Serb. Geschichte ꝛc. p. 146—149.

eingetroffen und Matthäus setzte an das österreichische Ufer über, um wo möglich Schießbedarf zu erwerben. Bei dem österreichischen Wachthause (Tschardake) traf er mit dem kommandierenden Oberlieutenant zusammen, der nach Matthäus Bemerkung „zwar ein Katholik, aber dennoch ein gerechter, menschenfreundlicher Mann war." Auf die Frage, weshalb sie gegen die Türken kämpfen, erzählte Matthäus, was sie von der Tyrannei der Dahis zu leiden hatten, wie diese die Knesen und Vornehmen des Volkes ermorden ließen, wie hierauf Alle in die Berge geflohen seien und die Verzweiflung ihnen die Waffen in die Hand gepresst habe. Er fügte indessen hinzu, dass sie weder gegen den Sultan noch gegen die treuen türkischen Unterthanen des Sultans, sondern allein gegen die Dahis und Subaschen kämpfen in der Hoffnung, dass der Sultan schließlich bei erhaltener Kunde über den Stand der Dinge ihnen irgend einen guten Wesir senden werde, der dem Elend des Volkes abhelfe. Doch seien sie eher bereit Alle unterzugehen und auch den serbischen Namen mit sich ins Grab zu nehmen, als den Dahis neuerdings zu gehorchen. Er bat hierauf den Oberlieutenant um Rath, an wen sie sich in dieser ihrer traurigen Lage um Schutz und zur Wiederherstellung der Ruhe wenden sollten. Der Oberlieutenant nannte den Metropoliten von Karlowitz, Stratimirowitsch, den die österreichischen Serben als ihren Fürsten verehren und der in großer Freundschaft lebe mit dem Erzherzog Karl, dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee. Er empfahl, eine schriftliche Bitte an Stratimirowitsch und an den Erzherzog Karl oder an den Festungskommandanten von Peterwardein zu richten. Über diesen Rath erschrak Matthäus, konnte er doch kaum einem gewöhnlichen Geistlichen einen Brief schreiben, wie sollte er jetzt ein schriftliches Gesuch an den Metropoliten und an den Erzherzog verfassen können! „Du kannst aber doch so viel schreiben, dass die Worte zu lesen sind"? fragte ihn der Oberlieutenant. „So viel verstehe ich", antwortete Matthäus, „als Kind habe ich ein Wenig in Syrmien gelernt; aber hier müßte man politisch schreiben und solche Titulaturen gebrauchen,

die ich nicht kenne und auch nicht niederzuschreiben vermag." „Lass du alle Titulaturen und alles Politisieren beiseite," erwiederte der Oberlieutenant; „wenn du ihnen auf politische Art schreibst, antworten sie dir in gleicher Weise und du wirst alsdann nicht wissen, woran du dich halten sollst. Schreib all das so nieder, wie du es mir erzählt hast und ich werde den Brief absenden." Nenadowitsch wagte jedoch nicht, dieses schwierige Werk zu unternehmen und gieng an das serbische Ufer nach Zabresch zurück, um dort Schiwkowitsch zu erwarten. Hier empfieng er die Nachricht von der Flucht der Türken aus Waljewo und von dem Siege seines Oheims Jakob bei Swileuwa. Auf diese erfreuliche Nachricht eilte Matthäus abermals aus österreichische Ufer und theilte dieselbe seinem dortigen Freunde, dem Oberlieutenant mit, indem er ihn bat, den Aufständischen Munition, Waffen und Kanonen zu verschaffen und ihnen einige Officiere zu schicken, mit deren Hilfe sie die Türken auch leicht aus den Festungen vertreiben könnten. Der Oberlieutenant wiederholte aber nur seinen frühern Rath, dass Matthäus nämlich an Diejenigen schreiben solle, die er ihm tags vorher erwähnt hatte. Matthäus war jetzt auch hiezu bereit, nur besorgte er, ob nicht Kara-Ghorghe schon früher ebenfalls Briefe geschrieben habe, deren Inhalt er (Matthäus) nicht kenne und mit denen er in Widerspruch gerathen könnte. Der Oberlieutenant beruhigte ihn mit der Versicherung, dass seit dem Beginn der Bewegung keinerlei Briefe aus Serbien über die Gränze geschickt worden seien. Hierauf bat Matthäus den Oberlieutenant noch um Papier, Tinte und Feder, gieng nach Zabresch zurück und verfasste daselbst während der Nacht im Hause eines Bekannten bei niedrigem Tische knieend, wobei der Hausherr ihm das Kerzenlicht hielt, zwei Gesuche, eines an Stratimirowitsch, das andere an den Festungskommandanten von Peterwardein. Nachdem er ausführlich das Elend und die Tyrannei geschildert, welche das serbische Volk seit einigen Jahren erdulden mußte, erwähnte er, dass die Dahis außer den schon Ermordeten noch alle Jene hinzurichten beabsichtigen, welche

zur Zeit des österreichisch-türkischen Krieges im J. 1788 in dem Freikorps als Officiere, Korporale oder gemeine Soldaten gedient hatten und flehte sodann um den Schutz Österreichs, damit dieses unschuldig leidende Volk vor dem gänzlichen Untergange gerettet werde. Schließlich bat er um Officiere, Schießbedarf und Kanonen, indem er noch naiv hinzufügte: Wenn die österreichische Regierung übrigens den Serben auf andere Weise nicht helfen könnte, so möge sie wenigstens so viele Truppen zu ihnen hinüber senden, als serbische Freiwillige am letzten Kriege theilgenommen haben. Später mußte Nenadowitsch, wie er erwähnt, über diese Naivität selber lächeln. Nachdem die Gesuche fertig waren, brachte er sie dem Oberlieutenant, der dieselben durchlas, deren einfache Abfassung billigte, die Briefe sodann versiegelte und ihre Absendung auf sich nahm. *)

Inzwischen kam eine Botschaft nach der andern von Jakob Nenadowitsch an seinen Neffen, worin er die Beischaffung von Schießbedarf urgierte, nachdem das Heer zum Marsche gegen Schabatz bereit stehe. Da jedoch Schiwkowitsch noch nicht eingetroffen war, konnte Jakob nicht mehr warten und führte seine Schar gegen Schabatz. Die hier stattgefundenen Kämpfe werden wir weiter unten erzählen. Endlich kam Schiwkowitsch nach Zabresch und brachte eine große Menge Munition mit sich, die er aber ohne Geld nicht ausfolgen wollte. Matthäus konnte ihn jedoch nicht bezahlen. Zwei Tage gieng er in den nahgelegenen Dörfern umher; aber die Besitzer, welche ihm hätten borgen können, befanden sich alle im Lager und so konnte er die erforderliche Summe nicht aufbringen. Zu seinem Glücke trieben gerade damals zwei serbische Kaufleute dreihundert gemästete Schweine an die Save, um dieselben des Verkaufes wegen an das österreichische Ufer transportieren zu lassen; Matthäus kannte sie und und wusste, dass sie mit seinem Oheim in Kompagnie standen. Er forderte sie deshalb auf, ihm eine Anweisung auf 600 fl. (so

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 74—77.

viel forderte Schiwkowitsch) an einen Kaufmann in Mitrowitz zu geben. Allein die Schweinehändler schlugen ihm das Gesuch rundweg ab, ja sie ermahnten Matthäus, sich nicht in Schulden zu stürzen; denn früher oder später werde er flüchten müßen und dann nichts zu leben haben. Matthäus Renadowitsch war jedoch entschlossen, für die Sache des Aufstandes Alles aufzuopfern und verlangte jetzt von den Kaufleuten, daſs sie die seinem Oheim gehörigen 100 Stück Schweine aussondern, damit er mit denselben den Schießbedarf ausbezahlen könne, wobei er zugleich drohte, daſs bei etwaiger Weigerung er durch seine bewaffnete Begleitung die Schweine seines Oheims mit Gewalt wegtreiben lassen werde. Hierauf folgten die Kaufleute die Anweisung aus, und Matthäus gelangte endlich in den Besitz der Munition. Schiwkowitsch hatte sich seine Ware theuer bezahlen lassen; aber das bekümmerte Matthäus nicht, er war nur voller Freude, eine so beträchtliche Menge Schießpulver, Blei und Patronen erlangt zu haben. Alles ließ er sofort in das Lager vor Schabatz überbringen. Später brachten auch andere österreichische Serben Schießpulver und andere Kriegsgeräthe in das Lager der Aufständischen, ja der griechischnichtunierte Bischof in Neusatz, Jowanowitsch, schenkte ihnen eine kleine eiserne Kanone, welche der dortigen Kirche gehörte; dieselbe wurde unter der Hand in Peterwardein ausgebessert und bei dem Dorfe Klenak insgeheim nach Schabatz transportiert. Jetzt hatten also die Aufständischen auch eine Kanone. Die Anführer machten alsdann das bei Schabatz versammelte Heer glauben, daſs diese Kanone der Kaiser von Österreich geschickt habe, von dem sie auch noch andere Hilfe zu erwarten hätten. Dieser Umstand beweist zur Genüge, daſs die Serben damals noch außerhalb ihrer eigener Kraft nur allein von Österreich ihre Befreiung erwarteten. Später erhielten sie vom Neusatzer Bischof eine zweite Kanone.*)

Mitte April bekam Matthäus vor Schabatz auf seine nach

*) Ebd. p. 77—79.

Karlowitz und Peterwardein gesendeten Schreiben von Stratimirowitsch und dem Festungs-Kommandanten die Antworten. Dieser Letztere berief sich über höhern Auftrag in seiner Antwort auf jene Freundschaft, welche zwischen Oesterreich und der Pforte bestehe, weswegen man gegenwärtig den Serben keinerlei Hilfe schicken könne, und er versprach nur, dass er sowohl die Aufständischen als die Dahis zu einer Aussöhnungs-Konferenz einladen werde. In ähnlichem Sinne äußerte sich auch Stratimirowitsch. Er versicherte Matthäus, dass das Peterwardeiner Festungskommando die traurige Lage der jenseitigen Serben sowohl dem kaiserlichen Hofe als auch dem österreichischen Gesandten in Konstantinopel angezeigt habe. Allein, fügte Stratimirowitsch hinzu, gegenwärtig lebt die Pforte mit Oesterreich, Russland und den übrigen christlichen Staaten in Frieden und Freundschaft, alle diese Höfe wünschen deshalb, die Serben mögen dem Sultan als ihrem Herrscher getreu bleiben und können dieselben darum von den christlichen Regierungen keine andere Hilfe erwarten, als dass diese für sie beim Sultan Fürsprache einlegen werden. Demzufolge ermahnt er sie, sie mögen ihre Bitten und Wünsche auch der Pforte unterbreiten und nicht vergessen, dass sie türkische Unterthanen seien und nach Beschwichtigung der jetzigen Wirren abermals unter die Oberhoheit der Pforte gelangen müßten. Einige Erleichterungen und Garantien für die Zukunft können sie nur allein von ihrem eigenen Herrscher erbitten und nur zur Erlangung dieser sich an die übrigen Höfe wenden. Endlich empfiehlt er ihnen, dass ihre Scharen die friedlichen Türken nicht beunruhigen, die Dschamien, Harems und Gräber nicht entweihen sollen, damit nicht auch die wohlwollenden Türken sich gegen sie wenden und sie des Sultans Zorn erregen; auch das Leben ihrer eigenen Leute sollen sie soviel nur möglich schonen.*) Matthäus theilte diese niederschlagenden Briefe nur seinem Oheim und einigen Anführern mit, indem er ihnen das heilige Versprechen abnahm, dass

*) Ebd. p. 286—287.

sie Niemandem hierüber Mittheilungen machen, sondern vielmehr verkündigen wollen, Österreichs Hilfe sei mit Sicherheit zu erwarten, damit das Volk nicht den Muth verliere und auseinanderlaufe. Kurz vorher war ein Abgesandter Kara-Gyorgyes im Lager vor Schabatz erschienen, um sich zu erkundigen, was in dieser Gegend geschehen sei, und auf welche Weise die Nenadowitsche die Kanone erhalten haben, deren Ruf sich bald unter den verschiedenen Haufen der Aufständischen verbreitet hatte und wahrscheinlich auch, um die Kämpfenden zur Ausdauer zu ermuntern. Wie es scheint, bestand vordem kein direkter Zusammenhang zwischen der Bewegung in der Schumadija und in Waljewo, und nur unbestimmte Nachrichten meldeten das Eine oder Andere über die Thaten kämpfender Serben. Nachdem jedoch die beiden Lager jetzt von einander sichere Kunde erhalten hatten, machte sich auch Matthäus in Begleitung von achtzehn Mann auf den Weg, um Kara-Gyorgye aufzusuchen und ihm die aus Oesterreich erhaltenen Briefe mitzutheilen. Er war bereits bei dem mehrmals erwähnten Oraschatz angelangt, als er im Gebirge mit den Knesen Theodos und Markowitsch zusammentraf. Auf ihre Fragen erzählte ihnen Matthäus, was sie bisher gethan, und dass er nun zu Kara-Gyorgye reise, um mit ihm die Feststellung eines gemeinschaftlichen Kriegsplanes zu berathen, und dass er ihm auch Briefe überbringe, auf welche sie die Antwort gemeinsam bestimmen müßten. Die Briefe las er den Knesen vor. Theodos gab hierauf den Rath, er solle nur allein antworten; denn Kara-Gyorgye könne nicht schreiben, sondern nur mit den Türken kämpfen; es wäre deshalb besser, wenn Matthäus seine Reise gar nicht fortsetzen würde. Übrigens seien in jener Gegend, wohin er zu gehen beabsichtige, auch Türken, und bei seiner Unkenntnis der Wege könne er leicht in deren Hände fallen. Als aber die Knesen sahen, dass Matthäus von seinem Vorhaben nicht ablassen wolle, riefen sie ihn beiseite und theilten ihm mit, dass sie vor zwei Tagen unter Anführung Kara-Gyorgyes Jagodina angegriffen hätten, jedoch von Kütschük-Ali und den ihm angeschlossenen

Krdschalen geschlagen worden seien. Kara-Gyorgye sammle jetzt ein neues Heer. Bei dieser Nachricht erschrak Matthäus und kehrte sofort zurück, im nächsten Dorfe kopierte er aber die Briefe und übergab die Abschriften den Knesen Theodos und Markowitsch mit dem Auftrage, selbe Kara-Gyorgye einzuhändigen, sobald sie mit demselben abermals zusammentreffen; er selber eilte jedoch in das Lager bei Schabatz*).

Jakob Nenadowitsch war gleich nach dem erfochtenen Siege bei Swileuwa mit seiner Schar aus der Waljewoer Nahie vor Schabatz gezogen. Hier schlossen sich ihm die Tamnawaer unter Knes Stanko und Possawinaer unter Knes Theodos an; ein gewisser Ostaja Spusch führte die Schabatzer an. Später erschien auch der Priester Luka Lazarewitsch, Bruder des durch Bego Nowljanin ermordeten Ranko Lazarewitsch, mit einer Schar. Nur der Matschwaer Kreis zeigte nicht die gehörige Theilnahme für die Bewegung. In der Matschwa und im Gebirge Zer hielt sich der Hajdukenhäuptling Georg Tjurtschija mit seinen Leuten auf; derselbe erschien zuweilen auch im Lager bei Schabatz, durchstreifte aber meist unabhängig und ohne jeden Plan die Umgebung. Als Jakob Nenadowitsch vor Schabatz, wo, wie wir erwähnt, Mußaga, der Bruder eines Dahis kommandierte, angekommen war, griff er sofort die Stadt an, steckte einige Türkenhäuser in Brand und zwang die Türken, sich in die Festung zurückzuziehen. Schabatz war zwar keine starke Festung, allein die Aufständischen entbehrten die zu einer Belagerung nothwendigen Geräthe, waren übrigens in derlei Kriegsoperationen auch gänzlich unbewandert. Als dann die vom Neusatzer Bischof geschenkte Kanone anlangte, begann man die Festungsmauern zu beschießen; konnte aber mit dem einzigen kleinen Geschütz dem Feinde nur geringen Schaden zufügen.**)

*) Ebd. p. 79—81.

**) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 176. — Nenadowitsch, Memoari p. 77 und 82.

Nahezu anderthalb Monate dauerte die Belagerung von Schabatz, die eher eine bloße Cernierung genannt werden konnte. Es war der erste Fall seit Beginn des Aufstandes, daſs die Serben eine wirkliche Festung anzugreifen gewagt hatten. Bisher achteten sie bei Zerstörung der Hane und auch der Städte stets darauf, daſs das Eigenthum der friedlichen Türken unverletzt bleibe, und sie konnten mit einigem Rechte sagen, sie wollten nur die Janitscharen und deren Besitzthümer vernichten. Die Festung war indessen kein Privatgut mehr, sondern Eigenthum des Sultans. Die Serben schienen es zu fühlen, daſs sie durch den Angriff auf Schabatz ein schlüpfriges Terrain betreten haben, und darum verkündigten sie es überall hin, sie kämpfen nicht gegen des Sultans Festung, sondern gegen Mußaga, den Kabadahi, und gegen die usurpierte Tyrannei. Die Belagerung schritt nur langsam vor. Als deshalb Mußaga sah, daſs die Lebensmittel zu Ende gehen und er früher oder später gezwungen werden könnte, sich zwar nicht wegen der feindlichen Kugeln, sondern aus Hungersnoth zu ergeben, wandte er sich abermals an Widaitsch-Ali, der mittlerweile zum Pascha avanciert war. Trotz der bei Swileuwa erlittenen Niederlage zögerte Widaitsch nicht, dem Rufe der Schabatzer zu folgen und ließ durch seinen Genossen Molla-Noschina-Aga bei Zwornik ein Heer sammeln, welches die Drina überschritt und schon bis Ljeschnitza vorwärts gedrungen war, als die Serben von dem Herannahen der bosnischen Türken Nachricht erhielten. Die serbischen Anführer beauftragten Michael, Knes in der Matschwa und den Harambascha Tjurtschija, daſs sie mit ihren Haufen bis zum Kloster Tschokeschina am Fuße des Zer-Gebirges ziehen und dort warten sollen, bis von Schabatz her Hilfe antreffen werde. Jakob Nenadowitsch aber, obgleich er selber über kein großes Heer verfügen konnte, eilte mit 400 Mann zur Unterstützung jener herbei. Bei Tschokeschina traf er jedoch nur Tjurtschija mit seinen Hajduken, der Knes Michael war ausgeblieben. Jakob beschloſs das Kloster zu vertheidigen und die Türken wenigstens aufzuhalten, in der Hoffnung, daſs Schabatz sich

mittlerweile ergeben werde. Dem zügellosen Tjurtschija gefiel das nicht; er hatte keine Lust, mit seiner geringen Schar den Türken Widerstand zu leisten, und war der Ansicht, dass man ein zerstörtes Kloster leicht aufbauen, das Leben der Gefallenen aber nicht wieder herstellen könne. Jakob hingegen wünschte aus dem obenangeführten Grunde den Posten um jeden Preis zu vertheidigen. Deswegen kam es zwischen ihm und Tjurtschija zu einem heftigen Wortwechsel, in welchem Jakob den Harambascha einen Feigling nannte, worauf dieser derart in Wuth gerieth, dass er seine Waffe ergriff und mit seinen Hajduken das Kloster verließ. Nach deren Abgang war die kleine Schar noch mehr zusammengeschmolzen. Jakob beabsichtigte in der wenigstens theilweise befestigten Position bei dem Kloster die Türken zu erwarten. Zwei Brüder Neditsch, ebenfalls Hajduken, wagten sich, vom Weine erhitzt, weiter vor und feuerten auf die Türken, wodurch diese auf die Stellung der Serben aufmerksam gemacht wurden. Sie umringten die Position der Aufständischen und griffen diese mit großer Heftigkeit an. Diese Letzteren vertheidigten sich heldenmüthig; nachdem jedoch das Schießpulver ausgegangen war und die Angreifenden auch noch Succurs erhalten hatten, wurden sie in einem letzten Verzweiflungskampfe, bei welchem der Flintenkolben und das Messer die Hauptrolle spielten, fast sämmtliche niedergemetzelt. Nur Wenige konnten sich aus dem Blutbade erretten. Unter diesen war auch Jakob Nenadowitsch. Mehr als 200 Serben fielen bei Tschokeschina, und zwar der Kern des Heeres von Schabatz. Der Sieg der Türken war jedoch bloß scheinbar. Die Serben hatten in ihren Reihen eine so furchtbare Verwüstung angerichtet, dass die am Leben Gebliebenen es für rathsamer hielten, nach Ljeschnitza zurückzukehren. Noschina-Aga zog nach. Jadar und nahm von da, weil er nicht in Zwornik erscheinen wollte, seinen Weg gegen Srebernitza. Hadschibeg, der Herr von Srebernitza, war jedoch, wie wir wissen, ein Freund der Serben; er verlegte mit seinen Leuten dem Noschina bei Sokol den Weg

und schlug dessen Schar derart, dass dieser nur mit vier Mann über die Drina entkam.*)

Als Jakob Nenadowitsch zur Vertheidigung von Tschokeschina sich entfernen musste, übertrug er die Leitung der Belagerungsschar von Schabatz seinem Neffen Matthäus. Sowohl die Serben als die ruhigen türkischen Bewohner von Schabatz giengen oft bei Klenak auf das österreichische Ufer, um daselbst ihre Einkäufe zu besorgen und trafen hier auch einander. Die Serben benützten diese Gelegenheit und ermunterten jene stets, sie mögen Mußaga unter sich nicht dulden, sondern denselben aus der Festung vertreiben; thun sie das, dann können Christen und Mahommedaner künftig im besten Einvernehmen nebeneinander leben. Aber nicht nur die Serben, sondern auch die österreichischen Gränzofficiere, der Obrist Stojtschewitsch und der Hauptmann Jowanowitsch, gaben den Türken ähnliche Rathschläge. Diese Letzteren, welche gerade keine Freunde der Janitscharen und der Belagerung bereits überdrüssig waren, sahen die Richtigkeit des Rathschlages ein und bewogen endlich Mußaga, dass er sich ergab. Die Vereinbarung wurde zwischen den Bevollmächtigten des Letztern einerseits und einigen serbischen Anführern andererseits vor dem österreichischen Gränz-Obristen als Zeugen geschlossen. Nach den beiderseits angenommenen Bedingungen verpflichtete sich Mußaga, mit seinen Getreuen Schabatz zu verlassen und nach Belgrad zu gehen, seinen Harem und seine Kinder aber nach Bosnien zu senden. Der Obrist übernahm den Weitertransport des Harems Mußagas zu Schiffe, ihn selbst und seine Gefährten aber ließ er durch Gränzer bis Semlin begleiten. Die Serben dagegen verpflichteten sich, mit den zurückgebliebenen Türken wie ehedem in Freundschaft und Frieden zu leben. Die Einwohner der Festung wussten noch nichts von der am 30. April bei Tschokeschina geschehenen Schlacht und auch die Serben hatten von deren

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 178. — Nenadowitsch, Memoari p. 82—83.

Ausgang noch keine Kunde erhalten. Damit seinem Oheim seitens der von Ljeschnitza her vordringenden Bosniaken kein Leid geschehe, forderte Matthäus die Schabatzer Türken auf, sowohl sie als auch die Serben mögen je zwei Vertrauensmänner entsenden, welche den bei Ljeschnitza lagernden türkischen und serbischen Haufen die Nachricht von der Übergabe der Festung überbringen und dieselben auffordern, nun auch ihrerseits Frieden zu machen. Die Abgesandten begaben sich sofort auf den Weg, allein schon in derselben Nacht kam Jakob Nenadowitsch mit dem geringen Reste seiner Schar in Schabatz an. Nach der Niederlage von Tschokeschina war es ihm angenehm, die erfolgreichen Unterhandlungen seines Neffen zu vernehmen. Damit man jedoch in der Festung den Sieg der Türken nicht erfahre und dadurch etwa zum Vertragsbruch verleitet werde, umschloss Matthäus die Festung mit verdoppelten Wachen, wodurch er das Eindringen jeder Nachricht von Außen verhinderte. Des anderen Tages, am 2. Mai, trat Mußaga mit 300 Mann Begleitung bei Klenak auf das österreichische Ufer über und wurde zu Land bis Semlin geleitet, von hier mußte er aber nach Belgrad übersetzen. Sein Harem wurde auf zwei Schiffen gegen Bosnien gefahren. Kaum hatten Mußaga und seine Leute Schabatz verlassen, als die Serben in die Stadt und Festung einzogen; die Türken wurden von den Serben freundschaftlich und achtungsvoll behandelt, indem diese, wie Matthäus in seinen „Memoiren" erzählt, „den Spahi als Spahi, den Effendi als Effendi titulierten"; bald darauf kehrten sie in ihr Lager zurück, von wo aus das Heer nach Hause entlassen wurde. In der Festung blieben 20 serbische Jünglinge als Besatzung.*)

3.

Es waren kaum einige Monate verstrichen seit jenem Tage, als Kara-Ghorgye bei Orascha̧tz den ersten türkischen Han in Brand gesteckt hatte und schon konnte der Aufstand bereits nam-

*) Nenadowitsch a. a. O. p. 83—85.

hafte Resultate aufweisen. Die Rajah bewies, dass sie aus eigener Kraft im Stande sei, gegen ihre Unterdrücker zu kämpfen. Die Bewegung beschränkte sich auch nicht mehr auf die Zerstörung der Hane und auf die Ermordung oder Vertreibung der zerstreut wohnenden Subaschen oder anderer Anhänger der Dahis es wurden schon Schlachten geschlagen, an denen von beiden Seiten wirkliche Heere theilnahmen. In der Schumadija, in der Belgrader Nahie und in den östlichen und westlichen Kreisen an der Donau und Save siegte der Aufstand; die Janitscharen und deren Getreue waren gezwungen, in die größeren befestigten Städte und Festungen zu flüchten.

Allein auch diese boten nicht mehr hinlängliche Sicherheit. Schabatz war gefallen und die Aufständischen besaßen zudem schon Kanonen. In jedem Kreise erhoben sich einzelne Anführer, um welche sich das Volk scharte und die mit Energie und Geschicklichkeit die Angriffe zu leiten wussten. Diese Anführer errangen bald in jenen Gegenden, wo sie kommandierten, eine große Gewalt. Sie nannten sich „Wojwoda"*) und wurden auch von Anderen so benannt. In der Regel erschienen sie in Begleitung von mehr weniger wohlbewaffneten und von ihnen erhaltenen Jünglingen, die gleichsam ihre Leibwache bildeten. Obgleich die Bewegung in den verschiedenen Gegenden unter dem Einflusse derselben Ursachen selbständig begonnen hatte, ohne dass zwischen der Thätigkeit der einzelnen Insurgentenscharen anfänglich ein Zusammenhang bestanden wäre, so traten diese doch jetzt bereits mit einander in Berührung und der Ruf von ihren Thaten verbreitete sich rasch im ganzen Lande. Unter den Anführern der Aufständischen war Kara-Gyorgye unzweifelhaft der angesehenste. Er eröffnete den ersten Angriff auf die Herrschaft der Dahi's; sein Beispiel und seine Aufmunterungen ermuthigten auch Andere zur Ergreifung der Waffen; ihn fürchteten die Dahi's am meisten und mit

*) „Wojwoda" ist bekanntlich ein altserbischer Ausdruck und bedeutet wortwörtlich „Heerführer."

ihm traten sie in Unterhandlungen; seine Schar war die zahlreichste, seine Kämpfe eigentlich die entscheidenden; denn er hatte, wie wir gesehen, die von Natur stark befestigte, in der Mitte des Landes gelegene Schumadija vor Allem insurgiert und bedrohte bereits Belgrad, den Sitz der Dahi's. So geschah es, dass zwar ohne Besprechung, ohne vorherige Festsetzung, sondern aus der Natur der Dinge folgend nicht nur diejenigen, welche Kara-Gyorgye bei Orašchatz zu ihrem Anführer ausriefen, sondern auch die in entfernteren Gegenden Kämpfenden ihn als das Haupt der gesammten Bewegung zu betrachten anfiengen. Wir haben gesehen, dass Matthäus Nenadowitsch den Rath eines ihm befreundeten österreichischen Oberlieutenants, bei dem Metropoliten Stratimirowitsch und dem Peterwardeiner Festungskommandanten ein schriftliches Gesuch einzureichen, erst dann befolgte, als er sich die Gewissheit darüber verschafft hatte, dass Kara-Gyorgye noch niemandem geschrieben habe und dass er später versuchte, die empfangenen Antworten demselben persönlich mitzutheilen und dessen Ansicht zu erbitten. Nach der Verjagung Kütschük-Alis aus Jagodina und der Übergabe von Schabatz war Kara-Gyorgye thatsächlich das Haupt des Aufstandes. Von ihm stammte jede Initiative in Sachen der gesammten Bewegung, obgleich er auch die Meinung und den Rath der hervorragenderen Anführer, wie Jakob Nenadowitsch, Janko Katitsch, Simon Markowitsch u. A. nicht bloß anhörte, sondern selbst verlangte.*)

Aus der Zeit der einstigen Unabhängigkeit Serbiens war die Institution der Skupschtina erhalten geblieben. „Skupschtina" bedeutet „Versammlung", wie das ehedem gebrauchte „Sabor", welch Letzteres später nur mehr auf die Kirchenversammlungen angewendet wurde. Nachdem das serbische Volk unter der Türken-Herrschaft aller politischen Thätigkeit beraubt war, verloren auch die Skupschtinen ihren politischen Charakter und ihre Wichtigkeit. Es war jedoch, wie wir gesehen haben, die

*) Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 27—28.

freie Wahl der Vorsteher forterhalten worden; das Volk betrachtete diese selbstgewählten Vorsteher auch weiterhin als die Bevollmächtigten der Kommune, welche ihr Amt nur so lange führen konnte, als sie das Vertrauen ihrer Wähler besaßen. Es lag deshalb sowohl im Interesse des Volkes wie der Vorsteher, dass alle auf die Gesammtheit bezüglichen Angelegenheiten in Gegenwart der Interessenten verhandelt würden. Als später der Wirkungskreis der Knesen und Kmeten sich auf nichts Anderes erstreckte als auf die Repartierung und Einhebung der vom Pascha festgesetzten Steuern, geschah mindestens dies unter Antheilnahme des gesammten Volkes auf der zu diesem Zwecke versammelten Skupschtina, wie wir solches im ersten Kapitel ausführlicher geschildert haben. Durch Jahrhunderte kann man die Skupschtina eher eine Gewohnheit als eine Institution nennen; allein trotz ihres engen Wirkungskreises hatten diese Versammlungen doch jedenfalls den großen Vortheil, dass das Volk in Bezug auf seine eigenen Angelegenheiten nur denjenigen freiwillig zu gehorchen geneigt war, welche diese Angelegenheiten mit ihm vereint auf solchen Versammlungen besprochen hatten. Aber auch für die Anführer war es gleichfalls eine große Erleichterung, dass sie die Verantwortlichkeit gerade mit denjenigen theilen konnten, von welchen sie später zur Verantwortung hätten gezogen werden können.

Solche Gründe bewogen Kara-Ghorghe, für den 2. Mai 1804 nach dem Orte Ostruschnitza an der Save ungefähr zwei Stunden von Belgrad entfernt, eine Skupschtina einzuberufen.*)

Er ließ zu diesem Zwecke durch seinen Sekretär Gyuritsch an die verschiedenen Insurgentenführer Briefe schreiben, worin er sie aufforderte, am bezeichneten Ort und Tag in je größerer Anzahl zu erscheinen. Auch Matthäus beeilte sich, diesem Aufrufe Folge zu leisten und machte sich sofort auf den Weg, indes sein Oheim Jakob bei dem Heere blieb. Kaum waren indessen

*) Gyuritsch, a. a. O. p. 149.

einige der Hervorragenderen in Ostruschnitza angelangt, als Kara-Gyorgye vom österreichischen General Geneyne eine Einladung nach Semlin erhielt, da der General gemäß dem Versprechen im Briefe des Peterwardeiner Festungskommandanten an Matthäus Nenadowitsch den Auftrag erhalten hatte, zwischen den serbischen Aufständischen und den Dahis einen Ausgleich zu versuchen*). Kara-Gyorgye nahm die Einladung an, setzte aber vorher mit seinen Gefährten fest, was sie von den Dahis als Bedingungen des Friedens fordern werden. Die Serben fassten ihre Wünsche in neun Punkten zusammen, welche also lauteten: 1) Die Dahis verlassen Belgrad und in Zukunft kann sich weder ein Dahi ansiedeln noch aber ein Tschiftlik im Paschalik bestehen; 2) 1500 serbische Panduren werden zur Wache des Wesirs und zum Schutze des Volkes insolange bestimmt, bis das Heer des Sultans eintrifft, worauf auch die Panduren entlassen werden; 3) der Sultan ertheilt allgemeine Amnestie und einer Ferman, welcher den Türken verbietet, weder offen noch insgeheim an der Rajah Rache zu nehmen oder dieselbe der Infidelität anzuklagen, nachdem die Rajah nicht gegen den Sultan, sondern nur gegen ihre gottlosen Unterdrücker sich erhoben hat; 4) jeder Wesir oder Kommandant, der fernerhin in das Paschalik geschickt wird, regiere die Rajah im Sinne des Hattischerifs v. J. 1793, in welchem alle von jener zu bezahlenden Steuern angeführt sind; die Rajah verspricht dagegen, dass sie die erwähnten Steuern dem Wesir, den Spahis und den Kadis ohne jeden Widerspruch pünktlich bezahlen werde; einen Zuschlag oder neue Steuern nimmt sie jedoch nicht an; 5) wünscht die Rajah, dass in jeder Nahie ein Gericht eingesetzt und nach den Gesetzen geurtheilt werde, insbesondere solle niemand vor seiner Verurtheilung weder eine Züchtigung noch Einkerkerung erleiden; ferner sollen die Kadis (Richter) verständige, gottesfürchtige Männer sein und die Rajah nicht bedrücken; 6) wünscht die Rajah, dass sie die verfallenen oder abgebrannten

*) Nenadowitsch, l. c. p. 85.

Kirchen und Klöster aufbauen und ausbessern könne und in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, über welche allein der serbische Erzbischof entscheiden kann, durch die Kadis, Spahis oder andere vornehme Türken nicht verhindert werde; insbesondere, dass die Türken durch ihr Erscheinen die Hochzeiten der Christen nicht stören und sich in die Eheschließungen nicht einmischen mögen, d. i. dass sie die Ältern des Mädchens und den Geistlichen nicht zwingen, das Mädchen mit demjenigen zu vermählen, den sie (die Türken) vorher hiezu ausersehen; ferner, dass über Geistliche und Mönche die türkischen Gerichte nicht urtheilen, sondern nur allein der serbische Erzbischof; 7) die Rajah kann ihr Erzeugnisse nach Belieben an denjenigen verkaufen, der den höchsten Preis dafür bietet und die Kaufleute können die Nahien ungehindert bereisen; 8) die Rajah soll ihre Knesen frei wählen können, diese anerkennt der Wesir als die Vorsteher des Volkes und die Kadis schenken ihrem Rathe jederzeit Beachtung; außerdem wünscht die Rajah, dass das gesammte christliche Serbenvolk sich einen Vorsteher wählen könne, der stets an der Seite des Wesirs seinen Wohnsitz hat, damit der Wesir alle solche Angelegenheiten, welche die Rajah berühren, unter Vermittelung dieses Vorstehers erledige, auch die Steuern durch seine Intervention unter die Nahien vertheile, die Knesen aber die eingehobenen Steuersummen durch ihn an den Wesir überliefern; ferner, dass jeder türkische Beamte, der in die Provinz gesendet wird, vorerst bei ihm erscheine und erst mit seiner Gutheißung seine amtliche Wirksamkeit beginnen könne; endlich, dass dieser Vorsteher des serbischen Volkes in seiner Stellung durch einen Ferman bestätigt werde, wie dieses in Morea (in Griechenland) Gebrauch ist; 9) die Rajah verspricht, wenn alle diese Wünsche erhört werden, bereit zu sein, ihr Leben für den Sultan aufzuopfern und seine Befehle jederzeit gehorsam zu erfüllen.*)

*) Renadowitsch, l. c., p. 288—290.

Wir haben die Punkte, welche die serbischen Forderungen enthalten, ausführlich mitgetheilt; denn dieselben spiegeln die Noth, von welcher das Volk sich zu befreien strebte, getreulich wieder. Betrachtet man die Bedingungen, unter welchen die Rajah zur Niederlegung der Waffen bereit war, unbefangen bis zu Ende, so wird man dieselben wahrhaftig nicht übertrieben finden. Meistens sind sie nur auf Abstellung alter Misbräuche gerichtet, welche auch nicht in den türkischen Institutionen selbst lagen, sondern mit der Erstarkung des herrschenden mahommedanischen Elements und der zunehmenden Schwäche der Central-Regierung allmählich unerträglich wurden. Nur allein der 8. Punkt begriff eine Forderung in sich, nämlich die Wahl eines serbischen Vorstehers, der zwischen der Rajah und dem Wesir eine Art Vermittlerrolle gespielt hätte, — welche Forderung einigermaßen von dem Erwachen des selbständigen nationalen Geistes Zeugnis ablegt, obgleich auch dieser Wunsch noch in einer möglichst bescheidenen Gestalt hier erscheint und auch nicht den Serben allein zuzuschreiben ist, wenn man bedenkt, dass die Dahis selbst Kara-Ghorghe durch ihre letzte Botschaft, die mit ihm in Palanka zusammentrat, etwas Ähnliches versprachen. Ohne Zweifel wären die Serben damals noch mit der Bestätigung dieser geforderten neun Punkte zufrieden gewesen, aber natürlich nur in dem Falle, wenn sie bezüglich der Ausführung von der Pforte die nöthigen Garantien erhalten hätten. Solange aber die Dahis in Belgrad herrschten, wussten sie wohl, dass von einer aufrichtigen Versöhnung keine Rede sein könne. Sie vertrauten aber auch der Energie der Pforte nicht und schienen zu bezweifeln, ob sie im Stande sei, die mächtigen Usurpatoren zu Paaren zu treiben. Aus diesen Gründen und durch den Erfolg ermuthigt, waren die Serben selbst nicht sehr zum Frieden geneigt, weil sie hofften, die Dahis früher oder später dennoch zu verjagen, in welchem Falle ihre Situation auch in Bezug auf die Verhandlungen ohne Frage ungleich günstiger geworden wäre. Damit es aber nicht scheine, als ob sie dem Frieden widerstrebten, sondern sie vielmehr die

Türken dessen beschuldigen können, ersannen sie folgende List. In Topdschider, unweit von Belgrad, befanden sich einige strohgedeckte Hütten, deren bulgarische Einwohner vor dem Kriegslärm geflohen waren. Die Serben stellten deshalb einen Mann aus Ostrutschnitza bei diesen zehn Hütten auf mit dem Auftrage, zu einer bestimmten Zeit dieselben anzuzünden. *)

Nachdem in solcher Weise Alles vorbereitet war, begab sich Kara-Gyorgye mit den neun Punkten und in Begleitung von 16 Genossen, darunter sein alter Freund und einstiger Hajdukenkamerad Janko Katitsch, ferner Matthäus Nenadowitsch, Luka Lazarewitsch, Mladen Milowanowitsch u. a. und dem getreuen Burschen des Oberanführers, Anton Pljakitsch, über die Save und fuhr zu Wagen nach Semlin, wo bereits 10—12 Belgrader Türken als Abgesandte der Dahis früher erschienen waren; die Dahis selbst blieben in Belgrad. General Geneyne empfieng zuerst die Türken. Er trug ihnen vor, dass in Folge des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Österreich und der Pforte er die Vermittlung gerne übernommen habe und ermahnte die Türken zur Mäßigung. Hierauf wurden auch die Serben in den Hof gelassen, wo die Konferenz stattfand und der General richtete auch an diese Worte des Friedens, worauf er sich entfernte, indem er seinen Officieren die Aufsicht übertrug. Nachdem alle Platz genommen hatten: rechts die Türken, links die österreichischen Officiere und in der Mitte die Serben, wobei Pljakitsch in glänzender Tracht mit seiner langen Flinte hinter Kara-Gyorgye stehen blieb, klagten die Serben im Einzelnen, was die Dahis begangen hatten: die Entehrung der Frauen, die Verwüstung ihrer Besitzungen, die Ermordung der Knesen und Vorsteher und dass sie die gesammte erwachsene Bevölkerung auszurotten beabsichtigten. Auf diese Klagen und Beschwerden antworteten unter den türkischen Abgesandten zwei Beamte, dass das Geschehene ohnehin nicht mehr gut gemacht werden könne; des-

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 86.

halb sei es das Klügste, wenn man beiderseits auf die Vergangenheit einen Schleier werfe und sie versicherten die Gegenpartei, dass die Agas keinerlei Unwürdigkeiten mehr begehen werden. Der heftige Katitsch konnte die Antwort der Türken nicht unerwidert lassen. „Ihr seid des Sultans Leute und wir sind nicht gegen Euch und nicht gegen den Sultan aufgestanden, sondern gegen die Dahis, denen gegenüber bald die Waffen entscheiden werden." Die österreichischen Officiere hatten zu verhindern, dass der Wortwechsel nicht in ein Handgemenge ausartete; sie forderten darum beide Theile auf, sie mögen ihre gegenseitigen Wünsche vortragen. Die Serben lasen hierauf die obenerwähnten neun Punkte vor. Darüber entspann sich eine langwierige Diskussion. Die Türken versprachen, dass sie jene Bedingungen, welche sie selbst schon in Palanka beantragt, erfüllen, dass die Dahis fernerhin keinerlei Bedrückungen und Grausamkeiten begehen werden, ja sie seien geneigt, dahin zu wirken, damit die versprochenen Konzessionen auch durch einen Ferman des Sultans die Bestätigung erhalten. Die Serben erwiderten hierauf, die Türken befänden sich sammt dem Pascha in der Gewalt der Dahis, könnten also in deren Namen in keine Unterhandlung treten, wenn diese nicht vorher Garantie leisten. Als solche Garantien forderten die Serben die Entfernung der Dahis und die Aussteckung einer neutralen Demarkationslinie um Belgrad, welche keine Partei überschreiten dürfe bis der Ferman des Sultans eintrifft. Der General, welcher inzwischen wieder erschienen war, unterstützte diese Forderungen; aber die Türken wollten sie nicht annehmen. Die Serben zogen die Unterhandlungen absichtlich in die Länge, ihre Blicke stets nach Topdschider gerichtet. Endlich sah man jenseits der Hügel Rauch aufsteigen. Die Serben wussten, dass dort die leeren Hütten brennen; Katitsch sprang jedoch zornerfüllt von seinem Sitze auf und schrie, die Türken zünden jetzt ihre Häuser an und schleppen die armen Rajah in die Sklaverei. Hierauf wurde die Diskussion beiderseits in erbittertem Tone fortgesetzt und die Serben drohten endlich mit der Belagerung von Belgrad; weshalb der

General, nachdem alle Aussöhnungs-Versuche mislangen, es für zweckmäßiger hielt, die Konferenz aufzuheben. Die Türken erhoben sich rasch und giengen fort. Der erregte Janko Katitsch aber rief, eines homerischen Helden würdig, den Wegeilenden nach: „Höret Ihr Türken! Möget Ihr Getreue der Dahis oder des Sultans sein, gehet hin und verkündet Kütschük-Ali dem Hurensohne: Janko Katitsch aus Rogatscha lässt Dir sagen, wenn du ein Mann bist, so komme morgen früh am Tage auf den Hügel Deba oder nach dem Wratschar, zu Pferde so wie ich; mit einer Pistole wie ich; mit einem Spieße so wie ich; mit einem Schwerte so wie ich; — ganz nach seinem Gefallen, damit wir beide dort mit einander kämpfen und das arme Volk im Frieden bleibe." Endlich stand auch Kara-Gyorgye auf und schied mit der Erklärung vom General, dass unter solchen Umständen von einer Aussöhnung keine Rede sein könne und der Krieg von Neuem beginnen müße. Die Serben kehrten darum wieder nach Ostruschnitza zurück.*)

Nachdem die Aussöhnungsversuche gescheitert waren, mußten die serbischen Anführer an eine energischere Fortsetzung des Krieges denken. Die größte Noth litten sie nach wie vor an Kriegsmunition. Kara-Gyorgye rief deshalb drei der bekannteren Kaufleute nach Ostruschnitza und forderte sie auf, ein Konsortium zu bilden und für das serbische Herr alle nothwendigen Kriegsvorräthe einzuschaffen, wobei er ihnen versprach, dass er Alles mit barem Gelde bezahlen und ihnen einen bedeutenden Gewinn zukommen lassen werde. Die Kaufleute nahmen das Anerbieten an, ja sie erboten sich auch, selbst aus der Peterwardeiner Festung unter der Hand Kriegsmunition zu erwerben und insgeheim nach Ostruschnitza zu liefern, nur baten sie Kara-Gyorgye, dass auch die Anführer der an der Donau und Save befindlichen

*) Renadowitsch, l. c. p. 85—87. — In der Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellsch. sub. Nr. 371., befindet sich über den Verlauf der Konferenz ein von den anwesenden östecr. Officieren aufgenommenes Protokoll in deutscher Sprache. Daraus ist ersichtlich, dass die Konferenz am 10. Mai 1804 abgehalten wurde.

Aufständischen mit den Kaufleuten in Verbindung treten und von ihnen Schießpulver und andere Munition, gegen später durch Kara-Gyorgye auszulösende Quittungen, übernehmen können. Denn es sei leichter aus Oesterreich an verschiedenen Punkten die verlangten Vorräthe in kleinerer Menge einzuschmuggeln, als an einer Stelle in großer Masse. Kara-Gyorgye willigte gerne ein, damit er nur die Möglichkeit zur Fortsetzung des Krieges sichere.*)

Die Skupschtina von Ostruschnitza hatte noch eine wichtige Angelegenheit zu erledigen, bevor die versammelten Anführer in ihre Kreise zurückkehrten, um neue Scharen zu sammeln. Die Türken waren aus einem großen Theile der Provinz vertrieben und hatten sich, wie wir gesehen, in die Festungen zurückgezogen. Mit der Entfernung der mahommedanischen Bevölkerung hörte auch die Gerichtsbarkeit der Kadis und Mussefims und überhaupt die gesammte türkische Rechtspflege auf. Die Knesen und Kmeten, welche das Volk schon vordem als seine natürlichen Richter betrachtete und die jetzt auch faktisch an die Stelle der verjagten türkischen Beamten hätten treten können, führten größtentheils die Insurgentenscharen an; das Volk entbehrte also jeder Rechtspflege. Die serbischen Anführer empfanden die Unhaltbarkeit dieses Zustandes und als Kara-Gyorgye die Skupschtina nach Ostruschnitza einberief, hatte er außer den Berathungen zur Fortsetzung des Krieges hauptsächlich auch die Ernennung von Richtern für das daheim gebliebene Volk im Auge. Die Skupschtina nahm den Plan zustimmend an und beschloss, die Kreise mögen sofort zur Wahl der Richter schreiten. Einige Vornehmere wurden aber sogleich in Ostruschnitza als solche bezeichnet. Unter den Letzteren befand sich auch Theodos, der vermögliche Kaufmann aus Draschatz, dessen Namen wir schon mehrmals erwähnt haben. Man wollte ihn für die Kragujewatzer Nahie zum Richter ernennen. Theodos war jedoch damit nicht zufrieden. Er betrachtete schon seit längerer Zeit

*) Gyuritsch, Serb. Geschichte etc. p. 150.

Kara-Gyorgyes wachsende Macht mit neidischen Blicken, entweder weil er für sich selbst die Führerschaft wünschte oder weil es ihn nach jenen großen Summen gelüstete, welche die Dahis Kara-Gyorgye versprachen, sobald er die Waffen niederlege. Wie es scheint, hatte Theodos schon bei Jagodina mit Kütschük-Ali unterhandelt und ließ im Einverständnisse mit diesem die Krdschalen des Guschanz entkommen. Jetzt in Ostruschnitza konnte er seine Rache und seinen Neid nicht länger unterdrücken und beschimpfte Kara-Gyorgye öffentlich. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig. Der Streit wurde immer heftiger, bis Theodos endlich die Flinte ergriff und auf Kara-Gyorgye losdrückte, ihn jedoch verfehlte, worauf dieser Theodos niederschoss. Der Letztere wurde von seinen Leuten nach Oraschatz gebracht, wo er nach einigen Tagen starb. Die Strafe, welche den intriguanten Theodos erreichte, war hart, doch gerecht, und die versammelten Serben murrten auch nicht dagegen, ja sie verehrten ihren strengen aber energischen Oberanführer noch mehr.*)

Nachdem die Herbeischaffung der Kriegsmunition gesichert und hinsichtlich der in den Kreisen zu errichtenden Gerichte die Verfügungen getroffen waren, kam die Skupschtina schließlich darin überein, dass sie Alle auseinandergehen und daheim die Richterwahlen beendigen, dann aber zu neuem Kampfe sich vorbereiten, neue Scharen sammeln und alle insgesammt mit ihren Haufen am 21. Mai bei Topschider neben Belgrad wieder erscheinen werden. Kara-Gyorgye und Katitsch eilten in den Belgrader und Kragujewatzer, Matthäus Nenadowitsch aber in den Waljewoer und Schabatzer Kreis, um daselbst die Beschlüsse von Ostruschnitza durchzuführen.*)

Als Matthäus Nenadowitsch nach Brankowina heimgekehrt war, theilte er seinem Oheim Jakob die Beschlüsse der Skupschtina mit, und sogleich beauftragten sie die Knesen,

*) Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 29—30.

**) Nenadowitsch, l. c. p. 88.

dass sie aus jedem Dorfe 4—5 der wohlhabendsten Einwohner auf das Feld Relja zur Berathung entsenden mögen. Bald war am bezeichneten Platze die Kreis-Skupschtina versammelt und beschloss, dass die beiden Nenadowitsch mit den bewaffneten Haufen nach Topschider gehen, während ihrer Abwesenheit aber die Knesen Grbowitsch und Keditsch die Nahie und die von den Türken besetzt gehaltenen Festungen Sokol und Uschitza überwachen sollen. Nachdem die Knesen und Kmeten bisher nur kleinere Angelegenheiten erledigen konnten, die wichtigeren aber vor den Kadi gebracht wurden, so war jetzt, da die neu zu wählenden Richter auf die gesammte Rechtspflege ihre Aufmerksamkeit erstrecken mußten, das bestandene Gewohnheitsrecht nicht mehr ausreichend, und vor der Richterwahl wurde die Schaffung eines Gesetzes zur Nothwendigkeit, nach welchem die Richter ihr Urtheil fällen konnten. Diesem Mangel half Matthäus ab. Er hatte einstens einige der Justinianischen Gesetze gelesen, erinnerte sich ferner noch der strengen Verordnungen Mosis und kannte die Vorschriften der griechisch-nichtunierten Kirche. Aus allen diesen, insbesondere aus den kirchlichen Vorschriften, vermehrt mit Zusätzen, wie er solche den Umständen angemessen erachtete, stellte er einige Paragraphe zusammen, die den Richtern bei ihren Urtheilen als Richtschnur dienen sollten. Wir heben daraus folgende Punkte hervor: 1. Wer einen Menschen tödtet, soll hingerichtet, sein Leib aber aufs Rad geflochten werden; 2. wer ein Mädchen raubt, laufe Spießruthen; 3. wer Ochsen, Pferde, Schweine oder Schafe stielt, bezahle den doppelten Preis der gestolenen Dinge und werde überdies mit Stockschlägen gezüchtigt; 4. wer das Heer ohne Erlaubnis verlässt, laufe Spießruthen; 5. der Wachposten, welcher seinen Platz verlässt, wird hingerichtet; 6. der Meineidige und falsche Zeuge ersetze den ganzen Schaden, den sein falsches Zeugnis verursacht hat, werde mit Stockschlägen bestraft und sodann für immer öffentlich als Lügner und Zeugnisunfähiger erklärt; 7. wer im Streit oder Zank die Waffen ergreift, laufe

Spießruthen u. s. w.*) Die von Matthäus Nenadowitsch abgefassten Gesetzespunkte waren streng, ja zuweilen grausam, allein sie entsprachen der Kulturstufe des Volkes und dem seit Jahrhunderten eingebürgerten Rechtsgefühle. Einige der Bestimmungen des Matthäus Nenadowitsch erinnern unläugbar lebhaft an die Strafgesetze des Zars Duschan. Matthäus las seine Punkte der Kreis-Skupschtina vor, welche sie zustimmend annahm; sodann wählten sie sofort über Anempfehlung der Hervorrageuderen zwei Richter und beauftragten sie, dass sie sich strenge an die angenommenen Punkte halten mögen; in solchen Fällen aber, wo sie kein Urtheil zu fällen im Stande wären, sollen sie sich an die nach Topschider ziehenden Anführer wenden. Später nahmen auch die übrigen Nahien die Punktationen des Matthäus Nenadowitsch an; auf diese Weise wurden mitten im Lärm des Krieges einigermaßen geordnete Zustände geschaffen.**)

Die Waljewoer und Schabatzer Insurgentenführer setzten sich am 18. Mai unter Führung der beiden Nenadowitsch, des Schiwko Dabitsch, der Knesen Peja, Ostoja Spusch, und mehrerer anderer Wojwoden in Bewegung. Luka Lazarewitsch, der Geistliche, erwartete sie an der Save mit der zweiten, vom Neusatzer Bischof geschenkten Kanone. Kara-Ghorghe hatte schon einige Tage früher die Scharen der Kragujewatzer und Rudniker Nahien nach Topschider geführt und kam jetzt den Waljewoern bis Duboko entgegen. Diese Letzteren hielten unter Gesang ihren Einzug und wurden von Kara-Ghorghe mit den Worten empfangen: „Gott grüß Euch Kameraden, Ihr serbische Falken!“***), worauf sich eine solch jubelnde Begeisterung erhob, dass die ganze Wildnis zu erbeben schien und mancher serbische Greis in Freudenthränen ausbrach. Am 20. Mai erreichte auch die Schar der Nenadowitsch Topschider.†)

*) Nenadowitsch, l. c. p. 88–89.

**) Ibidem p. 89.

***) Bei den Serben ist der Falke das Symbol der Tapferkeit und Kühnheit; auch die Volkslieder bezeichnen die Helden als „Falken“.

†) Nenadowitsch, l. c. p. 89–90.

Mittlerweile hatten die Türken aus der Belgrader Festung die Aufstellung der Haufen Kara-Gyorgyes im Thale von Topschider und auf den umliegenden Anhöhen wahrgenommen, griffen am 21. Mai die Rudniker und Kragujewatzer Insurgenten-Abtheilungen an, schlugen sie zurück und drangen auch in das Thal von Topschider ein. Gerade näherten sich von Scharkowo her die Waljewoer; auf das Gewehrfeuer und von einem Burschen Kara-Gyorgyes über die Gefahr verständigt, eilten sie mit der größten Schnelligkeit ihren Genossen zu Hilfe. Das türkische Fußvolk hatte ein Haus umringt, in welchem sich etwa 15 Serben, darunter ein Geistlicher, vertheidigten; die Reiterei aber verfolgte die Aufständischen im Thale; ohne die vorstürmenden Waljewoer hätte Kara-Gyorgyes Schar unzweifelhaft eine schwere Niederlage erlitten. Am meisten half aber die Kanone, welche die Renadowitsch mit sich führten und deren wohlgezielte Schüsse vor Allem die feindliche Reiterei in Verwirrung brachte, bald aber auch das Fußvolk zum Rückzuge zwang.*)

Nachdem die Serben den ersten Angriff glücklich abgewiesen hatten, lagerten sie sich an der Save, im Thale von Topschider, auf den Anhöhen von Wratschar und auf der Straße nach Konstantinopel ganz bis an die Donau, so dass sie Belgrad völlig einschlossen. Jede Nahia hatte ihr besonderes Lager: an der Save stand der Knes Sima mit seinen Leuten, im Topschider-Thal Kara-Gyorgye und Katitsch, weiterhin die beiden Renadowitsch mit den Waljewoern, dann Mladen Milowanowitsch, Milan Obrenowitsch und zuletzt Wassa Tscharapitsch. Die Türken machten wiederholte Ausfälle, so dass es bei Topschider und Wratschar fast täglich kleine Scharmützel gab.**)

Einige Tage nach der Einschließung Belgrads benachrichtigte Milenko Stojkowitsch Kara-Gyorgye, dass er schon seit län-

*) Renadowitsch a. a. O. p. 90—92.

**) Ebd. p. 92.

gerer Zeit bei Poscharewatz lagere und ihn um Hilfe bitte, damit er die Stadt zur Übergabe zwingen könne. Kara-Gyorgye machte sich sofort mit einem Theile des Heeres auf den Weg; mit ihm giengen Katitsch, Jakob Nenadowitsch, Sima, Tjurtschija, der Hajduk, der seit dem Vorgefallenen bei Tschokeschina sich mit den Aufständischen wieder ausgesöhnt hatte und mit seinen Burschen am Kriege theilnahm u. A. Anfangs Juni langte Kara-Gyorgye bei Poscharewatz an. Wie oben erwähnt, hatten auf die Nachricht vom Aufstand in der Schumadija auch die östlichen Theile Serbiens die Waffen ergriffen. Milenko Stojkowitsch, der Knes Momir und Peter Dobrinjaz waren in dieser Gegend die Führer der Bewegung, indem der Letztere im Süden, die beiden Anderen mehr an der Mündung der Morawa das Volk aufwiegelten. Poscharewatz war damals (wie auch heute) der wichtigste Platz diesseits der Morawa. Nachdem die Aufständischen eine Anzahl Hane niedergebrannt und die Subaschen, welche nicht geflohen waren, erschlagen hatten, rüsteten sie ihre Angriffe gegen Poscharewatz; Milenko und Momir schlossen die Stadt schon am 11. März ein (am Tage, da Waljewo und Rudnik fielen). Die wohl bewaffneten Türken hatten jedoch die Belagerung nicht besonders zu fürchten, weil die Serben-Haufen nur gering an der Zahl waren und weder eine Kanone, noch Waffen in hinreichender Menge besaßen. Die Aufständischen begnügten sich auch damit, die zur Herbeischaffung von Lebensmitteln aus der Stadt kommenden Türken zu beunruhigen. Zwei Monate verbrachte Milenko auf solche Weise vor Poscharewatz. Er sah indessen ein, dass diese langwierige Unthätigkeit auf das Volk entmuthigend einwirkte und empfand die Nothwendigkeit, in den Besitz von Poscharewatz zu gelangen, sollte die Sache des Aufstandes in dieser Gegend nicht gefährdet werden. Da er jedoch seiner eigenen Kraft nicht vertraute, so wandte er sich, wie erwähnt, an Kara-Gyorgye. Dieser Letztere brachte auch eine Kanone, damit im Nothfalle die Stadt beschossen werden könne. Dazu kam es jedoch nicht. Die ohnehin schon ausgehunger-

ten Türken, welche die erhebliche Verstärkung der Serben sahen, ergaben sich am 24. Mai ohne Widerstand. Sie wurden gezwungen, ihre schönsten Pferde und Waffen abzuliefern, welche dann die serbischen Führer als gute Beute unter sich vertheilten; dasselbe geschah mit den Schafheerden, die bei dieser Gelegenheit den Serben in die Hände fielen. Die Stadt wurde von den Aufständischen besetzt, die Türken mußten dieselbe verlassen und nach Widdin übersiedeln; nur den Friedfertigsten gestattete man, sich in Gradischtje, an der Donau, sechs Stunden von Poscharewatz, niederzulassen. Nachdem Kara-Gyorgye Milenko zum Befehlshaber von Poscharewatz ernannt hatte, gieng er nach Belgrad zurück.*) Als er auf dem Rückweg an Semendria vorbeikam, traf er Anstalten zur Belagerung dieser Festung. Kaum hatten die Türken dieses bemerkt, so ließen sie sich sofort in Unterhandlungen ein und baten ihn, die Belagerung nicht vorzunehmen, indem sie versprachen, Alles das acceptieren zu wollen, worauf die Belgrader eingehen werden. Kara-Gyorgye willigte ein, nur das Eine bedang er sich aus, dass die Semendrianer die Entscheidung des Schicksals von Belgrad ruhig abwarten und sich bis dahin außerhalb der Stadt und Festung nicht zeigen sollen; übrigens ließ er zur Verhinderung dessen auch ein Beobachtungskorps vor Semendria zurück.**)

Während Kara-Gyorgye bei Poscharewatz verweilte, kommandierte der Geistliche Matthäus Nenadowitsch das Belagerungsheer von Belgrad. Durch die Entfernung des Hauptanführers der Aufständischen ermuthigt, griffen die Türken das serbische Lager mehrmals an. Allein der unermüdliche und energische Matthäus schlug sie ebenso oft zurück; ja, als er einmal die

*) Medowitsch, der Poscharewatzer Kreis etc. (in serb. Spr) p. 205—207. — Notizen des Semliner Erzpriesters Peitsch in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellsch. Nr. 375. — Nenadowitsch l. c. p. 92—93.

**) Nenadowitsch, a. a. O. p. 93—94. — Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 186.

Fliehenden verfolgte, drang er auch in die Vorstadt an der Save ein und steckte hier etwa 50—60 Häuser in Brand.*)

Das Glück schien somit überall den Waffen der Aufständischen zu lächeln. Es fehlte jedoch nur wenig und die ganze Bewegung hätte in Folge eines auf einem Misverständnis beruhenden innern Zwiespaltes schon damals gänzlich Schiffbruch gelitten. Mit Jakob Nenadowitsch war auch ein gewisser Schiwan Dabitsch vor Belgrad ins Lager gekommen. Derselbe war auch ein treuer Gefährte des Alexa Nenadowitsch, des von den Dahis hingerichteten Oberknesen. Allein noch früher, zur Zeit des österreichisch-türkischen Krieges, da Kara-Gyorgye als Harambascha mit seinen Hajduken das ganze Land durchstreifte, war auch Dabitsch bei jenem Zusammenstoße zugegen, wobei die von Alexa geführten Bauern die Hajduken des Kara-Gyorgye aus der Waljewoer Nahie vertrieben und Kara-Gyorgye selbst, wie wir wissen, an der Hand schwer verwundet wurde. Schiwan bildete sich ein, dass Kara-Gyorgye deshalb auch jetzt noch wider ihn auf Rache sinne und verbarg sich darum fortwährend vor demselben. Theils wegen Mangel an Schießpulver, theils zur Vermeidung der unter den Serben so leicht entstehenden Streitigkeiten, hatte Kara-Gyorgye unter strenger Strafe das Schießen im Lager verboten, natürlich ausgenommen dem Feinde gegenüber. Gleich nach dem Poscharewatzer Kriegszug geschah es eines Tages, dass ein Rottenführer Mitar im Lager der Waljewoer seine Flinte abfeuerte oder dass diese sich von selbst entlud. Als Kara-Gyorgye den Schuss vernahm, schickte er sofort seine Leute zur Vorführung des Thäters ab. Als Schiwan diese erblickte, erschrak er und fürchtete, ihn werde, weil er einst auf Kara-Gyorgye geschossen, eine noch härtere Strafe treffen. Die Gefangennehmung des jungen Mitar hielt er nur für einen Versuch Kara-Gyorgyes, sich zu überzeugen, ob er auf den unbedingten Gehorsam der Waljewoer rechnen könne. Darum wiegelte Schiwan das ganze Lager auf,

*) Nenadowitsch l. c. p. 92.

dass man die Bestrafung eines Kameraden nicht gestatten möge, und da von den Vornehmeren gerade keiner anwesend war, so stellte er die ganze Waljewoer Schar in Schlachtordnung auf und richtete die Kanonen (es war nämlich auch die zweite aus Neusatz angekommen) gegen die Schumadier. Matthäus Nenadowitsch, der unter einem Baume schlief, erwachte auf den Lärm und den Trommelschlag, und nachdem er erfahren, dass diese Vorbereitungen nicht gegen die Türken, wie er anfangs geglaubt, sondern gegen die eigenen Kampfgenossen unternommen werden, versprach er dem aufgeregten Volke, er werde Mitar mit sich bringen, und eilte hierauf zu Kara-Gyorgye. Diesem erzählte er die Gefahr, welche nicht nur ihn, sondern die ganze nationale Sache bedrohe, wenn in ihren Reihen der Zwiespalt ausbrechen würde und bewog ihn zur Nachgiebigkeit. Kara-Gyorgye nahm den guten Rath an und entließ Mitar auf freien Fuß; dieser behauptete übrigens aufs Entschiedenste, dass seine Flinte sich von selbst entladen hätte. Matthäus kehrte sodann mit dem Befreiten ins eigene Lager zurück und erklärte hier weitläufig, dass sie allein durch Zusammenhalt und brüderliche Eintracht das Ziel erreichen können, um dessentwillen sie die Waffen ergriffen haben, nämlich die Befreiung von türkischer Tyrannei. Auch Kara-Gyorgye säumte nicht, sowohl dem Schiwan wie den Übrigen die Versicherung zu geben, dass er seinerseits alle frühere Beleidigung und Verletzung vergessen habe und einzig für das Wohl des Volkes kämpfe, allein gerade deshalb keinerlei Streit oder Privatrache dulde. Auf diese Weise wurde die Eintracht wieder hergestellt, und den Schiwan gewann Kara-Gyorgye später sehr lieb; wenn jedoch bei dieser Gelegenheit Matthäus Nenadowitsch nicht so energisch eingreift, so hätte die Sache des Aufstandes ein harter Schlag treffen können, weit verhängnisvoller in seinen Folgen, als manche türkische Siege.*)

Nach seiner Rückkehr bezog Kara-Gyorgye wieder sein

*) Nenadowitsch a. a. O. p. 206–210.

früheres Lager bei Topdschider. Die Belgrader Festung konnten die Serben nicht erstürmen, allein sie hofften, dieselbe durch enge Einschließung früher oder später zur Übergabe zu zwingen, wobei dann auch die Dahis lebend in ihre Hand gelangen werden. Einzelne kleinere Abtheilungen ausgenommen, welche, wie wir gesehen, an der Drina und entlang der Save, dann bei Poscharewatz und Semendria, sowie gegen die südlich gelegenen Festungen die Gränzen des befreiten Gebietes bewachten, war fast die gesammte verfügbare Streitmacht der Serben um Belgrad vereinigt. Zehn Nahien hatten sich damals bereits dem Aufstande angeschlossen, nämlich: von Belgrad, Schabatz, Waljewo, Rudnik, Kragujewatz, Jagodina, Tschatschak, Semendria, Tjuprija und Poscharewatz. Jede Nahie hatte bereits ihren Anführer oder Wojwoda. Wir kennen schon mehrere derselben; da aber fast alle in der Geschichte der Revolution eine wichtige Rolle spielten, so wird es vielleicht nicht uninteressant sein, wenn wir dieselben hier auch namentlich aufführen. Mit Übergehung des Oberanführers Kara-Gyorgye können wir folgende erwähnen: Janko Katitsch aus der Belgrader, die beiden Nenadowitsch aus der Waljewoer, Wassa Tscharapitsch aus der Tschatschaker, Milan Obrenowitsch aus der Rudniker, Milenko Stojkowitsch und Peter Dobrinjaz aus der Poscharewatzer, Djuscha Wulitschewitsch und Obrad aus der Semendriner, Stefan Jakowljewitsch aus der Jagodinaer und Luka Lazarewitsch und Ostoja Spusch aus der Schabatzer Nahie; die beiden Harambascha Stanoje Glawasch und Georg Tjurtschija führten keine Nahie an, sondern kämpften mit ihren Hajduken, jener in Gesellschaft Kara-Gyorgyes, dieser einst mit Jakob Nenadowitsch, zuweilen aber auch ganz unabhängig, ja sogar auch der erhaltenen Ordre zuwider in kleinen Scharmützeln gegen die Türken.*)

Das serbische Heer, welches aus den oberwähnten zehn

*) Karadschidsch, Danitza 1828, p. 213—214.

Nahien unter der Leitung der genannten Führer um Belgrad versammelt war, betrug mehr als 10,000 Mann. Überdies wachten an den Gränzen überall starke Haufen.*) Kara-Gyorgye wurde allgemein als oberster Anführer anerkannt, wiewohl damals diesbezüglich weder ein gemeinsamer Beschluss noch eine Urkunde vorhanden war. Und er verstand es auch, die im Laufe der Ereignisse erworbene Autorität aufrecht zu erhalten. Seiner Energie, seiner Thatkraft und Strenge war es zu danken, dass unter den an Ordnung nicht gewohnten, ungeübten Aufständischen bald die heilsamste Disciplin heimisch wurde. Jede Nahie bildete ein besonderes Korps, welches dann in Buljuken oder Kompagnien eingetheilt wurde, denen Buljukbaschen verstanden. In Beginn des Aufstandes wurden nur die vermöglichsten Grundbesitzer, Knesen und Kaufleute zu Anführern bestellt, die im Stande waren, nicht bloß sich selbst, sondern auch noch 10—15 Mann auf eigene Kosten zu erhalten. Diese waren dann ihrerseits wieder bestrebt, nur solche Leute zu nehmen, von denen jeder Einzelne für sich selber sorgen konnte. Später, mit der Zunahme der Insurgentenscharen, als man eines jeden waffenfähigen Mannes bedurfte und auch die Ärmeren und zwar diese in größter Anzahl, zu Kriegsdiensten verhalten wurden, mußte ein anderes Verproviantierungssystem eingeführt werden. Bar-Geld gab es damals kaum im Lande und das vorhandene gehörte Einzelnen; denn eine öffentliche Kasse war noch nicht errichtet. Man mußte also das Heer mit Naturalabgaben verproviantieren. Damit aber die Kämpfenden an Lebensmitteln niemals Mangel leiden, setzte man unter allgemeiner Zustimmung folgendes System fest. Alle Jene, die aus ihren Dörfern zum Kriege ausmarschierten, mußten in ihren Taschen auf 2—3 Tage Brot mitbringen. Der Kmet des Dorfes aber verordnete für je zwei Krieger zwei Pferde und einige kriegsuntaugliche Männer, welche dem Heere die Lebensmittel nachfahren mußten. Jeder Komordschija (so wurden diese Munitionsver-

*) Urkunde in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Nr 373.

frachter nach dem deutschen Worte „Kammer" genannt) kannte seine sieben Mann, und so konnte auch die Versehung größerer Scharen rasch und ohne Verwirrung geschehen. Sobald die Kämpfer aus irgend einem Dorfe wegzogen, giengen die Komordschijen, welche über Tag und Ort der Lebensmittelzufuhr rechtzeitig verständigt wurden, von Haus zu Haus und sammelten alles Eßbare, insbesondere: Mehl, Mais, Weizen, Zwiebeln, Salz, geräuchertes Fleisch u. s. w.; ferner auch Kleidungsstücke. Die Dorfbewohner gaben gerne, waren es doch ihre Söhne, Brüder und Gatten, für welche sie beisteuerten. Wer nichts besaß, borgte bei den Vermöglicheren und tilgte seine Schuld später durch Arbeit. Die also gesammelten Lebensmittel und Kleidungsstücke lud der Komordschija auf eines der Pferde und zog mit Anderen der Truppe nach, bei welchen die Seinigen sich befanden. Nach einer gewissen Zeit, sobald der gelieferte Mundvorrath bereits zur Neige gehen mochte, belud der im Dorfe zurückgebliebene Komordschija in ähnlicher Weise das andere Pferd und gieng zum Heere ab, indes die daselbst Weilenden behufs neuer Fouragierung in die Dörfer zurückkehrten. So wechselten die Komordschijen einander ab, indem sie fortwährend zwischen den kämpfenden Scharen und den Dorfschaften hin- und herwanderten. Die Komordschijen wurden mit dem Tode bestraft, wenn sie nicht zur Zeit eintrafen und wenn dennoch irgend einer aus unvorhergesehenen Hindernissen nicht ankam, so erhielten seine sieben Leute solange, bis das Dorf ihnen die nothwendigen Nahrungsmittel nachsandte, dieselben von den übrigen Mitkämpfern geborgt. Bei diesem streng gehandhabten, einfachen System litten die serbischen Insurgenten selbst später, nachdem ihre Zahl bedeutend zugenommen hatte, niemals Noth. Die Anführer verpflegten sich bis zu Ende auf eigene Kosten, indem sie vom Hause Alles bringen ließen, was das Lagerleben erforderte.*)

Weit größere Schwierigkeiten machte die Herbeischaffung der Kriegsmunition. Anfangs erhielten, wie wir gesehen,

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 82.

sowol Kara-Gyorgye als die Nenadowitsch von bekannten Semliner Kaufleuten einiges Pulver und Blei; aber nur um theures Geld, welches Kara-Gyorgye und die Nenadowitsch aus ihrem eigenen Vermögen bezahlten. Das Bedürfnis wuchs indessen von Tag zu Tag, so dass Einzelne es nicht mehr befriedigen konnten. Als deshalb das Heer bei Belgrad lagerte, wurden Sammlungen unter dem Volke angeordnet und die so erhaltenen Summen zur Anschaffung der Kriegsbedürfnisse verwendet. Nachdem jedoch dies Alles nicht genügend war, richteten die Serben gegen Ende Mai ein Gesuch an die Kaufleute in Semlin, in welchem sie diese als ihre Glaubensgenossen baten, ihnen 50,000 Piaster zu leihen mit dem Versprechen, dieses Geld später, wenn den Serben die Befreiung von ihren Unterdrückern gelungen sein wird, pünktlich zurückzubezahlen. Das Gesuch wurde von den Vornehmeren aus allen Nahien unterschrieben.*) Und die Semliner Kaufleute erfüllten, wenn auch vielleicht nicht vollständig, das Ansuchen ihrer Brüder in Serbien. Mit einer ähnlichen Bitte wendete sich Kara-Gyorgye an den Magistrat von Neusatz (in Ungarn), worin er ansuchte, dass entweder die Stadtbehörde selbst den Aufständischen auf drei Monate 10,000 fl. leihen oder die dortigen Kaufleute zur Ausleihung dieser Summe bewegen möge.**) Unter der Aufsicht des uns schon bekannten Schiwkowitsch waren 60 Juden in Semlin mit der Füllung von Patronen beschäftigt und Schiwkowitsch spedierte jeden 3. oder 4. Tag 7—8 Fässchen Patronen des Nachts auf das serbische Ufer. Die österreichischen Behörden hatten zwar von All dem Kunde, allein in Folge ihrer Sympathie mit den Aufständischen hinderten sie dieses Geschäft nicht.***) Auch fanden sich unter den österreichischen Serben Mehrere, welche mit Geschenken ihren jenseitigen Glaubensgenossen zu Hilfe eilten.

*) Dieses Gesuch erschien in der serbischen Zeitschrift „Golubitza“ (Belgrad, 1843 und 1844) Bd. V. p. 293—297.

**) Kara-Gyorgyes Brief in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft Nr. 380.

***) Nenadowitsch, Memoari p. 19.

Wir erwähnten schon, dass der Neusatzer Bischof den Aufständischen zwei Kanonen lieferte. Außerdem schickten die in Triest angesiedelten Serben auf einmal 2000 Gulden, Obradowitsch aber (der Begründer der serbischen Literatur, zu Csakowa im Temescher Komitate geboren) spendete die Hälfte seines gesammten beweglichen Vermögens;*) der Metropolit Stratimirowitsch überraschte die Serben mit einer Lagerkapelle, welche alle zum Gottesdienste erforderlichen Geräthe enthielt; dieselbe wurde zu Topdschider in der Mitte des Lagers unter einem Zelte aufgestellt.**) Aber von den österreichischen Serben kamen auch Mehrere über die Save, um am Kampfe persönlichen Antheil zu nehmen. Unter ihnen befanden sich mehrere Solche, die aus Serbien stammten, bei Gelegenheit des letzten Türkenkrieges in den Reihen der Freiwilligen des Mihajlowitsch gedient hatten und nach dem Friedens-Schlusse in die österreichische Armee eingetreten waren, wo sie es in den langwierigen Kämpfen gegen die französische Republik bis zum Officier brachten. Da war z. B. der Hauptmann Radits ch Petrowitsch, der seiner österreichischen Pension entsagte, um mit seinen Glaubensgenossen vereint kämpfen zu können; so die Brüder Schikitsch, ebenfalls Hauptleute, die zwei Tschardakl ija, von denen der eine Rittmeister bei der österreichischen Kavallerie war; ferner der Lieutenant Georg Simitsch. Stefan Jewtitsch, der im Lager von Topdschider Sekretärsdienste versah, und m. A.***) Sachkundige sprechen mit großer Anerkennung von den Kriegsoperationen Kara-Ghorghes, und insbesondere von seinen Schanzen, welche ganz nach der damaligen Entwickelung der Strategie erbaut waren. Dieses Resultat ist ohne Zweifel der Gewandtheit der aus Oesterreich herübergekommenen Officiere zuzuschreiben. So ist bekannt, dass die Deligrader Schanze, bei welcher die Aufständischen im J. 1805 zum ersten Male den

*) Hadschitsch, Serbischer Aufstand etc. p. 33.

**) Urkunde Nr. 375 in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft und bei Nenadowitsch, a. a. O. an mehreren Stellen.

***) Hadschitsch, l. c. p. 32.

Truppen des Sultans eine Schlacht lieferten und die auch später noch mehrmals den Schauplatz blutiger Kämpfe bildete, nach den Weisungen eines der oberwähnten Brüder Schikitsch von den Serben errichtet worden war.*) Die Sympathie der Semliner für die Aufständischen kam diesen auch in anderer Richtung zu Statten. Die Serben hatten nämlich in Semlin bezahlte Spione, welche ihnen stets rechtzeitig die Nachricht mittheilten, sobald die Dahis einen Ausfall aus der Festung beabsichtigten. Dies zu wissen kostete keine Mühe, denn die Dahis konnten sich in Folge der Cernierung Belgrads nur aus Semlin ihre Lebensmitteln verschaffen und waren deshalb genöthigt, die Semliner Kaufleute täglich in die Festung einzulassen. Sobald diese erfuhren, dass die Türken einen Angriff auf das serbische Lager vorbereiten, so wurden am österreichischen Ufer hochauflodernde Feuer angezündet, welche den Serben am andern Ufer als Mahnung dienten, dass sie des andern Tages angegriffen werden. Auf solche Weise gelang es den Serben jedesmal, die Ausfälle der Dahis und ihrer Krdschalen zurückzuschlagen.**)

Ohne Dazwischenkunft irgend eines merkwürdigeren Ereignisses dauerte die Einschließung Belgrads den ganzen Juni und einen Theil des Juli hindurch. Dann aber tauchte ein Umstand von großer Wichtigkeit auf, welcher auf die weitere Entwickelung der Bewegung einen wesentlichen Einfluss ausübte; dieses Umstandes müßen wir hier eingehender gedenken.

4.

Nach der Konferenz zwischen Kara-Gyorgye und den Bevollmächtigten der Dahis, welche unter Vermittelung des österreichischen Generals in Semlin abgehalten wurde, gelangten die daselbst verlesenen neun Punkte der Serben, welche die Bedingungen

*) Stojanowitsch, Daten zur Geschichte der Zeit Kara-Gyorgyes (in serbischer Sprache) in dem „Jahrb. d. Belgrader gel. Gesellschaft". Bd. III. p. 154—155.

**) Nenadowitsch, l. c. p. 94.

der Aussöhnung enthielten, über Oesterreich auch nach Konstantinopel.*) Jene Spahis, welche die Dahis im Anfang ihrer Herrschaft von ihren Besitzungen verjagt hatten, suchten bekanntlich theils in Altserbien und Bosnien bei ihren dortigen Genossen, theils aber in Konstantinopel Zuflucht. Diese Letzteren hörten nicht auf, die Pforte gegen die usurpatorischen Janitscharen aufzureizen, indem sie dieselben als Empörer hinstellten, die christliche Rajah aber als des Sultans getreue Unterthanen schilderten, die neben ihrem eigenen Leben zugleich die Rechte der Pforte vertheidigten. Es lag ebenso im Interesse der Spahis wie der Serben, dass die Tyrannei der Dahis je früher ihr Ende erreiche; denn nur so konnten sie die Wiederherstellung der früheren Zustände hoffen, bei welchen sie die Herren von Grund und Boden gewesen und aus dem Schweiße der Rajah sie den Nutzen zogen. Unzweifelhaft waren die Spahis aufrichtig, als sie die Rajah noch immer als getreue Unterthanen des Sultans hinstellten; wie hätten sie ahnen können, dass die Christen sich auch von ihrer (d. i. der Spahis) Oberhoheit emanzipieren wollten, konnte doch ihre Behandlungsweise gegenüber der Tyrannei der Janitscharen in der That als eine milde bezeichnet werden! Übrigens dachten die Serben selbst, wie wir schon öfters hervorgehoben haben, damals auf nichts Anderes, als auf die Ausrottung der verhassten Dahis und ihrer Söldlinge. Dass sie jedoch bereits anspruchsvoller auftraten, ist nicht so sehr einer absichtlichen Planmäßigkeit, als vielmehr dem Selbstgefühl der Kraft und des Erfolges zuzuschreiben. Und die Spahis bezweifelten so wenig, dass ihre eigene Angelegenheit identisch sei mit der Sache der Christen, dass sie vielmehr auf alle Weise die Aufständischen unterstützten. Wir haben erwähnt, dass der Beg von Srebernitza über Aufforderung des Jakob Nenadowitsch sich beeilte, Schießvorrath in das Lager der Serben zu senden. Mehrere andere Türken handelten desgleichen, indem sie den Aufständischen theils als Geschenk, theils für Geld Pulver

*) Nenadowitsch a. a. O. p. 95.

und Blei lieferten; ja Manche der Mahommedaner kämpften, namentlich im Anfange des Aufstandes, in den Reihen der Insurgenten, da sie sahen, wie diese überall mit den friedlichen Türken auf die schonendste Weise verfuhren. Den Serben waren diese Bundesgenossen nicht besonders willkommen; denn dieselben waren gewohnt, stets und überall den Herrn zu spielen, und darum suchten sie auch, derselben auf gute Art los zu werden, um so mehr, weil sie denselben im Kampfe gegen deren eigene Glaubensgenossen doch kein rechtes Vertrauen schenkten. Später, als die Serben in ihrer steigenden Erbitterung weder die Dschamien noch die Häuser der friedlichen Türken verschonten, verließen diese Letzteren auch gänzlich die Sache der Aufständischen. Zur Zeit der Einschließung Belgrads aber war beiderseits noch jene Auffassung verbreitet, dass die Rajah im Interesse ihres Herrn, des Sultans, gegen die empörerischen Janitscharen kämpfe.*)

Den in Konstantinopel verweilenden Spahis und ihren Gefährten scheint es gelungen zu sein, die von den Serben abgefassten neun Punkte zur Kenntnis der Pforte zu bringen. Zugleich erhielt die Regierung in Stambul aus den Berichten ihres Belgrader Wesirs, der mindestens nominell die Rolle eines Statthalters des Sultans in Serbien spielte, Nachricht von den Erfolgen des Aufstandes. Endlich versäumte auch die österreichische Regierung nicht, durch ihren Gesandten in Konstantinopel die türkischen Staatsmänner auf jene Gefahr aufmerksam zu machen, welche bei weiterer Ausdehnung des Streites zwischen den Dahis und den Christen das ganze Reich bedrohen könnte.**) Wenngleich unter diesen verschiedenen Berichten manche das Mistrauen der Pforte erwecken mochten, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, so ist es nichtsdestoweniger Thatsache, dass man in Konstantinopel an der Unbotmäßigkeit der Dahis zur Genüge

*) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 186—189.

**) Vgl. den Brief des Erzb. Stratimirowitsch an den serbischen Klerus und das Volk vom 30. Mai 1804 in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Nr. 372,

hatte und bereit war, dieselben aufzuopfern, obwohl man den von der Rajah errungenen außerordentlichen Erfolg nicht ohne einiges Bedenken betrachtete. Unter solchen Einflussen entstand in türkischen Regierungskreisen die Idee, einen Pascha nach Serbien zu schicken, der im Namen des Sultans den Frieden zwischen den Christen und den Dahis wieder herstelle, im Nothfalle selbst mit völliger Aufopferung dieser Letzteren.*) Man hoffte unter Einem in Konstantinopel, bei dieser Gelegenheit die weitere Verbreitung des Aufstandes durch Konzessionen an die Rajah verhindern zu können. Unverweilt wurde zur Ausführung dieses Planes geschritten. Bekirpascha, der Wesir von Bosnien, der vor Jahren nach Beendigung des österreichisch-türkischen Krieges mit der Übernahme des Belgrader Paschaliks betraut gewesen, erhielt den Befehl, ein Heer zu sammeln und sofort nach Serbien zu marschieren, um daselbst die Ordnung wieder herzustellen.

Bevor Bekir die Drina überschritt, sandte er einen Vertrauensmann ins serbische Lager bei Belgrad, um die Aufführer von seiner Ankunft und dem Zwecke seiner Sendung zu verständigen; zugleich gieng derselbe aber auch zu den Dahis behufs Unterhandlung, ob diese etwa geneigt seien, vor Ankunft des Paschas Frieden zu machen; unter Einem forderte er beide Theile zum Auflassen der Feindseligkeiten auf.**) Die Dahis würdigten jedoch den Abgesandten Bekirs gar keiner Antwort, weil sie vertrauten, dass der Pascha, der Bevollmächtigte des Sultans, nicht gegen sie als rechtgläubige Mahommedaner zu Gunsten der christlichen Rajah mit Strenge einschreiten werde, sondern sie griffen statt dessen das serbische Lager an in der Hoffnung, die Aufständischen seien durch die Nachricht von der Annäherung des türkischen Heeres bereits so sehr erschreckt, dass sie leicht besiegt werden können. Die Serben schlugen jedoch auch diesmal, wie öfters,

*) Ebd.

**) Nenadowitsch, a. a. O. p. 95. — Karadschitsch, l. c. p. 189. Verordnung des Bekirpaschas an die Serben in der „Golubitza". (1843 und 1844). Bd. V. p. 131—134.

die aus der Festung Ausgefallenen siegreich zurück.*) Von den Dahis hatten also die Serben für einige Zeit wieder nichts zu besorgen; dennoch sahen sie der Ankunft Bekirpaschas mit Unruhe entgegen. Der Pascha hatte, wie sein Bote anzeigte, die Aufgabe, die kämpfenden Parteien zu versöhnen. Die Serben waren jedoch schon beim Beginne des Aufstandes fest entschlossen, entweder zu sterben oder die Dahis zu vernichten. Dachten sie damals auf diese Weise, so war für sie jetzt, nach den errungenen Erfolgen, eine Aussöhnung mit ihren früheren Unterdrückern noch weit unmöglicher. Aber sie mußten auch besorgen, dass der Sultan ungeachtet seines Zornes gegen die Dahis, dieselben nicht zu bestrafen wagen und somit die Aussöhnung nichts Anderes bedeuten werde, als die Wiederkehr jener unerträglichen Zustände, zu deren Beseitigung schon so viel Blut geflossen war. Inmitten dieser Besorgnisse wendeten sich die serbischen Anführer wieder an ihren alten Freund, an den Hadschi-Beg von Srebernitza, um Aufklärung und Rath. Der Beg antwortete sofort und theilte mit, Bekirpascha habe in der That vom Sultan Befehl erhalten nach Serbien zu gehen und dort unter den kämpfenden Parteien den Frieden wieder aufzurichten. Deshalb habe er auch die bosnischen Spahis aufgefordert, sich seinem Heere anzuschließen, das insgesammt aus etwa 7600 Mann und einigen Kanonen bestehen wird.**) Sodann empfiehlt Hadschi-Beg den Serben, sie mögen

*) Geschichte der Ereignisse in Serbien von 1804—1812. im „Jahrbuche der serb. Matitza" (in serb. Sprache) 1826, II. Theil, p. 36. — Diese Abhandlung wurde aus der „Oesterr. militär. Zeitschrift", Jahrg. 1821 ins Serbische übersetzt. Die Arbeit beruht ohne Zweifel auf direkten Nachrichten aus der Militärgränze, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb enthält sie sehr unzuverlässige und verworrene Daten, von denen höchstens diejenigen über die Vorgänge in der unmittelbaren Nachbarschaft Semlins einigen Wert besitzen. — Vgl. ferner die Urkunde Nr. 279 in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellsch., wornach dieses Treffen am 27. Juni stattfand.

**) Soviel gab Hadschi-Beg an, aber Bekirs Heer zählte kaum mehr als ein Paar Tausend Mann. Vgl. die Urkunden Nr. 378 und 379 in der Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellsch.

den Paſcha gebührend empfangen, indem ſie die angeſehenſten Kneſen zu ſeiner Begrüßung entſenden und ſich friedlich verhalten, ſeinen Anordnungen nicht nur keinen Widerſtand leiſten, ſondern ſich beſtreben, denſelben in Allem pünktlich und getreu nachzukommen; denn was der Paſcha befiehlt, geſchieht im Namen des Sultans.*) Nach Empfang dieſes Schreibens ordneten die Anführer ſogleich an, daſs die Kneſen der Matſchwa an die Drina eilen und dort Bekirpaſcha empfangen ſollen; außerdem wurde Milowan Grbowitſch mit 50 Reitern nach Schabatz, Jakob Nenadowitſch, Knes Sima und Janko Katitſch mit 600 Reitern nach Paleſch geſendet zur Begrüßung des Paſchas, indem die Abgeſandten zugleich den Auftrag erhielten, nicht nur den Paſcha ehrerbietig zu empfangen, ſondern auch für die Verpflegung ſeines Heeres, wenn nöthig auch für die Fuhren zu ſorgen.**) Bekir überſchritt bei Zwornik die Drina, zog jedoch mit ſeinem Heere nur langſam vorwärts, indem er bei Schabatz***) und auch bei Paleſch Raſten hielt. Unterdeſſen ſetzte ſein Vertrauensmann, durch welchen er die Serben von ſeiner Ankunft verſtändigt hatte, die Unterhandlungen fort. Einmal kam man wieder unter Vermittelung der öſterreichiſchen Behörden in Semlin zuſammen, aber ohne Erfolg; denn die Serben wollten von einer Niederlegung der Waffen inſolange nichts hören, als die Dahis am Leben ſind; außerdem wünſchten ſie wie einſtens dieſen gegenüber, ſo jetzt von dem Bevollmächtigten Bekirpaſchas, daſs der zu Stande kommende Friede unter die Garantie der öſterreichiſchen Regierung geſtellt werde.†) Dieſe Bedingung konnte der türkiſche Abgeſandte natürlich nicht annehmen; allein er dachte wahrſcheinlich, daſs das auch kein ernſtes Verlangen der Serben ſei

*) Hadſchi-Begs Brief in der „Golubitza“ (1843—1844) Bd. V. p. 129—131. — Nenadowitſch, l. c. p. 95—96.

**) Karadſchidſch, l. c. p. 190. — Nenadowitſch l. c. p. 95.

***) Vor-Schabatz kam Bekirpaſcha am 26. Juni an. Vgl. die Urkunde Nr. 378 in der Belgr. Handſchriftenſammlung.

†) Hadſchitſch, Serb. Aufſtand etc. p. 34.

und das Haupthindernis fortwährend nur die Dahis bilden. Deshalb trat er in Verbindung mit den Söldlingen dieser Letztern, namentlich mit dem wilden Krdschalen-Häuptling Guschanz Ali, und mit dessen Hilfe setzte er die Dahis derart in Schrecken, dass diese in derselben Nacht, als Bekirpascha in dem nur zwei Stunden von Belgrad entfernten Beli-Potok angelangt war, insgeheim die Festung verließen und auf einem Kahne die Donau abwärts fuhren. Die flüchtigen Dahis ruderten unausgesetzt, bis sie bei Ada-Kaleh, der Inselfestung gegenüber von Orschowa, angelangt waren, wo sie bei dem dortigen türkischen Befehlshaber, Redschep Pascha, Zuflucht suchten.**) Die Nachricht von der Entfernung der Dahis kam bereits des andern Tages früh zur Kenntnis der serbischen Anführer, welche unter dem Einflusse dieser günstigen Botschaft jetzt auch Bekirpascha gegenüber schon anspruchsvoller aufzutreten vermeinten. Am Tage nach der Ankunft des Paschas begab sich Kara-Gyorgye mit 2000 auserlesenen Reitern und in Begleitung mehrerer Knesen nach Beli-Potok zur Begrüßung Bekirpaschas, der ohne Zweifel mit unangenehmer Ueberraschung die zahlreiche, wohlbewaffnete Gesandtschaft betrachten mochte, die, wie er sich bald überzeugte, nur einen kleinen Theil des gesammten serbischen Heeres bildete. Als die serbischen Reiter in Beli-Potok anlangten, stellten sie sich im Kreise auf, Kara-Gyorgye und die übrigen Anführer traten in das Zelt des Paschas. Bekir empfieng seine Gäste sehr freundlich und ermahnte sie, dass sie sich jetzt beruhigen mögen, indem er sie der Gnade des Sultans versicherte und versprach, künftighin werde jede Ungerechtigkeit und Bedrückung aufhören und die Rajah solch geordnete und friedliche Zustände genießen, wie nie zuvor. Die glänzenden Versprechungen Bekirpaschas waren jedoch nicht im Stande, das Mistrauen der Serben zu zerstreuen. Jetzt, nach der Flucht der Dahis aus der Festung wurden die Serben gegenüber

*) Nenadowitsch, a. a. O. p. 96. — Karadschidsch, l. c. p. 208—209. — Hadschitsch, l. c. p. 35.

der geringen Anzahl bosnischer Truppen die eigentlichen Herren der Situation, und die Aufständischen waren bereit, dem Bevollmächtigten des Sultans nur in dem Falle zu huldigen, wenn sie in Betreff der zu vereinbarenden Übereinkunft die erforderlichen Garantien erhalten konnten. Das Mistrauen gegen alles Türkische hatte bei den Serben so tiefe Wurzeln geschlagen, dass sie trotz der schönen Worte Bekirs keinerlei Lust bezeigten, ihre einzige Garantie, die Waffen, niederzulegen. Zeit gewinnen war jetzt die Hauptsache. Jeder Tag konnte neue Verstärkungen ins serbische Lager bringen, während das verhältnismäßig geringe Türkenheer, von seiner Heimat entfernt und jeder Hilfsquellen ledig, täglich schwächer wurde; darum mußten sich die Chancen der Aussöhnung durch die Verzögerung für die Serben nur günstiger gestalten. Diese erkannten auch den Vortheil ihrer Lage und sagte Kara-Gyorgye deshalb dem Bekirpascha Dank für dessen bekundete gute Absichten und gemachte Versprechungen; allein er erklärte zugleich, dass insolange, als man die vier Dahis ihnen (den Serben) nicht ausliefere, vom Frieden keine Rede sein könne; denn die Dahis hätten zwar Belgrad verlassen, allein darum können sie doch wieder in Widdin Zuflucht finden und wer bürgt dafür, ob sie das Land nicht wieder angreifen werden, wie sie solches zur Zeit Hadschi-Mustafas gethan haben? Der schlaue Pascha erkannte sofort, dass er gegenüber dem Verlangen des Führers der Insurgenten nicht zaudern dürfe. Die Dahis waren allerdings Mahommedaner und als solche opferte Bekirpascha sie vielleicht der christlichen Rajah nicht gerne auf. Aber andererseits konnte diese Rajah, welche fortwährend ihre Treue und ihren Gehorsam gegen den Sultan betonte, auf leichte Weise den Pascha mit seinem ganzen Heere vernichten. Die Bewegung, zu deren Beruhigung Bekir entsendet worden, hatte, wie er sich an Ort und Stelle überzeugte, bereits solche Dimensionen angenommen, dass man eben im Interesse des Sultans und des mahommedanischen Elements deren weitere Verbreitung um jeden Preis verhindern mußte. Der im Namen des Sultans begonnene Aufstand konnte leicht zur Revolution werden,

sobald er gerade bei jenem Pascha auf Widerstand traf, der, wie er selbst behauptete, im Interesse der Serben ins Land gekommen war, um diese von ihren Unterdrückern zu befreien und die Ordnung wiederherzustellen. Unter solchen Umständen hielt es Bekirpascha für gerathener, dem Wunsche Kara-Ghorghes nachzugeben und die übrigens ohnehin unbequemen Dahis aufzuopfern. Er forderte deshalb Kara-Ghorghe auf, ihm einen Vertrauensmann zu bezeichnen, den er nach Ada-Kaleh zu Redscheppascha schicken könnte, mit der Weisung, dass man die Dahis hinrichten möge. Kara-Ghorghe nannte den Milenko Stojkowitsch als die geeignetste Persönlichkeit für diese Sendung. Bekirpascha schrieb an Redschep einen Brief, worin er ihm auftrug, die Dahis um so gewisser zu tödten, widrigenfalls er mit seinem Kopfe dafür büßen müßte. Milenko nahm das Schreiben des Paschas zu sich und schiffte in Begleitung einiger Burschen sofort nach Adakaleh. Nachdem Redschep Pascha den Befehl des Wesirs begriffen hatte, bestellte er Milenko des Abends zu sich und führte ihn zu dem Hause, wo die Dahis wohnten und zeigte dieselben durchs Fenster dem serbischen Abgesandten, indem er es dem Letztern überließ zu thun, was ihm gut dünke. Da mittlerweile die Nacht völlig hereingebrochen war, und die Dahis auch ihre Kerzen bereits ausgelöscht hatten, warfen Milenko und seine Genossen eine große Menge brennender Linnenfetzen durchs Fenster ins Zimmer und bei deren Beleuchtung schossen sie die vier Dahis nieder. Die abgeschnittenen Köpfe derselben nahmen sie mit sich nach Belgrad.*)

Nahezu vier Jahre herrschten die Dahis unbeschränkt im Lande; der Befehl des Sultans zu ihrer Hinrichtung durch die von ihnen gepeinigten Serben war eine wohlverdiente Sühne für alle jene Grausamkeiten, welche sie an den Christen begangen und für jene empörerische Vermessenheit, die sie gegen ihren Herrn, den Sultan, bezeugt hatten. Einige Jahre früher würde das gesammte

*) Renadowitsch, l. c. p. 96—97. — Karadschidsch, Danitza 1828, p. 210—212.

serbische Volk die Nachricht von dem Tode der Dahis mit lautem Jubel begrüßt haben und wäre diese Thatsache an sich hinlänglich gewesen, um die Ruhe im Paschalik vollkommen wiederherzustellen. Jetzt aber waren die Verhältnisse total anders geworden. Der Aufstand verfügte über ein siegreiches Heer von vielen tausend Köpfen, das sich auch schon der Einnahme einiger Festungen berühmen konnte. Es ist also kein Wunder, wenn die Serben unter solchen Umständen die Befreiung von den Dahis nicht mehr als hinreichenden Grund zur Niederlegung der Waffen betrachteten und andere, weit stärkere Garantien forderten, welche im Stande wären, die Wiederkehr ähnlicher Zustände zu verhindern.

Während Milenko in Adakaleh die Dahis beseitigte (anfangs August) verließ auch Bekirpascha sein Lager bei Beli-Potok, wo er einige Tage verweilt hatte und führte sein Heer nach Belgrad. Der Weg gieng durch das serbische Lager, welches, wie wir wissen, Belgrad völlig umschlossen hielt. Die serbischen Anführer hatten das gesammte Heer in zwei Armeekorps in einer gegenseitigen Entfernung von ungefähr 12 Klaftern aufgestellt, so dass Bekirpascha mit seinen Truppen zwischen den lebenden Mauern der beiden serbischen Heeressäulen durchziehen mußte. An den beiden Enden der serbischen Reihen waren die zwei Kanonen aufgepflanzt. Sobald der Wesir mit seinem Heere in die Mitte der salutierenden serbischen Truppen gelangt war, erdröhnten die Kanonen und gaben abwechselnd Salvenschüsse zu Ehren des Abgesandten des Sultans. Bekirpascha und sein Gefolge zogen stumm und bleich durch die Reihen der Serben. Der Anblick dieses gutbewaffneten, zahlreichen Rajah-Heeres und der Donner der Kanonen erfüllten die Seele der Türken mit Kummer und Besorgnis. Die aus Bosnien gekommenen Spahis mochten einander beklommen fragen: „Werden diese Aufständischen, welche uns jetzt so herzlich und so ehrerbietig empfangen, nicht später die Waffen gegen uns wenden, sobald wir nicht alle ihre Wünsche erfüllen und werden wir alsdann im Stande sein, einer solchen Masse Widerstand zu leisten?“ Und mit was für Blicken mochte Bekir-

paſcha ſelbſt dieſe langhin gedehnten Kriegerreihen betrachten, mit denen er ſich nicht meſſen konnte! Unter dem beunruhigenden Eindruck ſolcher peinlicher Empfindungen hielt Bekirpaſcha mit dem Türkenheer ſeinen Einzug in die untere Feſtung;*) die eigentliche, obere Feſtung hatte, wie wir ſogleich ſehen werden, ſeit der Entfernung der Dahi's bereits einen andern Herrn gefunden, der nicht geneigt war, dem Weſir weitern Gehorſam zu leiſten.

Am Tage nach dem Einzuge Bekirs erſchienen ſchon früh morgens die Knefen Jakob Nenadowitſch, Katitſch, Sima und Grbowitſch mit mehreren anderen Genoſſen bei dem Weſir und übergaben demſelben die neun Punkte oder Bedingungen, welche ſie bei Gelegenheit der in Semlin abgehaltenen Berathung dem öſterreichiſchen General vorgelegt hatten, und die ſpäter auch nach Konſtantinopel geſchickt worden waren. Nachdem die Serben die bekannten neun Punkte vorgeleſen und erklärt hatten, daſs ſie bei Erfüllung ihrer darin enthaltenen Wünſche bereit ſeien, aufrichtigen Frieden zu ſchließen, antwortete Bekirpaſcha: „Es iſt ſchon gut; es wird alles noch weit beſſer werden, ſeid außer Sorge, Ihr werdet Alles erhalten.“ Als die Knefen vom Paſcha ins ſerbiſche Lager zurückkehrten, fanden ſie die Anführer bei dem Altars-Zelt verſammelt, unter ihnen auch Kara-Ghorgye, um der Gewohnheit gemäß an dieſer Stelle die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Die Geſandtſchaft verſtändigte voll Freuden die Verſammlung, daſs Bekirpaſcha nicht nur die in den neun Punkten enthaltenen Anſuchen gutgeheißen, ſondern noch mehr Vergünſtigungen zugeſagt habe. Die Anführer waren mit leeren Verſprechungen nicht zufrieden und fragten die zurückgekehrten Abgeſandten, ob ſie vom Paſcha auch verlangt hätten, daſs das zwiſchen ihm und den Serben zu ſchließende Übereinkommen unter Bekräftigung und Garantie eines öſterreichiſchen Oberbeamten zuſtande komme. Die Geſandtſchaft mußte be-

*) Nenadowitſch, l. c. p. 97.

schämt eingestehen, dass sie auf diese Bedingung ganz vergessen habe. Zur Nachholung dieses Versäumnisses wurde gleich des andern Tages Matthäus Nenadowitsch zum Wesir gesandt; mit ihm gieng noch Peter Nowakowitsch. Die beiden Abgesandten suchten zuerst den Hadschibeg von Srebernitza auf und theilten diesem alten Freund der Nenadowitsch und Gönner der Serben den Zweck ihrer Sendung mit. Hadschibeg billigte in vollem Maße den Wunsch der Serben, indem er bemerkte, dass ohne Bürgschaft des österreichischen Hofes die Pacificierung ohnehin keine dauernde sein könne und bot sich selbst zum Dollmetscher beim Wesir an. Bekir empfieng die Abgesandten freundlich und als der schlaue Matthäus ihm gesagt, dass die Serben auf die Nachricht von den Zusagen und der guten Absicht des Wesirs begeistert ausgerufen hätten: „Es lebe Sultan Selim! Es lebe unser Wesir Bekirpascha!" erheiterte sich sein Antlitz und mit großer Befriedigung strich er seinen langen weißen Bart. Da Matthäus die gute Stimmung des Wesirs sah, übergieng er sofort auf den eigentlichen Zweck seiner Sendung und trug vor, die Serben wünschen, dass entweder sie oder der Wesir den österreichischen Hof ersuchen, er möge einen Bevollmächtigten nach Serbien senden, der Zeuge des zu schließenden Vertrages sein und der, im Falle die Serben oder die Türken denselben zuerst brechen würden, in Konstantinopel Bericht erstatten solle, wobei die Serben, sobald sie die Vertragsbrüchigen wären, sich gerne dem unterwerfen würden, dass das vom Sultan ausgesendete Heer das gesammte serbische Volk ausrotte; während sie andernfalls vom Sultan nur verlangen, dass dessen Truppen sie vor den Unterdrückern beschützen mögen. Hadschibeg übersetzte getreulich Matthäus Worte. Bei dem Vernehmen der kühnen Forderung der Rajah erglühte Bekirs Gesicht vor Zorn und er rief in rauhem Tone aus: „Olmas! olmas!" *) und zum dritten Male noch lauter: „Olmas!" „Unser Sultan kann eine Einmischung in die inneren

*) „Unmöglich! unmöglich"!

Angelegenheiten seines Reiches nicht dulden; er hat genug treue türkische Unterthanen, welche ihm sagen werden, wer der Schuldige sei und den Vertrag nicht gehalten habe." Auf diese energische Äußerung war jeder Gegeneinwurf vergeblich, weshalb die Gesandten ins Lager zurückkehrten. Als sie bei der vor dem Zelte tagenden Versammlung anlangten, fragte Kara-Gyorgye den Matthäus Nenadowitsch: „Nun, was bringst du Gutes?" — „Drei ‚Olmas' bringe ich", antwortete dieser, „der Pascha will keinen Zeugen." Nachdem Kara-Gyorgye den Verlauf der ganzen Audienz erfahren, sagte er: „Ihr habt Euch getäuscht, wenn Ihr glaubtet, dass wir uns auf solche Weise aussöhnen können; vom Frieden kann keine Rede sein und der eigentliche Krieg nimmt erst jetzt seinen Anfang." *)

Diese Worte scheinen zu bezeugen, dass in der Seele Kara-Gyorgyes schon damals der Gedanke einer allgemeinen, wirklichen Revolution aufgestiegen war. Nichtsdestoweniger bemühten sich die Serben noch lange Zeit behutsam alles zu meiden, was sie mit dem Sultan selbst oder mit seinen Stellvertretern hätte in Konflikt bringen können. Obgleich also sowohl Bekirpascha wie die Serben einander mit leichtbegreiflichem Mistrauen betrachteten, so wurde doch das scheinbarliche gute Verhältnis zwischen ihnen trotz der entschieden abweisenden Antwort des Wesirs nicht aufgelöst; ja die Serben trugen nach wie vor mit größter Bereitwilligkeit Sorge für die Herbeischaffung der Bedürfnisse Bekirs. Aus der Vernichtung der Dahis und der Ankunft des Wesirs zogen die Aufständischen jedenfalls mindestens den Vortheil, dass die thatsächlichen Feindseligkeiten, wenigstens vorläufig im ganzen Paschalik aufhörten und es so möglich ward, einen Theil des serbischen Heeres nach Hause zu entlassen.**)

*) Nenadowitsch, l. c. p. 97—99. Wie in unseren Tagen so bildete auch am Anfang unseres Jahrhunderts bei den Verhandlungen zwischen der insurgierten Rajah und der Pforte die Garantie-Frage die Hauptschwierigkeit. Und diese Frage hat während der letzten 70 Jahre keinen Schritt vorwärts gemacht.

**) Nenadowitsch, Memoari p. 99.

Unter den Heimkehrenden befand sich auch Matthäus Nenadowitsch, der die Seinigen in Brankowina besuchte, insbesondere aber Vorbereitungen treffen wollte zu einer langen Reise, von welcher weiter unten umständlicher die Rede sein wird. Kaum war er jedoch in Brankowina angelangt, als er vernahm, dass eine Türkenschar über die Drina gekommen und im raschen Marsche gegen Norden auch in die Schabatzer Festung eingedrungen sei. Er sammelte zwar aus seiner nächsten Umgebung ein kleines serbisches Korps, das jedoch nicht im Stande war, das Vordringen der Türken zu verhindern. Dieses Ereignis stand mit einem anderen Umstande, dessen wir hier ausführlicher gedenken müßen, in enger Verbindung. Tjurtschija, der tapfere aber eigensinnige Hajduk, der wie wir wissen bei Tschokeschina im Augenblicke der Gefahr Jakob Nenadowitsch so schmählich verlassen hatte, söhnte sich später mit diesem Letztern wieder aus und folgte ihm nach Belgrad, erschien auch mit Kara-Ghorghe bei der Übergabe von Poscharewatz. Nach der Rückkehr ins Belgrader Lager gerieth er aber wiederum mit dem Oberanführer und mit Jakob Nenadowitsch in Streit, entweder weil er durch den erhaltenen Antheil von der Beute bei Poscharewatz nicht befriedigt war, oder weil die von Kara-Ghorghe eingeführte strenge Disciplin nicht nach seinem Geschmacke war; er sammelte seine Hajduken um sich und verließ das Lager. Indem er seinen Weg nach den Waljewoer und Schabatzer Nahien zu nahm, setzte er dort überall die von Jakob Nenadowitsch ernannten Vorsteher und Beamten ab und bestellte statt ihrer Andere; insbesondere beeilte er sich, den Überfahrts-Zoll an der Save bei Mitrowitz in seine Gewalt zu bekommen, indem er seinen jüngern Bruder mit der Einhebung des Zolles betraute, die eingeflossenen Gelder aber sich aneignete. Mit Einem Worte: er wirtschaftete in der ganzen Gegend, als ob er der unbeschränkte Gebieter des Kreises wäre. Kara-Ghorghe ermahnte ihn einige Mal, er solle dieses Treiben auflassen und nach dem Wratschar zurückkehren. Aber Tjurtschija gab ebenso oft zur Antwort, dass es die Gränze gegen die Türken

bewache, den Zoll aber deshalb erhebe, damit er Schießpulver kaufen könne. Von den Türken war jedoch damals nichts zu besorgen; denn gerade als Tjurtschija in Schabatz seine Fahne aufpflanzte, zog Bekir-Pascha aus Bosnien durch diese Stadt nach Belgrad und die Türken, welche die stolz flackernde Fahne des Hajduken gewiss nur ungern erblickten, ließen Tjurtschija und seine Gefährten nichtsdestoweniger unbehelligt. Der übermüthige Harambascha, der sich bereits für einen mächtigen Anführer hielt, wollte auch in kriegerischen Thaten hinter den übrigen Führern des Aufstandes nicht zurückbleiben. Er sammelte ein Heer aus den herumstreifenden Hajduken und aus Landleuten und griff die Kreise Jadar und Radjewina an, wo er das Volk zur Empörung aufstachelte. Diese beiden Kreise gehörten, obgleich sie diesseits der Drina lagen, zum Gebiet des bosnischer Paschaliks und darum hüteten sich sowohl die Nenadowitsch wie später Kara-Ghorghe die Bewohner derselben in den Aufstand hineinzuziehen; denn bekanntlich verkündigten sie bis jetzt als den wahren und einzigen Zweck der Bewegung die Befreiung von den Janitscharen des Belgrader Paschaliks und waren darum, wie wir in mehreren Fällen erwähnten, geneigt, die aus Bosnien hereingebrochenen Türken unangefochten nach Hause ziehen zu lassen. In Bezug auf den serbischen Aufstand wäre es ein großer Fehler gewesen, gleich im Beginn die Bewegung auch in das benachbarte Paschalik zu verpflanzen; ein doppelter Fehler war dies aber in diesem Augenblicke, wo der bosnische Wesir, Bekirpascha, mit friedlichen Absichten nach Belgrad kam. Tjurtschija hatte zum großen Ärger der serbischen Anführer diesen Fehler begangen, ohne jedoch im Stande zu sein, mit seinen undisciplinierten und bald auseinanderlaufenden Scharen außer der Verwüstung einiger türkischer Häuser und Besitzungen und außer der Ermordung einiger Mahommedaner irgend einen andern Erfolg aufweisen zu können. Als die Türken am jenseitigen Ufer die von den Hajduken verursachten Verwüstungen sahen, setzten sie unter Anführung des Widaitsch und des Mußaga (desselben, der im Frühjahre die

Festung Schabatz übergeben hatte und nach Belgrad geleitet worden, von dort aber nach Bosnien zurückgekehrt war) mit einer zahlreichen Schar über die Drina, um die Verwüster zu züchtigen. Auf die Nachricht von der Annäherung der Türken zerstreute sich der größte Theil der Leute Tjurtschija's, indem sie Schutz in den Bergen suchten, so dass kaum 200 bei dem Harambascha verblieben. Es wäre Thorheit gewesen, diese geringe Schar den Türken entgegenzuführen; darum zog sich Tjurtschija auf eine Anhöhe zurück. Nachdem Mußaga auf solche Weise keinen Widerstand antraf, nahm er seinen Weg gegen Schabatz. Diese Ereignisse erfuhr Matthäus bei seiner Ankunft in Brankowina.

Auf die erhaltene Kunde schickte er sofort seinem Oheim auf dem Wratschar die Botschaft, dass er mit Hilfstruppen nach Schabatz eilen solle; er selbst sammelte in der Eile vier Kompagnien und setzte sich gegen die okkupierte Festung in Bewegung. Allein schon unterwegs vernahm er, dass die Türken nur zwei Stunden in Schabatz verweilt hätten; Mußaga hob nämlich seine vergrabenen Schätze aus und entfernte sich wieder nach Bosnien. Während ihrer zweistündigen Anwesenheit wurden indessen noch 70 Serben enthauptet. Alles dies geschah in der zweiten Hälfte des August.*)

Matthäus zog von dem abermals befreiten Schabatz an die Drina, um etwaige neue Einfälle zu verhindern. Hier fand ihn sein Oheim Jakob und der Knes Sima, die auf seinen Ruf Belgrad sofort verlassen hatten und mit einer Abtheilung Bewaffneter ihm zu Hilfe eilten. Nachdem die Gefahr abgewendet worden, schickte Jakob Nenadowitsch seinen Neffen Matthäus, dem eine wichtige Mission bevorstand, ins Hauptlager am Wratschar, er selbst aber blieb in der Schabatzer Nahie, um die durch Tjurtschija gestörte Ordnung wieder herzustellen. Jakob wusste, dass der eigensinnige, hochmüthige Hajduk auf keinerlei Art zum

*) Nenadowitsch, l. c p. 90—100. — Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 190—204.

Gehorsam gebracht werden könne und darum hatte er im Einverständnisse mit Kara-Ghorghe dessen Ermordung beschlossen, auch deshalb schon, damit durch diese strenge Strafe Andere in Zukunft vor ähnlicher Parteigängerei zurückgeschreckt würden. Um jedoch bei Tjurtschija, der ihm ohnehin feindlich gesinnt war, keinen Verdacht zu erregen, heuchelte er Freundschaft gegen ihn und forderte ihn auf, zu ihm zu kommen, damit sie die Mittel zur Verhinderung der Türkeneinfälle berathen könnten. Tjurtschija, der nichts Böses ahnte, erschien, nur von drei Hajduken begleitet, im Lager des Nenadowitsch. Der freundliche Empfang bethörte ihn noch mehr und erst als er nach dem Mittagessen in Schlaf versunken durch das Wehgeschrei eines seiner Hajduken, der die Ermordung seines Kameraden durch die Leute Jakobs sah, aufgeweckt wurde, erkannte Tjurtschija die Falle, in die er gerathen war. Er ergriff seine Flinte und eilte rasch auf eine Hütte zu in der Hoffnung, sich von dort leichter vertheidigen zu können. Allein von mehreren Kugeln getroffen erreichte er wohl den vermeinten Zufluchtsort, doch nur, um an weiter empfangenen Wunden daselbst zu sterben. Auch seine Begleiter wurden getödtet und während einiger Tage noch etwa 30 Hajduken der Gegend, die getreuester Gefährten Tjurtschijas, unter ihnen auch sein jüngerer Bruder, der Mitrowitzer Zolleinnehmer. Mit dem Tode des unbotmäßigen Harambaschas hatte diese nebenläufige Bewegung, welche aber für den Aufstand überaus gefährlich werden konnte, ihr Ende erreicht. Nachdem Nenadowitsch die von Tjurtschija vertriebenen Vorsteher und Beamten wieder eingesetzt hatte, gieng er in das Belgrader Lager zurück.*)

Bekir war, wie erwähnt, in die untere Belgrader Festung eingezogen; in die obere jedoch, welche vorher die Dahis besetzt hatten, konnte er nicht gelangen. Hier kommandierte nominell noch immer Assan-Aga Pascha im Namen des Sultans, als der

*) Nenadowitsch, l. c. p. 102. — Karadschidsch, a. a. O. p. 204—208.

Statthalter des Paschaliks; die wirklichen Herren waren indessen bekanntlich die Dahis, welche den Pascha vielmehr nur als anständigen Gefangenen behandelten. Nach ihrer Entfernung kam die Herrschaft in die Hand des von ihnen zu Hilfe gerufenen Guschanz-Ali und seiner Krdschalen, die mit der obern Festung auch Assanaga Pascha in ihre Gewalt erhielten. Auf jenem kleinen Territorium, das Belgrad, die Festung und Stadt mit ihrer nächsten Umgebung einnahm, sehen wir also vier verschiedene Gewalten nebeneinander bestehen, Alle von einander unabhängig, jedoch in wechselseitiger Berührung; nichtsdestoweniger Alle mit einem theils viel größern, theils viel engern Wirkungskreise ausgestattet, als dies unter geordneten Umständen der Fall gewesen wäre. In der obern Festung residierte der Gouverneur des Paschaliks, der zugleich des Sultans ererbtes, gesetzliches Recht und dessen Macht repräsentierte, aber ohne jede thatsächliche Autorität, ja ohne Fähigkeit zum Handeln. Assanaga Pascha, der als des Sultans Statthalter eigentlich die größte Macht hätte ausüben sollen, war zu völliger Unthätigkeit und Machtlosigkeit verurtheilt und stand unter der Einwirkung Guschanz-Ali's, des abenteuerlichen, egoistischen Krdschalen-Häuptlings. Dieser Letztere vertrat einzig und allein die Interessen seiner Person und einiger ihm ähnlicher Genossen, seine Macht war also ganz vorübergehender Natur und gründete sich nur auf die momentan günstige Konstellation der Thatsachen; sie erstreckte sich so zu sagen nicht weiter als die Spitze seines Schwertes; die Basteien der oberen Festung bildeten die Gränzen derselben. Außerhalb der Festung, rings um die Stadt lagerten die zahlreichen Truppen der Rajah. Die Macht des insurgierten Volkes war in den Zelten am Wratschar concentriert und repräsentierte in diesem Momente die stärkste und furchtbarste Gewalt; denn sie war der Ausdruck der entschlossenen Bestrebungen, der erbitterten Verzweiflung einer ganzen unterdrückten Nation, welche um ihre Habe, um ihre Ehre und um ihr Leben kämpfte; zwar noch keine gesetzliche Macht, aber doch im Kampfe gegen erduldete Usurpation und Unterdrü-

dung. Drinnen in der Festung die vom abenteuerlichen Krdschalenhäuptling geknebelte gesetzliche Macht des Sultans; draußen um die Festung die ausgebreitete Gewalt des Aufstandes und zwischen beiden in der untern Festung Bekirpascha als Vermittler, als Sendling des Sultans, dessen Beruf es gewesen wäre, die Usurpation zu beseitigen und dadurch die weitere Verbreitung des Aufstandes zu verhindern, damit so die gesetzliche Gewalt wieder hergestellt werde. Indessen war Assan-Aga Pascha zu gänzlicher Thatlosigkeit gezwungen, Guschanz aber der Herr der Festung, der als solcher im Gefühle voller Sicherheit mit übertriebenen Forderungen auftrat; die Serben endlich vertrauten ihrer überwiegenden Stärke und waren desgleichen nicht geneigt, auf bloße Versprechungen hin die siegreichen Waffen niederzulegen, nachdem diese ihren bereits viele Erfolge erkämpft hatten. Unter solchen Umständen konnte die Mission Bekirpaschas von dem gewünschten Erfolge nicht begleitet sein. Seine Unterhandlungen mit den Serben wie mit Guschanz dauerten Monate hindurch; da jedoch kein Theil nachgeben wollte, der Wesir aber nicht hinlängliche Waffenmacht besaß, um seinen Vorschlägen Geltung zu verschaffen, so konnte ein gegenseitiges Übereinkommen nicht zu Stande gebracht werden und die früheren Zustände blieben unverändert. Unterdessen setzte auch Assanaga Pascha durch seine Freunde in Konstantinopel Alles in Bewegung, um sich endlich aus seiner unangenehmen Situation zu befreien. Nachdem die Pforte der Meinung war, dass die Schwierigkeiten, welche die Wiederherstellung des Friedens verhinderten, zum Theil auch der Energielosigkeit des Paschas zuzuschreiben seien, gab sie seiner Bitte nach und übersetzte ihn in eine andere Statthalterschaft; an seine Stelle nach Belgrad wurde Soliman Pascha ernannt. Dieser Letztere traf Anfang September am Orte seiner Bestimmung ein, konnte jedoch nicht mehr erreichen als sein Vorgänger. Guschanz-Ali wollte ebensowenig Suleiman Pascha als dem Assanaga Pascha gehorchen; ja kaum war der neue Statthalter angelangt, so forderte der Krdschalenhäuptling energisch seinen rückständigen Sold,

den ihm noch die Dahis schuldeten. Darüber erzürnt entfernte sich Suleiman nach Semendria, Guschanz aber schloss mit seinen Krdschalen Bekirpascha in der untern Festung ein und drohte, dass er ihn insolange nicht frei lassen werde, bis er den rückständigen Sold erhalten hat. Wie wir wissen, litt Bekirpascha selber an Allem Mangel und nur die von den Serben ihm gelieferten Lebensmittel ermöglichten sein Verbleiben. Jetzt wandte er sich auch an Kara-Ghorghe, der theils mit Hilfe der Semliner Kaufleute, theils aber durch eine im Volke veranstaltete Sammlung ungefähr 100 Beutel (50,000 Piaster) zusammenbrachte, mit welcher Summe Bekir wenigstens einen Theil der Forderung Guschanz-Alis befriedigte, und den habgierigen Krdschalenhäuptling beruhigen, sich selber aber und sein Geleite aus der unteren Festung, wo er gleichsam gefangen gehalten wurde, befreien konnte. Trotzdem die Serben so bereitwillig waren, Bekirpascha gegen Guschanz hilfreiche Hand zu bieten, wurden doch zwischen ihnen und diesem Letztern Separat-Unterhandlungen gepflogen und bestand unter ihnen ein gewisses Einverständnis; wenigstens so viel ist gewiss, dass die Serben ebenso für Guschanz-Ali wie für Assan-Aga und Bekir-Pascha Lebensmittel lieferten. Es ist also nicht unmöglich, obwohl diesbezüglich sichere Daten fehlen, dass die Serben Guschanz-Ali aufgemuntert haben, Bekirpascha gegenüber mit unerfüllbaren Forderungen aufzutreten. Dieses musste den Letztern noch mehr verstimmen und ihn früher oder später zum Verlassen des Paschaliks bewegen; es lag aber im Interesse der Serben, nachdem der Friede nicht zu Stande gekommen, je früher von der Anwesenheit des Abgesandten des Sultans befreit zu werden.

Ein Konflikt mit Bekirpascha hätte schwere Konsequenzen nach sich ziehen können, während sie mit Guschanz-Ali, der kein Mann der Pforte war, leicht fertig geworden wären. Wie dem auch sein mochte, Thatsache ist, dass Bekirpascha endlich der resultatlosen Unterhandlungen und der versuchten Regelung der zerrütteten Verhältnisse überdrüssig ward. Überdies war sein aus

Bosnien mitgebrachtes Heer theils in Folge von Krankheiten, theils durch Desertionen bedeutend zusammengeschmolzen; schließlich näherte sich auch der Winter mit raschen Schritten. Er hielt deshalb sein weiteres Verbleiben weder für nothwendig noch für rathsam. Kaum hatte sich Bekirpascha zur Rückkehr nach Bosnien entschlossen, als er auch sofort ungeduldig seine Reisevorbereitungen traf und trotz des dichten Schnees, der damals bereits die ganze Gegend bedeckte, am 7. Nov. sich mit dem Rest seiner Truppen erhob und Belgrad verließ. Vorher berief er aber den Jakob Nenadowitsch zu sich und übergab ihm seinen gesammten Kriegsvorrath: Zelte, Kanonen, Schießpulver u. s. w. mit der Bemerkung, dass die Serben, wenn sie wirklich getreue Unterthanen des Sultans sind, alle diese Kriegsgeräthe ihm nachsenden sollen; wenn sie aber die Unwahrheit behauptet haben, dann mögen sie mit diesen Geräthen thun, was sie wollen. Bekirpascha entschloss sich zu diesem verzweifelten Schritte wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er, von dem Ballast der Kriegsbagage befreit, schneller und sicherer die Gränze zu erreichen hoffte. Er selbst mit seinem unmittelbaren Gefolge kam in der That unangefochten auf das jenseitige Ufer der Drina an, aber ein Theil des Heeres, der ihm nicht folgen konnte und in kleineren Abtheilungen aufgelöst, die Drina zu erreichen suchte, gieng theils in den schneebedeckten unwirtbaren Einöden zu Grunde, theils fiel er den auflauernden serbischen Bauern zum Opfer.*)

Die Serben blieben ihrem ausgesprochenen Grundsatze getreu, dass sie nicht gegen den Sultan, sondern nur gegen die usurpatorischen Unterdrücker kämpfen, und sandten dem Bekirpascha die zurückgelassenen gesammten Kriegsvorräthe rasch nach und übergaben selbe an der Drina den türkischen Behörden, wobei sie sich von diesen Letzteren Empfangscheine über die übernommenen Gegenstände verabfolgen ließen, damit sie sich später ausweisen

*) Nenadowitsch, p. 131—132. — Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 212—213. — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 35—36.

könnten, jederzeit getreue Unterthanen des Großherrn gewesen zu sein.*)

5.

Während der kurzen sechs Monate seit jenem Tage, als Kara-Ghorghe bei Orascha̧ den ersten türkischen Han angegriffen, hatte der serbische Aufstand eine solche Verbreitung gewonnen, dass, wie wir gesehen, der Sultan gezwungen war, zur Beilegung des Zwistes und Wiederherstellung der frühern Ordnung, einen Wesir in die Provinz zu senden. Der Erfolg dieser Sendung ist uns nach dem oben Erzählten hinlänglich bekannt. Dieses siegreiche Vorwärtsschreiten des Aufstandes und die großartige Vermehrung des serbischen Heeres zog nicht bloß die Aufmerksamkeit der Pforte, sondern auch der österreichischen Regierung auf sich, die durchaus nicht gleichgiltig eine Bewegung betrachten konnte, deren Schauplatz von ihren eigenen Provinzen nur durch einen Fluss getrennt war und welche inmitten eines solchen Volkes stattfand, für das die in den südlichen Theilen des österreichischen Reiches angesiedelte stamm- und glaubensverwandte Bevölkerung die lebhaftesten Sympathien bezeugte. Und die Besorgnisse der österreichischen Regierung hinsichtlich der sich entwickelnden Ereignisse im Belgrader Paschalik war um so natürlicher, als die Aufständischen, wie wir gesehen haben, selber von Anbeginn der Bewegung Oesterreich als ihren Protektor und Vertheidiger betrachteten und sich wiederholt an dasselbe wandten, um dessen Vermittelung bei den Dahis oder bei der Pforte selbst zu erbitten. Ja die Serben befassten sich auch schon mit weitergehenden Plänen. Noch im Anfange Mai 1804, vor der resultatlosen Zusammenkunft in Semlin, machte Kara-Ghorghe durch einen österreichischen Hauptmann, Schajtinsky, der österreichischen Regierung folgende Anträge: Nachdem es der heißeste Wunsch des gesammten serbischen Volkes ist, unter die Oberhoheit des durchlauchtigsten Herrscherhauses zu gelangen, die Serben fernerhin

*) Nenadowitsch, l. c. p. 132.

unter dem ungerechten Willkürregiment der Pforte nicht mehr verbleiben können: so erklärt sich Kara-Gyorgye bereit, falls ihm die Eroberung von Belgrad gelingt, sowohl diese Festung auch die beiden anderen kleineren Festungen Schabatz und Semendria, wie überhaupt die ganze Provinz nach dem Wunsche des gesammten Volkes Sr. Majestät anzubieten und einen königlichen Prinzen als Statthalter zu erbitten. Wenn jedoch Se. Majestät als Nachbar nicht geneigt wäre, den naturgemäßen Besitz dieses Landes anzutreten, so wäre in diesem Falle Kara-Gyorgye, obzwar ungerne, genöthigt, sich im Namen des ganzen Volkes an eine andere Macht zu wenden, um endlich dieses christliche Volk aus der türkischen Sklaverei zu befreien.*)

Dieser wichtige Antrag kam natürlich sofort zur Kenntnis der österreichischen Regierung, die jedoch wegen der mit dem türkischen Reiche bestehenden friedlichen Beziehungen sich in dessen Erörterung gar nicht einließ, sondern denselben einfach ablehnte. Diese Thatsache ist einerseits ein neuer Beweis von der Zuneigung der damaligen Serben zu Oesterreich, anderseits aber eine Widerlegung jener Anklagen, dass Oesterreich dieses Land in seine Macht bringen wollte. Nicht allein, dass in Wien eine solche Absicht nicht vorhanden war, sondern die österreichische Regierung entschloss sich durch ihre Achtung vor der Unverletzlichkeit der Verträge zu einem Schritte, dem man vom Standpunkte der internationalen Moral zwar die Anerkennung nicht versagen kann, der jedoch in politischer Hinsicht jedenfalls als ein Fehler betrach-

*) Bogischitsch, Kritik des Werkes: „Russland und Serbien von Nil Popow" (in russischer Sprache) St. Petersburg, 1872. Der gelehrte Bogischitsch glaubte Popows Werk am Besten dadurch zu kritisieren, dass er eine ganze Masse von bisher unedierten Original-Urkunden aus den russischen Archiven mittheilte, welche Aktenstücke Popow zwar auch zur Verfügung standen, von ihm aber nicht benützt wurden. In diesem von Bogischitsch veröffentlichten Urkundenmagazin finden wir zahreiche interessante Daten in Bezug auf den serbischen Aufstand. Wir werden deshalb dieses Werk öfters citieren.

tet werden muß. Jenes oberwähnte Anerbieten Kara-Ghorghes wurde in einer umfassenden Denkschrift vonseite der österreichischen Regierung dem Kaiser Franz unterbreitet. Dieses Memorandum stellt zugleich in einem kurzen Überblicke die serbischen Verhältnisse von dem Sistower Frieden bis zu dem unlängst ausgebrochenen Aufstande dar, kennzeichnet in scharfen Ausdrücken die tyrannische Herrschaft der Dahis, bekundet überall Theilnahme für die Serben und deren Sache und bemerkt endlich, dass die österreichischen Behörden auch bisher Alles gethan hätten, was innerhalb der Gränzen strenger Neutralität möglich war, um die streitenden Parteien zu versöhnen. Am Schlusse empfiehlt aber das Memorandum dem Kaiser, dass von den bisherigen Ereignissen in Serbien und über das Verhalten der österreichischen Regierung das russische Kabinet freundschaftlich verständigt, der österreichische Internuntius in Konstantinopel aber angewiesen werden möge, den Ministern der Pforte offen und getreu die Zustände im Belgrader Paschalik zu schildern und zugleich die Pforte aufmerksam zu machen, dass sie bestrebt sein möge, auf jedmögliche Weise dem Treiben der Dahis gründlich ein Ende zu machen und in Bezug auf ihre christlichen Unterthanen erträgliche Zustände zu schaffen, weil sich unter diesen Letzteren bereits solche Symptome zeigen, die eine völlige Losreißung vom türkischen Reiche als möglich erscheinen lassen, wie insbesondere der Antrag, sich mit Oesterreich zu vereinigen, oder widrigenfalls sich an eine andere Macht zu wenden, beweise. Natürlich mußte der Internuntius den türkischen Ministern die bestimmteste Erklärung abgeben, dass Oesterreich jederzeit die Verträge beobachten, jeden Antrag, der die Vereinigung irgend einer türkischen Provinz mit der Monarchie beabsichtigen würde, unbedingt zurückweisen werde.

Dieses Memorandum ist vom 25. Mai 1804 datiert.*) Wie es scheint, sanktionierte Kaiser Franz dasselbe seinem ganzen

*) Bogischitsch, l. c. p. 32—36.

Inhalte nach, denn der damalige österreichische Gesandte in St. Petersburg, Graf Stadion, erhielt die Weisung, das Memorandum der russischen Regierung mitzutheilen und auch der Internuntius wurde beauftragt, im Sinne desselben in Konstantinopel zu wirken. Es mag sein, dass die Entsendung Bekirpaschas zum Theil dem Auftreten der österreichischen Regierung zuzuschreiben ist, wie wir das bereits angedeutet haben; aber es ist auch unzweifelhaft, dass die Pforte diese Einmischung Oesterreichs keineswegs mit den freundschaftlichsten Empfindungen betrachtete, obgleich sie keine Ursache hatte, die Aufrichtigkeit der Absicht zu bezweifeln. Auch die russische Regierung antwortete auf die Mittheilungen Stadions. Diese Antwort ist in vieler Beziehung überaus interessant und wirft ein reichliches Licht auf die damalige orientalische Politik Russlands. In seiner Antwort hob Fürst Czartorisky, der russische Minister des Äußern, vor Allem die lebhafte Befriedigung hervor, mit welcher der Zar die Mittheilung von der loyalen und selbstlosen Haltung des Wiener Hofes empfangen habe, bedauerte aber zugleich, dass die auf so richtigen und gerechten Anschauungen beruhenden Schritte dem gewünschten Ziele nicht entsprechen. Insbesondere schmerzte es Czartorisky, dass die Serben von österreichischer Seite der Pforte als Rebellen verrathen wurden, wodurch der Zorn der Pforte gegen dieselben noch weit mehr erregt werde. Unter jenen zerrütteten Verhältnissen, welche im türkischen Reiche einheimisch geworden seien, kommen solche Ereignisse leider oft vor. Nachdem aber, meint der russische Minister, die Erhaltung des türkischen Reiches angenommenes System sei, obzwar die Theile desselben so lose zusammenhängen, dass sie in jedem Augenblicke auseinander zu fallen drohen: so bestehe der einzige Modus, dieses Ziel erreichen zu können, einerseits darin, dass die christlichen Unterthanen der Pforte zum pflichtigen Gehorsam gegen ihren Regenten ermahnt, anderseits aber ihr Los soweit nur möglich erträglich gemacht werde, indem man der Pforte Mäßigung und Nachgiebigkeit anräth. Dieses Verhalten erscheine um so nothwendiger im gegenwärtigen Mo-

mente; denn die Serben könnten sich in ihrer erbitterten Verzweiflung den Franzosen in die Arme werfen, was auch bezüglich der Interessen Oesterreichs nachtheilig wäre. Hierauf bemerkte Czartoriskh, dass die Vorschläge des österreichischen Internuntius keinen günstigen Eindruck bei der Pforte hervorgerufen hätten, weil diese die Tragweite derselben nicht anfzufassen fähig war. Endlich schließt der russische Minister seine Antwort in nachstehender Weise: „Es scheint also, dass es am Besten wäre, die Serben jetzt dahin zu ermahnen, sie mögen sich derart benehmen, damit hinsichtlich ihrer Treue gegen den Sultan kein Zweifel obwalte. Nachdem der Wiener Hof über alle jene Mittel verfügt, deren die Serben gegen ihre Unterdrücker, die Dahis, bedürfen, so kann er auf ihre Entschließung den größten Einfluss ausüben. Andererseits erscheint es aber geboten, jenen ungünstigen Eindruck zu verwischen, welchen die angeblichen Losreißungsgelüste der Serben auf die Pforte machten und dies könnte etwa derart geschehen, wenn man die Pforte der Treue der Serben versichere, wodurch diese unter Einem auch geneigter würde, gegen dieselben ein milderes und nachsichtigeres Verfahren einzuschlagen. In solcher Richtung wirksam, könnte der Wiener Hof die an seinen Gränzen entstandenen Unruhen schneller unterdrücken und indem er die Unterthanen des Sultans zu einem freundlicheren Benehmen gegen ihren eigenen Herrscher aneifert zugleich für sich die Zuneigung und den Dank des in unmittelbarer Nachbarschaft der österreichischen Provinzen lebenden Volkes sichern."*)

Die russische Regierung erkannte also, wie aus obigem Schriftstücke hervorgeht, die Aufrechterhaltung des türkischen Reiches für nothwendig, wünschte aber auch eine Intervention zu Gunsten der Christen, ohne jedoch ihrerseits bisher noch etwas gethan zu haben. Oesterreich aber, das für die Leiden der Serben große Theilnahme empfand und dieselben unter der Hand unter-

*) Fürst Czartoriskys Instruktion an den russischen Gesandten Rasumofsky in Wien bei Bogischitsch, l. c p. 37—38.

stützte, indessen anderseits auch die bestehenden Verträge aufrichtig beobachten wollte, fehlte darin, dass es sowohl die Pforte als Russland von den Wünschen und Strebungen der Serben in Kenntnis setzte. In Folge dessen erhob sich bei jener trotz der von Oesterreich bezeugten Selbstlosigkeit allmählich ein Verdacht, dieses aber wurde auf die serbischen Ereignisse und die möglichen Vortheile, die daraus für Oesterreich erwachsen könnten, aufmerksam gemacht. Die Serben aber, von Oesterreich abgewiesen, sahen sich gezwungen, andernorts Hilfe zu suchen. Vom moralischen Gesichtspunkte aus unterliegt also das bei dieser Gelegenheit beobachtete Verfahren Oesterreichs keinem Tadel, ja verdient unbedingtes Lob; dagegen ist der politische Fehler nicht zu rechtfertigen. Dies bezeugen zur Genüge auch die späteren Ereignisse. Serbien hätte seine nahezu vollständige Unabhängigkeit erkämpft, ohne dass die Pforte dieser Provinz eigentlich verlustig gegangen wäre und überdies würden die Serben, welche Jahrhunderte hindurch ihre Hoffnungen auf Oesterreich, als auf ihren einzigen Befreier setzten, ja wie wir gesehen, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Vereinigung ihrer Heimat mit dem Nachbarreiche wünschten, ihre Sympathien nicht einer anderen Seite zugewendet haben. All das geschah natürlicher Weise nicht plötzlich und die Serben schwankten noch längere Zeit zwischen dem österreichischen und russischen Einflusse. Noch am 1. August, also bereits nach der Ankunft Bekirpaschas und unmittelbar vor der Entfernung der Dahis, richteten die Serben aus dem Lager bei Topdschider ein Gesuch an den österreichischen Kaiser, in welchem sie vor Allem Sr. Majestät ihren unterthänigen Dank ausdrücken für jene Gnade, dass der Kaiser den Sultan von allen jenen Usurpationen, deren Schauplatz Serbien war, verständigen ließ.*) Sodann fuhren sie also fort: „Die göttliche Vorsehung erbarmte

*) Die österreichische Rigierung verständigte, wie wir erwähnt, nach den zwischen Kara-Gyorgye und den Beauftragten der Dahis in Semlin vor einem österreichischen General im Mai geführten Verhandlungen die Pforte über die Willkürlichkeiten der Dahis.

sich unserer Thränen und Seufzer und der Allmächtige verlieh uns so viel Kraft, dass wir die größte Gefahr von uns abzuwenden vermochten. Jetzt aber wissen wir nicht, auf welche Weise wir uns in Zukunft gegen die Grausamkeiten und Unterdrückungen sichern sollen. Unser Kaiser, der mächtige Sultan, erbarmte sich unser und schickte Bekirpascha, den Wesir von Bosnien zu uns, dass er Gerechtigkeit ausübe und Ordnung schaffe. Allein auch die Paschas sind nur sterbliche Menschen, der Sultan dagegen ist weit von uns und so können wir nicht immer auf seinen Schutz rechnen; deshalb flehen wir unterthänigst zu Euer kaiserlichen und königlichen Majestät, uns gnädigst zu Hilfe zu kommen, und besondere kaiserliche Bevollmächtigte zu uns zu senden, damit diese Vermittler und Zeugen jener Vereinbarung seien, welche wir mit Bekirpascha, dem Wesir des Sultans, abzuschließen gesonnen sind; auf dass, sobald unser Kaiser, der mächtige Sultan, diese Vereinbarung bestätigt, auch Eure Majestät dieselbe bestätigen und garantieren möge. Auf diese Weise müßten wir nicht besorgen, dass sich in Serbien die Tyrannei erneuern werden. Euer Majestät könnten dies als der Freund und Nachbar unseres Sultans leicht bewerkstelligen. Ja auch für Euer Majestät und deren Länder und Unterthanen wäre es nützlich und nothwendig, wenn in Serbien dauernder Friede und Ruhe herrschen würde; denn sobald bei uns Verwirrungen entstehen, kann auch dort die Ruhe nicht andauernd sein, wie dieses Euer Majestät schon bisher erfahren mochte. Erbarme sich also Euer k. k. Majestät und sende uns die Kommissäre nach Belgrad oder wohin es für gut befunden wird, damit nach Abschluss der Vereinbarung diese auch Euer Majestät bekräftigen könne. Diese höchste Gnade und Wohlthat werden weder wir noch unsere Nachkommen jemals vergessen." *)

*) Dieses Gesuch wurde im „Jahrb. d. Belgrader gel. Gesellsch." Bd. II. p. 221—222 veröffentlicht. Der Herausgeber fügt die Anmerkung bei, dass dieses Gesuch wahrscheinlich in Karlowitz (also mit Vorwissen des Erzbischofs Stratimirowitsch) angefertigt worden sei, wo es alsdann später auch ins Deutsche übersetzt wurde.

Wir wissen, dass Bekirpascha jede officielle fremde Einmischung in die serbischen Angelegenheiten entschieden zurückwies, deshalb that jedoch die österreichische Regierung mehrere *außeramtliche Versuche* zur Aussöhnung der strittigen Parteien. Wir kennen die Zusammenkünfte und Berathungen in Semlin. Auch bei den späteren Unterhandlungen, welche den ganzen Sommer hindurch zwischen den Serben und Bekirpascha geführt wurden, erschienen mehrmals Friedensvermittler aus Oesterreich, wenn auch nicht als Beauftragte der österreichischen Regierung, so doch mit deren Wissen, ja über deren Anordnung. So kam in einem Falle *Gedeon Petrowitsch*, Archimandrit von Bács, nach Belgrad angeblich im Namen des Erzbischofs Stratimirowitsch, eigentlich aber im Auftrage der Regierung, um die Vereinbarung zu Stande zu bringen. Das gegenseitige Mistrauen zwischen den Türken und Serben hatte aber bereits einen solchen Grad erreicht, dass derlei Versuche nicht zum Ziele führen konnten. Nach einer solchen erfolglosen Berathung, als die Türken sich entfernt hatten, neigte sich *Kara-Gyorgye* zu dem Archimandriten Petrowitsch und indem er auf Bekirpascha zeigte, flüsterte er ihm zu: „Das ist auch ein Türke, nicht wahr? Glaub' ihm nicht!" *)

Unter solchen Umständen wurde vonseite Oesterreichs, das damals mit der Pforte in Frieden lebte und wegen der verworrenen europäischen Verhältnisse an Krieg gar nicht denken konnte, jede thatsächliche Einmischung zu Gunsten des serbischen Aufstandes unmöglich, ja man mußte sich natürlicher Weise, hauptsächlich seit der Ankunft Bekirpaschas, des Abgesandten des Sultans, auch von jeder übertriebenen, offenen Unterstützung enthalten, nachdem der Wesir die serbische Bewegung als eine rein innere Angelegenheit zu betrachten wünschte. Aber wenn auch die österreichische Regierung nichts thun konnte, so hinderte sie doch nicht, ja duldete es wohlwollend, dass ihre Unterthanen auf privaten Wegen ihren Glaubensgenossen jenseits der Save zu Hilfe eilten. Das

*) *Hadschitsch*, l. c. p. 35. Anmerkung.

Schießpulver und anderes Kriegsmaterial, die ersten Kanonen, das nothwendige Geld kam theils als Geschenk, theils leihweise anfangs fast ausschließlich von den österreichischen Serben. Die Gränzofficiere gestatteten freien Verkehr zwischen beiden Ufern, ja das Militärkommando von Semlin verbot auch die Lieferung von Lebensmitteln aus Semlin in die Belgrader Festung, so lange nämlich diese die Dahis besaßen und auch später, als Guschanz-Ali dieselbe in seine Gewalt bekam.*)

Es ist natürlich, dass bei solcher Nachgiebigkeit der Behörden die österreichischen Serben ein stets wachsendes Interesse für die jenseitige Bewegung bezeugten und dass Mehrere, namentlich auch ausgediente Officiere, über die Save giengen, um an den Kämpfen persönlichen Antheil zu nehmen. Die Stammes-, Sprach- und Glaubensverwandtschaft, sowie jener Umstand, dass ein großer Theil der österreichischen Serben vor kaum 15 Jahren aus Serbien herübergewandert war, erklärt zur Genüge diese Sympathie und Theilnahme. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass sowohl die Aufständischen selbst wie auch jene, die aus Oesterreich so lebendigen Antheil an den serbischen Ereignissen nahmen, noch keinen klaren Begriff über das Ziel der Bewegung hatten, am wenigsten aber eine Vorstellung von dem erreichbaren Erfolge. Die Beseitigung eines unerträglichen faktischen Zustandes war die Aufgabe, welche die Insurrektion selbst sich gestellt, ohne sich mit den möglichen Neubildungen zu beschäftigen. Zur Zeit der Mission Bekirpaschas zeigte sich nun, obzwar noch dunkel, die Neigung, durch einen allgemeinen, organisierten Kampf größere Rechte, eine selbständigere Existenz zu erringen. Diesseits der Donau und Save, in dem schräg von Neusatz gegenüberliegenden Karlowitz lebte damals ein Mann, der seiner Stellung nach nicht nur eine volle Kenntnis der serbischen Verhältnisse besaß, sondern zugleich einen großen Einfluss ausübte, namentlich auf die Serben Südungarns und der Militärgränze, ja auch auf

*) Nenadowitsch, l. c. p. 94.

die Christen des Belgrader Paschaliks und der in dem Aufstande am andern Ufer den Beginn einer großen Zukunft zu erkennen glaubte. Dieser Mann war Stratimirowitsch, der serbische Metropolit in Ungarn. Dieser ohne Zweifel sehr befähigte und energische Erzbischof genoss durch sein ganzes Leben die Gunst des kaiserlichen Hofes, ja Erzherzog Karl, der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, würdigte ihn seiner besondern Freundschaft. Allerdings finden wir, dass später, als die österreichische Regierung, wie wir an passender Stelle erzählen werden, in Folge der mehrmaligen Anträge der Serben sich mit dem Plane der Besetzung Belgrads ernstlich beschäftigte, Erzherzog Karl gegen Stratimirowitsch schon einiges Mistrauen verrieth. Es scheint indessen, dass der Erzherzog nur besorgt war, Stratimirowitsch könnte, falls man ihn von diesem Plane nicht rechtzeitig verständigt, in konträrer Richtung wirken. Er hoffte aber, dass der ehrgeizige Erzbischof den österreichischen Plänen leicht zu gewinnen sei.*) Nichtsdestoweniger genoss Stratimirowitsch bis ans Ende die besondere Gunst des kaiserlichen Hauses und der Regierung und wurde insbesondere im Anfange des Aufstandes wiederholt mit der Rolle eines Vermittlers betraut. In Folge der Aufforderung der österreichischen Regierung säumte Stratimirowitsch auch nicht, seinen Einfluss zu benützen, um theils durch seine Boten, theils durch Briefe auf die erregten Gemüther in Serbien beruhigend einzuwirken.**) Wir haben seine an Matthäus Nenadowitsch gerichtete Antwort angeführt, in welcher er die jenseitigen Serben

*) Brief des Erzherzogs Karl an den österreichischen Kommandanten Simbschen in Semlin von 18. Febr. 1808 in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft Nr. 488.

**) Brief des Stratimirowitsch an den serbischen Klerus und die Christen vom 30. Mai 1804 und an den Erzherzog Karl über die gethanen Schritte. — Gesuch Kara-Gyorgyes und seiner Gefährten an Stratimirowitsch behufs Erwirkung der Unterstützung des Erzherzogs Karl vom 25. Juni 1804. In der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft Nr. 372, 376 und 377.

ermahnt, sie mögen, was immer sie auch thun, doch nicht vergessen, dass sie des Sultans Unterthanen bleiben müßten und deshalb sollten sie gegen die Türken und die mahommedanischen Institutionen jederzeit Mäßigung beobachten. Auf ähnliche Weise schrieb Stratimirowitsch am 30. Mai an den serbischen Klerus und das christliche Volk, wobei er stets jene Fürsorge hervorhob, welche Oesterreich gegen die Sache der Serben bekunde.*) Dessenungeachtet trug sich Stratimirowitsch, der dem österreichischen Hofe als ein so begünstigter Anhänger erschien, im Geiste mit ganz anderen Plänen. Er war vor Allem Serbe, obgleich weniger serbischer Oberpriester als vielmehr Politiker und als solcher richtete er seine Pläne stets nach der Wiederherstellung der einstigen serbischen Größe; allein die lebhaftesten Sympathien hegte er in der Tiefe seines Herzens dennoch für — Russland und den russischen Volksstamm. Die im Belgrader Paschalik ausgebrochene Insurrektion hielt Stratimirowitsch für den geeignetsten Moment zur Verwirklichung seiner Lieblingsidee. Noch im Juni des Jahres 1804 verfasste er eine Denkschrift und übergab diese dem Erzpriester (Prota) Samborski, Beichtvater der Großfürstin Alexandra Pawlowna, der russischen Gemahlin des ungarischen Palatins Erzherzog Josef. Der Prota war eben auf der Rückreise nach Russland begriffen und Stratimirowitsch trug ihm auf, die Denkschrift an die russische Regierung und wo möglich in die Hände des Zars gelangen zu lassen. In diesem Memorandum geht Stratimirowitsch von jener Idee aus, dass in Europa fast ein jeder Fürst stammverwandte Bundesgenossen habe, auf welche er im Falle der Nothwendigkeit zählen könne; nur die russischen Fürsten können dieses Glückes nicht theilhaftig werden; denn sie finden nirgends glaubens- und stammverwandte Verbündete. Sowohl die orientalischen als auch die europäischen Nationen betrachten Russland als Fremden. Das römisch-griechische Reich zerfiel darum, weil es keine Bundesgenossen desselben Namens

*) S. die vorige Anmerkung.

und Glaubens finden konnte. Zwischen den sonst stammverwandten Russen und Polen rief der Glaubensunterschied die Zwistigkeiten hervor. Die katholische Geistlichkeit verursachte überhaupt Russland und der orientalischen Kirche unberechenbaren Schaden. Zur Abhilfe dieses Übels beschäftigten sich die russischen Herrscher schon von früherer Zeit her mit dem Plane, in Konstantinopel das östliche Kaiserreich wieder aufzurichten, nachdem die dortigen Christen mit den Russen Anhänger desselben Glaubens seien. Allein dieser Plan ist für Russland nicht vortheilhaft; denn unter den orientalischen Christen würden auch die Russen umgebildet und giengen ihrer Nationalität verlustig. Übrigens könne auch Russland nach dem Zeugnis der Geschichte niemals auf die Treue der Griechen rechnen, welche vorurtheilsvoll ebenso an ihrer Nationalität fest halten wie die Polen. am katholischen Glauben. Man muß also ein solches Volk suchen, das sowohl in der Sprache wie in der Religion mit den Russen übereinstimme. Als ein solches Volk betrachtet Stratimirowitsch die Serben der orientalischen Kirche. Es gebe auch (seiner Behauptung nach) auf Erden kein Volk, das so viel Liebe und Zuneigung für die Russen und das russische Reich empfinden würde als das serbische. Sollte es deshalb, fragt Stratimirowitsch weiter, nicht würdig sein, dass die russischen Herrscher für eine so gut slavische Nation väterlich sorgen und derselben die politische Existenz verschaffen, um sie später als ihre Verbündeten zu betrachten? Er erwähnt ferner aller jener Länder und Gegenden, wo Serben wohnen und gibt der Überzeugung Ausdruck, dass man unter den gegenwärtigen Umständen wenigstens einen Theil des serbischen Volkes selbständig machen könnte, indem man nämlich jene Serben, welche unter türkischem Joche schmachten, befreit, Zu diesem Ende erachtet er als den zweckmäßigsten Modus, dass die jenseitigen Serben dem Sultan eine bestimmte mäßige Steuer entrichten, die in Serbien verbleibenden Türken aber ihre Religion frei ausüben sollten; im Übrigen wäre jedoch das auf diese Weise konstituierte serbische Land als unabhängig zu erklären in der Form wie die Republik

von Ragusa oder wie die jonischen Inseln, doch unter dem russischen Protektorate. Dieser Modus sei schon darum der zweckmäßigste, weil bei einer völligen Befreiung der serbischen Gebiete aus türkischer Oberhoheit diese leicht in die Gewalt des nächsten christlichen Staates, d. i. Oesterreichs, gelangen könnten, wodurch Oesterreich derart erstarken würde, dass es für die Türkei ein gefährlicher Nachbar wäre. Russland würde dagegen der Pforte zum Ersatz ihre Herrschaft in den asiatischen Provinzen, ja später auch deren in Asien zu machende Besitzergreifungen garantieren. Die europäischen Staatsmänner suchte Stratimirowitsch mit folgenden Gründen zu beruhigen: Der neue serbische Staat würde keine völlige Lostrennung von der Türkei bedeuten; denn die Serben würden ja der Pforte Tribut bezahlen und den fremden Mächten gegenüber wären sie nicht unabhängig, hier bliebe also der frühere Zustand; weiterhin würde aber in demselben Maße, als die Türkei allmählich verfällt, der serbische Staat anderseits ebenso erstarken und jenen Verlust ersetzen, der im europäischen Gleichgewichte durch den Verfall der Türkei entstehen würde. Was insbesondere Oesterreich anbelangt, so wäre es nothwendig, dass diese Macht den Distrikt von Cattaro mit dem Littorale dem neuen Staate überlasse; zum Ersatz hiefür könnte es an der Unna einen Theil von Türkisch-Kroatien erhalten. Ebenso nothwendig wäre auch die Überlassung Syrmiens. In diesem Falle würde die Walachei bis zur Aluta das Tauschobjekt bilden. Der auf solche Weise constituierte und dem russischen Protektorate unterstellte serbische Staat würde eine mächtige Schutzmauer bilden gegen die auf Bulgarien und Thrakien gerichteten Bestrebungen der übrigen europäischen Mächte und zugleich Garantie bieten zur Durchführung der Pläne Russlands in Bezug auf die genannten türkischen Provinzen. Zum Regenten dieses neuen Serbenstaates empfiehlt Stratimirowitsch einen russischen Großfürsten, der eine genügend starke russische Heeresmacht mit ins Land bringen könnte; hätte er jedoch keine Lust, persönlich zu erscheinen, so könnte er durch Statthalter und mit Hilfe eines russischen Truppenkorps von

3—4000 Mann Serbien regieren und beglücken. Jedenfalls müßte die monarchische Regierungsform in dem neuen Staate eingeführt werden; denn das serbische Volk sei für die Republik noch nicht reif. Sollte es aber nicht gelingen, ein Mitglied der russischen Herrscherfamilie auf den serbischen Thron zu setzen, so müßten die Serben irgend einen protestantischen Prinzen zum Fürsten wählen, natürlich unter der Bedingung, dass seine Nachkommen den griechisch-nichtunierten Glauben annehmen. Ein Katholik könnte darum nicht gewählt werden, weil dieser nur scheinbarlich der orientalischen Kirche beitreten und dadurch die Gefahr der Verbreitung des Katholicismus entstehen würde. Am Schlusse seiner Denkschrift äußert sich Stratimirowitsch folgendermaßen: „Diese Idee der Begründung eines neuen slavo-serbischen Staates schwebt so lebhaft vor meiner Seele, zeigt sich so nützlich für das kaiserlich-russische Herrscherhaus und so ruhmvoll für sämmtliche Slaven, dass man für deren Verwirklichung weder Mühe noch Kosten scheuen dürfe; ja jeder wahre Slave und eifrige Russe, der seinem Herrscher (d. i. dem Zar) aufrichtig ergeben ist, muß aus allen Kräften zur Durchführung dieses Planes beitragen, denn dieser erscheint gerade unter den gegenwärtigen Umständen für möglich." *)

Samborsky erfüllte seinen Auftrag und übergab nach seiner Ankunft in St. Petersburg das Memorandum des Stratimirowitsch dem damaligen russischen Minister des Auswärtigen Fürst Adam Czartorisky. Wie es scheint, mochte aber der Pole Czartorisky, der von der Wiederherstellung Polens träumte, die Bemerkungen des Stratimirowitsch über die Polen nicht mit besonders großem Wohlgefallen gelesen haben und zeigte das Elaborat auch dem Zaren nicht. Thatsache ist, dass Samborsky die Denkschrift aus dem Ministerium zurückerhielt und der Plan des serbischen Metropoliten in Vergessenheit gerieth.**)

*) Denkschrift des Stratimirowitsch in den „Vorlesungen der historischen und archäologischen Gesellschaft an der Moskauer Universität" (in russischer Sprache) Moskau, 1868, Januar—März, Bd. I. p. 241—256.

**) Ebd. p. 239—240.

Wir lassen uns weder in eine Beurtheilung dieses Planes noch aber in eine Charakteristik des Erzbischofs Stratimirowitsch ein, welch Letzterer sein ganzes Leben hindurch von den Gnaden seines eigenen gesetzmäßigen Regenten überhäuft, dennoch solchen Plänen nachhieng, die das Wohl einer fremden Nation und eines fremden Herrschers anstrebten, zum Schaden und Nachtheil des eigenen Vaterlandes und seines Fürsten. Es genügt in dieser Beziehung auf jenen Punkt des „Memorandums" hinzuweisen, welcher zum Fürsten des neuen serbischen Staates einen russischen oder protestantischen, keinesfalls aber einen katholischen Prinzen anempfiehlt, was direkte auf die Ausschließung des österreichischen Kaiserhauses abzielte. Übrigens schien Stratimirowitsch selbst es zu empfinden, dass dieser Plan ihm die Infidelitäts-Anklage zuziehen könnte. Darum unterschrieb er auch seine „Denkschrift" nicht und Samborsky entschuldigte deswegen Stratimirowitsch in einem Briefe damit, dass er dieses nicht thun konnte, sonst würde er (der Erzbischof) seinen Kopf aufs Spiel gesetzt haben. Allein dessenungeachtet, fügt Samborsky hinzu, hegt Stratimirowitsch volle Hingebung zum russischen Zar.*) Wir können die weitere Besprechung der „Denkschrift" hier nicht fortsetzen. Der in ihr besprochene Plan erregte nur ob seines historischen Interesses und wegen des Umstandes unsere Aufmerksamkeit, weil ihn die serbische Bewegung, mit der wir uns befassen, hervorgerufen hatte und es nicht unmöglich ist, dass die Ideen des Stratimirowitsch später auch jenseits der Donau und Save ihr Echo fanden. Damals, d. i. anfangs August, scheinen die Pläne des Karlowitzer Metropoliten den serbischen Aufständischen noch unbekannt gewesen zu sein; denn diese wandten sich, wie wir gesehen, zu dieser Zeit noch um Hilfe nach Oesterreich. Unläugbar ist jedoch, dass damals wenigstens einige Anführer der Insurgenten die Idee aufgriffen, man sollte die Vermittelung Russlands in Anspruch nehmen. Das Volk selbst kannte von allen auswärtigen Staaten

*) Ebd. p. 240.

fast ausschließlich nur Oesterreich, wo viele Tausende seiner Glaubens-Genossen lebten, mit denen es in fortwährendem Verkehre stand. Die Tradition und die historischen Denkmäler sprachen auch nur von der wiederholten wohlthätigen Intervention Oesterreichs. Es ist also natürlich, wenn die große Masse der Serben nur von dem Nachbarstaate die Hilfe erwartete, welche die christliche Rajah von dem verhassten Türkenjoche befreien könne. Der gebildetere Matthäus Nenadowitsch, der bereits ausgebreitetere Kenntnisse besaß, sandte gleich zu Beginn des Aufstandes einen Vertrauten zu dem Wladika von Montenegro und zum Grafen Iwelitsch, Kommandant der russischen Kriegsflotte (in Risano am dalmatinischen Ufer) und bat beide um Unterstützung. Keiner von ihnen konnte die Bitte der serbischen Insurgenten erfüllen, ja Graf Iwelitsch gab ihnen unter Hinweis, dass Russland mit der Pforte im Frieden lebe, den Rath, dass die Aufständischen sich mit ihrer Bitte an den Sultan wenden mögen.*) Auf diese Weise abgewiesen, glaubte auch Matthäus nur allein bei der österreichischen Regierung oder wenigstens bei den österreichischen Behörden Schutz zu finden. Wir haben alle jene Versuche umständlich erzählt, welche die Serben theils bei den Organen der Militärgränze, theils aber bei den höheren Behörden unternahmen, um Oesterreich zur Intervention zu bewegen und sich selber durch die Bürgschaft des mächtigen Nachbarstaates gegenüber der Pforte zu versichern. Wir haben auch die Gründe mitgetheilt, die es der österreichischen Regierung unmöglich machten, bei aller Sympathie im Interesse der Insurgenten energischer aufzutreten. Obgleich mehr durch sein freundschaftliches Wohlwollen und seine Nachsicht als durch thatsächliche Hilfe war Oesterreich dennoch der serbischen Bewegung zu großem Nutzen; ohne diese Nachgiebigkeit der österreichischen Behörden wäre dieselbe kaum im Stande gewesen, solche Erfolge aufzuweisen, wie sie in wenigen Monaten in der That

*) Nenadowilsch, l. c. p. 99. — Brief des Iwelitsch in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft Nr. 392.

errungen hatten. All das konnte aber natürlich die Aufständischen nicht befriedigen. Nachdem sie Oesterreichs Bürgschaft in dem mit Bekirpascha zu schließenden Übereinkommen nicht erhalten konnten, blieb ihre Lage überaus unsicher; sie wussten es gar wohl, dass bei gläubiger Annahme der Versprechungen des Wesirs und ihrer darauf hin erfolgten Unterwerfung binnen kurzer Zeit abermals solche Zustände entstehen können, zu deren Beseitigung sie die Waffen ergriffen hatten. Anderseits fühlten sie aber auch, dass bei Fortsetzung des Kampfes die lohale Bewegung, welche bisher nur allein gegen die lokalen Unterdrücker gerichtet war, leicht in einen Widerstand gegen die Oberhoheit des Sultans ausarten könnte, in welchem Falle die Aufständischen mit der gesammten Kraft der Pforte zu kämpfen gezwungen waren. Es war also kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Insurgentenführer nur mit tiefer Bekümmernis in die Zukunft blickten. Sie hatten sich davon bereits überzeugt, dass bei all den glänzenden Siegen, die sie bisher errungen, es ihnen nicht möglich sei, diesen Kampf aus eigener Kraft erfolgreich fortzusetzen, sobald derselbe noch größere Dimensionen annehmen sollte. Sie bedurften also eines Bundesgenossen oder vielmehr eines Protektors um jeden Preis. Auf Oesterreich konnten sie unter den momentanen Verhältnissen nicht mehr rechnen; deshalb waren sie genöthigt, sich nach einer andern Seite zu wenden. Und dennoch scheint die Idee, bei Russland Schutz zu suchen, nicht im Lager der serbischen Insurgenten zuerst aufgetaucht zu sein. Im Monate Juli kam ein gewisser Peter Tschardaklija Nowakowitsch, ein ehemaliger österreichischer Hauptmann, nach Serbien und schloss sich den Aufständischen an.*) Tschardaklija stammte von der albanesischen Gränze und scheint nach dem letzten Türkenkriege nach Oesterreich gezogen zu sein, wo er in die Armee eintrat und Hauptmann wurde.**) Die Frau dieses Officiers stand in Diensten der russischen Gemahlin

*) Nenadowitsch, a. a. O. p. 95.

**) Karadschidsch, Danitza, 1828, p. 219—220.

des Palatins Josef und war kurz vorher mit zwei österreichischen Serben, Athanas Stojkowitsch und Theodor Philippowitsch, nach Russland gereist. Als Tschardaklija nach Serbien kam, begann er in die Aufständischen zu dringen, dass sie einige Vertraute nach St. Petersburg schicken mögen, die alsdann den Zar Alexander von dem Zustande des serbischen Volkes unterrichten sollen.*) Ob Tschardaklija, wie Einige meinen, aus Russland einen Auftrag erhalten, in solcher Richtung zu wirken, oder ob er unter dem Einflusse des Erzbischofs Stratimirowitsch gestanden, lässt sich heute nicht mehr entscheiden; Thatsache ist aber, dass er der Erste war, der auf Russland als auf den natürlichsten, glaubens- und stammesverwandten Beschützer hinwies. Die Aufmunterungen Tschardaklijas fanden bei den Aufführern der Insurgenten eine günstige Aufnahme und diese beschlossen, die Idee je früher zu verwirklichen. Zu Gesandten wurden Matthäus Nenadowitsch, Tschardaklija und Johann Protitsch ausersehen; hierauf entwarfen sie ein an den Zar gerichtetes Gesuch, in welchem sie auch alle von altersher in Ruinen liegende Kirchen und Klöster, als ob sämmtliche erst jüngstens von den Türken zerstört worden wären, aufzählten, weil sie glaubten, dadurch den Zorn der Russen besonders erregen zu können, die sodann vor Begierde brennen würden, für so viele Kirchen Rache zu nehmen.**) Sowohl die Auswahl der Abgesandten wie das Gesuch selbst blieb lange Zeit das Geheimnis einiger Führer und auch im Lager hatten nur Wenige Kenntnis hievon. Die Serben erkannten, dass die Pforte, welche schon seit langer Zeit mit lebhaftem Mistrauen und mit Eifersucht die großartige Ausbreitung Russlands, sowie dessen wachsenden Einfluss auf die christlichen Völker der griechisch-nichtunierten Kirche im türkischen Reiche betrachtete, auch im gegenwärtigen Falle von dem Streben der Serben, Russlands Vermittlung zu gewinnen, überaus unangenehm überrascht worden

*) Nenadowitsch, l. c., p. 95.
**) Ebd. p. 95.

wäre und vielleicht das Zustandekommen der Gesandtschaft auch verhindert haben würde. Das Geheimnis wurde von allen Jenen, die darum wussten, getreu bewart und die erwählten Abgesandten trafen ganz regelmäßig ihre Reisevorbereitungen. Um von den Seinigen Abschied zu nehmen und manche nothwendige Verfügungen zu treffen, kam Matthäus Nenadowitsch, nach der bei Ankunft Bekirpaschas eingetretenen Waffenruhe anfangs August nach Brankowina. Vorher hatte er jedoch, wie wir gesehen, nochmals die Waffen ergriffen, um den nach Schabatz eingedrungenen Mußaga zu vertreiben. Zu einem Kampfe kam es bei dieser Gelegenheit nicht und Matthäus konnte wieder ins Lager bei Topdschider zurückkehren, um endlich seine lange Reise anzutreten. Vor der Abreise mußte er indessen noch manche Schwierigkeiten bekämpfen. Als er nämlich von Kara-Ghorghe und den übrigen Anführern Reisekosten verlangte, da wies ihn Einer zum Andern, allein Keiner gab ihm auch nur einen Piaster. Matthäus hatte zwar 250 Dukaten; aber Tscharbaklija sagte ihm, dass sie wenigstens 300 Dukaten brauchen, um bis St. Petersburg zu gelangen. Matthäus gieng abermals zu den Anführern, aber ohne Erfolg; sie wünschten zwar die Petersburger Reise, doch Geld wollten sie nicht geben. Endlich beschloss Matthäus die Reise anzutreten und die Opferwilligkeit der Häuptlinge nicht weiter abzuwarten. Unterdessen hatte der bekannte Semliner Kaufmann Schiwkowitsch einen Kahn und drei Ruderer besorgt, welche die Abgesandten auf der Donau bis nach Orschowa bringen sollten. Als der Tag der Abreise angekommen war, begab sich Matthäus zu seinem Oheim Jakob, um auch von ihm Abschied zu nehmen. Jakob Nenadowitsch war erst kürzlich aus dem Schabatzer Kreise, wo er dem störrigen Tjurtschija so energisch ein Ende bereitet hatte, ins Lager zurückkehrt und hatte schon einmal die Beisteuer zur Ergänzung der Reisekosten verweigert. Darum fragte er jetzt seinen Neffen verwundert, ob er wirklich reise und ob die Übrigen ihm Geld gegeben? „Ja ich reise", antwortete Matthäus,

„von den Übrigen habe ich gerade so viel wie von dir bekommen.“ Jakob schien beschämt und gab ihm die fehlenden 50 Dukaten.*)

Am 13. September 1804 nachts setzten sich Matthäus Nenadowitsch und Tschardaklija bei Topdschider auf den Kahn. Ungefährdet ruderten sie an der Belgrader Festung vorbei, ja bei Semendria landeten sie, ohne dass die Türken sie aufgehalten hätten. Bei Rama kam auch Protitsch zu ihnen. Nachdem sie die Donauengen hinter sich hatten, stiegen sie bei Orschowa ans Land, wo Schiwkowitsch sie erwartete, indem er, wie es scheint, die österreichischen Behörden vorher von ihrer Ankunft verständigt hatte. Der kommandierende Obrist richtete einige Fragen an sie, woher sie kommen, wohin und zu welchem Zwecke sie reisen und gab sich ohne weitere Inquisition mit ihren ausweichenden Antworten zufrieden. Von Orschowa setzten sie ihre Reise durch die Walachei zu Wagen fort und trafen am 26. Sept. in Bukarest ein. Hier erschienen sie sogleich insgeheim beim russischen Konsul und theilten ihm den Zweck ihrer Sendung mit. Der Konsul verschaffte ihnen einen Pass vom rumänischen Fürsten Ypsilanti, der zu Russland neigte und den drei serbischen Reisenden gerne hilfreiche Hand bot. Muruzi, der moldauische Fürst, dagegen war ein getreuer Anhänger der Pforte und der russische Konsul machte Nenadowitsch und seine Begleiter aufmerksam, dass sie so rasch wie möglich durch die Moldau reisen sollen, sonst könnte gegen sie Verdacht entstehen und sie in der Ausführung ihrer Absicht verhindert werden. In Fokschan, der Gränzstadt zwischen den beiden Fürstenthümern, erkannten sie in dem Gastwirte einen Serben, der schon seit längerer Zeit daselbst wohnte. Matthäus Nenadowitsch wollte in seiner gewohnten Vorsicht dem Wirte, der ihn beim Namen nannte und sich auf alle Weise zu erkennen gab, anfangs gar keine Antwort geben. Endlich gestand Matthäus, auch durch seine Gefährten aufgemuntert, dass er ebenfalls vom ersten Augenblicke an den Wirt er-

*) Nenadowitsch, a. a. O. p. 101—102.

kannt habe, nur habe er es nicht gewagt, ihm dieses zu gestehen. Ihr Landsmann war indessen den Reisenden zu großer Hilfe. Auf der Post zögerte man, ihnen Pferde zu geben und Matthäus und seine Begleiter erfasste schon große Besorgnis, als der Gastwirt ihnen einen Fuhrmann verschaffte, der sie dann weiter beförderte. In Jassy kehrten sie direkte beim russischen Konsul ein. Als dieser Letztere von ihrer Herkunft verständigt worden und sie ihm ihre Schriften gezeigt hatten, rieth der Konsul ihnen, die Reise gegen die russische Gränze ohne Verzug fortzusetzen. Er nahm ihnen auch das Gesuch ab, damit es nicht irgendwie den moldauischen Behörden in die Hände falle und versprach, dass sie dasselbe zurückbekommen, sobald sie sich auf russischem Boden befinden. Auch einen Reisepass erhielten sie vom Konsul, in welchem sie als russische Unterthanen eingetragen waren. Bei Mohilew setzten sie über den Dnjester, welcher damals noch die Gränze zwischen Russland und der Türkei bildete. Kaum hatten sie jedoch das jenseitige Ufer betreten (ihr Wagen und ihr Gepäck waren noch drüben geblieben), da erschienen fünf moldauische Reiter am Flusse und forderten, dass die drei Reisenden zurückkehren sollen. Die russischen Beamten gestatteten das jedoch nicht und bewogen die moldauischen Panduren durch die entschiedene Erklärung, dass die gesuchten Individuen russische Unterthanen seien, zum Rückzug. Hierauf wurde auch ihr auf dem moldauischen Ufer verbliebenes Gepäck durch die Russen herüber geschafft. Einige Tage mußten die Reisenden in der Quarantaine von Mohilew zubringen. Während ihres dortigen Aufenthaltes brachte ihnen ein Kourier auch ihre beim russischen Konsul zurückgelassenen Schriften. Zur selben Zeit leitete der Großfürst Konstantin unweit von Mohilew zu Kamenez in Podolien Waffenübungen und nachdem er von den serbischen Abgesandten gehört, wünschte er sie zu sehen. Nenadowitsch und seine Begleiter beeilten sich bei dem Großfürsten zu erscheinen. Es scheint jedoch, dass Konstantin sie nur einer überaus kurzen Audienz würdigte. Matthäus Nenadowitsch beschreibt in seinen „Memoiren" diese Scene in folgender Weise:

„Wir waren zu Kamenez in Podolien angekommen. Großfürst Konstantin war gerade auf dem Platze mit den Waffenübungen beschäftigt. Wir stiegen von unserm Wagen und sahen den Übungen zu. Endlich geht der Großfürst in sein Zimmer und lässt uns alle drei zu sich rufen. Wir gehen hinein und verbeugen uns. „Wer seid Ihr und woher kommt Ihr"? fragt der Großfürst. Wir sagen ihm, dass wir Serben sind und nach Petersburg zum Zar reisen. „Habt Ihr Dokumente"? fragte er weiter. — „Wir haben solche", antworteten wir. — „Glückliche Reise; Gott behüte Euch"! und damit zog er sich in sein Zimmer zurück, wir aber entfernten uns."

Die erste bedeutendere Stadt, welche unsere Reisenden in Russland erreichten, war Kiew. Matthäus war von den großartigen Kirchen mit ihren vergoldeten Kuppeln und von dem prachtvollen Gottesdienst ganz entzückt. Aber noch mehr interessierten ihn die an verschiedenen Plätzen in großer Menge aufgehäuften Kanonenkugeln und seufzend dachte er, wie gut es wäre, nur einen Theil derselben und einige Kanonen nach dem Wratschar hinüber zu zaubern. Auch bei dem Gouverneur von Kiew machten sie ihre Aufwartung; derselbe befragte sie ausführlich über das Verhältnis der Serben zu den Türken und über ihre Kämpfe und äußerte sich endlich dahin, dass ihre Mission keinen Aufschub leide, darum mögen sie nur je eher nach Petersburg eilen. Von Kiew nahmen sie ihren Weg gegen Charkow. In der sandigen Gegend konnten sie nur langsam vorwärtskommen; endlich erreichten sie Charkow. Hier hielt sich die Gattin Tscharbaklijas auf, welche, wie wir wissen, schon früher nach Russland zurückgekehrt war. Bei ihr nahmen unsere Reisenden Quartier und bald erschienen daselbst auch zwei Serben aus Ungarn, Athanas Stojkowitsch und Theodor Philippowitsch, in deren Gesellschaft Frau Tscharbaklija gereist war und die jetzt in Charkow als Lehrer wirkten. Das Zusammentreffen mit Landsleuten fand selbstverständlich unter Freudenbezeugungen und beim Becherklange statt und Nenadowitsch und seine Begleiter waren kaum im Stande, die Wissbegierde

der beiden Lehrer über die serbischen Ereignisse und Zustände zu befriedigen. Nach Entfernung der Letzteren beschlossen die drei Abgesandten, dass sie einen der beiden in Charkow angetroffenen Serben auffordern werden, mit ihnen nach Petersburg zu reisen, damit dieser, der bereits mit den russischen Verhältnissen bekannt war, mit ihnen in ihren Bemühungen zu Gunsten des serbischen Volkes hilfreiche Hand leiste. Nach einigem Schwanken kamen sie darin überein, den Philippowitsch, in welchem sie einen besonnenen ruhigen Charakter erkannt hatten, hiezu aufzufordern. Philippowitsch hatte große Lust, seine Lehrstelle zu verlassen und sich der serbischen Gesandtschaft anzuschließen. Aber der Lehrkörper zu Charkow wollte ihm keine Erlaubnis zur Entfernung ertheilen. Philippowitsch meinte, dass er die gewünschte Erlaubnis erhalten würde, wenn er von Kara-Ghorghe oder einem andern Anführer des Aufstandes hiefür eine schriftliche Aufforderung vorzeigen könnte. Matthäus Nenadowitsch, der bei seiner Abreise aus Serbien das Siegel seines Oheims Jakob irrthümlicher Weise zu sich genommen hatte, dachte nun mit Hilfe dieses Siegels das nöthige Dokument leicht anfertigen zu können. Philippowitsch verfasste nun im Namen von Kara-Ghorghe und Jakob Nenadowitsch einen an ihn selbst gerichteten Brief, in welchem diese ihn an ein früheres, angeblich noch in Serbien gemachtes Versprechen erinnern, dass er nach Russland ziehe, um daselbst die Sprache zu erlernen und sich darauf vorzubereiten, die später abzusendenden serbischen Boten überall hin zu begleiten und ihnen beihilflich zu sein. Sie fordern ihn also auf, dass jetzt die Zeit gekommen sei, das gegebene Versprechen einzulösen und bedrohen ihn zugleich mit dem Fluche des gesammten serbischen Volkes, falls er die Nation betrügen und seine Dienste verweigern würde. Diesen Brief unterschrieb Matthäus und drückte zur Bestätigung das Siegel seines Oheims Jakob darauf. Philippowitsch übergab das Schreiben dem Lehrkörper, der an dessen Glaubwürdigkeit nicht zweifelte und der Entfernung des Philippowitsch kein weiteres Hindernis in den Weg legte.

Von Charkow nahmen die serbischen Sendlinge ihren Weg

direkte auf Moskau. Wie wir gesehen, erregte schon Kiew in großem Maße die Bewunderung des Matthäus Nenadowitsch; zur Beschreibung von Moskau fehlt es ihm aber geradezu an Worten. Er bemerkt nur so viel, dass inmitten des ihn umgebenden Glanzes und Prunkes es ihm vorkam, als wenn Einer aus einem finstern Zimmer plötzlich in eine schimmernde Schnee-Landschaft hinaustritt, wobei sein Auge vom grellen Lichte geblendet wird. In der Nähe von Moskau wohnte auf seinem Landgute der Fürst Prosorowsky, einer der bekanntesten russischen Magnaten. Matthäus und Philippowitsch machten sich also auf und fuhren nach der Besitzung Prosorowskys, um ihn zu besuchen und seine Unterstützung in der Angelegenheit der Serben zu erbitten. Prosorowsky empfieng sie freundlich, hörte aufmerksam die Erzählung des Matthäus über den serbischen Aufstand an und obgleich er große Theilnahme und viel Interesse an der serbischen Sache bezeugte, so drückte er dennoch sein Bedauern aus, dass die Serben zu solch ungünstiger Zeit ihre Revolution begonnen haben und konnte seine Besorgnis über ihre geringe Anzahl gegenüber der großen Macht der Türken nicht verbergen. Er versprach indessen, dass er einigen seiner Freunde in Petersburg schreiben und denselben die serbischen Abgesandten empfehlen werde. Nach Moskau zurückgekehrt, verweilten Matthäus und Philippowitsch daselbst nicht lange, sondern setzten mit ihren Genossen den Weg nach Petersburg fort. In dieser nördlichen Gegend war der Winter bereits eingetreten und erschien unseren Reisenden ziemlich strenge; sie mußten von der Kälte um so mehr leiden, als sie aus Serbien in jenen Kleidern, die sie dort im Sommer zu tragen pflegten, weggereist waren. Auch ihr Geld gieng bereits zur Neige und so konnten sie sich auch nicht jederzeit satt essen. Frierend, hungernd und von der langen Reise erschöpft kamen sie am 7. Nov. in St. Petersburg an. Kaum waren sie in die Stadt gelangt, als ein Polizeibeamter ihren Wagen anhielt. Wie es scheint, war die Polizei von ihrer Ankunft bereits verständigt; denn als sie angegeben, wer sie seien und woher sie kommen, so

führte der Beamte sie in ein Gasthaus. Noch am Abend desselben Tages kam ein Officier, verlangte ihre Pässe und ermunterte sie, dass sie ohne Sorge sein und sich ausruhen mögen. Wenn sie etwas bedürfen, so mögen sie sich an den Gastwirt wenden; im Übrigen aber in ihrer fremdartigen Kleidung nicht auf die Straßen gehen, damit sie kein Aufsehen erregen und von ihrer Anwesenheit auch Solche Kenntnis erhielten, die davon nichts zu wissen brauchen. Des andern Tages spät am Abend erschien wieder ein Beamter bei ihnen, der sie aufforderte, ihre Dokumente und Schriften zu sich zu nehmen und ihm zu folgen. Man führte unsere Reisenden in einen Palast, wo sie mehrere Säle durchschritten und endlich vor den russischen Minister des Äußern, den Fürsten Czartorisky, gelassen wurden. Matthäus Nenadowitsch wurde von seinen Gefährten beauftragt, bei dieser Gelegenheit ihr Wortführer zu sein, weil er sowohl den Beginn des Aufstandes wie auch die gegenwärtigen Verhältnisse am Besten kenne; darum überreichte auch er dem Minister das an den Zar gerichtete Gesuch. Nachdem Czartorisky dasselbe übernommen und gesehen hatte, dass es an den Zar gerichtet sei, sagte er: „Es ist gut, ich werde es Sr. Majestät übergeben" und hierauf fragte er um den Namen und Geburtsort eines Jeden. Alsdann sprach er: „Wir haben schon Kenntnis davon, dass die Serben sich gegen die Türken erhoben haben; wie habt Ihr Euern Hauptanführer Kara-Ghorghe und die übrigen Führer verlassen, sind sie gesund?" — „Gott sei Dank," erwiederte Matthäus, „sie befinden sich wohl und grüßen Euer Excellenz und den Kaiser voll Vertrauen auf das glaubensverwandte Russland, von dem sie ihre Befreiung von den Türken erhoffen." — „Schön, schön", sagte Czartorisky; „aber Serbien ist weit von Russland und wir leben mit den Türken in Freundschaft." Hierauf fragte er sie: „Sind die Türken noch immer in der Belgrader Festung und wie viele können es sein"? — „Sie sind noch in der Festung", antwortete Matthäus, „und es können etwa 16.000 oder vielleicht auch mehr sein; der bosnische Wesir aber brachte vor Kur-

zem ein Heer von 7600 Mann mit sich." — „Sind in Serbien noch mehr Festungen und wie stark ist die türkische Besatzung in jeder derselben"? erkundigte sich der Fürst weiter." — „Es sind mehrere Festungen vorhanden", bemerkten die Abgesandten, „und zwar Semendria mit 1500, Schabatz mit 2000, Sokol mit 1500, Uschitza mit 4500 Mann — wenigstens glauben wir so." — „Und sind dort viele Kanonen"? — „Es sind ihrer genug." — „Und wie stark ist das serbische Heer"? — „Gegenwärtig beträgt es 15.000 Bewaffnete; wenn aber Alle aufstehen, wären es mehr als 70.000 Mann." — „Warum kam der bosnische Wesir mit so vielen tausend Mann vor Belgrad"? — „Der Sultan schickte ihn, damit er uns mit den Belgrader und den übrigen Türken aussöhne." — „Nun, und gelang ihm die Wiederherstellung des Friedens"? — „Er erreichte nur so viel, dass die vier Dahis auf Kähnen entflohen; unser Oberanführer schickte dann den Milenko ihnen nach Adakaleh nach, wo dieser alle vier tödtete." — „Und wie verfuhr der Wesir mit den übrigen Türken"? — „Er verzieh Allen, uns aber versprach er, dass er unsere in neun Punkten abgefasste Bitte, die wir ihm übergaben, nach Konstantinopel senden und des Sultans Gutheißung mit einem bestätigenden Hattischerif auswirken werde. Wir dankten dem Wesir für sein Versprechen und baten ihn, dass entweder er oder wir den österreichischen Hof ersuchen mögen, einen Beamten zu senden, damit dieser Zeuge unserer Vereinbarung sei. Wenn alsdann wir uns erheben oder aber die Türken nach ihrer Gewohnheit abermals ihre Erpressungen beginnen würden, dann möge der österreichische Hof als der nächste Nachbar den Sultan sofort verständigen. Der Wesir aber wies unser Verlangen zornig zurück, indem er sagte, das sei unmöglich; kein König dürfe sich in die Angelegenheiten des Sultans mengen; es gebe genug getreue Mahommedaner, welche dem Sultan die Wahrheit sagen, sobald in Serbien etwas geschehen sollte. Aus all dem sahen wir, dass der Wesir und die Belgrader Türken uns hintergehen wollen und nur darauf warten, bis wir unsere Waffen niederlegen." — „Ihr habt Recht;

nun also, ich werde Eure Bitte dem Kaiser übergeben; jetzt aber behüt Euch Gott"! Damit entfernten sich die serbischen Boten.

Nach einigen Tagen wurden sie wieder zu Czartorisky gerufen und bei dieser Gelegenheit mußten sie umständlich die Ereignisse erzählen vom Anfang des österreichisch-türkischen Krieges im J. 1788 bis zur Ermordung der Dahis. Matthäus und Protitsch waren die Wortführer, jeder von ihnen erzählte das, was er selbst gesehen oder was er von Augenzeugen gehört hatte. Hierauf richtete Czartorisky folgende Frage an sie: „Habt Ihr von Eurem nächsten Nachbar, vom österreichischen Hofe Hilfe gebeten"? — Matthäus beeilte sich zu antworten: „Noch am ersten Tage des Monats März haben wir unser Gesuch mit dem festen Glauben unterbreitet, dass Österreich Soldaten, Waffen und anderes Kriegsgeräthe uns zur Hilfe senden und uns vom Türkenjoche gänzlich befreien werde; denn unsere Vorfahren standen jederzeit getreu zum österreichischen Hofe und insbesondere zur Zeit des Türkenkrieges unter Kaiser Josef kämpften, wie mein Vater erzählte, 18.000 serbische Freiwillige unter dem Kommando des Mihajlowitsch gegen die Türken; wir baten darum wenigstens eine gleich starke Anzahl Freischaren. Auf unser Gesuch empfiengen wir die schriftliche Antwort: Österreich lebe mit der Pforte in großer Freundschaft und könne uns weder Truppen noch Officiere oder Waffen geben, denn dadurch würde es den Friedensvertrag mit der Pforte brechen. Nichtsdestoweniger sind die Behörden gegen uns nachsichtig, die Kaufleute aber besorgen uns alles Erforderliche ums Geld." Darauf bemerkte der Minister: „Gewiss wäre das ein Friedensbruch gewesen und Friede und Freundschaft besteht gerade jetzt ebenso zwischen Russland und der Pforte. Habt Ihr noch die von Österreich erhaltene schriftliche Antwort?" fragte er weiter und als Matthäus dies bejahte, jedoch beifügte, dass dieselbe in Serbien geblieben sei, forderte Czartorisky sie auf, dass sie diese Antwort wohl bewaren mögen. Nachdem Matthäus erzählt hatte, wie zu Semlin in Gegenwart des österreichischen Generals Kara-Gyorgye mit den Betrauten der Dahis

erfolglos unterhandelt hätte, entließ Czartoriski die serbischen Abgesandten. — Wie es scheint, hatten sie keine weitere Audienz, der Zar aber empfing sie gar nicht, wenigstens erwähnt Matthäus Nenadowitsch, der in seinen „Memoiren“ die Reise nach Rußland bis ins Einzelne beschreibt, deren mit keinem Worte.

Und damit hatte die Mission ihr Ende erreicht. Das Resultat entsprach nicht den Erwartungen, denn wenn man den zwar wohlwollenden Rath, welchen die Abgesandten in St. Petersburg erhielten, daß sie nämlich ihre Wünsche der Pforte unterbreiten sollten, der russische Gesandte werde dieselben unterstützen und daß einer ihrer Vertrauensmänner stets bereit sein solle, im Falle der Nothwendigkeit nach Rußland zu reisen, — wenn man diesen Rathschlag abrechnet, so gab Czartoriski den Serben dieselbe Antwort mündlich, welche sie einige Monate vorher vom österreichischen Militäroberkommandanten zu Peterwardein schriftlich empfangen hatte; d. i. daß die mit der Pforte abgeschlossenen Verträge die thatsächliche Einmischung in dem zwischen Serben und Türken obwaltenden Streit nicht gestatten. Die serbischen Abgesandten verloren indessen trotz der wenig ermunternden Worte des russischen Ministers des Auswärtigen den Muth keineswegs und beschlossen vielleicht schon damals, in Bezug auf die russische Protektorschaft gegenüber dem serbischen Volke dieselbe List zu gebrauchen, wie es jene gewesen, als sie die Meinung verbreiteten, daß sie im Namen und mit Erlaubnis des Sultans die Waffen gegen die Dahis ergriffen hätten. Wie wir bald sehen werden, gelang die List vollkommen; das Volk schenkte den Behauptungen der Abgesandten Glauben. Nichtsdestoweniger kann man den Anfang des später zwischen Rußland und Serben entwickelten engern Verhältnisses und Protektorats mit historischer Genauigkeit nicht von der Zeit der russischen Mission des Matthäus Nenadowitsch und seiner Gefährten an rechnen, obgleich nicht geläuguet werden kann, daß dieses der erste Fall gewesen, in welchem das serbische Volk in unmittelbare Berührung mit der russischen Regierung

getreten und die Erinnerung an diesen Umstand die engere Verbindung der späteren Beziehungen erleichtert hat.

Nachdem ihre Aufgabe beendigt war, bereiteten sich die serbischen Abgesandten zur Heimreise vor. Am 26. Dez. verließen sie Petersburg, wobei sie von der Regierung noch 300 Dukaten Reisekosten erhielten. Matthäus empfieng von einem russischen Freunde ein wertvolles Evangelium zum Geschenke, das der schlaue Priester hernach vor dem leichtgläubigen Volke gleichsam als einen Beleg der russischen Freundschaft geschickt zu benützen verstand.

Matthäus Nenadowitsch und Protitsch nahmen jetzt ihren Weg durch Polen, Galizien und Ungarn, Tschardaklija und Philippowitsch blieben noch einige Zeit in Petersburg und erst einige Monate später reiste jener nach Bukarest, dieser aber nach Serbien. Unter vielen Widerwärtigkeiten gelangten Matthäus und sein Genosse um die Mitte Jänner des Jahres 1805 an die Donau und über diese nach viermonatlicher Abwesenheit wieder auf serbischen Boden.*)

6.

Nach dem Abzuge Bekirpaschas (Anfang November 1804) blieben um Belgrad und im Paschalik die herrschenden eigenthümlichen Verhältnisse noch einige Zeit unverändert. Solimanpascha, der anfangs September Assan-Aga Pascha in dem Amte eines Statthalters gefolgt war, führte dasselbe bekanntlich nur nominell; denn der wirkliche Herr der Belgrader Festung war der Krdschalen-Häuptling Ali-Guschanz, der bald auf Seite des Paschas, bald zu den Serben stehend von beiden Theilen den möglichst größten Nutzen ziehen wollte. Sowohl Solimanpascha wie Guschanz bemühten sich zum wiederholten Male, mit den Bel-

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 103—128. Der Prota erzählt seine Reise nach Rußland ausführlich und mit interessanten Details. Wir konnten hier selbstverständlich nur die wichtigeren Momente aus dessen „Memoiren" hervorheben, welche für diese Mission die einzige Geschichtsquelle bilden.

grad einschließenden Serben in freundliche Beziehungen zu treten und die Serben wiesen auch die ihnen gemachten Anerbietungen nicht zurück, sondern unterstützten jene beiden noch mit Lebensmitteln, ja zuweilen selbst mit Geld. Nichtsdestoweniger waren jedoch sowohl der Pascha wie der Krdschalenhäuptling im Grunde Gefangene der Aufständischen. Die thatsächlichen Feindseligkeiten erneuerten sich übrigens seit der Entfernung Bekirs nicht und Soliman Pascha, die Krdschalen und die Serben verlebten einige Monate im Frieden neben einander, unterhielten auch gegenseitigen Verkehr, bezeugten aber fortwährend das größte Mistrauen gegen einander. Für die Serben ergab sich aus diesen sonderbaren Verhältnissen jedenfalls der Vortheil, dass sie fernerhin nicht mehr genöthigt waren, ihre gesammten Streitkräfte um Belgrad zu concentrieren. Ein großer Theil des serbischen Heeres wurde nach Hause entlassen. Auch die Führer verließen das Lager, ein jeder gieng nach seinem Dorfe, um seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen und sich für den kommenden Frühling vorzubereiten. Wahrscheinlich erschienen sie aber im Laufe des Winters öfters bei dem Cernierungsheere vor Belgrad; so finden wir z. B. Kara-Ghorghe selbst bald bei Belgrad, bald in Topola.

Außer den sonstigen oben entwickelten Gründen mußten schon wegen des Eintrittes der schlechten Jahreszeit die Feindseligkeiten aufhören. Völlige Ruhe brachte übrigens auch der Winter nicht; namentlich zwei kleinere, doch wichtige Vorfälle müßen hier besonders erwähnt werden. Jakob Nenadowitsch brannte schon längst vor Begierde, Rache zu nehmen an den Türken von Schabatz, die, wie wir wissen, im vergangenen August den Muß-Aga nach Schabatz hineingelassen hatten, der dann nach zweistündigem Aufenthalte sich zwar wieder entfernte, aber seine verborgenen Schätze mit sich nahm und zugleich siebzig Serben köpfen ließ. Jakob besprach sich also mit dem kühnen, durch seine Tapferkeit berühmten Janko Katitsch, sammelte eine kleine Schar und marschierte im strengsten Winter gegen Schabatz. Das serbische Korps brach in der Nacht auf und obgleich die Festung nahe war, so

gelangte es doch wegen Eis und Schnee und der eigenen Müdigkeit erst des Morgens an das Thor der Stadt. Dieses stand offen und die ersten Ankömmlinge drangen sofort hinein, während der große Theil ihrer Gefährten in einer langgestreckten Linie von Ferne sich näherten. In diesem Augenblicke trat der Hodscha auf das Minaret, um die Gläubigen zum Frühgebet zu rufen. Nachdem er aber die durchs Thor Eingeschlichenen und die Übrigen, welche durch den tiefen Schnee auf die Stadt zu wateten, bemerkt hatte, unterbrach er das Gebet und erhob ein lautes Geschrei, dass die Serben in die Stadt eindringen. Sofort sammelte sich die türkische Bevölkerung und griff die Serben mit solcher Heftigkeit an, dass die gezwungen waren, unter großem Verluste in den Gräben um Schabatz Zuflucht zu suchen. Die Türken umringten sie, gossen heißes Wasser auf sie und warfen Bienenkörbe in den Graben, damit die darin Befindlichen von den Bienenstichen herausgedrängt würden. Wer aber diesen Zufluchtsort verließ, wurde von den Türken sogleich niedergemetzelt. In dieser gefährlichen Lage verbrachten auch Nenadowitsch und Katitsch den ganzen Tag, hungernd und durstig; endlich am Abende konnten sie die Entbehrungen nicht mehr ertragen; sie durchbrachen gewaltsam die Reihen der Türken und flüchteten an das Ufer der Save. Ungefähr sechzig ihrer tapfersten Kämpfer zählten die Serben unter den Todten.*)

Während Jakob Nenadowitsch vor Schabatz so unglücklich operierte, brachen auch in der Belgrader Festung Wirrnisse zwischen der türkischen Bevölkerung und den Krdschalen aus, ja diese Letzteren selbst konnten sich untereinander nicht vereinigen. Sowohl Ali Guschanz wie Redschep-Pascha, der Kommandant von Orschowa, hatten die Belgrader Statthalterschaft zu erlangen gewünscht. Als nun Redschep sah, dass Guschanz mächtiger sei denn der vom Sultan gesandte Wesir, intriguierte er durch seine Parteigenossen gegen denselben und da er einen

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 133—134.

Theil der Krdschalen für sich gewann, so rief er einen blutigen Zwist hervor. Indessen stellte Guschanz die Ordnung wieder her und trieb ungefähr 300 Rebellen aus der Festung, unter Einem forderte er Kara-Ghorghe auf, dass er dieselben nicht entkommen lassen möge. Sobald die weichenden Krdschalen bei dem Morawafluss anlangten, wurden sie von den auflauernden Serben umringt und grossentheils niedergemetzelt. Ali Guschanz verblieb aber auch weiterhin der unbeschränkte Gebieter von Belgrad.*)

Nach der Winterruhe sammelten sich die Serben abermals um Belgrad, wo auch Kara-Ghorghe erschien, Matthäus Nenadowitsch, als er Mitte Januar 1805 von seiner Reise nach Russland zurückkehrte, hatte den serbischen Ober-Anführer noch in Topola angetroffen und demselben hier den Erfolg seiner Mission mitgetheilt. Es ist möglich, dass man auch hier beschloss, was man dem Volke von Russland und den Hoffnungen auf russischen Schutz sagen wolle.**)

Das Ansehen Kara-Ghorghes wurde um diese Zeit von einer grossen Gefahr bedroht. Seine Bursche, die seine Leibwache bildeten, hatten ihn sämmtlich verlassen, da sie ohne Bezahlung nicht länger dienen wollten. Als Katitsch und Matthäus Nenadowitsch dies erfuhren, sammelten sie sofort die widerstrebenden Gesellen und machten ihnen wegen ihrer Treulosigkeit harte Vorwürfe, versprachen ihnen aber insbesondere, dass künftighin jeder von ihnen sechs Dukaten monatlichen Sold erhalten solle; zugleich bewogen sie dieselben, dass sie zu ihrem Herrn zurückkehren und ihn um Verzeihung bitten mögen. Kara-Ghorghe empfieng sie freundlich und erhielt auf solche Weise seine Leibwache zurück, ohne welche er bei dem Volke von seiner Bedeutung vieles eingebüßt hatte.***)

---

*) Karadschidsch, Danitza, 1834, p. 26—28. — Nenadowitsch, Memoari p. 129—130.

**) Ebd. p. 130.

***) Ebd. p. 134—137.

Nach Ablauf des Winters scharten sich also, wie erwähnt, die Serben neuerdings in größerer Anzahl bei Belgrad zusammen und da man dem ohnehin nur erzwungenen Frieden nicht traute, so wurde insgeheim die Einnahme von Belgrad geplant. Um aber auch den Schatten eines Verdachts von sich abzulenken, hatte man schon im Winter unter dem Volke Geld gesammelt, damit der dem Sultan schuldige Haradsch erlegt werden könne. Unter solchen Verhältnissen wurde die Abhaltung der Skupschtina abermals nothwendig; denn es mußte darüber Beschluss gefasst werden, auf welche Weise und zu welchen Zwecken das eingeflossene Geld verwendet, insbesondere aber auch darüber, ob die Unterhandlungen mit der Pforte, welche im Laufe des Winters gänzlich abgebrochen waren, neuerdings aufgenommen werden sollen. Zu diesem Zwecke wurde Petjani, unweit von Belgrad, nahe bei Ostruschniza, als Versammlungsort bestimmt. Hier versammelten sich am 29. April in großer Anzahl die Abgesandten aus allen Theilen des Landes; und damit sie ihre Berathungen gegen jedwede Überraschung sichern, wurden bewaffnete Scharen an den Straßen gegen Belgrad aufgestellt, woher man seitens der Türken einen Angriff besorgen konnte.*)

Auf dieser Skupschtina verkündigte Matthäus Nenadowitsch das Resultat seiner Reise nach Russland. Indem er dem Volke das in Petersburg erhaltene Evangelium vorwies, sagte er, Zar Alexander habe dasselbe zu dem Zwecke gesendet, damit sie es küssen und auf dasselbe schwören, ihrem begonnenen Werke bis ans Ende getreu zu bleiben. Ferner erzählte er, dass der Zar Hilfe versprochen habe, doch müsse man dieses geheim halten, damit die Türken es nicht erfahren. Bis dahin aber solle man stets betonen, die Serben hätten nie aufgehört, des Sultans getreue Rajah zu bleiben und würden nur gegen die kleineren Tyrannen kämpfen. Die Versammelten lauschten den Worten des Erzpriesters Matthäus wie der Rede eines

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 132 und 269.

Profeten und gelobten einstimmig, dass sie in Allem gehorchen werden.*) Das während des Winters gesammelte Geld wurde jetzt auch nach Petjani gebracht. Als man die große Menge Gold- und Silberstücke angesichts der ganzen Versammlung auf einem am Boden ausgebreiteten rothen Mantel zählte, bemerkte Kara-Gyorgye mit einem Seufzer: „Ei! wäre es nicht besser, für diese große Summe Schießpulver zu kaufen und gegen die Türken zu benützen, anstatt ihnen alles das Geld zu geben, damit sie alsdann uns schlagen"?**) Nichtsdestoweniger siegte die nüchterne Ansicht und wurde ein Theil des gesammelten Geldes als Haradsch an Solimanpascha, ein anderer Theil an Ali Guschanz abgeliefert, mit dem Reste aber jene Schulden bezahlt, welche die Serben bei dem Einkauf von Kriegsmunition auf sich genommen hatten.***)

Inmitten der Berathungen trafen auch zwei walachische Bojaren bei der Skupschtina ein; sie waren vom Hospodar Ypsilanti gesendet mit der offenbaren Absicht, die Serben mit der Pforte zu versöhnen, da Letztere die Vermittelung Ypsilantis gewünscht hatte; insgeheim aber eiferten sie die Aufständischen zum fortgesetzten Widerstande an, obzwar nämlich Ypsilanti mit der Pforte noch nicht gebrochen hatte, so beschäftigte er sich dennoch seit langem mit Losreißungsplänen. Den serbischen Aufstand betrachtete er als ein geeignetes Mittel zur Erreichung seiner eigenen Zwecke und darum beeilte er sich, seine Vertrauten an die Skupschtina zu senden, als er gerade durch die Pforte zu diesem Schritte aufgefordert wurde. Wiewohl diesbezüglich die Daten fehlen, so bezeugen doch die späteren Ereignisse hinlänglich, mit welch lebhaftem Interesse Ypsilanti die serbische Bewegung verfolgte und dieselbe wo nur möglich auch unterstützte. Darum ist es auch mehr als wahrscheinlich, dass seine Abgesandten auch

*) Ebd. p. 131.
**) Ebd. p. 132.
***) Ebd. p. 133.

in dem jetzigen Falle nicht verabsäumt haben, die Aufständischen zur Ausdauer zu ermuntern.*)

Der wichtigste Beschluss der Skupschtina war aber unzweifelhaft die Wahl einer Deputation mit der Weisung, nach Konstantinopel zu reisen, um die Beschwerden und Wünsche der Serben dem Sultan zu unterbreiten. Alexa Lazarewitsch, der Prota (Erzpriester) von Schopitj, Stefan Schiwkowitsch, der mehrerwähnte Kaufmann von Semlin und Johann Protitsch, der vorjährige Reisegefährte des Matthäus Nenadowitsch, wurden zu dieser Mission ausersehen.**) Die Skupschtina verfasste ein langes Bittschreiben an den Sultan, welches die Abgesandten mit sich nehmen sollten. Dieses Gesuch ist in vieler Beziehung ein überaus interessantes Schriftstück, vorzüglich aber darum, weil es am deutlichsten bezeugt, in welcher Weise im Verlaufe kaum eines Jahres, d. i. seitdem die Serben ihr erstes derartiges Gesuch dem Bekirpascha überreichten, die serbischen Verhältnisse und das Selbstbewusstsein des Volkes sich entwickelt hatten. Nach der gewohnten huldigenden Einleitung hebt das Bittschreiben insbesondere hervor, dass trotz der Entfernung der vier Dahi's das Schicksal des Landes sich nicht zum Bessern gewendet habe; denn Belgrad sei auch jetzt noch in den Händen von etwa tausend willkürlichen Tyrannen, die schlechter seien als selbst die Dahi's. Ferner, dass das Volk, obzwar es seit drei Jahren sich weder mit dem Ackerbau noch mit einem andern Erwerbszweige beschäftigen konnte, dennoch lieber sein Vieh und andere Fahrnisse verpfändet habe, um nur den Pores und Harabsch bezahlen und so seine Treue gegen den Sultan beweisen zu können. Sodann übergeht das Gesuch auf die Wünsche des serbischen Volkes und fasste dieselbe in nachstehende neun Punkte zusammen: 1. Statt des Wesirs ernenne die Pforte einen ehrlichen, wohl-

*) Gervinus, Geschichte des 19. Jahrh. Bd. V. S. 71. — Nenadowitsch, l. c. p. 132—133.

**) Ebd.

wollenden Muhafil (Regierungskommissär) in Belgrad, wobei sie versprachen, dass falls sie mit dessen Hilfe sich von den Krdschalen, welche die Festung in ihrer Gewalt haben, befreien könnten, sie für ewige Zeiten des Sultans getreue Rajah verbleiben würden; 2. das Volk möge in den 12 Nahien je einen Oberknes, das ganze Land aber einen Hauptknes erwählen, dem jene untergeordnet wären und sowohl die Oberknesen wie der Hauptknes durch Berate des Sultans in ihren Ämtern bestätiget werden. Dieser oberste Vorsteher des gesammten Volkes solle in Belgrad seinen Sitz haben und jederzeit der alleinige Vermittler zwischen der Pforte und dem Volke sein; 3. im Falle des Ablebens des obersten Vorstehers oder falls derselbe wegen irgend eines Vergehens von seinem Amte entfernt werden müßte, soll einzig das Volk zur Wahl eines andern Vorstehers berechtigt sein und diese Regel gelte auch in Bezug auf die 12 Oberknesen; 4. der Haradsch, Pores und andere Sultanssteuern sowie die Giebigkeiten an die Spahi's sollen in einer einzigen, gemeinschaftlich zu bestimmenden Summe zusammengefasst werden; die Spahi's aber möge der Sultan aus seiner eigenen Kasse befriedigen, damit sie sich fernerhin nicht mehr in die Angelegenheiten des Landes einmengen und so zu späteren Verwirrungen Anlass bieten könnten; 5. nur allein dem Ober-Vorsteher des serbischen Volkes sei es gestattet, im Lande Steuer zu erheben, und diese sende er dann durch seinen eigenen Mann in Gemeinschaft mit einer Vertrauensperson des Muhasil an die Kasse des Sultans nach Konstantinopel, 6. dem obersten Vorsteher werde eine gewisse Anzahl bewaffnete Mannschaft an die Seite gegeben, damit er im Stande sei, im Lande die Ordnung aufrecht zu erhalten, die Steuer pünktlich einzutreiben und das Volk gegen alle Angriffe zu vertheidigen; 7. dem Volke sei es gestattet, überall, wo man es für gut hält, Kirchen und Klöster zu erbauen und überhaupt soll es in der Ausübung der religiösen Ceremonien niemand behindern können; 8. der Betrieb des Ackerbaues, des Handels und andere Beschäfti-

gungen seien vollkommen frei und von aller Besteuerung geschützt; 9. nachdem jedoch kaum glaubhaft erscheint, dass die in der Belgrader Festung eingenisteten böswilligen Krdschalen den Muhafil des Sultans den Einzug gestatten werden, so möge die Pforte den österreichischen Hof ersuchen, damit dieser die Lebensmittellieferung in die Festung verbiete. — Nach Aufzählung dieser neun Punkte erwähnt noch das Gesuch, dass die Bitte des serbischen Volkes zwei zu diesem Zwecke erwählte Abgesandte dem Sultan unterbreiten werden. Endlich wird noch angeführt, dass die zwei Abgesandten einen Ausweis von allen jenen Unkosten überbringen, welche das serbische Volk in der letzten Zeit ohne sein Verschulden einzig im Interesse seiner Selbstvertheidigung zu machen genöthigt war.*)

Auf den ersten Blick fällt der wesentliche Unterschied auf, der zwischen diesem Gesuch und jenem besteht, das die Serben im Monat Mai 1804 auf der Semliner Konferenz vorzeigten und später dem Bekirpascha übergaben. Dieses Letztere forderte grösstentheils nur die Abstellung alter Beschwerden, als der einzige Wunsch von wichtiger Tragweite erscheint in dem Schriftstück die Wahl des nationalen Oberhauptes. Dieser Wunsch wurde auch in das jetzige Gesuch aufgenommen, aber um vieles bestimmter umschrieben. Außerdem verlangten die Serben jetzt bereits für jede Nahie einen Oberknes, frei vom Volke gewählt, welche Institution, falls sie ins Leben getreten wäre, ohne Zweifel zu einer selbständigen, nationalen Verwaltung geführt hätte. Die Forderung der Steuersummierung wäre nichts Anderes gewesen als die Feststellung des Tributs, woraus dann das autonome Verfügungsrecht in finanzieller Hinsicht um so eher von selbst entsprossen wäre, als die Umlage und Einhebung der Steuer einzig zum Wirkungskreis dieser obersten Vorstehers der Nation gehört haben würde. Endlich jenes Verlangen, dass die Spahi's ihre bisherigen Einkünfte verlieren und durch den Sultan, resp. durch

*) Golubitza 1843 u 1844, Bd. I. p 277—285.

den Staat einmal für immer befriedigt werden sollen, bedeutete nichts Anderes, als die früher oder später eintretenden völlige Verdrängung des mahommedanischen Elements aus dem Lande.

Es waren das kühne Forderungen, jedenfalls viel kühner, als dass die Pforte sie unter den damaligen Verhältnissen hätte erfüllen können. Wenn man aber das Zeitalter und die intellektuelle Unentwickeltheit des serbischen Volkes in Betracht zieht und erwägt, dass das heutige Fürstenthum Serbien nach einer fast siebzigjährigen nahezu selbständigen staatlichen Existenz auch auf keinen anderen Grundlagen beruht als jene sind, welche die obigen neun Punkte enthalten: kann man seine Bewunderung jenen einfachen, des Lesens und Schreibens urkundigen Männern nicht versagen, die schon im J. 1805 vielleicht noch unbewusst und nur von ihrer natürlichen gesunden Einsicht geleitet, jedenfalls die Herstellung solcher Zustände anstrebten, welche erst nach Decennien zahlreicher blutiger und friedlicher Kämpfe ihre vollständige Ausgestaltung erlangen konnten. Auf dem Bittschreiben an den Sultan finden sich 51 der angeseheneren serbischen Namen unterzeichnet, unter ihnen auch der Kara-Ghorghes, aber nicht an erster Stelle und zwar darum, damit die Pforte nicht meine, Kara-Ghorghe habe als Häuptling auch die Übrigen zur Unterschrift bewogen, sondern damit ihre einmüthige Annahme der Bitte deutlich werde.*) Solche Kunstgriffe waren in jener traurigen Zeit des Mistrauens und des gegenseitigen Argwohns ohne Zweifel nothwendig. Ein ähnlicher Kunstgriff war es auch, dass die Serben in ihrem Gesuche nur von zwei nach Konstantinopel zu sendenden Deputierten sprachen, während eigentlich deren drei gewählt waren. Der Dritte erhielt aber die Weisung, seinen beiden Gefährten ohne Aufsehen zu folgen und stets bereit zu sein, falls eine Reise nach Russland nothwendig werden sollte.**) Noch müßen wir jenes überaus charakteristischen Kosten-Ausweises

*) Renadowitsch, Memoari p. 279.

**) Ebd. p. 133.

gedenken, welchen die Serben ihrem Gesuche beischlossen. In dieser Urkunde kommen die nachstehenden Posten als von den Serben gemachte Ausgaben vor:

An Guschanz Ali	180.000	Piaster
Statt des Bekirpascha abermals an Guschanz	95.000	„
Bekirpaschas Auslagen in Belgrad . .	40.000	„
An Guschanz für 120 Krdschalen . .	54.000	„
Den drei Wesiren*) und Redschep . .	488.090	„
Für die Auslagen Bekirpaschas als er nach Belgrad kam und von dort sich entfernte	130.700	„
Betjil-Arß**) erhielt von den Knesen .	16.500	„
Auslagen der Serben für Lebensmittel und Kriegs-Munition	850.000	„
An Soliman-Pascha	200.000	„
Abermals demselben unter Quittung .	71.278	„
Zusammen:	2,125.568	Piaster.***)

Diese Summe welche nach heutigem Geldwert über 1,200.000 Gulden betragen würde, forderten die Serben zwar nicht von der Pforte zurück, sondern es scheint nur, dass sie diese Rechnung als Beweis gebrauchen wollten, wie das Land völlig erschöpft und nicht im Stande sei, die Steuern ordentlich zu entrichten. Es ist jedenfalls ein beachtenswerter Umstand, dass die Serben in dieser der Pforte vorzulegenden Urkunde auch jene ihrer Ausgaben anführen, welche sie für ihren eigenen Lebensunterhalt und für die Anschaffung von Kriegsgeräthen gemacht hatten, allerdings im Kampfe gegen ihre Unterdrücker, die Dahis, die aber nichtsdestoweniger Mahommedaner waren. Es war das vonseite der Serben gar nicht ungeschickt ausgedacht; denn sie wollten dadurch

*) Nämlich Assan-Aga, Bekir- und Soliman-Pascha.

**) Wahrscheinlich ein Krdschale oder ein Beauftragter Bekirpaschas

***) Karadschibsch, Danitza, 1828, p. 30—31.

wahrscheinlich unzweifelhaft beweisen, dass sie, obwohl Christen, jederzeit treue Unterthanen des Sultans waren, indessen ihre Feinde, trotzdem sie Moslims gewesen, dennoch zugleich auch als Empörer gegen den Sultan zu betrachten seien.

Die Serben der Gegenwart können auf die Skupschtina, welche vor 70 Jahren in Petjani klagte, mit Stolz zurückblicken; denn es ist vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte, dass ein auf so niedriger Kulturstufe stehendes und unter so zerfahrenen, ungeregelten Verhältnissen lebendes Volk so viel staatsmännische Einsicht, so viele Mäßigung und solche Geschicklichkeit bekundet hat.

Die drei serbischen Abgesandten schifften sich am 15. Mai auf der Donau ein und gelangten nach mehrtägiger Fahrt nach Bukarest. Ypsilanti empfieng sie freundlich und war ihnen in Allem zu Hilfe. Protitsch setzte indessen die Reise mit seinen Gefährten nicht fort, sondern blieb in Bukarest; seine Stelle nahm Tschardaklija ein, der bereits vor längerer Zeit aus St. Petersburg in der Walachei angekommen war und dort im Interesse der Serben gewirkt hatte. Er war es auch, der schon im März in einem Briefe an Matthäus Nenadowitsch den Rath ertheilt hatte, man möge drei Abgesandte schicken, deren Einer alsdann statt seiner in Bukarest bleiben solle. Ypsilanti brachte die serbischen Deputierten auch mit dem russischen Konsul in Verbindung und mahnte sie endlich zur Weiterreise; er verständigte auch von Allem Kara-Ghorghe. Am 9. Juni traf die Deputation in Konstantinopel ein.*) Bevor wir jedoch von der Thätigkeit der serbischen Abgesandten in der Hauptstadt des türkischen Reiches sprechen, müßen wir abermals nach Serbien zurückkehren, wo inzwischen der Kampf neuerdings begonnen hatte.

Die südwestlichen Nahien Serbiens, nämlich die von Sokol,

*) Golubitza, 1843 u. 1844, Bd. V. p. 134—136 u. 285—286. — Nenadowitsch, Memoari, p. 270 und 290.

Uschitza und Poschega hatten bisher am Aufstande noch keinen Antheil genommen. Seitdem die Angelegenheit der Dahis sich zum Schlimmern gewendet und die Erhebung überall triumfiert hatte, suchten die Janitscharen und auch andere Türken in den südlichen Theilen des Landes Zuflucht, wo ihnen die Festungen Uschitza, Sokol und Karanowatz hinlänglichen Schutz gegen Angriffe zu bieten schienen. Bald darauf kehrten auch einige in die Nachbarprovinzen geflüchtete Janitscharenhäuptlinge wieder zurück, und ließen sich, namentlich der öfters erwähnte Bego Nowljanin und der Bruder des einst so mächtigen Dahis Fotschitsch, Osman Fotschitsch Aga, in Uschitza nieder.*) Trotzdem der größte Theil des Landes jetzt schon vollständig im Besitz der Serben war, konnten diese Janitscharen ihre egoistischen Begierden doch nicht bezähmen und ohne Besorgnis über die vom Norden drohende Gefahr plünderten sie die unglückliche Rajah in diesen Gegenden ebenso willkürlich wie zur Zeit des Glanzpunktes ihrer Macht. Die Aufständischen konnten das traurige Los ihrer Mitbürger nicht länger gleichgiltig betrachten und erschien jetzt, wo sie über ein ansehnliches Heer verfügten und die Krdschalen in der Belgrader Festung in Folge ihres innern Zwistes auch nicht zu fürchten waren, die Gelegenheit günstig, um auch jene Gränzgegenden vom Joche der Janitscharen zu befreien. Aus diesem Grunde und auch deshalb, weil diese Gränzorte im Falle eines vom Süden hereindringenden Türkenheeres demselben als starke Stütz- und Vertheidigungspunkte gedient hätten, entschloss sich Kara-Gyorgye, vor Allem Karanowatz in seine Gewalt zu bekommen. In Folge seines Aufrufes eilten die Anführer, und zwar von den Bekannteren insbesondere Janko Katitsch, Sima Markowitsch, Djuscha Wulitschewitsch, Stanoje Glawasch, Hauptmann Raditsch, Mladen und Andere in ihre Distrikte, um Truppen zu werben, welche sie auf der Straße von Topola nach Karanowatz in verschiedenen Ortschaften sammelten, bis

*) Karadschidsch, Danitza, 1834, p. 33.

Jakob Nenadowitsch die Weisung erhielt, im Verein mit Milan Obrenowitsch ihre Scharen in der Richtung gegen Uschitza derart aufzustellen, damit das gegen Karanowatz operierende Serbenheer vonseite der dortigen Türken keine Überraschung zu besorgen habe. Auch Matthäus Nenadowitsch erschien mit etwa 100 Mann und der einen Kanone bei dem Oberanführer. Am 24. Juni verließ Kara-Ghorghe mit seiner Leibwache und einigen getreuen Kameraden Topola. Während des Weges wuchs seine Schar fortwährend, so dass er am 27. Juni mit 5000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern vor Karanowatz ankam, das unweit des Zusammenflusses der Morawa und des Ibar am linken Ufer des Letztern in einem reizenden, von Bergen umgränzten Thale sich ausbreitet. Nachdem die Vorbereitungen zur Belagerung geschehen waren, wurde diese am 30. Juni eröffnet. Die Türken hatten sich aber wohl verschanzt und kämpften so tapfer, dass trotz der die ganze Nacht andauernden Beschießung und des in der Stadt ausgebrochenen Feuers die Serben nicht im Stande waren, den Gegner aus seinen Stellungen zu verdrängen. Des andern Tags setzten die Belagerer das Bombardement bis Mittag fort, alsdann versuchten sie einen Sturm. Allein den Türken gelang es, die vordringenden serbischen Scharen mit solcher Heftigkeit zurückzuschlagen, dass diese auf das jenseitige Morawaufer flüchten mußten. Bei dieser Gelegenheit gerieth auch Kara-Ghorghes lange Lieblingsflinte in die Hände der Belagerten. Nach dieser Schlappe eilte Kara-Ghorghe nach Topola, um mehr Schießbedarf und um die zweite Kanone. Unterdessen näherte sich das serbische Heer abermals gegen Karanowatz und verbrannte die türkischen Mühlen und Meiereien, doch zur Schlacht kam es nicht. Es trafen nämlich mittlerweile Abgesandte des Paschas von Nowibazar im serbischen Lager mit der Bitte ein, dass Kara-Ghorghe den Türken von Karanowatz freien Abzug gestatten möge. Kara-Ghorghe, der am 8. Juli mit der zweiten Kanone vor Karanowatz wieder angelangt war, ließ sich gern in Unterhandlungen ein, nachdem er erfahren hatte, dass die Türken von Karanowatz

nicht so leicht zur Übergabe gezwungen werden könnten. Diese Letzteren waren aber trotz ihres einmal errungenen Sieges dennoch gerne bereit, die Festung und Stadt zu verlassen, da sie wussten, dass sie auf keine Hilfe rechnen, die Serben aber in jedem Augenblick mit größerer Macht erscheinen können. Nach einigen Tagen der Unterhandlung kam wirklich die beiderseits gewünschte Übereinkunft zustande, gemäß welcher die Türken frei abziehen können, nur Kara-Ghorghes lange Flinte. die er bei dem Sturme auf Karanowatz verloren hatte, mußten sie zurückgeben und außerdem noch ein Reitpferd zum Geschenk. Am 11. Juli war der Auszug der Türken beendigt, worüber im serbischen Lager große Freude sich erhob; bei lustigem Gelage und Gesang feierte man den glücklichen Ausgang des so übel begonnenen Unternehmens. In Bezug auf die damaligen Verhältnisse ist charakteristisch, dass vor allem das ganze Heer sich versammelte, ein gemeinsames Gebet sprach, hierauf aber sofort ein christlicher Geistlicher aus dem Distrikt von Nowibazar, der früher den Karanowatzer Türken einige Dienste geleistet hatte, zu 25 Stockschlägen verurtheilt wurde, welche Strafe zwei andere Geistliche in Gegenwart des ganzen Lagers an ihm vollzogen. Noch am selben Tage zogen die Serben in Karanowatz ein und zündeten die Stadt an, so dass sämmtliche Gebäude ein Raub der Flammen wurden, nur allein die Dschamia (das mahommedanische Bethaus) blieb unversehrt.*) — Nach der Zerstörung von Karanowatz verließ Kara-Ghorghe diese Gegend und eilte nach Jagodina, um für den herannahenden Krieg Vorbereitungen zu treffen. Noch vor Karanowatz hatte er nämlich die Nachricht erhalten, dass die Pforte den Hafispascha von Nisch zum Statthalter in Belgrad ernannt habe mit der Weisung, ein Heer zu sammeln und wenn nöthig, der serbischen Bewegung mit Waffengewalt ein Ende zu machen. Unter Einem

*) Grujewitsch, Tagebuch, in den „Memoiren" des Nenadowitsch, p. 301—314 mitgetheilt. — Karadschidsch, Danitza, 1834, p. 33—34.

erhielt Kara-Ghorghe auch davon Kunde, dass Hafis-Pascha einen Vertrauten, Omer Aga, nach Uschitza gesandt habe, damit er unter den dortigen Türken ein starkes Korps organisiere, das den Einmarsch Hafis Paschas von dieser Seite unterstützen solle. Kara-Ghorghe beauftragte deshalb sofort nach der Einnahme von Karanowatz den Matthäus Nenadowitsch, er solle seinen Oheim Jakob ungesäumt aufsuchen, auf dass dieser mit den Uschitzaern entweder eine Vereinbarung treffe oder deren Theilnahme am bevorstehenden Kampfe gewaltsam verhindere.*)

Matthäus entledigte sich unverweilt des ihm gewordenen Auftrages, sammelte im Verein mit Jakob Nenadowitsch und Milan Obrenowitsch ein Kriegsheer und zog mit diesem und den zwei Kanonen gegen Uschitza. Bei dem Berge Zrnakoßa angelangt, schickten die Serben eine Botschaft an die Türken von Uschitza, sie mögen zu einer Berathung ins Lager kommen. Darauf erschienen zwanzig Türken zur Konferenz. Die Serben wollten vor Allem wissen, was Omeraga, der Vertraute Hasispaschas in Uschitza suche und weshalb die Türken sich in Kriegsbereitschaft setzen. Die türkischen Abgesandten läugneten entschieden jede solche Bereitschaft, von Omeraga aber behaupteten sie, dass ihnen dessen Mission unbekannt sei. Nachdem die Serben sich dann darauf berufen, dass Bekir selbst die vier Dahi's ihnen übergeben und auch die Schabatzer Türken selber den Mußaga und dessen Janitscharen vertrieben hätten: verlangten sie, die Türken von Uschitza mögen desgleichen den Omeraga, dann Nowljanin und Osman Fotschitsch-Aga zwingen, dass sie mit ihren Genossen die Stadt verlassen, oder sie mögen diese den Serben ausliefern, welche in diesem Falle bereit seien, sich zurückzuziehen und mit der friedlichen mahommedanischen Bevölkerung auch fernerhin in Frieden zu leben. Die Türken antworteten jedoch, dass sie die Genannten weder vertreiben noch ausliefern könnten, weil ihr Glaube es

*) „Schumadintsche" (Ein kleines serbisches Taschenbuch). Semlin, 1852, S. 90.

verbiete, dass ein Mahommedaner gegen den andern Derartiges begehe. Damit gieng die Berathung auseinander, wobei die Serben die Drohung ausstießen, dass sie Uschitza zerstören werden. Bei dieser Gelegenheit betasteten die Türken auch die Kanonen der Serben, von denen sie meinten, sie wären aus Holz. Als sie nun die Überzeugung gewannen, dass es wirkliche gute Eisenkanonen seien, brachen sie über diese Macht der verachteten Rajah in Thränen aus.

Bald nach dieser resultatlosen Berathung schlossen die Serben Uschitza ein. Die Stadt liegt am Ufer eines Flüsschens in einem kreisförmigen Thale, dessen Öffnung ein kegelartiger Berg abschließt; auf dem Gipfel desselben befand sich die Veste. Die Serben besetzten die Bergesspitzen und beherrschten auf diese Weise vollkommen die unten im Thale liegende Stadt. Die Türken errichteten starke Schanzen und entwickelten viel Tapferkeit in der Vertheidigung. Endlich aber gelang es den Serben durch in Schwefel getauchte Lappen oder glühende Eisenkugeln die inmitten der Stadt sich erhebenden Minarets in Brand zu stecken. Sofort entzündete sich auch die Dschamia und das Feuer griff unter den zumeist aus Holz erbauten Häusern rasch um sich. Binnen kurzer Zeit hatte die Feuersbrunst einen derartigen Umfang genommen, dass die Türken sich nicht mehr vertheidigen konnten; sie verließen die Stadt und suchten Zuflucht in der Festung. Die zahlreiche Bevölkerung konnte aber in der kleinen Veste keinen Platz finden, Viele blieben außerhalb derselben, lagerten sich um deren Mauern oder an den Abhängen des Berges und erfüllten mit Wehklagen die Luft. Die serbischen Anführer gestatteten die Verfolgung der Flüchtigen nicht, widersetzten sich jedoch keineswegs der Plünderung in der brennenden Stadt. Uschitza war damals nahezu Serbiens bevölkertste Stadt; sie zählte 5000 Häuser, die sämmtlich eine Beute der Flammen wurden. Am 1. Aug. 1805 gelangte diese Stadt in die Gewalt der Serben. Nachdem die in die Veste geflüchteten Türken sahen, dass sie sich daselbst nur kurze Zeit halten können, begannen sie sofort nach Zerstörung der Stadt

Unterhandlungen mit den serbischen Anführern. Diese Letzteren forderten als Friedensbedingungen die Vertreibung der schon erwähnten drei Agas, ferner 50.000 Piaster in Geld und 80 gute Reitpferde. Nach kurzem Zögern giengen die Türken die Bedingungen ein und noch am selben Tage überbrachten sie die geforderte Summe und die Pferde in das Lager. Sowohl Geld als Pferde wurden unter die serbischen Kämpfer vertheilt. Matthäus Nenadowitsch empfieng als Antheil ein schönes Reitpferd; er wies dasselbe jedoch zurück und verlangte für sich das Pferd des Osman Fotschitsch-Aga, gleichsam als Ersatz und als Rache dafür, weil des Agas Bruder, der Dahi Fotschitsch, als er den Knesen Alexa bei Waljewo ermorden ließ, auch das Pferd des Matthäus fortschleppte. Umsonst redete selbst sein Oheim Jakob dem Prota zu, er möge das ihm bestimmte Pferd nur annehmen, ohnehin sei es besser als das des Agas; Matthäus gab nicht nach und weil andererseits Osman Fotschitsch, der in der Erfüllung dieses Verlangens eine große Demüthigung zu erkennen glaubte, zögerte sein Pferd herauszugeben, sammelte Matthäus schnell seine eigene Kriegerschar und marschierte gegen die Veste. Endlich zwangen die Türken selbst den Osman Aga zur Herausgabe des Pferdes und lenkten auf solche Weise von sich und ihren Familien die drohende Gefahr ab. Des andern Tages verließen die drei Agas mit ihrem Gefolge Uschitza, in welche Stadt Jakob Nenadowitsch den Alexa Popowitsch zum Wojwoden ernannte. Die Serben konnten fürderhin ungehindert in Uschitza ein- und ausgehen, die daselbst verbleibenden Türken aber ihre niedergebrannten Häuser wieder aufbauen. Am 3. August verließ das serbische Heer diese Gegend und kehrte vor Belgrad zurück. Die auf hoher Felsenspitze emporragende Veste Sokol griffen die Serben bei dieser Gelegenheit nicht an, aber die ringsum liegende Nahie gerieth ebenfalls völlig in ihre Gewalt und wurde der Archimandrit Hadschi-Melenti mit deren Verwaltung betraut.*)

*) „Schumadintsche" u. s. w. S. 91–99. — Berichte des Hauptmanns Jowanowitsch an Stratimirowitsch in der Manuskriptensamm-

Die öfteren Siege und die reiche Beute machten die Serben nicht bloß übermüthig, sondern lockerten auch in deren Heer die Disciplin. Den daraus entspringenden Nachtheilen suchten die Anführer, als sie vor Belgrad eintrafen, durch strenge Maßregeln zu begegnen. Es wurde im Lager verkündet, dass derjenige, welcher seinen Kameraden beschimpft, 50 bis 100 Stockprügel Strafe erhalte; demjenigen aber, der außer dem Feinde irgend jemandem mit dem Messer oder einer andern Waffe entgegentritt, werde die Hand abgehauen. Das wirkte; Ordnung und Disciplin kehrten in die Reihen der serbischen Krieger zurück.*)

Während die Aufständischen in den südlichen Theilen Serbiens solch glänzende Erfolge errangen, mußten ihre Abgesandten in Konstantinopel mit großen Schwierigkeiten kämpfen. Das Bittgesuch gelangte zwar durch den Patriarchen der orientalischen Kirche in die Hände des Sultans; aber eine Antwort erhielten sie nicht, ja sie mußten bald warnehmen, dass ihre persönliche Sicherheit, selbst ihr Leben in Gefahr schwebe.**)

Das türkische Reich machte in dieser Zeit eine schwere Krise durch. Die Theile desselben schienen die Schwäche und den verrotteten Zustand des Ganzen gleichsam zu empfinden. Fast jede einzelne Provinz strebte nach Selbständigkeit oder vielmehr: Einzelne ehrgeizige und mächtige Paschas und Statthalter waren bemüht, aus den ihrer Sorgfalt anvertrauten Provinzen unabhängige Staaten zu bilden. In Ägypten gelang es dem schlauen Mehemed Ali durch sein gewandtes hinterlistiges Betragen die Macht an sich zu reißen und von der Pforte, welche ihm nicht entgegentreten konnte, die Anerkennung herauszupressen. In Albanien wüthete der grausame Alipascha und trat als der unabhängige Herr der Provinz mit Napoleon in Verbindung, indem

lung der Belgrader gel. Gesellschaft Nr. 390. — Karadschidsch, Danitza, 1834, p. 36—39. — Nenadowitsch, Memoari p. 178—184.

*) Vgl. die Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Nr. 390.

**) „Golubitza" u. s. w. S. 286.

er von der Errichtung eines epirotischen Königreiches träumte. Paswan-Oglu war in seiner Macht zwar geschwächt, betrachtete sich aber nichtsdestoweniger noch immer als den Herrn von Widdin und richtete in neuerer Zeit seine räuberischen Angriffe gegen die Walachei, ohne von der Pforte oder vom walachischen Hospodar Ypsilanti, der ohnedies mit vielen Schwierigkeiten kämpfte, eine ernste Ahndung besorgen zu müßen. Auch Bulgarien war von den übervoll herumstreifenden Räuberscharen noch nicht gereinigt, ja diese erschienen in einzelnen Gegenden zuweilen in solcher Stärke, dass man ganze Heere zu ihrer Niederhaltung aussenden mußte. Syrien beherrschte schon seit vielen Jahren der blutdürstige Geizhals, der hochmüthige Dscheßar Pascha, als unabängiger Fürst, der bis an sein Ende den gegen ihn gerichteten Angriffen der Pforte erfolgreichen Widerstand leistete. Nur nach dem im J. 1804 erfolgten Tode Dscheßars, als Ismailpascha in diesen Gegenden die Gewalt an sich riss, gelang es der Pforte, einige Vortheile zu erringen, ohne jedoch Syrien vollständig unterwerfen zu können. In Arabien aber hatten die Wahabiten schon seit geraumer Zeit die Oberhoheit der Pforte vernichtet. Anfänglich setzten die Wahabiten nur die Reformation des mahommedanischen Glaubens sich zum Ziele, später strebten sie aber auch nach politischer Macht und befestigten in den eroberten heiligen Orten, Mekka und Medina, ihre Herrschaft so sehr, dass die Pforte selbst mit der größten Anstrengung ihrer Kräfte diese Bewegung nicht unterdücken konnte.*) Unter solch zerfahrenen, mit dem gänzlichen Untergang drohenden Verhältnissen litt das osmanische Reich, als nun die Serben die Waffen gegen die Dahis ergriffen. Wir haben bereits erörtert, dass im Beginn die serbische Bewegung den Sultan nicht unangenehm berührte. Mit der Durchführung seiner Reformpläne beschäftigt, deren wesentlichsten Theil die Beseitigung der Janitscharen und die Errichtung eines regulären stehenden

*) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, VII. Bd. p. 194—318.

Heeres bildete, mochte es Selim unzweifelhaft mit einiger Befriedigung erfüllen, dass zur Verwirklichung seiner Pläne in einer entfernten Provinz die christliche Rajah selbst ihn solcherweise Hand biete. Der im religiösen Fanatismus und im Egoismus wurzelnde Einfluss der Janitscharen war indessen noch immer zu groß, als dass der Sultan solche Ansichten hätte offen äußern dürfen; ja er war zuweilen genöthigt, den Forderungen der Ulema's und des Pöbels von Konstantinopel nachzugeben und die verhassten Belgrader Janitscharen in seinen Schutz zu nehmen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass der Sultan ohne Dazwischenkunft anderer Umstände, hauptsächlich aber, wenn er wirklich zur Überzeugung gelangt wäre, wie die Serben ohne jedes andere Nebenbestreben einzig nur die Befreiung von der Tyrannei der Janitscharen zu erreichen wünschten, — dass in diesem Falle der Sultan die im Sommer des Jahres 1805 ihm unterbreitete Bitte der Aufständischen erhört, ja dieselbe größtentheils auch erfüllt haben würde. Indessen dem Sultan und der Pforte scheinen die Bestrebungen der Serben, den Schutz und Beistand Russland zu gewinnen, kein Geheimnis geblieben zu sein. Zwischen der Türkei und Russland bestand zwar damals scheinbar Friede und Freundschaft, so dass der Gesandte des Letztern, Italinsky, lange Zeit die Anerkennung des Kaisertitels für Napoleon bei der Pforte verhindern konnte. Als die Pforte im Widerspruch mit ihren eigenen Sympathien den Wünschen Russlands gegenüber solche Bereitwilligkeit bezeugte, ließ sie sich weniger durch Freundschaft als durch das Gefühl der Furcht leiten. Bei Sebastopol wurde eine starke russische Flotte ausgerüstet, auf den jonischen Inseln (die damals unter russischer Schutzherrschaft standen) die russischen Truppen fortwährend vermehrt und die griechischen Schiffe führten fast ohne Ausnahme, und zwar mit Erlaubnis der russischen Gesandtschaft, die Flagge Russlands, so dass die Pforte bereits nicht mehr im Stande war, die Bemannung ihrer eigenen Flotte gehörig zu ergänzen, weil eben die Griechen, diese ausgezeichneten Seeleute, welche damals noch türkische Unterthanen

waren, fehlten. Alle diese Umstände erfüllten die Staatsmänner der Türkei mit nicht geringer Besorgnis und Mistrauen gegen die Pläne und Absichten Russlands. Es konnte also für die Pforte nicht gleichgiltig sein, dass die unter Waffen stehende serbische Rajah, deren Bestrebungen, so lange sie einzig gegen die Janitscharen gerichtet waren, den geheimen Wünschen des Sultans vollkommen entsprachen, jetzt, zu übergroßer Macht gelangt, gerade bei dem gefürchteten Russland um Schutz ansuchten, bei jenem Russland, dem man in Konstantinopel ohnehin jederzeit Eroberungspläne zum Nachtheile des türkischen Reiches zuschrieb. Dazu kam noch die Mittheilung des österreichischen Internuntius, welcher die serbische Bewegung als gegen die Einheit des Reiches gerichtet darstellte. Unter solchen Einwirkungen mußte Selim nothwendiger Weise zu der Überzeugung gelangen, dass der serbische Aufstand, welcher bisher seinen eigenen Zielen völlig entsprochen hat, sich bis zu jenem Punkte entwickelt hatte, wo die Bewegung zur Revolution gegen die Oberhoheit des Sultans umzuschlagen drohte. Es ist also kein Wunder, wenn angesichts der in allen Theilen des Reiches wüthenden Partialaufstände Selim vor der weitern Entwickelung und Ausbreitung der serbischen Bewegung zurückschreckte. Und wahrhaftig! Die Gefahr, welche von dieser Seite den Thron des Sultans und die Einheit des Reiches bedrohen konnte, gewann eine weit ernstere Gestalt als jene, die in den oberwähnten Empörungen verborgen lag. Wie sehr auch in Ägypten und Albanien, in Widdin und Syrien sowie selbst in Arabien das Ansehen der Pforte, ja sogar des Sultans schwankend geworden: so waren doch jene mächtigen Paschas und Statthalter, welche die Fahne der Insurrektion erhoben, sämmtliche Mahommedaner und wenn sie auch von einer völligen Unabhängigkeit träumten und zuweilen auch bei christlichen Fürsten und Staaten um Hilfe ansuchten; so bedrohten sie doch im Grunde die Basis nicht, auf welcher das osmanische Reich ruhte, nämlich den Mahommedanismus. Im günstigen Falle wäre höchstens irgend einer der Rebellen auf den Thron der Osmanen gelangt

oder es wären kleinere mahommedanische Staaten entstanden, die jedoch gegenüber der Christenheit sich früher oder später dennoch wieder aneinanderschließen mußten. Ganz anders lagen die Dinge in Serbien, sobald nämlich die dortige Bewegung sich gegen die Pforte wendete. Hier stand ein christliches Volk einem mahommedanischen Reiche gegenüber und es unterlag keinem Zweifel, dass bei gelungener Losreißung dieser Provinz von den übrigen Besitzungen des Sultans nicht nur diese verlorene Provinz nicht wieder zurückerworben werden konnte, sondern dass vielleicht in Folge dessen auch in der christlichen Bevölkerung der übrigen Provinzen die Begierde erwachen werde, das gegebene Beispiel zu befolgen und die Abschüttelung der Türkenherrschaft zu versuchen. Eine solche Bewegung würde aber den Untergang des Reiches nach sich gezogen haben. Von derartigen Gesichtspunkten geleitet, beschloss Sultan Selim, die serbische Bewegung, deren Stillung durch friedliche Mittel dem Bekirpascha nicht gelungen war, nun mit Gewalt zu unterdrücken. Die serbischen Abgesandten erhielten also nicht nur keine Antwort auf ihr Gesuch, sondern wurden auch noch unter strenge Bewachung gestellt. Hafispascha, der Gouverneur von Nisch, wurde aber zum Belgrader Wesir ernannt mit dem Befehle, ein Herr zu sammeln und nach Serbien zu ziehen, um daselbst Ruhe und Ordnung um jeden Preis wieder herzustellen.

Sobald die serbischen Abgesandten die Absicht der Pforte erfuhren, ahnte dem schlauen Schiwkowitsch Böses und er dachte an Flucht. Zu diesem Ende machte er die türkischen Minister glauben, dass die Serben ohne Kenntnis von der Sendung Hafispaschas durch den Sultan denselben leicht angreifen könnten, woraus sehr üble Folgen entstehen würden. Zur Vermeidung derselben sei es am zweckmäßigsten, die Serben durch jemanden, zu dem sie Vertrauen besitzen, über den Zweck der Mission Hafis Paschas aufklären zu lassen und sie zu bewegen, dass sie den neuen Wesir unbehindert nach Belgrad ziehen lassen. Zu dieser Sendung wäre aber wieder niemand geeigneter als eben er, d. i. Schiwko-

witsch. Die Türken schenkten ihm Glauben und setzten ihn auf freien Fuß. Über Bulgarien und die Walachei kam Schiwkowitsch in Serbien an, kurze Zeit nachdem die Serben mit Hafispascha gekämpft hatten. Die beiden andern in Konstantinopel verbliebenen serbischen Abgesandten wurden über Intervention der russischen Gesandtschaft ebenfalls aus dem Gefängnisse entlassen und flüchteten zu Schiff nach Odessa, von wo sie erst im folgenden Jahre in ihr Vaterland zurückkehrten.*)

Unterdessen hatte Hafispascha dem erhaltenen Befehlen gemäß sofort ein Heer gesammelt und drang mit 20,000 Mann durch das Morawathal nordwärts in Serbien ein. Er war derart siegesgewiss, dass er bereits einige tausend kleine Messer und Mützen, die letzteren aus dem rauhesten schwarzen Tuche, wie solche einstens die Rajah im Poscharewatzer Kreise getragen, anfertigen ließ und auf Wägen mit sich führte, damit er zur Demüthigung der rebellischen Rajah dieser die Waffen und Fes (türkische Kopfbedeckung) abnehmen und mit jenen Messerchen und Mützen vertauschen lasse. Allein auch die Serben waren inzwischen nicht unthätig geblieben. Milenko hatte sich mit seiner im Kreise Poscharewatz gesammelten Schar am rechten Ufer der Morawa bei Iwankowze stark verschanzt, damit er wenigstens dem ersten Ansturm der Übermacht widerstehen könne. Kara-Gyorgye aber stand zwischen Tschuprija und Jagodina auf dem linken Ufer im Hinterhalt, indem er hoffte, Hafispascha hier zu erwarten, da dieser die Morawa überschreiten mußte, um auf der großen Landstraße vorwärts zu ziehen. In diesem Falle würde Milenko die Türken von rückwärts angegriffen hagen. Allein Hafis Pascha hatte von den Plänen Kara-Gyorgyes Kundschaft erhalten und blieb auf dem rechten Ufer, wobei er Milenko aufforderte, seine Stellung zu verlassen und ihm den Durchzug durch den Poscharewatzer Kreis nach Belgrad frei zu gestatten. Er versprach ihm dafür, dass er bei seiner Ankunft daselbst bei der Pforte so-

*) Golubitza etc. S. 286. — Karadschidsch, Danitza 1834, p. 40.

fort auswirken werde, damit Milenko mittelst eines Berats des Sultans zum Oberknes des ganzen Paschaliks ernannt werde. Milenko gab hierauf die stolze Antwort: Wenn Hafispascha des Sultans Abgesandter sei, so ziehe er auf dem ordentlichen Wege, auf dem bisher alle Wesire nach Serbien gekommen sind, d. i. über Jagodina gegen Belgrad. Was aber den versprochenen Berat und das Knesenamt betrifft, so wünsche er lieber der serbische Befehlshaber dieses einen Kreises zu bleiben als mittelst des Berats der Knes des ganzen Landes. Als aber die Boten Hafispaschas ihn durch die große Anzahl der Truppen des Wesirs in Angst zu setzen versuchten, antwortete er ihnen: nur über seinen Leichnam und über die Leiber seiner Genossen könne der Pascha weiter dringen; solange aber nur Einer von ihnen lebe, werde man ihn auf diesem Wege nicht durchlassen. Übrigens hoffe er, dass Gott die gerechte Sache der Serben beschützen werde.

Als Milenko sah, dass Hafis die Überschreitung der Morawa nicht wagte und besorgte, seine geringe Schar werde vielleicht schon des andern Tages der gesammten türkischen Heeresmacht gegenüber treten müßen; verständigte er sofort Kara-Gyorgye von dem Stand der Dinge und bat ihn dahin zu streben, dass er die türkische Armee umgehen und selbe im Rücken angreifen könne. Auf diese Nachricht führte Kara-Gyorgye seine Truppen sogleich an das jenseitige Ufer. Aber auch Hafis säumte mittlerweile nicht und schon des andern Tages, am 18. August früh Morgens, erschien er mit seinem gesammten Heere bei den Schanzen von Iwankowze. Vom Morgen bis zum Abend bestürmten die Türken unabläßig diese schwachen Wälle, allein die darin befindliche geringe Anzahl Serben schlug jeden Angriff heldenmüthig zurück. Der Verlust war auf beiden Seiten groß; aber bei den Serben, welche durch die Schanzen gedeckt waren, weit geringer. Beim Anbruch der Nacht wagte Hafispascha nicht, in der Nähe von Iwankowze zu bleiben, sondern führte sein Heer nach Paratjin zurück. Erst spät in der Nacht gelangte Kara-Gyorgye mit seinen Scharen zu der Schanze. Milenko, der

von seinem Herannahen nicht verständigt war und im Dunkel die Leute Kara-Ghorghes nicht erkannte, empfieng diese Hilfstruppen mit einem lebhaften Gewehrfeuer, weil er glaubte, dass Hafispascha zu einem neuen Angriffe zurückgekehrt sei. Kara-Ghorghe, der bei dieser Gelegenheit angeblich 10 Mann an Todten und Verwundeten verlor, gab durch Trommelwirbel sich zu erkennen und so vereinigten sich beide Truppenkorps.

Am frühen Morgen des andern Tages führte Kara-Ghorghe das ganze Heer auf die Höhen von Paratjin und richtete einige Kanonenschüsse gegen diesen Ort. Hafispascha, der sich jetzt von der Vereinigung der beiden serbischen Korps überzeugte und dieselben vielleicht für weit zahlreicher hielt als sie in der That waren (Kara-Ghorghe verfügte über kaum 5000 Mann), gerieth derart in Schrecken, dass er sich mit seinem Heere sofort erhob und nach Nisch zurückkehrte, wo die Schande und Reue seinem Leben binnen wenigen Tagen ein Ende machte.

Nach der Entfernung Hafispaschas berief Kara-Ghorghe einige Türken von Paratjin zu sich und sagte ihnen, dass er weder gegen den Sultan noch gegen die benachbarten Paschas kämpfe, sondern nur allein gegen die gewaltthätigen Usurpatoren im Belgrader Paschalik und darum werde er auch nicht in Paratjin einziehen (der Ort gehörte damals noch zu Nisch); nur verlange er, dass die Serben der Umgegend mit ihren Erzeugnissen unbehelligt in die Stadt gehen können. Das versprachen auch die dortigen Türken.*)

Trotz der Erklärung Kara-Ghorghes hatten die serbischen Aufständischen bei Iwankowze eigentlich doch mit dem Heere des Sultans gekämpft. Und so geschah dasjenige, was sie bisher sorgfältig vermieden hatten: sie geriethen in Zwiespalt mit

*) Schumadintsche etc. S. 99—103. — Renadowitsch, Memoari, p. 184—186. — Karadschidsch, Danitza, 1834, p. 42 46. — „Die Schlacht bei Iwankowze" (in serbischer Sprache) in den „Jahrb. der Belgr. gel. Gesellschaft." Bd. III. p. 158.

dem Sultan selbst. — Der loyale Aufstand verwandelte sich in eine wirkliche Revolution, obwohl die Serben auch fernerhin noch längere Zeit an der im Beginn der Bewegung aufgestellten Fiktion festhielten, dass sie sich als die „getreue Rajah des Sultans" betrachteten.

Nach der Vertreibung Hafispaschas zerstreute sich das serbische Heer, Kara-Gyorgye aber kehrte nach Topola zurück.

Fünftes Kapitel.

Innere Angelegenheiten und auswärtige Verhältnisse.

1.

Die Aufständischen waren im Sommer des Jahres 1805 bei allen ihren Unternehmungen vom Glücke begleitet. Sie nahmen Karanowatz in Besitz, zerstörten die Stadt Uschitza, obgleich die Veste auch fernerhin in den Händen der Türken verblieb und vereinigten dadurch die südlichen Provinzen mit den schon befreiten Distrikten; endlich schlugen sie auch das 20,000 Mann starke Heer des Hafispascha siegreich zurück. Die Serben fühlten es jedoch, dass diese Siege ihre Existenz noch nicht gesichert hätten, ja dass sie sich bald auf neue und vielleicht noch heißere Kämpfe werden vorbereiten müßen; denn sie konnten nicht annehmen, dass der Sultan nicht einmal den Versuch machen werde, die seinen Truppen zugefügte Schmach zu rächen. Indessen, trotz dieser zweifelhaften Zukunft drängten die bereits erkämpften Erfolge vorläufig alle Besorgnis in den Hintergrund. Zum ersten Male athmete die unterdrückte christliche Rajah frei auf im Bewusstsein der eigenen Kraft; von Verzweiflung getrieben, hatte sie die Waffen gegen ihre Unterdrücker ergriffen und nach kaum anderthalbjährigem Kampfe war sie schon im Stande, auch des Sultans Heer in die Flucht zu schlagen. Es war also kein Wunder, wenn in Serbien jedes Antlitz von Stolz und Freude strahlte und heitere Lieder das Vertrauen und die Befriedigung des vielgeprüften Volkes verkün-

digten.*) Vor der Hand hatte man auch nichts zu besorgen. Ein neuer Angriff vonseite der Türken konnte auch nur auf Befehl des Sultans erfolgen, bis zum Eintreffen dieses Befehles an einen Pascha der Nachbarprovinzen war aber ohne Zweifel schon der Winter eingetreten; in diesen Gebirgsgegenden und deren Urwäldern gehörte aber der Krieg zur Herbst- oder Winterszeit fast zu den Unmöglichkeiten. Mit der Wiederkehr des Gefühls der Sicherheit kamen auch die bunten Gewänder und glänzenden Waffen, welche Manche seit langeher versteckt gehalten, Andere von den Türken erbeutet hatten, wieder zum Vorschein und man konnte die Anführer sehen, wie sie auf arabischen Rennern einherritten, auf dem Haupte den edelsteingeschmückten seidenen Turban und an der Seite den mit kostbaren Steinen verzierten Säbel.**) Man wird es nur natürlich finden, wenn die Serben, welche so viele Entbehrungen erlitten hatten, im Anfange gerade an solchem äußerm Glanze ihre Freude fanden; bildete derselbe ja doch bisher das höchste unterscheidende Abzeichen der herrschenden Klasse.

Es bezeugt jedoch die ernste Denkungsart des damaligen serbischen Volkes in hervorragendster Weise, dass sie ihre wie durch einen Zauberschlag erworbene Befreiung nicht zur alleinigen Ausbeute der individuellen Interessen und Genüsse benützten, wie solches unter ähnlichen Umständen so oft geschah, sondern in keinem Momente das erhabene Ziel, für welches sie bisher ihr Blut vergossen, aus den Augen verloren. Niemand zweifelte an der Erneuerung der Kämpfe; aber andererseits durfte man, wie wir gesehen, mit einiger Sicherheit auf eine mehrmonatliche Ruhe rechnen. Diese Zeit suchten die Serben zur Regelung ihrer inneren Angelegenheiten und zur Konstituierung einer organisierten Regierungsform, deren Abgang man schon seit Langem lebhaft empfunden hatte, zu verwenden.

*) Nenadowitsch, Memoari p. 139.

**) Schumadintsche etc. p. 103.

Wir hatten Gelegenheit über die politische Organisation Serbiens unter der Türkenherrschaft ausführlicher zu sprechen. Wir hatten auch gesehen, dass neben der mahommedanischen Regierungsform in der Institution der vom Volke gewählten Kmeten und Knesen auch eine Art serbisch nationaler Verwaltung bestand. Wiederholt müßen wir aber hervorheben, dass diese serbische Administration lediglich auf traditionellen Gebräuchen beruhte und von den türkischen Behörden nur insofern geduldet wurde, als sie deren Beziehungen zur Rajah erleichterte; aber zu keiner Zeit hatte diese Verwaltung durch ein Gesetz oder eine Verordnung des Sultans im Rahmen der türkischen Administration eine bestimmte Stelle gefunden. Rechtmäßig konnte nur der Kadi und Mussellim sowohl über Mahommedaner wie über Christen richten. Diese Letzteren konnten zwar ihre geringeren Angelegenheiten vor den Kmeten oder Knesen bringen; dessen Urtheil gelangte aber nur durch gegenseitiges Einverständnis zur Geltung. Wo dieses fehlte, trat abermals die Gerichtsbarkeit des Kadi als die alleinig gesetzliche in den Vordergrund. Die Bedeutung der Institution der Kmeten und Knesen bestand deshalb nicht so sehr in der Ausübung des Verwaltungs- und Richteramtes, als vielmehr (wie bekannt) in der Vertheidigung der Volksinteressen gegenüber der Gewalt und der herrschenden Klassen. Sowie also in Serbien als türkischer Provinz von einem selbständigen öffentlichen Rechte keine Rede sein konnte: so war unter diesen Verhältnissen, trotz der Kmeten- und Knesen-Institution, die Entwickelung einer organisierten nationalen Gerichtspflege und Administration ebenfalls unmöglich. Als Nation existierten die Serben schon seit Jahrhunderten nicht mehr und die serbische Geschichte von der Zeit der türkischen Eroberung bis zum Beginn der Revolution ist nicht so sehr die Geschichte des gesammten Volkes als die fortlaufende Leidensperiode einer aus einzelnen Individuen bestehenden Volksmasse, die ununterbrochen, täglich erneuert, aus nationalen, insbesondere aber aus religiösen Rücksichten gegen den Eroberer von fremder Nation und feindlichem Glauben den er-

folglosen Einzelkampf kämpften. Auch ist es eine unläugbare Thatsache, daſs die serbische Volkspoesie in ihrer eigenartigen Entwickelung als ein wichtiger Faktor zur Behütung und Erhaltung des nationalen Gefühls und Bewusstseins betrachtet werden muß. Unter den serbischen Volksliedern nehmen die lyrischen Gesänge nur eine sehr untergeordnete Stelle ein. Das Volk liebt vor Allem die erzählenden, die epischen Lieder und diese befassen sich fast ausschließlich mit historischen Gegenständen. In langer Reihenfolge von der Periode vor der großen Niederlage auf dem Amselfelde bis zur neuesten Zeit besteht nahezu für jedes wichtigere Ereignis und von jedem Helden ein Lied. Von Sabor zu Sabor wandern die blinden Gusleſpieler, lagern sich unter einem Baume und singen, umringt von der gespannt lauschenden Menge, die oft in Thränen ausbricht, in monotonen Weisen die Lieder von entschwundenen Zeiten, von den Lieblingshelden des Serbenvolkes, von dem großen, langen Leiden unter fremdem Joche. Wie im Zauberspiegel ziehen an den Zuhörern vorüber: Duschan, der große mächtige Kaiser, der greise Bogdan und die neun Jugowitsch, der mythische Marko Kraljewitsch (der Königssohn Marko), der noch jetzt im hundertjährigen Schlafe versunken die Befreiung seines Vaterlandes erwartet; der unglückliche Fürst Lazar und Sultan Murad; der sich selbst aufopfernde Miloſch Obilitsch und Brankowitsch der Verräther; und dann später die entsetzlichen Scenen der Türkenherrschaft, die Leiden der Rajah, die hochmüthige Tyrannei der Eroberer — Alles in einzelnen hinreißenden, oft mit historischer Treue ausgeführten Episoden dargestellt. Zuletzt kommen die Dahis an die Reihe, der Sänger übergeht zur Lobpreisung Kara-Ghorghes und erzählt dessen Kämpfe, die Vertreibung der Türken, die Einnahme der Festungen, die Zerstörung der Städte und die Heldenthaten seiner Gefährten. Diese Lieder, welche gleichsam von selbst entstanden sind und auch noch jetzt im Herzen des Volkes entstehen, von jedermann gekannt und gesungen und unzählige Male wiederholt, — sie bilden eines der wertvollsten Kulturmomente des serbischen Volkes. Die dichterische

Form wirkt lebhaft auf die Phantasie und prägt damit auch die Erinnerung an den besungenen Gegenstand um so tiefer ins Gedächtnis ein. Dieser Gegenstand war aber, wie bemerkt, fast ausschließlich der serbischen Geschichte entnommen. Und obgleich zwischen den einzelnen Liedern und Lieder-Cyklen ein engerer Zusammenhang nicht besteht, so umfassen dieselben dennoch wenigstens rhapsodisch die ganze serbische Geschichte. Daher kam es, dass die Serben selbst unter der türkischen Herrschaft die Ereignisse und großen Männer ihrer eigenen Vergangenheit weit besser kannten als irgend ein anderes Volk der Welt. Natürlich kann ein solches Volk, das fortwährend im Andenken seiner Vergangenheit lebt, diese auch nicht so leicht vergessen und durch die Beispiele dieser Vergangenheit begeistert wird es selbst in den düstersten Perioden der Unterdrückung an seinen alten Sitten und Gebräuchen fest halten. So sehr wir aber auch den Einfluss der heroischen Volkslieder auf die Belebung des nationalen Selbstbewusstseines schätzen; wie große Wichtigkeit wir ferner auch der Ausdauer und der ungebrochenen Urkraft beilegen, welche die Serben in ihrem Widerstande und Kampfe ums Dasein ohne jede Organisation, großentheils unbewusst bezeugten: so erklärt dennoch dies Alles nicht jene Erscheinung, dass die Serben nach einer vierhundertjährigen vollständigen Unterdrückung eine unverletzte nationale Individualität aufzuweisen vermochten. Die aufmerksame Prüfung der Verhältnisse führt eigentlich zu jener Schlussfolgerung, dass nicht so sehr die eigene Kraft als vielmehr die geringe Assimilierungsfähigkeit des mahommedanischen Elements und das zwischen beiden Religionen entwickelte eigenthümliche Verhältnis die Serben vor dem gänzlichen Untergang geschützt hat. Doch mag die Ursache wo immer gewesen sein, es unterliegt keinem Zweifel: als Kara-Ghorghe die Fahne des Aufstandes gegen die Dahis erhob, bestand das serbische Volk in seiner völligen Reinheit, ohne dass die Eroberer außer der materiellen Gewalt auf dasselbe einen andern Einfluss geübt hätten. Wenn gleich aber auch das Volk, als die Gesammtheit von Individuen dessel-

den Stammes, forterhalten blieb, so bildete es dennoch keine politische Nation. Auch die im Anfang des Jahres 1804 ausgebrochene Bewegung strebte nicht nach diesem Ziele. Wir wissen, dass die Aufständischen anfänglich nur allein von der Verzweiflung getrieben die Waffen ergriffen hatten zur Vertheidigung des eigenen und des Lebens ihrer Angehörigen. Auch später, mit der Ausbreitung des Aufstandes und als die Bewegung sich schon glänzender Erfolge berühmen konnte, dachten die Serben noch nicht an eine Losreißung vom türkischen Reiche, ja nicht einmal an eine unabhängigere Stellung innerhalb des Rahmens dieses Reiches; nur einige Garantien im Interesse des persönlichen und materiellen Wohlseins wünschten sie zu gewinnen. Allein unbemerkt, gleichsam aus sich selbst entwickelte sich die bürgerliche und politische Organisation, wie das unter ähnlichen Umständen zu geschehen pflegt; denn jener Versuch, als die Knesen neuerdings gewählt wurden und Matthäus Nenadowitsch einige Statuten verfasste, nach denen diese nunmehr Urtheil sprechen sollten, kann eher als eine Wiederbelebung der unterbrochenen nationalen Gewohnheit denn als ein neues, umfassenderes System bezeichnet werden. Übrigens lag in den Verhältnissen selbst die Ursache, weshalb eine solche politische Organisation vorläufig unmöglich war.

Wir haben die Entstehung des Aufstandes umständlich erzählt. Ohne vorherige Besprechung und ohne jeden Zusammenhang brach derselbe in den verschiedenen Distrikten aus, planlos die türkischen Hane verwüstend und bestrebt, den Dahi's und ihren Söldlingen den möglichst größten Schaden beizubringen. Um einzelne kühnere und gewandtere Knesen, Harambaschen oder Kaufleute sammelten sich dann die aufständischen Scharen. Wer zuerst eine kleine Truppe zusammenbrachte oder in der Gegend schon früher das größte Ansehen besaß und die meiste Tapferkeit bewies, wurde auch der Natur der Sache gemäß der Anführer dieser Schar. Der glückliche Fortschritt des Aufstandes steigerte zugleich die Autorität und Macht der von einander völlig unabhängigen Häuptlinge. Als das Volk den günstigen Erfolg sah, gehorchte es

ihnen gerne. Erst später, als die Kriegsoperationen ein breiteres Terrain umfassten, hob das Ansehen Kara-Ghorghes denselben über die Autorität der übrigen Truppenführer empor. Durch keinerlei Vertrag oder Wahl wurde Kara-Ghorghe der Oberanführer des gesammten Aufstandes, sondern in Folge stillschweigender Anerkennung, als der Mächtigste, Glücklichste, als — primus inter pares. Die anderen Häuptlinge, welche zwär seinen Verfügungen Gehorsam leisteten, betrachteten sich dennoch nicht als seine Untergeordneten und auch er selber schien weit mehr mit jenen Anführern als seinen „Genossen" zu berathschlagen, als ihnen zu befehlen. Nichtsdestoweniger überragte die Autorität Kara-Ghorghes alle Anderen bedeutend. Sein Wirkungskreis beschränkte sich aber beinahe ausschließlich auf Kriegsangelegenheiten. Als die Existenz des ganzen Volkes vom Glück der Waffen abhängig war, hatte niemand weder Lust noch Zeit sich mit friedlichen Dingen zu beschäftigen. Damals bildete das ganze Land ein großes Kriegslager, in welchem jeder Waffenfähige ohne Unterschied Kriegsdienste leistete. Die männliche Bevölkerung der Dörfer erschien abwechselnd an der von den Anführern bezeichneten Versammlungsplätzen; wer zögerte, wurde, wie wie sahen, auch gewaltsam herbeigeführt. Auch die Verproviantierung des Heeres vollzog das Volk selbst in Naturalleistungen, nachdem der Aufstand damals noch über keine öffentliche Kassa verfügte und die geringen, zeitweilig einfließenden Gelder größtentheils den Paschas und den Krdschalen ausgefolgt wurden, theils um vor Jenen den Schein der Loyalität aufrecht zu erhalten, theils aber, um Diese für die eigene Sache den Serben zu gewinnen. Unter solchen Umständen hörte thatsächlich auch die Rechtspflege der Knesen und Kmeten fast gänzlich auf; denn oft war niemand zur Rechtsprechung vorhanden, weil die gesammte männliche Bewohnerschaft des Dorfes und Distriktes in der Ferne gegen die Türken kämpfte; aber auch die Vorsteher selbst schlossen sich in den meisten Fällen den Kriegsscharen an. Wenn dann die Krieger nach erkämpften Siegen an den heimatlichen Herd zurückkehrten, so geschah dies meist auch nur

für kurze Zeit, der Ruhe wegen und mußte man sich bald zu neuen Kämpfen rüsten. Und so bestand fernerhin nirgends eine andere Autorität als diejenige, welche der im Kriege erfochtene Erfolg gegeben. Die zu Anfang der Bewegung aufgetauchten Häuptlinge, die bald „Wojwoden" („Heerführer") und „Gospodaren"*) genannt wurden, vereinigten in ihrer Person die faktische Gewalt über einzelne Gegenden. Eigentlich waren sie nur im Kriege die Anführer ihrer eigenen Scharen; aber allmählich schwangen sie sich, wie das nicht anders sein konnte, auch daheim zu großem Ansehen empor und man kann sagen, dass Jeder von ihnen in jener Gegend, wo er die Bewegung leitete, zugleich der eigentliche Herr war. Häufig ernannte der Wojwoda auch die Kmeten und Knesen; an die Zollstätten oder Flussfähren setzte er eigene Leute, welche ihm allein die Einkünfte ablieferten. Erinnern wir uns, wie Tschurtschia die von Jakob Nenadowitsch an der Save ernannten Zolleinnehmer vertrieb und wie der Letztere diese wieder zurückversetzte, nachdem ihm die Hinrichtung des berühmten Hajdukenhäuptlings gelungen war. Ja ein mächtigerer Wojwoda ernannte für manche Gegenden auch Unter-Wojwoden, wie solches derselbe Jakob Nenadowitsch nach der Zerstörung von Uschitza gethan hatte. Ähnliche Verhältnisse haben überall ähnliche Folgen nach sich. Im Mittelalter entwickelte sich die Macht der Feudalherren aus der Vertheidigung des von zahlreichen Feinden geplagten Volkes; die Schwächeren scharten sich freiwillig um die Stärkeren und Kühneren und leisteten um ihrer eigenen Sicherheit willen gerne Dienste und auch Abgaben. Das auf solche Weise von selbst geknüpfte, aus dem gegenseitigen Bedürfnis entspringende Verhältnis entwickelte sich erst später zu jenem barbarischen System, welches unter dem Namen des „Feudalismus"

*) „Gospodar" und „Gospodin" bedeutet im Serbischen „Herr", jenes im gewöhnlichen Sinne, dieses aber für vornehmere Personen. Auch gegenwärtig spricht man den serbischen Fürsten „Gospodar" an. Den Unterschied zwischen beiden Bezeichnungen drückt am richtigsten das französische ‚Monsieur' und ‚Monseigneur' aus.

allgemein bekannt ist. Auch in Serbien folgte zu Anfang dieses Jahrhunderts, um der entsetzlichen Tyrannei der Türken zu entschließen, das Volk willig denjenigen, die durch Gewandtheit, Tapferkeit und größeres Vermögen vor Allen im Stande waren, die aufständischen Scharen zum Siege zu führen und es murrte auch nicht, wenn diese Häuptlinge im Gefühle ihrer Macht und Autorität die öffentlichen Angelegenheiten zuweilen auch im eigenen Interesse auszubeuten bestrebt waren. Allerdings schonten dann im Falle der Nothwendigkeit diese Wojwoden im Dienste der allgemeinen Sache weder ihr eigenes Leben noch ihr Vermögen. Jeder Wojwoda hatten eine kleinere oder größere Anzahl Kämpfer, theils Fußgänger, theils Reiter (Momzi, Momken) als Leibwache um sich, welche aus den wohlhabenderen Häusern gewählt wurden, für ihre Erhaltung selbst sorgten, keine Besoldung erhielten, aber jederzeit zum persönlichen Dienste des Wojwoden bereit waren. Diese Sitte, welche später zu einer wirklichen Institution heranwuchs, erhöhte noch mehr das Ansehen und den Einfluss der Wojwoden und darum darf es nicht überraschen, wenn Kara-Ghorghe derart niedergeschlagen war, als seine Leibwächter, wie wir im vorigen Kapitel erzählt, ihn verließen und nur unter der Bedingung zurückkehrten, dass sie eine ordentliche Bezahlnng erhalten. Kein einziger Wojwoda verfügte über eine so zahlreiche Begleitung wie Kara-Ghorghe und die Leibwächter der übrigen Wojwoden bekamen auch keinen Sold. Schon dieser Umstand unterschied Kara-Ghorghe einigermaßen von den anderen Wojwoden. Man kann auch in der That kaum zu bezweifeln, dass falls in dem Kampfe zwischen dem Hauptanführer Kara-Ghorghe und den übrigen Wojwoden, der nothwendiger Weise ausbrechen mußte und auch wirklich ausgebrochen ist, die Letzteren sich zu befestigen und ihre Macht auszudehnen im Stande gewesen wären, in Serbien eine mächtige, privilegierte, aristokratische Klasse sich gebildet hätte, in Folge dessen auch die spätere Entwickelnng unbedingt eine andere Richtung genommen haben würde. Die Verhältnisse gestalteten sich aber nicht in solcher Weise, was wir später umständ-

licher erzählen werden. Zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, bestanden jene scharfen Gegensätze zwischen Kara-Gyorgye und den Wojwoden, die allmählig zu offener Feindseligkeit entarteten, entweder gar nicht oder waren doch erst im Keime vorhanden.

Wir haben erwähnt, dass inmitten des fortwährenden Krieges auch die Kmeten und Knesen nicht jederzeit ihres Amtes walten konnten; die Wojwoden aber, an welche das Volk sich sonst gewendet hätte, hielten sich fast ununterbrochen in den verschiedenen Lagern auf; allein wenn sie auch daheim waren, zeigten sie keine besondere Lust, sich mit den kleinlichen Angelegenheiten der Dorfleute zu befassen. Sobald die Bewegung größere Dimensionen annahm, drängte sich stets mehr die Nothwendigkeit einer Centralbehörde in den Vordergrund, welche Behörde außer der Rechtspflege auch auf die übrigen öffentlichen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit erstrecken konnte. Die Serben fühlten es, dass in solch zerfahrenem Zustande, ohne jede Organisation, sie das begonnene Werk nicht fortsetzen oder doch auf keinen dauernden Erfolg rechnen können. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer geregelten Gewalt bewog sie schon damals, als sie von den Dahi's, später aber in dem auf der Skupschtina von Petjan verfassten Gesuche vom Sultan selbst die Anerkennung Kara-Gyorgyes als Oberknesen der ganzen Provinz verlangten. Hätte man diese ihre Bitte damals erfüllt, so wären sie ohne Zweifel der politischen Organisierung des Landes um ein Bedeutendes näher gekommen, obzwar man damals die Gewalt des Oberknesen hauptsächlich nur als eine Vermittlerrolle zwischen der türkischen Regierung und dem serbischen Volke betrachtete. Seitdem hatten sich die Begriffe um Vieles geklärt und zeigten sich zugleich neuere, größere Bedürfnisse in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, welche die Konstituierung einer nur einigermaßen bestimmten Regierung unentbehrlich machten. Es ist ein Hauptcharakterzug der menschlichen Gesellschaft, dass sie als solche in sich selber nicht bestehen kann und sobald nur möglich einen geregelten Staat zu schaffen sich

bestrebt, damit innerhalb der Schranken desselben sie ihre Entwickelung fortsetzen könne. Ohne Regierung aber, welche der einigende Mittelpunkt der centrifugalen Momente des staatlichen Lebens und zugleich der Vollstrecker des Willens der von den Staatsformen eingeschlossenen Gesellschaft ist, — also ohne Regierung ist kein Staat denkbar. Daher kommt es, dass wo immer eine Gesellschaft entsteht, sofort auch die Feststellung der staatlichen Organisation und der Regierung der ersten Gestaltung nachfolgt, natürlich auf überaus verschiedene Weise, gemäß den Verhältnissen und nach dem kulturellen Standpunkte der Gesellschaft. Also mußte es auch in Serbien geschehen.

Die unbestimmten, weitmehr nur unbewusst empfundenen Bestrebungen und Verlangen der Serben nach der Gestaltung einer geregelten Regierungsform erhielten eine konkretere Richtung in St. Petersburg, als Matthäus Nenadowitsch und seine Gefährten gegen Ende des Jahres 1804 in ihrer Mission daselbst anwesend waren.

Fürst Czartorisky machte ein Mal den serbischen Abgesandten den Vorwurf, dass Kara-Gyorgye, wie gesagt werde, allerlei Willkürlichkeiten begehe. Nenadowitsch und seine Gefährten widersprachen dem und erzählten, wie Kara-Gyorgye aus jeder Nahie, welche die Waffen gegen die Türken ergriffen, den verständigsten und ehrlichsten Hauswirt zu sich berufen habe. Diese Vertreter der Nahien folgen Kara-Gyorgye überall hin und urtheilen über die Verbrecher, d. i. jeder über die aus seiner Nahie Stammenden, Kara-Gyorgye aber lässt durch seine Leibwächter dieses Urtheil vollstrecken. Czartorisky gab ihnen hierauf den Rath, wie dem auch wäre, so sei es nothwendig, dass sie unter dem Namen „Synode" eine Korporation errichten, welche die öffentlichen Angelegenheiten den Gesetzen gemäß leite; denn weder Russland noch irgend ein anderer Staat wird mit einem einzelnen Manne (d. i. mit Kara-Gyorgye) in eine Verbindung treten, sondern nur mit der Nation oder deren Vertretung, mit der Synode. Die Idee gefiel Matthäus und seinen Gefährten, insbe-

sondere aber dem Philippowitsch, der dieselbe, wie es scheint, vor seinen Landsleuten noch ausführlicher entwickelte. Als die Sendboten in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, besprachen sie diese Idee sogleich mit den Anführern und bald gelang es auch Kara-Gyorgye, Jakob Nenadowitsch, Milan Obrenowitsch, den Knesen Sima, jenseits der Morawa aber Milenko und Dobrinjaz und die Übrigen dafür zu gewinnen. Alle wünschten scho jetzt den Grundstein zu einer geordneten Regierung zu legen. In einer solch wichtigen Angelegenheit konnte aber, wie wir wissen, nur die Skupschtina beschließen, diese jedoch der fortwährenden Kämpfe wegen vorläufig nicht einberufen werden. Man mußte daher die Ausführung des Planes auf eine spätere Zeit verschieben.*)

Theodor Philippowitsch, der Professor aus Charkow, welcher den Nenadowitsch nach St. Petersburg begleitet hatte und einige Monate nach dessen Entfernung noch dort verblieben war, traf erst im April des Jahres 1805 in Serbien ein. Seinen Namen veränderte er aber auf den Rath des Erzbischofs Stratimirowitsch in Boscha (Balthasar) Grujowitsch, damit die österreichischen Behörden ihn nicht erkennen und etwa eine Auslieferung verlangen; denn derselbe stammte, wie erwähnt, aus der Ortschaft Ruma in Syrmien.**) Nach seiner Ankunft hielt er sich wie es scheint einige Zeit bei Matthäus Nenadowitsch in Brankowina auf, nahm hernach Antheil bei dem Zuge gegen Karanowatz und kehrte dann wieder nach Brankowina zurück, wo er an dem Entwurf einer zu errichtenden Synode oder eines „Sowet"***) eifrig arbeitete. Grujowitsch wollte diesen Rath oder Senat in folgender Weise konstituieren. Nach seinem Plane wählt jede Nahie einen verständigen, ehrlichen, verdienstvollen Mann, der sich ausschließlich mit den Landesangele-

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 177.

**) Karadschidsch, der serbische Direktionsrath zur Zeit Kara-Gyorgyes (in serb. Sprache) Wien, 1860, S. 2, Anm. — Nenadowitsch Memoari. p. 117.

***) Sowet = Rath, Senat.

genheiten beschäftigt und mit allen seinen Kräften an deren Förderung arbeitet. Dieser Repräsentant oder Vertraute würde seine Vollmacht und auch seine vollständige Erhaltung von der betreffenden Nahie empfangen. Nachdem das Land zwölf Nahien hatte, würde auch der Senat ebenso viele Mitglieder zählen. Die Pflichten des Präsidenten sind: die Durchführung der Beschlüsse des Raths, die Veröffentlichung der Verordnungen unter seinem eigenen Namen, der Vorsitz in den Sitzungen des Rathes, wobei in zweifelhaften Fällen, wenn die Mitglieder in einer Frage sich nicht einigen können, sein Votum zu Gunsten eines Theiles die Entscheidung trifft. Die Senatoren müßen sämmtliche beisammen in demselben Orte wohnen, anfangs vielleicht in irgend einem Kloster. Der Senat regiert das ganze Land, indem er die Geschäfte unter seine Mitglieder vertheilt. Diese wählen unter sich in jedem Monat einen Raths-Vorsteher, der in Abwesenheit des Präsidenten die Berathungen leitet. Diese zwölf Senatoren bilden alsdann den „National-Direktions-Rath" (National-Direktorium, National-Senat). Unter den fähigsten Mitgliedern werden Einige gewählt, deren Aufgabe darin besteht, sich mit der systematischen Leitung der Geschäfte zu befassen; und zwar wird Einer für das Heer Sorge tragen und den Titel eines „Direktors des Kriegswesens" führen. Seine Pflicht besteht in der Herbeischaffung und Erhaltung der Kriegsvorräthe und Waffen sowie des Proviants. An ihn werden alle die Armee betreffenden Anzeigen gerichtet, er wacht darüber, dass bei den Truppen Disciplin herrsche und sorgt für die Aufstellung der Militärgerichte. Der andere verwaltet als „Landes-Kassen-Direktor" die Landeskassa. Seine Aufgabe ist die getreue Überwachung des Staatsschatzes; er übernimmt gegen Quittung die öffentlichen Gelder von den Kneſen und leistet die nothwendigen Zahlungen. Der Haratsch, Pores, überhaupt die Landeseinkünfte und Ausgaben, ebenso die Flusszölle sind ihm zugewiesen und er für seine Handlungen dem ganzer Lande verantwortlich. Der Dritte beschäftigt sich als „Landesrichter" mit der Justiz und seine Sorgfalt geht dahin, dass die

Urtheile überall den Gesetzen entsprechen; vor ihn gelangen die Klagen und größeren Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen. Der Vierte richtet seine Aufmerksamkeit auf die kirchlichen und Bildungsangelegenheiten und muß geistlichen Standes sein; derselbe führt den Titel: „Direktor der kirchlichen und Kultur-Angelegenheiten"; zu seinem Wirkungskreise gehören die Klöster, Kirchen, Schulen und Lehrer und überhaupt Alles, was sich auf die geistige Kultur bezieht. Er wacht darüber, dass die Geistlichen ihren Pflichten nachkommen, er beruft gelehrte Männer ins Land, lässt Kirchen und Klöster erbauen und empfiehlt den Bischöfen die auszuweihenden Kleriker. Der Fünfte führt die Korrespondenz mit den fremden Mächten und wird „Direktor der Auswärtigen Angelegenheiten" genannt. Seine Aufgabe ist die Übernahme der einlangenden Schriftstücke fremder Regierungen und die Beantwortung derselben nach vorheriger geheimer Berathung mit dem Senat; überhaupt leitet er die nationale Politik und fungiert in den Sitzungen des Senats als Sekretär. Endlich der Sechste ist der Wächter der innern Ruhe und Ordnung, sein Titel ist: „Direktor des Friedens, der Ordnung und Arbeit." Er muß ein fleißiger Landwirt sein. Seine Pflicht besteht darin, das Hajdukenwesen auszurotten, ferner die Landstreicher, Bösewichter und Spione zu überwachen und dafür zu sorgen, dass im ganzen Lande die Arbeit fleißig betrieben werde. Die übrigen sechs Senatoren können zu jeder Angelegenheit das Wort ergreifen und ihre Ansichten und Meinungen aussprechen; außerdem ist jeder der Vertreter seiner eigenen Nahie und verpflichtet, über alle Vorfälle in seiner Nahie den Senat zu benachrichtigen. Der Senat führt sein eigenes Siegel, welches der Präsident und Sekretär bewahren. Sowohl der Präsident als auch jeder einzelne Senator muß vor Antritt seines Amtes einen Eid ablegen, dass er die ihm anvertrauten Angelegenheiten gerecht und eifrig besorgen werde; außerdem ist jeder Senator am Schlusse eines Jahres, der Präsident aber nach Ablauf seines Amtes verpflichtet, darüber Rechenschaft zu geben, was sie zum Wohl des Landes gethan und

wie sie ihre Pflichten erfüllt haben. Im Anfange kann derselbe Senator auch zwei Ämter übernehmen, so dass z. B. statt sechs Direktoren nur deren vier seien. Nachdem der Direktions-Rath oder Senat über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes verfügt, bedarf er auch des hinreichenden Hilfspersonals, als z. B. Schreiber, Kuriere und Wächter. Vorläufig können nur Geistliche zu Schreibern gewählt werden, da diese die Schreibekunst am besten verstehen. In dem Kloster aber, wo der Senat seinen Sitz haben wird, könnte sofort eine Schule errichtet werden, in welcher der Sekretär die Lehrer und Priester für dieses Amt vorbereiten würde. Mit der Herbeischaffung der Kanzleibedürfnisse wäre ein Senator zu betrauen. Wenigstens zehn Kuriere oder Austräger müßten mit gehöriger Besoldung angestellt werden. Was die Wächter betrifft, so erscheint es am zweckmäßigsten, aus den nahe gelegenen Nahien die Buljukbaschen mit ihren Leuten abwechselnd auf zwei Wochen hiezu einzuberufen. Diese Leute könnten während der Zeit, als sie am Orte des Senats anwesend sind, sich zugleich in den militärischen Übungen vervollkommnen. Für die Verköstigung der Senatoren, deren Diener und Pferde muß anfänglich der Vorsteher des Klosters sorgen, ebenso dafür, dass das ganze Kloster und auch dessen Umgebung fortwährend reinlich gehalten werde. So lange der Senat sich im Kloster aufhält, muß jeden Tag ein Gottesdienst gefeiert werden.*)

Das war der Entwurf des Grujowitsch bezüglich der Konstituierung des Senats. Derselbe bekleidete den serbischen Direktionsrath mit großer Gewalt und einem ausgebreiteten Wirkungskreise, indem er zugleich in vieler Beziehung auch die Exekutive in seine Hände gab. Der Wirkungskreis der sechs Direktoren entsprach eigentlich der Amtssphäre von Ministern, wodurch der Senat unter Einem auch die Regierung des Landes gebildet hätte und zwar ohne jedwede Einschränkung; denn, wie man schon bemerken konnte, der Entwurf enthält gar keine Bestimmung über

*) Nenadowitsch, Memoari p. 293—294.

ein eventuelles Staatsoberhaupt und dessen Verhältnis zum Senate. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass dieser Mangel des Entwurfs nur ein zufälliger gewesen; denn dass Grujowitsch an ein Oberhaupt des Staates, sowie an dessen Pflichten gedacht hat, leuchtet aus einer seiner Reden hervor, welche er in der Skupschtina halten wollte und wovon wir einzelne Stellen weiter unten mittheilen werden. Es ist jedoch unzweifelhaft, dass wenn der Direktionsrath ganz im Sinne des Grujowitsch'schen Entwurfs ohne jedwede Einschränkung und Begränzung ins Leben getreten wäre, so hätte sich gar bald eine mächtige oligarchische Regierungsform entwickelt; denn es ist das natürliche Streben einer jeden Macht, sobald sie auf keine Hindernisse stößt, ihre Gewalt stets weiter auszudehnen. Der Direktionsrath wurde zwar zum großen Theil nach dem Vorschlage des Grujowitsch errichtet, allein schon der Modus seiner Konstituierung machte, wie wir sogleich sehen werden, dessen übermäßige Machtfülle unmöglich.

Die Verwirklichung der von den serbischen Abgesandten aus Russland gebrachten Idee, d. i. die Errichtung einer Synode oder eines Rathes (Senats), mit welcher Idee bekanntlich in Folge der Bemühungen des Matthäus Nenadowitsch und Protitsch schon die meisten Führer der Aufständischen sich befreundet hatten, wurde nun, nach der Vertreibung Hafispaschas, in Angriff genommen; da diese Verwirklichung in dieser relativ friedlichen Zeit möglich erschien. Wie immer so entwickelte auch unter den jetzigen Umständen Matthäus Nenadowitsch die größte Thätigkeit. Er beredete seinen Oheim Jakob, dann Milan Obrenowitsch und den Knesen Sima, dass sie noch im Laufe des Monats August bei dem Kloster Bogowadja eine Skupschtina abhalten und Kara-Ghorghe auffordern sollen, damit auch er an dem bezeichneten Orte erscheinen möge. Nachdem die Genannten an der Bereitwilligkeit Kara-Ghorghes, ihre Bitte zu erfüllen, nicht zweifelten, so versammelten sie aus den Nahien von Waljewo, Belgrad und Rudnik ungefähr tausend Mann bei Bogowadja und

beorderten aus den nächsten Distrikten auch die Buljukbaschen mit ihrer bewaffneten Mannschaft herbei, deren Anzahl ebenfalls 7—8 hundert Köpfe betrug. Desgleichen berief man auch Antim, den Bischof von Waljewo, der Kara-Gyorgye in der Kirche mit geweihtem Oele salben sollte und, damit die Feierlichkeit nach großartiger sei, brachte man auch die beiden Kanonen dahin, welche während der Ceremonie Salutschüsse geben sollten.*) Grujowitsch aber hatte zwei Reden vorbereitet, deren eine er in der Kirche bei Gelegenheit der Salbung, die andere aber vor dem Volke halten wollte; in jener sollte Kara-Gyorgye, in dieser das Volk auf seine Pflichten aufmerksam gemacht werden. Wie es scheint, hatte jedoch Grujowitsch keine Gelegenheit seine Reden zu halten, Matthäus Nenadowitsch bewahrte indessen in seinen „Memoiren" einige Bruchstücke derselben und es wird nicht uninteressant sein, wenn auch wir einige Stellen daraus hier mittheilen. „Die oberste Gewalt und der höchste Richter im Lande", äußert sich unter Anderem Grujowitsch, „ist das Gesetz." Die Gospodaren und Anführer, der Direktions-Rath und die Geistlichkeit, die Armee und das ganze Volk muß sich ohne Unterschied vor dem Gesetze und zwar vor einem und demselben Gesetze beugen. Das Gesetz muß die Guten und Verdienstvollen belohnen, die Übelthäter, die Ungehorsamen und Nachlässigen bestrafen. Das Gesetz ist für das ganze Volk dasselbe, was für den einzelnen Menschen die Luft, die Nahrung und Kleidung und gleichwie der Einzelne beim Mangel dieser Bedürfnisse sterben muß, so versinkt das Volk ohne Gesetz in Sklaverei und geht endlich zu Grunde. Gleich der Nahrung muß das Gesetz gut sein, damit es seinem Zwecke entspreche; gut kann es aber nur dann sein, wenn es verständig und gerecht ist. Das Gesetz gebiete ferner jedermann ohne Unterschied; denn nur auf diese Weise kann die Freiheit bewahrt werden. Keiner besitze demnach eine solche Gewalt, dass er auch dem Schwächsten oder Ärmsten einen Schaden zufügen könne.

*) Nenadowitsch, Memoari p. 187.

Dies gilt insbesondere für Jenen, den die Nation zu ihrem obersten Richter und Befehlshaber erwählt hat; denn dieser darf nicht nur nichts Böses verüben, sondern muß unter allen Umständen gut handeln. Darnach ist es die erste Pflicht des Hauptes der Nation, darüber zu wachen, dass im Lande ein Jeder, also auch die Weiber und Kinder, völlige Sicherheit der Person und des Eigenthums genieße. Und wenn das Haupt der Nation nicht fähig ist oder es versäumt, das Leben, Vermögen und die Ehre jedes einzelnen Einwohners zu sichern, dann ist es nicht würdig, sein Amt weiter zu bekleiden. Die zweite Pflicht des Oberhauptes ist, diejenigen zu befreien, welche noch in Knechtschaft sind und im ganzen Lande die Freiheit zu erhalten und zu pflegen. Die Freiheit macht uns zu Menschen, ohne sie versinken wir in die Reihe der Thiere herab. Die Freiheit verleiht dem Soldaten Kraft, dem Richter Weisheit. In einem freien Lande gibt der Boden reichlichere Ärnte; hier sind fruchtbarer die Herden, besser das Brot, feuriger der Wein. Mit Einem Worte: „Ohne Freiheit kein Leben"!*)

Das und anderes mehr beabsichtigte Grujowitsch auf der Skupschtina zu sagen und in der That! Seine Rede war nicht ungeschickt abgefasst, wenn man bedenkt, dass sie vor einem Volke gehalten werden sollte, das erst kürzlich das Joch der Willkür und Knechtschaft abgeschüttelt hatte. Als aber schon Alles zum Feste bereit war, und man nur noch auf Kara-Ghorghe wartete, um sodann des andern Tages, am 27. August, die geplante Ceremonie vornehmen zu können: da traf spät am Abend ein reitender Bote von Kara-Ghorghe ein mit einem Briefe, in welchem der Oberanführer erklärte, dass er nach Bogowadja nicht kommen könne, sondern die Skupschtina nach Borak im Hause des Knesen Sima bestimmt habe; darum mögen Alle dahin kommen. Diese Nachricht rief in der ganzen Versammlung große Niedergeschlagenheit hervor. Jedermann hatte sich auf die

*) Nenadowitsch, l. c. p. 295—297.

Festlichkeiten des andern Tages schon so sehr gefreut und nun mußte man Allem entsagen. Nichtsdestoweniger wagte niemand dem Wunsche Kara-Gyorgyes zu widerstreben; die Anführer wählten 300 der vermöglichsten Hauswirte und eilten mit ihnen nach Borak; Bischof Antim war ebenfalls dabei. Die Übrigen wurden nach Hause entlassen. Es lässt sich heute nicht mehr genau angeben, was Kara-Gyorgye bewogen hatte, die Einladung der in Bogowadja Versammelten abzulehnen. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass er, der sich als das Haupt des Aufstandes betrachtete, einige Demüthigung darin zu erblicken vermeinte, wenn er auf einer von Anderen einberufenen Skupschtina, gleichsam dem Willen dieser Anderen Gehorsam leistend, erscheine. Und darum berief er die ganze Versammlung an den von ihm erwählten Ort. Die Bereitwilligkeit, welche er bei dieser Gelegenheit wahrnahm, konnte ihn überzeugen, dass er bei seinen Volksgenossen wirklich großes Ansehen besitze.*)

Die Skupschtina zu Borak berieth vor Allem die Herbeischaffung der zu den früher oder später unvermeidlichen Kämpfen nothwendigen Kriegsmunition, dann über die dem Volke aufzuerlegende Steuer, über die Tilgung der Schulden, eventuell über die Verlängerung der Schuldtermine. Endlich wurde auch der Beschluss gefasst, dass im Herbste abermals eine Skupschtina gehalten werden solle, auf welcher diese Fragen nach eingehender Berathung allseitig meritorisch erledigt werden sollten. Zum Schlusse erhob sich Matthäus Nenadowitsch und wendete sich zu Kara-Gyorgye mit folgender Ansprache: „Gospodar! Du und alle übrigen Führer habet uns versprochen, dass auf der ersten Skupschtina die Synode konstituiert werden solle; das weiß das ganze Volk und harret jetzt ungeduldig, damit Ihr das Versprechen einlöset. Siehe; hier sind wir auf der Skupschtina, jetzt wäre es an der Zeit." Kara-Gyorgye antwortete dem Prota rasch und kurz: „Unter denjenigen, die hier anwesend sind, wähle die

*) Ibidem p. 188.

Besten nach deinem Belieben aus." Jakob Nenadowitsch, Matthäus und die übrigen Führer, welche schon vordem in Bogowadja versammelt waren, hatten bereits früher jene Individuen bezeichnet, die sie aus ihren eigenen Nahien: Waljewo, Schabatz, Rudnik und Belgrad zu Mitgliedern des Senats wünschten. Diese waren mit ihren Wojwoden ebenfalls in Borak erschienen und so konnte Matthäus die Auswahl rasch bewerkstelligen. Als Matthäus die neuen Senatoren Kara-Ghorghe vorstellte und erwähnte, welche Nahie jeder vertrete, entließ sie Kara-Ghorghe mit den Worten: „Gehet in das Kloster von Woljawatsch, arbeitet mit Gottes Hilfe zum Heil des ganzen serbischen Volkes und erleichtert mir einigermaßen die Last, welche auf meinen Schultern ruht; bald komme auch ich zu Euch." *)

Nach dem von Grujowitsch ausgearbeiteten und seitens der Anführer gutgeheißenen Entwurfe hätte jede Nahie einen Vertreter in den Senat entsenden sollen; in Borak wurden aber deren nur vier auserlesen. Deshalb ließ Kara-Ghorghe durch Grujowitsch sogleich eine Verordnung an die übrigen Nahien ergehen, dass in jeder derselben die Vorsteher, Geistlichen, Mönche, Kmeten und das Volk sich versammeln und den ausgezeichnetsten, gerechtesten Mann, zu dem sie das meiste Vertrauen besitzen, zum Senator wählen mögen. Die also Erwählten sollen hierauf beeidet werden, dass sie mit ihren Senators-Genossen jederzeit nur im Interesse des gesammten serbischen Volkes, insbesondere auch für das Wohl ihrer eigenen Nahie wirken, zu jeder Zeit die Gerechten vertheidigen und unterstützen, den Übelthäter aber, sei es ein Befehlshaber, Wojwoda, Buljukbascha, Geistlicher, Mönch oder Kmet ohne Unterschied und Parteilichkeit strafen, die Kapitalverbrecher aber dem Senat anzeigen werden, welcher hiervon wieder den Oberanführer Kara-Ghorghe verständigt, damit dieser im Einvernehmen mit dem Senat die Strafe festsetze und vollstrecken lasse. Nach der Eidesablegung mußte ferner jeder Erwählte

*) Nenadowitsch, l. c. p. 188 189

eine Vollmacht erhalten, die von den Theilnehmern der Nahie-Versammlung unterschrieben war und nur wenn er mit diesem Schriftstück in Woljawatsch erscheint, wird er unter die Senatoren aufgenommen. Nach Absendung dieser Verordnung erwartete die Skupschtina das Resultat der Wahlen in den übrigen Nahien nicht ab, sondern gieng auseinander; der Senat wurde als konstituiert betrachtet.*)

Obgleich die Hauptpunkte des Grujowitsch'schen Entwurfes zur Annahme gelangt waren, so wich doch der Modus bei Konstituierung des Senats wenigstens in der Praxis von dem Geiste des Entwurfes bedeutend ab. Die ersten vier Senatoren wählte nicht das Volk, sondern diese wurden von den Wojwoden ernannt. Kara-Ghorghe ordnete nunzwar in den übrigen Nahien die Wahl an, allein auch dort bezeichneten zumeist die einflusreichen Wojwoden einfach die Senatoren oder es wurden wenigstens deren Günstlinge gewählt. Und das war ein wichtiger Umstand bei Begründung der neuen Institution, um so mehr, weil die Senatoren schon nach dem Entwurfe zugleich die Repräsentanten der Nahien waren und die Verpflichtung hatten, sich mit deren Angelegenheeten in erster Reihe zu beschäftigen. Ferner sehen wir gleich bei den ersten Schritten die Persönlichkeit Kara-Ghorghes in viel größerem Maße in den Vordergrund treten, als dies Grujowitsch geplant hatte. Auf der Skupschtina in Borak entscheidet er darüber, ob der Senat ins Leben treten solle; er weist demselben ein Kloster als Sitz an und in seiner Antwort drückt er den Wunsch aus, dass der Senat ihn von einem Theile der auf ihm ruhenden Last befreien möge; er betrachtete also sich selbst als den Leiter der gesammten Staatsangelegenheiten, von dem Senate wartet er aber nur theilweise Hilfe; endlich betont er in seiner erwähnten Verordnung, wo er die Eidesformel der Senatoren feststellt, dass die Synode verpflichtet sei, dem Oberanführer Bericht zu erstatten. Man darf kaum zweifeln, dass

*) Renadowitsch, l. c., p. 189.

einerseits Grujowitsch nicht absichtlich versäumt hatte, in seinem Entwurfe das Verhältnis des Oberanführers zum Senate zu kennzeichnen; andererseits aber war Kara-Gyorgye nicht aus vorher berechnetem Plane, sondern nur im Gefühle seiner Macht bestrebt, sein Ansehen überall aufrechtzuerhalten. Nichtsdestoweniger verdienen diese Verhältnisse Aufmerksamkeit; denn bei ihrer Gestaltung wurde auch der Same der späteren unheilvollen Zwistigkeiten ausgestreut.*)

Nach Beendigung der Boraker Skupschtina zog Matthäus Nenadowitsch, jetzt schon als Präsident des Senats, mit den vier Senatoren und Grujowitsch, der mit den Funktionen eines Sekretärs betraut worden war, an den Sitz des Sowets, in das Kloster von Woljawatsch. Dasselbe war ein Klösterlein, im engen Thale der Rudniker Berge gelegen. Nur zu Pferde konnte man durch diese Wildnis nach dem Kloster gelangen. Als Matthäus und seine Genossen daselbst eintrafen, jeder noch von einem Diener begleitet, wurden sie nicht wenig betrübt bei dem Anblicke der engen, niedrigen und ganz leeren Zimmerchen, die zum Empfange so vieler Gäste nicht ausreichten. Die armen Mönche lebten hier im größten Elende und die neuen Senatoren fanden im ganzen Kloster kein anderes Lebensmittel als einen Sack Maismehl. Bei dieser Kost verlebten sie einige Tage, bald war aber auch diese aufgezehrt und sie mußten sogar Hunger leiden. Matthäus schickte hierauf den Senator der Rudniker Nahie, Stojan, in die jenseits des Gebirges liegenden Dörfer, wo dieser ein wenig Mehl und Bohnen kaufte, und von den Dorfbewohnern auf ihren Schultern nach dem Kloster tragen ließ. Da in den Zimmern des Klosters nicht Alle Unterkunft fanden, ließen sich Einige auf der Hausflur nieder, wo sie selbst die Nacht zubrachten. Zum Glücke für sie war es Sommer, sonst hät-

*) Karadschidsch, der serb. Direktionsrath etc. p. 3. und 6. Karadschidsch deutet die zwischen Kara-Gyorgye und den Wojwoden schon damals auftauchenden Gegensätze an, obgleich er dieses Verhältnis anders erklärt, als wir es im Obigen versucht haben.

ten die ausgehungerten Senatoren auch noch erfrieren können. Mit Hilfe eines Bauern wurde dann aus Brettern ein Tisch und zwei Bänke angefertigt, die in einer der Zellen aufgestellt wurden, der Tisch sodann mit einem Tuche bedeckt, das Evangelium und ein Kreuz darauf gesetzt und hier die Sitzungen abgehalten. Unter solch ärmlichen Verhältnissen begann die Synode oder der Senat, der sich mit allen öffentlichen Angelegenheiten des Landes beschäftigen sollte, seine Wirksamkeit. Bald kamen noch vier Senatoren aus den Distrikten von Semendria, Tschupria, Jagodina und Poscharewatz, jeder mit seiner Vollmacht, wie das sein Eid vorschrieb. Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich in der Gegend die Kunde, dass in dem Kloster Woljawatsch eine Körperschaft tage, die in allen Angelegenheiten Urtheil spreche und Beschlüsse fasse. Sofort kam das Volk von allen Seiten scharenweise mit seinen Klagen nach dem Kloster und suchte Gerechtigkeit. Auch viele Mönche erschienen vor dem Senat und baten um die Bestätigung ihrer alten Privilegien. Die Angelegenheiten der Landleute schlichtete der Senat so gut er konnte, die Bitte der Mönche wies er jedoch zurück unter dem Vorwande, dass die Zahl der Senatoren noch nicht vollzählig und zur Bestätigung der Privilegien auch die Zustimmung der Skupschtina nothwendig sei. In Woljawatsch befasste sich der Senat überhaupt nur mit kleinlichen Privatsachen, auf die öffentlichen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit auszudehnen fehlte es an Gelegenheit. Die Mehrzahl der Senatoren konnte weder lesen noch schreiben, deshalb musste Grujowitsch die ganze Arbeit beendigen; derselbe war sonach Sekretär, Schreiber, Registrator und Archivar in einer Person. Zuweilen half ihm Renadowitsch, der auf solche Weise bald als Präsident, bald als Expeditor fungierte.*)

Mit der Ankunft der vier neuen Senatoren wurde natürlich die Noth an Lebensmitteln noch größer, so dass diese obersten Beamten des Landes in der That fasten mussten und Jeder, wie

*) Renadowitsch Memoari p. 189—199.

Matthäus bemerkt, lieber gegen die Türken kämpfen als im Kloster berathschlagen wollte. Als endlich die Noth unerträglich zu werden begann, verließ Matthäus unter allgemeiner Zustimmung Woljawtscha und suchte in Topola Kara-Gyorgye auf. Der Oberanführer hatte den Senat bereits einmal im Kloster besucht und somit glaubte er sofort den Worten des Matthäus, der ihm mit lebhaften Farben das Elend schilderte, das sie ertragen müßen und Kara-Gyorgye bat, er möge den Senat an einen andern Ort, sei es auf ein Dorf, versetzen, wo sie wenigstens um Geld für sich und ihre Pferde den Lebensunterhalt einkaufen könnten. Kara-Gyorgye versprach, dass er dem Wojwoden Jakob Nenadowitsch und Milan Obrenowitsch sogleich schreiben werde, sie mögen das Kloster zu Bogowadja für die Aufnahme des Senats herrichten und dieser hierauf dahin übersiedeln. Der ganze Senat war voll Freude, als Matthäus mit dieser guten Botschaft nach Woljawtscha zurückkam. Die Senatoren säumten auch nicht mit ihren Vorbereitungen und schon am dritten Tage verließen sie das armselige Klösterlein. Ihr Weg führte sie durch Topola, wo Kara-Gyorgye sie glänzend bewirtete. Von hier eilten sie dann nach dem Bogowadjaer Kloster. Die Mönche nahmen die Gäste freundlich auf. Der Iguman überließ ihnen sein geräumiges Wohnzimmer als Sitzungssaal und jeder Senator erhielt seine ordentliche Wohnung. Senatoren und Mönche speisten gemeinsam an einem langen Tische. Unterdessen trafen auch die schon früher bestellten Gegenstände ein, als: das grüne Tafeltuch und die Kanzlei-Utensilien und nachdem jetzt Alles geordnet war, giengen die Senatoren voll Lust an ihre Arbeit. Der Senat setzte auch hier seine Rechtsprechungen fort, außerdem wendete er seine Aufmerksamkeit aber auch wichtigeren Dingen zu. Jedermann fühlte es, dass die Gerichtsbarkeit der Kmeten und Knesen den Anforderungen nicht mehr entspreche und darum beschloss der Senat, ordentliche Gerichtsstühle, welche damals „Magistrate" genannt wurden, ins Leben zu rufen. Zu diesem Ende befahl er den Nahien, dass überall die Distrikts-Skupschtinen, auf

welchen alle Klassen der Bevölkerung vertreten seien, sofort zusammentreten und dann aus sich drei der verständigsten und ehrenhaftesten Männer zu Richtern wählen sollen, die vor der Skupschtina den Eid abzulegen haben, dass sie als Mitglieder des Magistrats gerecht und unparteiisch, nach den bisherigen Gewohnheiten und nach ihrem Gewissen urtheilen werden. Da jedoch für die Schreiberposten taugliche Individuen nicht vorhanden waren, so solle von jenen Kirchen, wo mehrere Geistliche sind, einer von ihnen an die Seite des Magistrats gestellt werden und dieser führe dann die Korrespondenz mit dem Senat. Die Magistrate sind in den Städten, und falls diese noch in Ruinen liegen, in irgend einem Dorfe unterzubringen. In wichtigeren Angelegenheiten kann der Magistrat auch die militärischen Anführer zur Abgabe ihrer Meinung berufen, in zweifelhaften Fällen jedoch muß aus den in der Nähe von Bogowadja gelegenen Nahien an den Senat, aus jenen aber, welche zu Topola nahe sind, an Kara-Ghorghe Bericht erstattet werden; Letzterer (Kara-Ghorghe) verständigt alsdann hiervon den Senat, wie dieser auch ihn. Diese Anordnung muß sogleich ins Leben treten mit dem Bemerken, dass die Magistrate insolange ihre obige Verfassung behalten, bis der Senat, im Einvernehmen mit Kara-Ghorghe, nicht anders beschließen wird. Die Errichtung dieser Magistrate oder Gerichtsstühle war für das Land eine große Wohlthat; dadurch erhielten die Privatverhältnisse größere Festigung und Sicherheit. Aus diesen Magistraten entwickelten sich später die ordentlichen Kreisgerichte, welche auch noch gegenwärtig in Serbien bestehen. Nicht überall wählte man drei Richter in den Magistrat, sondern manchenorts nur zwei; in diesen Falle versah der geistliche Schreiber die Funktionen des dritten Richters. Anfänglich dienten die Mitglieder der Magistrate unentgeltlich und sorgten selber für ihren Lebensunterhalt. Erst nach einigen Jahren verordnete der Senat, dass jede Nahie je zwei Richtern 35 Dukaten und einen Ochsen geben solle.*)

Während der Senat in Bogowadja tagte, schickten die mili-

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 191 und 283—288.

tärischen Befehlshaber aus allen Theilen des Landes, insbesondere aber von der Gränze Berichte über den Stand der Dinge ein. Diese Berichte theilte der Senat sofort Kara-Ghorghe mit, der seinerseits wieder diejenigen, welche er empfieng, dem Senat übersandte. Auf diese Weise schienen der Senat und Kara-Ghorghe die Angelegenheiten des Landes gemeinschaftlich zu leiten; allein die wirkliche Macht befand sich thatsächlich dennoch in der Hand des Letztern. In Bogowadja wurden dem Senate noch zwei Mönche zugewiesen, welche ebenfalls die Funktionen des Sekretärs und Schreibers versahen und dadurch dem ehrlichen und unermüdlichen, aber kränklichen Grujowitsch die Arbeit erleichterten.*)

Der Senat verweilte übrigens auch nicht lange in Bogowadja. Die mittlerweile vorgefallenen Ereignisse ließen dessen Übersiedlung abermals zweckmäßig erscheinen.

Der Sieg über Hafispascha rief in dem bisherigen Verhältnisse zwischen den in Serbien lebenden friedlichen Mahommedanern und den Christen einige Veränderung hervor. Wir haben erwähnt, dass ein großer Theil der mahommedanischen Bevölkerung gegen die Dahis und ihre Gefährten einen ebensolchen Hass führte wie die Serben. Die hochmüthigen, habsüchtigen Dahis machten bei der Plünderung keinen Unterschied zwischen Mahommedanern und Christen. Überdies erschienen sie durch die Ermordung Hadschi Mustafapaschas sowie durch den Widerstand gegen die Anordnungen des Sultans vor den loyalen Mahommedanern als Rebellen gegen den Sultan selbst. Und darum begrüßte die mahommedanische Bevölkerung den Aufstand der Rajah gegen die Dahis mit Freuden und zwar nicht bloß im Belgrader Paschalik, sondern auch in den benachbarten Provinzen. Hadschi Beg im bosnischen Srebernitza, der Pascha von Nowibazar in Altserbien und mehrere Andere ertheilten den Aufständischen nicht nur guten Rath, sondern unterstützten sie auch thatsächlich. Die Rajah hatte es ja insbesondere nachdrücklich betont, dass die Serben für immer des Sultans getreue Unterthanen bleiben wollen und nur zur

*) Renadowitsch, Memoari, p. 191.

Züchtigung der gegen den Großherrn rebellischen Dahis die Waffen ergriffen hätten. Das unzweifelhaft sehr gewandte Betragen der Aufständischen gegen die loyalen friedlichen Türken, mit denen sie selbst inmitten der erbittertsten Kämpfe auf die schonendste Weise verfuhren, bestärkte diese Letztern nur in ihrer Ueberzeugung, dass ihre eigenen Interessen identisch seien mit denen der Aufständischen und darum sehen wir im Anfange der Bewegung nicht wenige Türken in den Reihen der Serben kämpfen. Die Aufständischen wiesen zwar bald darauf diese Hilfe, welche ihnen später unbequem werden konnte, auf höfliche Art zurück; allein das gute Verhältnis zwischen der christlichen und mohammedanischen Bevölkerung wurde dadurch nur wenig gestört. Mit der Ausbreitung des Aufstandes, insbesondere als die Serben auch schon die Belagerung der Festungen wagten, erfasste die Mahommedaner zum ersten Male Besorgnis. Den Kampf gegen die Dahis billigten sie, ja unterstützten ihn; aber die Festungen bildeten schon ein ausschließliches Eigenthum des Sultans und so wäre nach mahommedanischen Begriffen der Rajah nicht gestattet gewesen, dasselbe anzutasten, wenngleich die Rebellen (d. i. die Dahis) es vorübergehend in ihrer Gewalt hatten. Nach der Niederlage Hafispaschas endlich fiel es den Mahommedanern wie Schuppen von den Augen. Hafis war vom Sultan selbst in die Provinz geschickt worden und der Pascha erschien mit einem auf des Sultans Befehl gesammelten Heere; dennoch weigerten die Serben demselben nicht nur die Unterwerfung, sondern sie stellten sich ihm sogar mit den Waffen entgegen und zwangen den Stellvertreter des Sultans zum Rückzuge. Es konnte darum fernerhin kein Zweifel bestehen, dass die Rajah gegen den Sultan aufgestanden sei. Und in diesem Momente wendeten sich die Mahommedaner, welche den serbischen Aufstand bisher mit günstigen Augen betrachtet hatten, sowohl in Serbien wie anderwärts von demselben ab.

Als sich im J. 1804 Poscharewatz an Kara-Ghorghe ergab, kam, wie wir wissen, zwischen den Türken von Semendria

und den Serben eine Vereinbarung zustande, dass diese Letzteren die Stadt und Festung nicht angreifen, jene aber an den gegen die Aufständischen gerichteten Unternehmungen keinen Antheil nehmen werden. Seit dieser Zeit verhielten sich die Türken von Semendria ruhig in ihrer Festung. Im Sommer des J. 1805, nach der Niederlage Hafispaschas, kam aber der Wojwoda von Semendria, Djuscha Wulitjewitsch, in das Serbenviertel der Stadt Semendria, wo er sich mit seinen Landsleuten beim Weine lustig unterhielt. Er mochte wohl mehr als nöthig getrunken haben; denn es ist Thatsache, dass er sich des Nachts dem Festungsthore näherte und trotz der aus der Festung erfolgten Aufforderung nicht entfernte, weshalb die Türken ihn niederschossen. Die Kunde von diesem Vorfalle durchlief bald das ganze Land. Kara-Ghyorghye bedauerte zwar Wulitjewitsch, allein seine Freude war doch noch größer, weil die Türken das gegebene Wort gebrochen und ihm so Gelegenheit zu offenem Einschreiten gegen sie gegeben hatten. Er sammelte deshalb ein Heer und erschien vor Semendria, indem er die Festung sogleich belagerte. Die Vertheidigung der Festung dauerte mehrere Wochen, endlich aber mußten die Türken sich ergeben, da die Lebensmittel zur Neige giengen und sie wussten, dass sie auf Hilfe nicht rechnen könnten. Die Serben besetzten sofort die Festung und zwangen die Türken zur Auswanderung; nur einige arme mahommedanische Fischer, für welche die Christen in Semendria Bürgschaft leisteten, durften auch fernerhin in der untern Festung verbleiben. Als Hafispascha von Nisch her sich zum Einmarsch nach Serbien vorbereitete, schickte er eine Ladung Reis zu Schiff nach Semendria mit dem Auftrage, dieselbe, wenn er nach Belgrad komme, dahin zu transportieren. Jetzt fanden die Serben diese Säcke mit Reis und giengen in der Freude über die Beute sogleich an die Vertheilung derselben. Matthäus Nenadowitsch, der unterdessen über Berufung Kara-Ghyorghes ebenfalls in Semendria eingetroffen war, warf beim Anblicke dieser Beutetheilung seine Priesterbinde auf zwei Reissäcke und sagte: „Diese beiden behalte ich für den Senat", und niemand rührte

dieſelben an, ja die Umſtehenden halfen dem Matthäus noch, ſeine Säcke in Sicherheit beiſeite zu bringen. Nach der Einnahme von Semendria fand Kara-Ghyorghe es für gut, den Senat in dieſe Stadt zu verſetzen und es war auch bald ein paſſendes Gebäude gefunden, wo der Senat ſeine Sitzungen abhalten konnte und ein anderes zur Wohnung für die Senatoren. Matthäus ſorgte dafür, daſs die Überſiedelung des Senats von Bogowadja nach Semendria je eher erfolgen könne.*)

Kaum hatte ſich der Senat in ſeinem neuen Wohnſitze eingerichtet, ſo unterſuchte er vor Allem die Rechnungen über ſeine bisherigen Ausgaben. Die geſammten Ausgaben betrugen nicht mehr als 130 Dukaten, welche Summe Matthäus Nenadowitſch aus ſeinem eigenen Vermögen vorgeſtreckt hatte. Der Senat gab ihm über dieſe 130 Dukaten einen Schuldſchein und bezahlte erſt ſpäter, nachdem er ſchon über einige Einkünfte verfügen konnte, dem opferwilligen Prieſter dieſe Schuld.**) Die Einkünfte des Senats beſtanden anfangs hauptſächlich in den Erträgniſſen der Fähr-Mauten und Zölle. Wir haben erwähnt, daſs in mehreren Gegenden die Wojwoden ſelbſt dieſe Maut- und Zollgebühren verwalteten, doch nicht zu Gunſten der Landeskaſſe, ſondern für ihr eigenes Intereſſe. Der Senat erließ aber noch aus Bogowadja eine Verordnung an die Mautpächter in Zabreſch und Schabatz, daſs ſie genaue Rechnung führen und das eingefloſſene Geld in jedem Monate einzig und allein an den Senat abliefern ſollen. Nach der erfolgten Überſiedelung nach Semendria war es eine der erſten Verfügungen deſſelben, eine ähnliche Anordnung auch in Betreff der Fähren bei Grozka und an der Morawa zu treffen. Intereſſant und charakteriſtiſch iſt das Schriftſtück, welches der Senat aus Semendria in Angelegenheit der Fährmauten an den Wojwoden Peter Dobrinjaz richtete. Wir theilen dieſes übri-

*) Karadſchidſch, Danitza, 1834, p 47. — Nenadowitſch, Memoari p. 192—194 — Protitſch, Übergabe von Semendria (in ſerb. Sprache) in dem „Jahrb. der Belgr. gel. Geſellſchaft." Bd. IV. p. 172—173.

**) Nenadowitſch, Memoari p. 194.

gens kurze Schriftstück hier im Wortlaute mit; denn es wirft reichliches Licht auf die damaligen Verhältnisse. Nach dem üblichen Gruße schreibt der Senat: „Wir geben deinen Leuten, welche auf Befehl des Gospodars Kara-Ghorghe wegen der Poscharewatzer Fährangelegenheit statt Deiner vor dem Senat erschienen, diesen unsern Brief mit und machen Dir bekannt, dass der Senat beschlossen habe, in Zukunft niemandem die Fähren zu übergeben, sondern sämmtliche durch seine eigenen Leute verwalten zu lassen. Wir verleihen also die Fähren auch den Wojwoden nicht, damit das Volk deshalb nicht unwillig werde, wie solches schon an manchen Orten geschehen ist. Bei den Fähren in Zabresch und Grozka befinden sich schon unsere Leute und bald werden dieselben auch bei den übrigen sein. Darum machen wir Dich aufmerksam, dass der Senat auch die Fähren von Poscharewatz gleich den andern selbst verwalten werde; Du aber mische Dich fernerhin nicht mehr in die Angelegenheit der Fähren, sondern enthalte Dich vielmehr derselben. Wir werden bald unsern Mann dahin ernennen." Am Rande des Briefes standen die Zeilen: „Du bist Wojwoda, bekümmere Dich also nicht um derlei Dinge und um die Fähren, trage lieber Sorge, dass Du Deine Soldaten in Ordnung erhälst".*) Natürlich gefielen solche Verordnungen den Wojwoden nicht; aber damals wagte noch Keiner sich zu widersetzten. Auch ist richtig, dass bei dem fast gänzlichen Stillstand von Handel und Verkehr die Fähren nur geringe Einkünfte abwarfen; allein sie trugen doch so viel ein, dass der Senat seine eigenen Auslagen decken und seine Schulden tilgen konnte.

In Semendria vergrößerte sich der Senat abermals um drei Mitglieder; die Nahien von Tschatschak, Uschitza und Kragujewatz schickten ihre Vetreter; aus der letztgenannten Nahie erschien Mladen Milowanowitsch, dessen wir schon öfters gedacht und den wir hier deshalb namentlich erwähnen, weil er zu einer wichtigen Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes be-

*) Karadschidsch, der serb. Direktionsrath etc. p. 6.

rufen war*) In Semendria war es auch, wo Kara-Gyorgye den Vertreter der Nahie Tschupria, Gyuritza, aus dem Senat hinauswies. Dieser Vorfall charakterisiert am getreuesten das Verhältnis, welches zwischen Kara-Gyorgye und dem Senat bestand. Als nämlich Kara-Gyorgye einst im Senat erschien, verlangte er die Vorweisung der Vollmacht Gyuritzas, welche dieser von seiner Nahie empfangen hatte und worin bekanntlich auch der Text des Eides enthalten war. Nachdem der Sekretär die Vollmacht vorgelesen hatte, richtete Kara-Gyorgye an die Senatoren die Frage, ob Gyuritza seiner Pflicht gemäß angezeigt habe, wie in seinem Kreise ein Buljukbascha einen ehrlichen Landmann derart geschlagen und getreten habe, dass dieser nach viertägigem Leiden seinen Geist aufgab. Die Senatoren verneinten es; Gyuritza aber stand auf und sagte: „Herr! ich habe es vergessen." Die Senatoren schämten sich ihres Genossen und begannen Rath zu halten, was für Strafe derselbe für seinen Eidbruch verdiene. Kara-Gyorgye fiel ihnen jedoch ins Wort und sprach: „Gyuritza! Weil du deinen Eid gebrochen, nicht über das Volk gewacht hast und die Unschuldigen nicht beschützen konntest, so nimm deine Mütze und geh — Schweine hüten. Gott mit dir." Gyuritza wollte Kara-Gyorgyes Hand küssen, allein dieser duldete es nicht, worauf jener wortlos sich entfernte; der Senat aber ordnete in der Nahie Tschupria sofort eine Neuwahl an.**) Dieser Vorfall bezeugt zur Genüge, welch große Gewalt Kara-Gyorgye sowohl im Senate als außerhalb desselben besaß. Er war damals thatsächlich der unbeschränkte Herr seines Volkes und dass er dennoch neben sich den Senat duldete, der von Tag zu Tag auf die öffentlichen Angelegenheiten größern Einfluss nahm, ist daraus zu erklären, weil Kara-Gyorgyes eigentliches Element der Krieg war, die Regelung der friedlichen Angelegenheiten, wofür er kein Verständnis hatte, aber gerne Anderen

*) Renadowitsch, Memoari, p. 194.
**) Renadowitsch, Memoari, p. 196—197.

überließ. Es unterliegt keinem Zweifel, daſs bereits damals Kara-Gyorgyes große Autorität und deren oft willkürliche Anwendung Vielen nicht angenehm war; allein die Oppoſition dagegen trat erſt ſpäter ein.

Der Senat verweilte ungefähr ein Jahr in Semendria. Als im Anfang des Jahres 1807 die Serben Belgrad einnahmen, überſiedelte der Senat ebenfalls dahin. In Belgrad ſtand demſelben bereits ein großes Gebäude zur Verfügung, mit einem beſondern Saal für die Sitzungen und Zimmern für die Sekretäre. Vor der Thür ſtand eine bewaffnete Wache, welche die Ankommenden anmeldete, diejenigen aber, welche bewaffnet kamen vor ihrem Eintritte die Waffen ablegen ließ. Hier wohnten auch die Senatoren ſchon in beſonderen Häuſern, nur betrachtete die Nahie jenes Haus, in welchem der von ihr gewählte Senator wohnte, gleichſam als ihr Eigenthum. Die aus der Nahie nach der Hauptſtadt kommenden Klagführenden hatten das Recht, im Hauſe ihres Senators einzukehren und hier mehrere Tage auf Koſten des Hausherrn zu verbringen. Selbſt Kranke nahmen nicht ſelten dieſes Recht in Anſpruch und ließen ſich im Hauſe des Vertreters der Nahie kurieren. Überhaupt waren die Senatoren verpflichtet, auch in Privatangelegenheiten ihren Wählern behilflich zu ſein; um ſo mehr hatten ſie die Pflicht denjenigen aus ihrer Nahie, der um eines Vergehens willen ins Gefängnis geworfen wurde, zu vertheidigen und wo möglich zu befreien. Das Gleiche war der Fall, ſobald in irgend eine Nahie zur Schlichtung oder Unterſuchung einer Angelegenheit eine Kommiſſion geſchickt wurde; alsdann mußte der betreffende Senator jederzeit an derſelben Theil nehmen. Wie wir geſehen haben, bezogen die Senatoren anfänglich keine Beſoldung, ſondern deckten theils aus Eigenem, theils aus den nachträglich einfließenden Einkünften ihre Auslagen. Erſt ſpäter wurde ihnen ein ordentliches Gehalt aus der Landes-Kaſſe angewieſen, und zwar 120 Dukaten jährlich; außerdem erhielten ſie in natura ein gewiſſes Quantum Mehl, Fleiſch, Gerſte, Heu und Holz; die Nahie aber ſchickte ihrem Repräſen-

tanten Wein, Brantwein und im Anfange des Winters regelmäßig ein Paar Schlachtvieh.*)

Unter solch bescheidenen Verhältnissen begann diese hochwichtige Korporation ihre Wirksamkeit. Wir wollten an dieser Stelle nur die Gestaltung und ersten Verfügungen derselben schildern, da wir im Verlaufe unserer Erzählung noch öfters Gelegenheit haben werden, von deren Entwickelung, Thätigkeit und den im Schoße des Senats ausgebrochenen Zwistigkeiten zu sprechen.

Nach dem Fall von Semendria richteten die Serben ihre Blicke auf Belgrad. Ihre Lage blieb in der That insolange überaus unsicher, als sie Belgrad, die größte und stärkste Festung des Landes, nicht in ihre Gewalt bekamen; denn im Falle eines Angriffes durch die benachbarten Paschen, hätten sie ihr Kriegsheer theilen und einen Theil desselben vor Belgrad lassen müßen, damit etwaige Ausfälle des Krdschalen-Häuptlings Ali Guschanz verhindert würden. Die Einnahme von Belgrad bildete somit das Hauptbestreben der Aufständischen und wie es scheint, beschloss eine Skupschtina, die gegen Ende des Jahres wahrscheinlich in Semendria zusammengetreten war, die Beschleunigung der diesbezüglich nothwendigen Kriegsvorbreitungen und wurden bei dieser Gelgenheit auch hinsichtlich der Bedeckung der Auslagen sowie zur Anschaffung des erforderlichen Kriegsmaterials einige Beschlüsse gefasst. Das serbische Heer belagerte noch immer Belgrad, wo, wie wir weiter unter ausführlicher mittheilen werden, die kleinen Scharmützel mit den Leuten des Ali Guschanz, der den ganzen Sommer hindurch sich ruhig verhalten hatte, abermals begannen. Unterdessen kamen besorgniserregende Nachrichten sowohl aus Bosnien wie aus Rumelien, dass die dortigen Paschas gegen Serbien rüsten. Die Serben sahen voraus, die nun folgenden Kämpfe werden gefährlicher und erbitterter sein, als es die bisherigen gewesen. Sie mußten sich jetzt mit der Macht des Sultans selber messen. Da in diesen kritischen Momenten sie der

*) Karadschidsch, der serb. Direktionsrath etc p. 8—10.

eigenen Kraft nicht vollends vertrauten, suchten die Serben wiederum auswärtige Hilfe zu gewinnen. In der zweiten Hälfte Januars 1806 versammelten sich die Führer zu Ostruschnitza, in der Nähe von Belgrad und verfassten daselbst drei Gesuche: an den Sultan, an den österreichischen Kaiser Franz II. und an den russischen Zar Alexander. In dem Gesuche an den Sultan erklärten die Serben in gewohnter unterthäniger, doch energischer Sprache, dass an dem bisher Geschehenen nicht sie sondern ihre Tyrannen die Schuld tragen und zwar in der letzten Zeit Ali Guschanz, der mit der größten Vermessenheit noch immer im Namen des Sultans seinen Unfug forttreibe. Nichtsdestoweniger verlaute jetzt die Kunde, dass der Sultan die Absicht habe, seine eigenen Truppen gegen die Rajah zu senden, die doch stets getreue Unterthanen gewesen. Wenn das wirklich erfolgen sollte, dann würde hierdurch wahrscheinlich der völlige Untergang des gesammten christlichen Volkes hervorgerufen werden; eben deshalb zögern die Serben auch nicht, entschieden zu erklären, dass sie bereit seien, eher bis zum letzten Mann ihr Blut zu opfern als ihr Haupt abermals unter das verhasste Joch zu beugen. Sie bitten darum den Sultan, er möge sich ihrer erbarmen, sie von ihren Peinigern befreien und ihre Rechte durch einen Ferman sichern; in diesem Falle schwören sie ihm ewige Treue und sind bereit, doppelt so viel Steuer als bisher zu bezahlen; doch bemerken sie zugleich, dass sie weniger Konzessionen, als ihr im verflossenen Frühling überreichtes Gesuch verlangt, nicht annehmen könnten. Die beiden christlichen Kaiser baten sie aber um deren Intervention, ja um Hilfe, Kriegsmunition usw. Matthäus Nenadowitsch und Grujowitsch reisten mit diesen drei Gesuchen nach Wien, wo sie das eine an Kaiser Franz gelangen ließen, die beiden andern aber nach St. Petersburg und Konstantinopel sandten.*)

*) Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 51—52. — Nenadowitsch, Memoari, p. 141. — Golubitza, 1843 u. 1844. Bd. V. p. 135—142.

2.

Wie vorauszusehen war, liefen auf die Gesuche entweder gar keine oder doch nur unbefriedigende Antworten ein. Die Pforte, welche damals bereits beschlossen hatte, der serbischen Bewegung um jeden Preis ein Ende zu machen, erachtete es nicht der Mühe wert, die Bitte der Rajah zu beantworten. Zwischen Russland und der Türkei bestanden noch freundschaftliche Beziehungen, deshalb und insbesondere auch aus dem Grunde, damit die Pforte mit dem sich stets mehr ausbreitenden französischen Kaiserreiche kein Bündnis schließe, hielt die russische Regierung es nicht für räthlich, das Verlangen der Serben in Konstantinopel energisch zu unterstützen oder ihnen gar thatsächliche Hilfe zu leisten. Nichtsdestoweniger versäumte Czartorisky, der russische Minister des Auswärtigen, nicht, dem russischen Gesandten Italinsky das Gesuch der Serben (welches auf dem Wege der österr. Gesandtschaft in die Hände der St. Petersburger Regierung gelangt war) zu übersenden mit der Weisung, dass er selbes den türkischen Staatsmännern mittheile und dieselbe unter Einem zur Mäßigung und Nachgiebigkeit gegen Serbien ermahne. In seiner Instruktion*) legte Czartorisky ein besonderes Gewicht darauf, dass der russische Zar, nur durch seine Freundschaft gegen den Sultan hiezu veranlasst, zu Gunsten der Serben das Wort erhebe und ihn bitte, dass er den Plan eines Angriffes auf Serbien aufgeben möge. Wenn jene, übrigens ganz unbedeutenden Vortheile, welche die Serben bisher erkämpften, sagt Czartorisky in seiner Instruktion, auch als Vorwand zu diesem Angriffe dienen könnten, so dürfe man auch jenen Umstand nicht übersehen, dass die Serben eigentlich durch die unerhörten Grausamkeiten der türkischen Beamten zum Aufstande und zur Abschüttelung des unerträglichen Joches gezwungen worden seien; dass sie aber trotzdem mehrmals sich an den Sultan, als an ihren Herrscher gewendet, damit er ihnen gestatte, sich selber zu regieren

*) Czartoriskys Schreiben an Italinsky in der „Golubitza" 1843 und 1844, Bd. V. p. 142.

und ihm zugleich versprochen haben, dass sie ihre Unterthanspflichten jederzeit getreulich erfüllen werden. Es kann sein, dass die Pforte nichtsdestoweniger die Serben als Rebellen betrachte und hofft, dieselben durch Gewalt neuerdings unterwerfen zu können. Das sei aber unter den gegenwärtigen Umständen überaus zweifelhaft. Serbien sei schon durch seine geographische Lage fast unmittelbarer Nachbar der neuesten französischen Eroberungen geworden.*) Das Bestreben der Franzosen, sich in die Angelegenheiten ihrer Nachbarn einzumengen, sei aber hinlänglich bekannt und darum auch sehr wahrscheinlich, dass diese Eroberer auch diesmal die ihnen dargebotene Gelegenheit nicht versäumen werden. Nun könne man aber kaum bezweifeln, dass die Serben, wenn sie gezwungen wären zwischen der gänzlichen Vernichtung und dem französischen Schutze zu wählen, sie gewiss den letztern ergreifen werden. Diese Möglichkeit müße die türkische Regierung jedenfalls wohl erwägen, bevor sie ihre Kriegsoperationen gegen Serbien eröffnet. Aber selbst angenommen, dass ihr die völlige Unterwerfung dieser Provinz gelingen würde, so hätte die Pforte dadurch nichts gewonnen. Ein großer Theil ihres Heeres wäre gefallen, noch ehe das Ziel erreicht werden könnte und zum Ersatz würde sie ein gänzlich vernichtetes Land erhalten. Wenn die Pforte dagegen großherzig Amnestie verkünden würde, so käme das nur dem türkischen Reiche selbst zu Gute, denn es würde einerseits dessen Kriegsheer verschont, andererseits erhielte sie in den Serben eine starke Stütze gerade in jener Gegend, welche gegenwärtig von der größten Gefahr bedroht wird. Durch alle diese Gründe bewogen, ertheilt Czartorisky an Italinsky den Auftrag, dass er im Namen des Zars den Sultan ersuche, auf das Vergangene den Schleier der Vergessenheit zu werfen, die Kriegsvorbereitungen gegen Serbien aufzulassen und vielmehr die Bitte der Serben zu erfüllen, indem er denselben die Autonomie und Verwaltung der Steuern verleihe, wodurch er sie zugleich ver-

*) Die Franzosen besaßen damals bereits Dalmatien.

pflichtete, dass sie im Kriegsfalle mit ihren Scharen die Pforte unterstützen.

Die russische Regierung glaubte mit dieser überaus zahmen Aufforderung den Wünschen der Serben vorläufig Genüge gethan zu haben und bekümmerte sich wenig darum, ob die Pforte ihre Rathschläge beachte oder nicht. Uebrigens konnte es keinem Zweifel unterliegen, dass in solcher Form ertheilte gute Rathschläge bei den Staatsmännern der Pforte keinen Eindruck hervorrufen werden; hier war man gewohnt, nur allein den energischen Drohungen nachzugeben und betrachtete auch sonst Russland mit nicht geringem Mistrauen, trotz den zwischen beiden Reichen scheinbar noch immer bestehenden guten Beziehungen. Die zurückhaltende Aufforderung des russischen Gesandten verklang also in Bezug auf die Angelegenheit der Serben spurlos; letztere erhielten übrigens auch diesmal aus Petersburg keine direkte Auskunft über das Schicksal ihres Ansuchens.

Oesterreich, dessen gesammte Aufmerksamkeit gegen Frankreich gerichtet war, konnte ebenso wenig wie Russland zu Gunsten der Serben energisch eintreten. Ihre freundschaftliche Vermittlung bei der Pforte lehnte auch die österreichische Regierung nicht ab und unter den damaligen Umständen war das in der That Alles, was Oesterreich thun konnte. In einem Briefe aus Wien vom 7. Mai 1806 verständigt der Erzherzog Karl Kara-Gyorgye über die Theilnahme Oesterreichs. Dieser Brief lautet: *) „Eure zahllosen Leiden haben den kaiserlichen Hof bewogen, dass er in Eurem Interesse bei der Hohen Pforte als Vermittler einschreite; zugleich haben sie mich dazu veranlasst, an die kommandierenden Paschas der Gränze Briefe zu richten, worin ich sie auffordere, von ihren gewaltthätigen Maßregeln insolange abzustehen, bis sie von ihrem eigenen Hofe nicht neue Weisungen erhalten. Das Freundschaftsverhältnis, welches zwischen den beiden Reichen

*) Erzherzog Karls Brief an Kara-Gyorgye und die Christen in Serbien in der „Golubitza" 1843 und 1844, Bd. V. p. 145.

(Oesterreich und Türkei) besteht, gibt uns die gewisse Hoffnung, dass unsere Schritte nicht erfolglos sein werden. Damit aber der Erfolg um so sicherer sei, ist nothwendig, dass auch Ihr von jetzt an Euch ruhig verhaltet und Euch vor Allem in Acht nehmet, was den Zorn der Pforte neuerdings erregen oder steigern könnte. Die lebhafte Theilnahme, welche ich für Eure Lage empfinde, und das Verlangen, Euer Los erleichtern zu können, ermunterten mich zu dem obigen Schritte, dessen Erfolg ich ebenso hoffe als herbeiwünsche."

Wie aufrichtig auch die Theilnahme des Erzherzogs Karl an dem Lose der Serben gewesen, seine Briefe an die Paschas und die Vermittelung des österreichischen Gesandten in Konstantinopel konnten ebensowenig zum Ziele führen als die Rathschläge Italinskys. Die Pforte, welche ganz gut wusste, dass Oesterreich nicht in der Lage, Russland aber nicht geneigt war, für die Serben auch thatsächlich einzutreten, lehnte mit völliger Seelenruhe die Aufforderungen beider Großmächte ab, ohne deren Zorn befürchten zu müßen und gewann so zugleich freie Hand gegen Serbien.

Nachdem die serbischen Insurgenten von den beiden Großmächten vorläufig keinerlei Hilfe erwarten konnten, wendeten sie sich an die stamm- und sprachverwandten Montenegriner. Die Bewohner der „Schwarzen Berge" hatten sich nämlich, unterstützt von der im Adria-Meer kreuzenden russischen Flotte, in einen Krieg mit den nach Dalmatien eingedrungenen Franzosen verwickelt. Der montenegrinische Bischof-Fürst, Peter Petrowitsch, der schon mehrmals Kunde erhalten vom Kampfe der Serben, aber wie es scheint weder dessen wahres Ziel noch Ausdehnung genau kannte, wendete sich unter den obwaltenden Umständen in einem Schreiben vom 27. Februar 1806 *) an Kara-Ghorghe und forderte diesen auf, ihm von dem Stande der Dinge in Serbien umständlich Nachricht zu geben. Petrowitsch hoffte

*) Hadschitsch, der serb. Aufstand etc p. 53.

unzweifelhaft und ganz richtig, dass bei gegenseitiger Unterstützung der beiden slavischen Bruderstämme jeder von ihnen seine verschiedenen Gegner leichter werde bezwingen können. Kara-Gyorgye beantwortete dieses Schreiben am 16. April und schrieb am 10. Juni neuerdings an den Bischof-Fürsten, indem er ihn bat, bewaffnete Scharen namentlich gegen die Türken in Bosnien zu senden, um deren Aufmerksamkeit von Serbien abzulenken, da dieses schon kaum im Stande sei, ihren Angriffen Widerstand zu leisten. Kara-Ghorgye versäumte auch bei dieser Gelegenheit nicht zu betonen, dass die Serben nicht gegen den Sultan, sondern nur gegen ihre Unterdrücker, gegen die auch vom Sultan als Rebellen betrachteten Wütheriche, wie z. B. Ali Guschanz, die Waffen ergriffen haben. Indessen der montenegrinische Bischof-Fürst, der selber von dem Brudervolke Hilfe erwartete und von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen war, konnte Kara-Ghorgyes Bitte nicht erfüllen. Die Alliance und das Zusammenwirken der beiden Slavenstämme blieb also nur Plan, der sich nie verwirklichen konnte und die Serben waren demnach gezwungen, auch fernerhin ohne alle Hilfe von Außen, nur allein auf die eigene Kraft gestützt, den Kampf gegen die Türken fortzusetzen.*)

Bevor wir auf die detaillierte Beschreibung der Kämpfe übergehen, wird es vielleicht nicht überflüssig sein, einen Blick zu werfen auf die Verhältnisse der Pforte zu den europäischen Mächten, insbesondere zu Russland, sowie auf jene Umstände, welche zwischen dem Letztern und der Türkei durch den Ende des Jahres 1806 ausgebrochenen Krieg hervorgerufen wurden, der sodann die thatsächliche Einmischung Russlands in die serbischen Angelegenheiten herbeiführte und als der eigentliche Anfangspunkt der Begründung des russischen Einflusses in Serbien betrachtet werden kann.

„Der große Kampf, den Europa seit dem Umsturz des alten Königthums in Frankreich in sich selbst bestand, berührte zwar das

*) Hadschitsch, l. c. p. 54—55.

osmanische Reich, das auf ganz anders gearteten Grundlagen beruhet, nicht durch konstitutionelle Sympathien und Antipathien, wirkte aber nothwendig durch die Wechselfälle des Krieges und der Politik auf seine äußeren Beziehungen und seine innere Lage mächtig ein." So äußert sich Ranke in seinem Werke über „Die serbische Revolution" *) und charakterisiert in diesen wenigen Zeilen treffend die Situation. Nach den Friedensschlüssen von Sistow und Jassy, welche mit dem Beginn der französischen Revolution ungefähr zusammenfallen, bedurfte die Türkei der dauernden, ungestörten Ruhe, theils um die im langen Kriege mit Rußland und Oesterreich erlittenen Verluste zu ersetzen, theils aber, damit das Reich die in allen seinen Theilen sich zeigenden rebellischen Versuche, von denen wir ausführlich gesprochen, vereiteln könne. Sultan Selim hatte außerdem bekanntlich weitausreichende Reformpläne gehegt, deren Verwirklichung die freie Verfügung über die gesammte Kraft des Reiches beanspruchte und so den Frieden nach Außen unentbehrlich machte. Seit dem Verfall von Venedig und Polen konnte die Türkei in Folge der geographischen Lage und der historischen Entwickelung der politischen Verhältnisse zwei europäische Mächte: Rußland und Oesterreich jederzeit als ihre natürlichen Gegner betrachten, deren gemeinsamer Angriff im letzten Kriege das osmanische Reich nahezu mit völligem Untergang bedroht hatte. Der Friede wurde zwar wieder hergestellt, allein in Konstantinopel glaubte man nicht recht an dessen Dauer, da man wohl wusste, dass sowohl Russland als Oesterreich die erste Gelegenheit ergreifen werden, um das Glück der Waffen neuerdings zu versuchen. Es ist also kein Wunder, wenn die türkischen Staatsmänner einerseits gegen diese beiden Großmächte tiefes Mistrauen hegten, andererseits aber sorgfältig Alles vermieden, was zum Friedensbruch und zur Erneuerung der Feindseligkeiten hätte Anlass bieten können. Die natürliche Folge dieses Zustandes war, dass Russland und Oesterreich schon in

*) Ranke, die serbische Revolution, p. 180.

Folge der Furcht, die man vor ihnen hatte, in Konstantinopel großen Einfluss ausübten und das Wort ihrer diplomatischen Vertreter stets aufmerksame Beachtung fand. Neben diesen beiden Mächten spielte in der türkischen Hauptstadt Frankreich die hervorragendste Rolle und zwar gerade aus den entgegengesetzten Gründen. Zwischen Frankreich und der Pforte bestanden seit Jahrhunderten freundschaftliche Beziehungen. Diese Freundschaft datierte noch aus der Zeit des französischen Königs Franz I., der unter allen christlichen Herrschern der Erste mit den muhommedanischen Fürsten in engere Berührung getreten war. Das bestehende gute Verhältnis zwischen beiden Staaten wurde, zeitweilige vorübergehende Erkaltungen ausgenommen, niemals ernstlich getrübt. Auch schon jener Umstand, dass sich Frankreich stets als offener oder geheimer Gegner des heiligen römischen Reichs und später Oesterreichs zeigte, machte seine Freundschaft für die Türkei unschätzbar. Die Sympathie für die Franzosen äußerte sich in Konstantinopel lebhaft auch in den bewegten Zeiten nach der großen Revolution und zwar nicht bloß in den Kreisen des Hofes, sondern selbst in den niederen Schichten des Volkes. Trotz der im letzten Kriege erlittenen Verluste konnte die Türkei noch immer ein gefürchteter Gegner sein und darum ist es natürlich, dass Russland und Oesterreich, welche von Anbeginn die französische Revolution und die rasche Verbreitung der von ihr verkündeten Ideen mit Besorgnis betrachteten, die in Konstantinopel für die französische Republik bezeugte Begeisterung nur misgünstig aufnehmen konnten. Wohl wendete sich Sultan Selim nach der Hinrichtung Ludwig XVI. mit Ekel von den Königsmördern ab, brach jedoch deshalb keineswegs völlig mit der traditionellen osmanischen Politik und blieb nur aus Zwang, nicht aber aus Sympathie in einem freundlichen Verhältnisse zu Russland und Oesterreich. Die Vertreter dieser beiden Mächte setzten Alles daran, um den französischen Einfluss bei der Pforte gänzlich zu vernichten. Die türkischen Staatsmänner gaben dem Drängen der beiden Gesandten insoferne nach, als sie gegenüber den europäischen Staaten eine strenge

Neutralität beobachteten, zu einer thatsächlichen Einmischung waren sie jedoch nicht zu bewegen. Aus diesem Grunde betrachtete die Pforte mit gleichgiltigen Blicken den völligen Untergang der einst so mächtigen Republik Venedig und die Konstituierung der neuen jonischen Republik unter russischer Oberhoheit; sie duldete ferner ohne Dazwischentreten den Anschluss Dalmatiens und Istriens an Oesterreich, obgleich sie ihre Besorgnisse über diese große Territorial-Vergrößerung ihres mächtigen Nachbars, und zwar gerade an den türkischen Gränzen, nicht verbarg. Was der russisch-österreichischen und später der englischen Diplomatie nicht gelungen war, nämlich die Pforte zur thatsächlichen Theilnahme am Kampfe gegen die französische Republik zu bewegen, das trat endlich ein in Folge der ehrgeizigen Unternehmungen Napoleons. Der Feldzug nach Aegypten hatte im Herbst des Jahres 1798 den Krieg zwischen der Türkei und Frankreich zur Folge. Als sodann nach Verlauf von vier Jahren, im Sommer 1802, der Friede neuerdings geschlossen wurde, wendete Sultan Selim seine Sympathien abermals viel mehr Frankreich als jenen Mächten zu, welche ihn in diesem Kriege unterstützt hatten. Seitdem ward Konstantinopel zum Schauplatz der Rivalität für die europäischen Mächte, insbesondere für Russland, Oesterreich, England und Frankreich, von denen jede einzelne Macht gemäß ihren momentanen politischen Interessen die Pforte für ihre Zwecke gewinnen wollte. Die Politik der europäischen Staaten machte bekanntlich in dieser Zeit nicht von Jahr zu Jahr, sondern manchmal von Monat zu Monat so große Wandlungen durch, dass Derjenige heute als Bundesgenosse erschien, welcher gestern noch als Feind bekämpft wurde; binnen kurzer Frist sammelten sich jedoch wieder neue Interessengruppen, so dass die Pforte in diesem unaufhörlichen Auf- und Abwogen der Verhältnisse wahrlich nichts Vernünftigeres thun konnte, als gegen jede Macht ihre Neutralität konsequent zu bewahren. Nichtsdestoweniger bedeutete die Zurückhaltung und Unthätigkeit der türkischen Regierung keineswegs zugleich völlige Gleichgiltigkeit gegen die auswärtige Politik. Ja das Mistrauen, namentlich in Bezug auf Russland,

nahm trotz der von Letzterem laut verkündeten Freundschaft stets größere Dimensionen an, hauptsächlich seit 1801, als Zar Alexander I. bei seiner Thronbesteigung in einem Manifest erklärte, dass er die Politik der Kaiserin Katharina II. befolgen werde. Dagegen gewann Frankreich (und zwar sofort nach dem Friedensschlusse im J. 1802) in Konstantinopel stets zunehmende Sympathien. Dem Einflusse des russischen Gesandten, der in diesem Punkte auch von den Vertretern Oesterreichs und Englands unterstützt wurde, gelang es, einige Zeit die Anerkennung des mittlerweile proklamierten Kaisertitels Napoleons vonseite der Pforte zu verhindern. Nach der Schlacht bei Austerlitz und dem Frieden von Preßburg aber glaubte die Pforte jede andere Rücksicht ignorieren zu können und anerkannte im Anfang des J. 1806 den Titel Napoleons trotz der russischen Drohungen. Von diesem Momente an entwickelte sich in der türkischen Hauptstadt zwischen dem russischen und französischen Einflusse ein heftiger Kampf, bis endlich der Letztere einen vollständigen Sieg ärntete und die Pforte mit Russland in einen Krieg verwickelte, wobei die Angelegenheiten in der Walachei als Vorwand dienten. Wir müßen dieser Angelegenheiten hier ebenfalls in Kürze gedenken.

Die beiden Donaufürstenthümer, Moldau und Walachei, genossen trotz ihrer Vereinigung mit dem osmanischen Reiche schon seit Jahrhunderten gewisse Privilegien, welche diese Länder vor dem Versinken zu unmittelbaren türkischen Provinzen bewahrten. Diese besondere Stellung, namentlich aber jener Umstand, dass die kontinentale Heeresstraße aus Russland in die europäische Türkei durch diese beiden Fürstenthümer führt, weckte einerseits in der christlichen Bevölkerung jederzeit größere Sympathie für den glaubensverwandten nördlichen Nachbar als gegen die eigenen mahommedanischen Herrscher; andererseits bildeten aber diese Gegenden den Schauplatz der ersten Schlachten in den periodisch sich erneuernden Kriegen zwischen Russland und der Pforte. Die russischen Truppen fanden in der Moldau und Walachei stets eine freundliche Aufnahme und es war in späteren Zeiten zu einem

Hauptgrundsatze der russischen Kriegsführung geworden, nach der Kriegserklärung sogleich die Fürstenthümer zu besetzen, welche dann bei Abschluss des Friedens regelmäßig wieder unter die Herrschaft des Halbmondes gelangten. Nachdem Katharina II., deren Pläne zur Besitznahme von Konstantinopel und Wiederherstellung des einstigen griechischen Kaiserreiches hinlänglich bekannt sind, eingesehen hatte, dass diese großartige Idee nicht so leicht und nach einigen siegreichen Schlachten zu realisieren sei, bestrebte sie sich, vor Allem die Sympathien der christlichen Bevölkerung des osmanischen Reiches zu gewinnen und über dieselbe eine theils geheime, theils vertragsmäßig gesicherte Schutzherrschaft auszuüben, wodurch ihr natürlich auch die Gelegenheit zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei jederzeit geboten war. Wir haben bereits an anderer Stelle die Thätigkeit der damaligen russischen Politik in Bezug auf die unter osmanischer Herrschaft lebenden Griechen flüchtig berührt. Hier gedenken wir nur noch der Entstehung des russischen Protektorats über die Moldau und Walachei, wodurch wenigstens indirekte die Begründung einer ähnlichen Schutzherrschaft auch in Serbien angebahnt wurde.

Als im J. 1774 der durch fünf Jahre wüthende russisch-türkische Krieg im Frieden von Kutschuk-Kajnardschi sein Ende erreichte, versäumten die russischen Bevollmächtigten nicht, auch die Verhältnisse der Moldau und Walachei vertragsmäßig zu regeln. Im Punkt XVI. des Friedenstraktates verpflichtete sich die Pforte, die alten Privilegien der Fürstenthümer zu bestätigen, was später durch einen Hatt-Humajum auch geschah, und verlieh denselben auch noch andere Konzessionen in Bezug auf die freie Ausübung der Religion, dann hinsichtlich der Steuerzahlung und der Besitzverhältnisse. Ferner wurden die Fürsten der Moldau und Walachei durch diesen Punkt berechtigt, bei der Pforte ständige Agenten griechischer Konfession zu ernennen, Russland aber erhielt das Recht, in Konstantinopel jederzeit zu Gunsten der Fürstenthümer Einsprache erheben zu können.*) Durch diese letzte

*) Zinkeisen, Gesch. d. osm. Reiches, Bd. V. p. 960.

Bedingung gewann Rufsland freie Hand zur Einmischung in die Angelegenheiten der Fürstenthümer, somit auch in die inneren Angelegenheiten der Pforte selbst. Zwar erfüllte die türkische Regierung das Verlangen des russischen Befehlshaber, die neuen Hospodare der Moldau und Walachei auf Lebenszeit zu ernennen, diesmal noch nicht; allein wenigstens insofern gab sie den Wünschen Rufslands nach, dafs sie dessen Schützlinge Ghika und Ypsilanti auf die Fürstenstühle der Moldau und der Walachei setzte. Von dieser Zeit an sehen wir Rufsland bei jeder günstigen Gelegenheit seine Sorge um das Los der Fürstenthümer oder vielmehr um die Sicherung seines eigenen Einfluss- und Interventionsrechtes erneuern. Der russisch-türkische Vertrag von Ainali-Kawak im J. 1779 bekräftigte die Friedensbedingungen von Kutschuk-Kainardschi noch mehr. In der Handelskonvention v. J. 1783 erwirkte Rufsland bedeutende materielle Erleichterungen zu Gunsten der Fürstenthümer, wodurch die thatsächliche und direkte Einflufsnahme der Pforte auf die moldo-walachischen Angelegenheiten stets mehr beschränkt wurde. Bei Gelegenheit des Friedensschlusses von Jassy (1792) aber, welcher dem im J. 1787 ausgebrochenen austro-russisch-türkischen Kriege ein Ende machte, sicherte Rufsland durch Punkt II. des Friedensvertrages den Fürstenthümern nicht nur die älteren Vorrechte und Privilegien, sondern erpresste für sie von der Pforte auch noch eine zweijährige Steuerfreiheit. Endlich, als im J. 1802 theils innere Wirren, theils die Einfälle Paswan-Oglus die Fürstenthümer, namentlich die Walachei, nahezu an den Rand des Abgrundes brachten, machte Rufsland von seinem Interventionsrechte Gebrauch und zwang die Pforte auf diplomatischem Wege, dafs sie an die Stelle des geflüchteten Fürsten Soutzo den Russengünstling Konstantin Ypsilanti ernennen und unter Einem die früheren Vorrechte und Privilegien in präciserer Form durch einen Hatt-Humajum des Sultans neuerdings regle und sanktioniere. Der interessanteste Punkt dieses Hatt-Humajums ist für uns derjenige, welcher bestimmt, dafs die Hospodaren fernerhin auf sieben Jahre zu ernennen seien und vor dieser Zeit ohne ein

begangenes, erwiesenes Verbrechen nicht abgesetzt werden können. Sollte dieser Fall eintreten, dann ist die Pforte verpflichtet, den russischen Gesandten hievon zu verständigen und nur dann, wenn der Hospodar in der That für schuldig befunden worden, kann dessen Enthebung erfolgen.*) Nachdem, wie erwähnt, die Pforte bei dieser Gelegenheit auch hinsichtlich der Person des Hospodars dem Wunsche Russland nachgekommen war und Ypsilanti für die Walachei ernannt, in der Moldau aber Alexander Muruzzi eingesetzt hatte, von welchen beiden Fürsten insbesondere der Erste als ein unbedingter Anhänger der russischen Politik bekannt war: entsagte sie dadurch zugleich auf sieben Jahre jedem Einflusse auf die Fürstenthümer, wo jetzt der russische Einfluss unbeschränkt zu herrschen begann. Die türkischen Staatsmänner empfanden die Demüthigung, welche durch die Veröffentlichung des obigen Hatt-Humajums dem Reiche zugefügt wurde und übersahen auch keineswegs die Gefahren, die aus den unnatürlichen Zuständen entstehen konnten. Wenn sie nichtsdestoweniger den Forderungen Russlands nachgaben, so geschah dies nur unter dem Drucke der schwierigen Umstände und in der Hoffnung, dass bei der ersten günstigen Gelegenheit sie sich aus der unbequemen Zwangslage befreien werden. Diese günstige Gelegenheit bot sich im Laufe des Jahres 1806.

Wir sind nicht im Stande, auch nur flüchtig jene großartigen Veränderungen zu skizzieren, deren Schauplatz damals Europa gewesen und können uns auch in keine detallierte Darlegung der Verhältnisse zwischen der Pforte und den übrigen Mächten einlassen. Nur die Ursachen und Prämissen des bald eingetretenen *russisch-türkischen Krieges* wollen wir in möglichster Kürze anführen. *Napoleon*, der damals im Kriege mit Russland stand, setzte nach dem Preßburger Frieden Alles in Bewegung, um auch die Pforte gegen Russland zu reizen, ja mit dieser.

*) Zinkeisen, Gesch. d. osm. Reiches, Bd. V. p. 960; VI. p. 80 222, 401, 841 und VII. p. 245.

Macht in einen Krieg zu verwickeln, indem er hoffte, dadurch die russische Kriegsmacht am Besten theilen zu können. Das war auch die Aufgabe der Mission des neuen französischen Gesandten, des Generals Sebastiani, der anfangs August 1806 in Konstantinopel eintraf. Sebastiani nahm seinen Weg über Bukarest und hatte mit dem Fürsten Ypsilanti wiederholt eingehende Unterredungen. Ypsilanti zeichnete seine mit dem französischen Gesandten geführten Gespräche getreulich auf und theilte diese auch der russischen Regierung mit.*) Bei dieser Gelegenheit kam zwischen dem französischen Gesandten und dem Fürsten auch die serbische Revolution wiederholt zur Sprache. Sebastiani machte Ypsilanti Vorwürfe, weil dieser den Aufständischen hilfreiche Hand geboten und denselben die aus Russland gesendeten Waffen überliefert habe. Ypsilanti bemühte sich, diese Anklage durch die geographische Lage der beiden Provinzen (damals waren nämlich die östlichen Distrikte des heutigen Serbien, welche mit den jenseits am linken Donauufer befindlichen walachischen Distrikten parallel liegen, noch in Händen der Türken) und durch jenen Umstand zu widerlegen, dass auf der Donau die Kanonen der Festung Orschowa, durch Oesterreich aber die dortigen Zollämter den Transport der fraglichen Waffen verhindert haben würden. Diese Waffen stammten nach Ypsilanti aus Ungarn und wurden von Kaufleuten und zwar zu hohen Preisen für die Serben erworben. Die gegen ihn (Ypsilanti) erhobene Klage mochte daher entsprungen sein, weil auf manchen der aus Ungarn nach Serbien geschmuggelten Waffen der Name Tula (ein russischer Waffenfabriks-Ort) gefunden wurde. Sebastiani ließ sich in eine Untersuchung der vorgebrachten Entschuldigungsgründe nicht ein, wiewohl er mit Recht einwenden konnte, dass Ypsilanti trotz seiner Behauptung, über die erwähnten Waffen nichts zu wissen, dennoch über jeden einzelnen Umstand so äußerst genau unterrichtet war. Nur so viel bemerkte der französische Gesandte, die Sache möge sich wie immer verhalten haben,

*) Bogischitsch, Kritik etc. (in russischer Sprache) p. 50.

so müße man jetzt dennoch dahin streben, dass die Serben sich je eher unterwerfen. In dieser Beziehung könnte Ypsilanti sehr Vieles thun, wodurch er auch Napoleon sich verpflichten würde, wenn er nämlich die Serben zur freiwilligen Unterwerfung unter die Pforte bewegen wolle. Frankreich würde in diesem Falle Alles anwenden, um in Konstantinopel für dieselben Konzessionen zu erwirken; sollten sie aber mit der Niederlegung der Waffen noch weiter zögern, so würden auch französische Truppen gegen sie marschieren. Ypsilanti versprach, die Vermittlerrolle gerne übernehmen zu wollen, falls er von der Pforte hiezu die Vollmacht erhalte. Sebastiani versicherte seinerseits, dass er in dieser Beziehung auf seine (Sebastianis) Unterstützung zählen könne.*) Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass Sebastiani schon im Laufe dieser Unterredungen die Überzeugung schöpfte, Ypsilantis Zusagen seien nicht aufrichtig und der russenfreundlich gesinnte Fürst werde trotz der von französischer Seite kommenden glänzenden Verheißungen oder auch Drohungen weder in seinem eigenen Lande noch bei den Serben hilfreiche Hand bieten zur Förderung der französischen Bestrebungen, sobald diese gegen die Interessen Russlands gerichtet sind. Darum ist es nicht unmöglich, dass Sebastiani schon in Bukarest den Gedanken fasste, zur Herbeiführung des von Napoleon geplanten Bruches zwischen Russland und der Pforte könnten die walachischen Angelegenheiten den bequemsten Vorwand gewähren. Russland war, wie wir wissen, vertragsmäßig berechtigt, sich in die moldau-walachischen Verhältnisse einzumengen; ja es konnte sogar fordern, dass die Pforte nur im Einvernehmen mit ihm diese Verhältnisse ordne. Wenn nun die türkische Regierung in dieser Beziehung irgend eine Verfügung einseitig ins Leben treten ließe, so war es natürlich, dass hieraus zwischen beiden Reichen leicht Zwiespalt entstehen konnte. Das wünschte aber gerade Napoleon und in diesem Sinne hatte er auch seinem Gesandten

*) Bogischitsch, Kritik des Werkes: „Russland und Serbien" etc. p. 53—55.

Instruktionen ertheilt. Sebastiani begann also gleich nach seiner Ankunft in Konstantinopel dahin zu wirken, dass die Pforte die beiden Fürsten, Ypsilanti und Muruzzi, als Russenfreunde absetze und an deren Stelle die durch ihre französischen Neigungen bekannten Soutzo und Kallimachi auf die Fürstenstühle der beiden Länder erhebe, — und zwar ohne jedwede vorherige Anfrage bei Russland. Sebastiani bemühte sich seine Aufgabe mit solcher Geschicklichkeit und Energie zu lösen, dass er trotz der couträren Thätigkeit des russischen und des englischen Gesandten, Italinsky und Arbuthnot, in nicht ganz drei Wochen sein Ziel erreichte. Schon am 30. August sprach die Pforte die Absetzung Ypsilantis und Muruzzis aus und setzte Soutzo und Kallimachi zu Hospodaren ein.*) Dieser willkürliche Vorgang der Pforte versetzte die Gesandten Russlands und Großbritanniens in große Aufregung, die sodann Alles aufboten, um die Pforte zur Zurücknahme ihrer Entschließung zu bewegen. Die Erringung des Erfolges kostete nicht geringe Anstrengung, nichtsdestoweniger gelang sie; binnen sechs Wochen gaben die wankelmüthigen türkischen Staatsmänner dem Andrängen Italinskys und Arbuthnots nach und verkündigten am 17. Oktober officiell die Wiedereinsetzung Ypsilantis und Muruzzis. Mittlerweile hatten aber die Dinge in St. Petersburg eine andere Wendung genommen. Wie es scheint, hatte man daselbst in Folge der mangelhaften und mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Kommunikation von der erfolgreichen Thätigkeit Italinskys erst sehr spät Kenntnis erlangt. Zar Alexander war jedoch, als er Ende August die Nachricht von der Absetzung der beiden Hospodare empfieng, sofort entschlossen, ein Heer in die Fürstenthümer zu senden, wenn nämlich bis zum 15. Oktober keine Nachricht aus Konstantinopel die Nachgiebigkeit der Pforte melden sollte. Nachdem dies nicht geschah, erhielt der russische General Michelson Befehl, unverzüglich in die Moldau einzurücken und diese Provinz zu besetzen. Zwar traf noch vor der

*) Zinkeisen, Gesch. des osman. Reiches, Bd. VII. p. 404—405.

Mobilisierung der russischen Truppen die Depesche Italinskys, welche die Wiedereinsetzung der beiden Hospodare meldete, in St. Petersburg ein; doch Kaiser Alexander, dessen Lieblingsidee die Besetzung, ja die spätere definitive Besitzergreifung der Fürstenthümer war, zog den ertheilten Befehl nicht zurück. Michelson überschritt daher anfangs November den Dnjester und drang in die Moldau ein. Da er vonseite der Türken kaum auf einen Widerstand traf, so besetzte er binnen wenigen Wochen nicht bloß die Moldau, sondern auch die Walachei vollständig, und zwar nicht als Feind (wie der General im Sinne seiner Instruktionen erklären mußte), sondern als Beschützer der Verträge, deren pünktliche Erfüllung vonseite der Pforte zu erzwingen der einzige Zweck dieser militärischen Operationen sei. Der stets russenfreundlich gesinnte Ypsilanti, den die Pforte erst kürzlich wieder auf den Fürstenstuhl zurück versetzt hatte, begrüßte das Erscheinen der russischen Truppen in der Walachei natürlich mit großer Freude, indem er wahrscheinlich auch die völlige Lostrennung dieses Landes vom osmanischen Reiche hoffte. Er versäumte auch nicht, seine Rathschläge zur erfolgreichern Wirksamkeit des russischen Heeres an die Regierung in St. Petersburg gelangen zu lassen. In seiner Denkschrift wies er auf die Nothwendigkeit der Vereinigung der beiden Fürstenthümer Moldau und Walachei unter seiner (Ypsilantis) Herrschaft hin; ferner bat er um 20.000 Stück Gewehre für seine eigenen Truppen und schlug vor, dass dem General Michelson eine bedeutende Summe Geldes zur Verfügung gestellt und derselbe bevollmächtigt werden solle, in seinen Operationen, die mit der größten Energie zu beginnen wären, jederzeit die Rathschläge Ypsilantis in Anspruch zu nehmen. Endlich rieth er, die russische Regierung möge den Serben Schießbedarf, Waffen, Kanonen, Geld und einige tüchtige Officiere senden, welche das serbische Heer ordnen und dessen Operationen leiten. Diese Officiere sollten den Befehlen des Generals Michelson unterstehen. Auf diese Vorschläge machte der russische Minister des Aeußern folgende Bemerkungen: In Bezug auf die den Serben

zu leistende Hilfe könne nur dann ein definitiver Entschluss gefasst werden, sobald die russischen Truppen mit denselben in Berührung treten und wenn unser Verhältnis zur Pforte in der einen oder andern Weise geregelt sein wird. Jedenfalls werden wir eine gewisse Menge Waffen und Schießbedarf in Bereitschaft halten, damit wir solche den Serben sofort zukommen lassen können, wenn der Kommandierende diesen Schritt für nothwendig finden wird. Geld haben sie auch jetzt schon erhalten und werden dies auch fernerhin bekommen. Die Sendung von Officieren hängt aber desgleichen von jener Wendung ab, welche unser schwebender Zwist mit der Pforte nehmen wird; wenn wir aber noch vor dem offenen Bruche auch einige Officiere zum serbischen Heere senden würden, so müßte das mit der größten Behutsamkeit und insgeheim geschehen, damit die Türken uns nicht der Doppelzüngigkeit zeihen.*)

Diese Entwickelung der Dinge übte auch auf den serbischen Aufstand einen bedeutenden Einfluss aus. Wie wir weiter unten sehen werden, zeigte sich im Anfang des Herbstes 1806, theils in Folge der in Serbien erlittenen großen Niederlagen, theils aber durch das momentane Übergewicht des russischen Einflusses, dem damals die Wiedereinsetzung der vertriebenen Hospodare gelang, die Pforte geneigt, auch mit den Serben in Unterhandlungen zu treten. Von diesen bemerkenswerten Transaktionen wird später ausführlicher die Rede sein, an dieser Stelle erwähnen wir nur so viel, dass dieselben am Ende doch zu keinem Erfolg führten; denn die Pforte, erbittert durch den Einmarsch der russischen Truppen nach der Moldau, insbesondere aber in Folge der Aufmunterungen Napoleons, gewann abermals den Muth, den russischen Einfluss vollständig zu beseitigen. Aus dem Lager von Posen instruierte Napoleon unter dem 1. Dezember 1806 seinen Gesandten Sebastiani dahin, er möge der Pforte dringend rathen, dass sie die ihr freundlich gesinnten Hospodare restituiere,

*) Bogišchitsch, l. c. p. 47—50.

die Parteigänger Rußlands aber vertreibe. Außerdem bevollmächtigte er Sebastiani, mit der Pforte ein Schutz- und Trutzbündnis zu schließen, in welchem Napoleon der Türkei den völligen und unbedingten Besitz der Moldau-Walachei und Serbiens garantiert. Bei dieser Gelegenheit richtete Napoleon auch an den Sultan ein Schreiben, worin er ihn auffordert, die Fürsten wieder einzusetzen, den Serben keine Konzessionen zu machen, welche diese mit den Waffen in der Hand von ihm erpressen wollten und sofort den Krieg gegen Rußland zu beginnen.*) Die Rathschläge Napoleons blieben nicht erfolglos. In erster Linie empfanden die Serben die Einwirkung der türkisch-französischen Freundschaft; denn die Pforte brach sogleich alle Unterhandlungen mit ihnen ab und zwang sie zur Fortsetzung des Kampfes. Zugleich erklärte die Pforte am 27. Dez. 1806 an Rußland den Krieg und hatte Sebastiani seinen Zweck gänzlich erreicht. Dem serbischen Aufstande nützte indessen vorläufig der zwischen beiden Reichen ausgebrochene Streit nicht viel.

Ypsilanti bezweckte mit seinen oberwähnten, an die russische Regierung gerichteten Vorschlägen ohne Zweifel die Unterstützung und Verbreitung des Aufstandes bei sämmtlichen christlichen Völkern der Türkei, indem er meinte, auf diese Weise auch sein Vaterland am ehesten von der Herrschaft des Halbmondes befreien zu können. Rußland aber, dem vorzüglich der Besitz der Moldau-Walachei am Herzen lag, war eben nicht geneigt, die ehrgeizigen Pläne Ypsilantis zu unterstützen und wollte vorläufig das von ihm empfohlene Mittel nur insofern benützen, als es durch dasselbe seine eigenen Ziele fördern konnte. Nichtsdestoweniger zog, wie wir sehen werden, schon im Laufe des Jahres 1807, ein russisches Armeekorps aus der Walachei in die östlichen Distrikte Serbiens und obgleich dasselbe dem serbischen Aufstande von keinem besondern Vortheil war, so wurde hierdurch doch der

*) J. de Testa, Recueil des Traités de la Porte ottomane. Paris, 1865. II. p. 284–285.

Grund gelegt zu jenen russisch-serbischen Beziehungen, die sich allmählich zu einem Protektorate Rußlands über Serbien entwickelten. Auf diese Weise dienten die wegen des Besitzes der Moldau-Walachei entstandenen Zwistigkeiten als Vorwand zur thatsächlichen Einmischung Rußlands in die serbischen Angelegenheiten.

Der Winter verstrich unter militärischen Vorbereitungen vonseite der Türkei. Der Krieg hätte erst im Frühling des kommenden Jahres seinen Anfang nehmen sollen. Der Großwesir zog Ende März 1807 aus Konstantinopel und traf erst nach Wochen an der Donau ein. Bevor er jedoch das jenseitige Ufer betreten hatte, empfieng er Kunde von wichtigen Ereignissen in der Hauptstadt. Im Monate Mai brach nämlich unter den Janitscharen und deren Anhängern in Konstantinopel eine Empörung aus, die gegen die Reformbestrebungen des Sultans gerichtet war und endlich so große Dimensionen annahm, daß sie Selim des Thrones beraubte und auf denselben Mustafa IV. erhob. Dieses Ereignis wirkte natürlich auch lähmend auf die Fortsetzung des Krieges, um so mehr, als der neue Sultan, schon aus Antipathie gegen seinen Vorgänger, der französischen Freundschaft abhold und Rußland zugeneigt war. Unter solchen Umständen wurde Ende August bei Slobosia in der Nähe von Giurgiewo zwischen der russischen und türkischen Armee ein achtmonatlicher Waffenstillstand geschlossen, dem zufolge die Russen die Fürstenthümer räumen sollten. Der russische Oberbefehlshaber hätte gewünscht, bei Abschluß dieser Konvention auch den Serben einige Vortheile zu sichern; allein in Folge des Widerstrebens der türkischen Bevollmächtigten mußte er von seiner Forderung abstehen. Kaiser Alexander, der so leichten Kaufes dem Besitze der Fürstenthümer nicht entsagen wollte, ratificierte zwar diesen Waffenstillstand nicht und seine Truppen verblieben darum auch in der Walachei; allein trotzdem dauerte die Waffenruhe faktisch fort. Die Pforte war in Folge der in der Hauptstadt andauernden Bewegung weder im Stande, einen auswärtigen Krieg fortzusetzen noch eine größere Truppen-Anzahl

gegen die serbischen Aufständischen zu senden, welche deshalb auch eine Zeit lang von allen Angriffen verschont blieben. Im folgenden Jahre 1808 verlor Selim in der neuerdings ausgebrochenen Revolution das Leben, der schwache Mustafa aber den Thron, und es folgte Letzterem im Juli Mahmud II. Im nächsten Jahre wurde dann wieder der Krieg zwischen Russland und der Pforte erneuert.

Nach dieser kurzen Schilderung der auswärtigen Verhältnisse können wir zur Darstellung der Ereignisse zurückkehren, deren Schauplatz Serbien seit dem Ende des Jahres 1805 gewesen.

Sechstes Kapitel.

Siegreiches Fortschreiten der Revolution.

Die mehrmonatliche Ruhe, welche dem Siege bei Iwankowze folgte und die, wie wir gesehen, die Serben so vortheilhaft zur Regelung ihrer inneren Angelegenheiten zu benützen wussten, wurde jedoch bald wieder durch das Kriegsgetümmel unterbrochen. Die serbische Revolution hatte bereits solche Dimensionen angenommen, dass die Pforte, wollte sie diese Provinz nicht gänzlich verlieren, alle ihre Kräfte zur Bewältigung des Aufstandes zusammenraffen musste. Die Reformbestrebungen des Sultans Selim zur zweckmäßigen Umgestaltung der Wehrkraft des Reiches führten, wie man weiß, nur zu unbedeutenden Resultaten. An dem offenen oder geheimen Widerstreben der Janitscharen und der Anhänger der alten Institutionen litt jene Neuerungsidee des Sultans Schiffbruch. Es war also, namentlich in den europäischen Theilen der Türkei, die alte Militärorganisation völlig intakt geblieben. Die Möglichkeit einer Kriegsführung der Pforte hieng darnach nicht vom Willen des Sultans ab, sondern von dem Belieben der einzelnen mächtigeren Statthalter und Paschas und

von dem oft zweifelhaften Gehorsam der Janitscharen und der Spahis, welche in den Provinzen wohnten. Der Befehl zur Waffenergreifung und Truppensammlung wurde zwar vor jedem Kriege im Namen des Padischah den Paschas zugeschickt, allein diese gehorchten demselben gewöhnlich nur in dem Falle, wenn der geplante Feldzug ihren eigenen Interessen entsprach. Von einem energischen Auftreten gegen die Zögernden konnte unter den herrschenden zerrütteten Verhältnissen der europäischen Provinzen natürlich keine Rede sein. Es ist also kein Wunder, wenn die Vorbereitungen der Pforte zu einem Feldzug oder kriegerischem Unternehmen jedesmal viel Zeit in Anspruch nahmen und der Erfolg zumeist den Erwartungen nicht entsprach. So war es auch bei dieser Gelegenheit.

Noch zu Ende des Jahres 1805 und anfangs 1806 überbrachten berittene Kuriere des Sultans Befehl an die Wali's (Statthalter) von Rumelien und Bosnien, dass sie im gegenseitigen Einverständnisse die Serben mit der möglichst stärksten Kriegsmacht je eher von zwei Seiten angreifen sollen. Aber nicht allein die Wali's, sondern auch jeder einzelne Pascha bekam einen ähnlichen Befehl und der Krieg gegen die Serben wurde unter der gesammten mahommedanischen Bevölkerung verkündigt. Die Vorbereitungen geschahen jedoch überaus lässig; die Paschas und das Volk zeigten auch nicht allerorten große Lust zur Theilnahme am Kampfe. Der bekannte Paswan-Oglu, Herr von Widdin, würde die Waffen gerne ergriffen haben unter der Bedingung, dass er nicht den Befehlen eines andern Feldherrn gehorchen müße und dann den östlichen Theil Serbiens, die sogenannte „Krajna", okkupieren und seinem eigenen Besitze zutheilen dürfe. Ähnlich dachte der noch weit mächtigere Pascha von Rustschuk, Terstenik-Oglu, der unter den Wali's von Bosnien und Rumelien nicht dienen wollte und darum den Gehorsam versagte, ja die von der Pforte entsendeten kriegverkündenden Kuriere aus seiner Provinz vertrieb. Selbst als Paswan-Oglu ihn aufforderte, ihre Streitkräfte zu vereinigen und die serbische Revolution zu

ihren eigenen Gunsten gemeinschaftlich zu unterdrücken, nahm Terstenik diesen Antrag nicht an, weil er die Beute mit Paswan nicht theilen wollte. Dieser Letztere blieb also, da er sich dem Wali von Rumelien gleichfalls nicht anschloss, allein und konnte, nachdem er seine einstige Macht eingebüßt, den Serben keinen besondern Schaden zufügen. Um seine eigene Schwäche zu bemänteln, verbreitete er die Nachricht, dass er sich mit den Serben ausgesöhnt und darum keine Absicht habe, gegen sie Krieg zu führen. Die Aufständischen schenkten jedoch den Worten des Widdiner Paschas keinen Glauben und suchten, wie wir später sehen werden, mit den Waffen in der Hand ihr Vaterland auch gegen Osten zu beschützen.*)

Zum Wali von Rumelien wurde Ibrahim, der Pascha von Skutari, mit dem Auftrage ernannt, dass er um Sophia ein Lager errichten und von dort über Nisch und durch das Morawathal nach Serbien eindringen solle. Während Ibrahim theils aus rumelischen Türken, theils aus Albanesen sein Heer warb, was einige Monate Zeit in Anspruch nahm, blieben auch die Serben nicht unthätig, sondern organisierten mit Energie in allen Theilen des Landes den Aufstand.

Bei Belgrad änderten sich die Verhältnisse seit der Entfernung Bekirpaschas nicht. In der Festung und Stadt repräsentierte Solimanpascha nominell die Macht des Sultans, thatsächlich gebot daselbst jedoch Ali Guschanz. Die Umgegend hielten aber die Serben besetzt, welche Belgrad einschlossen und mit der Besatzung bald in freundschaftlichere, bald in feindliche Beziehungen traten. Im Anfang des Jahres 1806 glaubte Guschanz-Ali, der von den großartigen Rüstungen der Pforte gleichfalls Kunde erhalten, gegen das überaus unbequeme serbische Beobachtungsheer energischer auftreten zu können. Die türkische Besatzung versuchte mehrmals Ausfälle aus der

*) Bogischitsch, l. c. Berichte Ypsilanti's und des russischen Konsuls in Jassy an den russischen Minister des Äußern p. 40 und 61—66.

Festung, allein stets ohne bestimmten Erfolg. Obgleich die Serben gezwungen waren, den größten Theil ihrer Truppen an die westliche Gränze zu schicken, schlugen sie dennoch jederzeit siegreich die Angriffe Guschanz Alis zurück. Unter solchen kleinen Scharmützeln, die an der Situation gar nichts änderten, verstrich vor Belgrad der größte Theil des Jahres. Die Serben konnten nicht in die Festung gelangen, aber auch Guschanz war nicht im Stande die Cernierung der Festung aufzuheben. Mittlerweile wurde die Gegend bei Schabatz und an der Drina der Schauplatz weit wichtigerer Ereignisse.

Erinnern wir uns, dass seitdem die Türken von Schabatz die Angriffe des Jakob Nenadowitsch im vorigen Winter so blutig abgeschlagen, die Festung Schabatz fortwährend in den Händen der Türken geblieben war, ja dass die Besatzung im Verlaufe der Zeit auch bedeutend verstärkt wurde. Der Besitz von Schabatz hatte ohne Zweifel für die Türken eine große Wichtigkeit; denn unter dem Schutze der Festung konnten sie das Vordringen der bosnischen Truppen über die Drina in die westlichen Kreise Serbiens jederzeit sichern. Aber gerade deswegen war auch für die Serben die Frage hinsichtlich des Besitzes dieser Festung nicht weniger wichtig, insbesondere unter den gegenwärtigen Umständen, als von Bosnien her solch beunruhigende Nachrichten einlangten. Wie von Belgrad so hatten sich auch aus der Umgebung von Schabatz die serbischen Truppen nicht gänzlich entfernt, selbst während der mehrmonatlichen Waffenruhe gegen Ende des Jahres 1805 hielten sie das Terrain besetzt. In den ersten Tagen des Jahres 1806 schlossen die Serben aber die Festung Schabatz vollständig ein und begannen dieselbe zu belagern, indem sie die Mauern mit Kanonen und Mörsern beschossen.*) Auch entlang der Drina bewachten die Serben in kleineren und größeren Scha-

*) Im Laufe des J. 1805 hatten sich die Serben theils durch Ankauf in Oesterreich, theils durch die Eroberung von Semendria bereits mehrere Kanonen verschafft, welche sie nun zur Unterstützung der Operationen bei den verschiedenen Truppenabtheilungen benützten.

ren an mehreren Orten die Gränze, damit sie den Flussübergang etwaiger türkischer Entsatztruppen für Schabatz rechtzeitig verhindern. Die Beschießung der Festung hatte zwar geringen Erfolg, beunruhigte aber dennoch die schwache türkische Besatzung derart, dass sie die Vermittelung des Schabatzer Bischofs ansuchte, der zu diesem Zwecke an das österreichische Ufer übersetzte, wo er mit den Aufständischen die Unterhandlungen begann.

Bald darauf kam indessen die Nachricht, dass von Jadar her eine *größere Türkenschar* unter *Mehemed Widaitsch* herannahe, um die Festung Schabatz von der Belagerung zu befreien. Zwischen Bosnien und dem Belgrader Paschalik war fast bis Wischegrad überall die Drina die Gränze; nur die beiden Territorien von Jadar und Radjewina bildeten gegenüber von Zwornik diesseits der Drina auf serbischem Gebiete einen einspringenden Winkel. Die serbischen Aufständischen, die bekanntlich jederzeit ein großes Gewicht darauf legten, dass sie nur gegen die im Belgrader Paschalik hausenden Dahi's und deren Anhänger, nicht aber gegen die Oberhoheit des Sultans und dessen Provinzen die Waffen ergriffen hätten, dehnten bisher die Bewegung auf die genannten beiden Territorien nicht aus, damit sie den Bosniaken keinen triftigen Vorwand zum Angriffe bieten. Ja die serbische Bevölkerung von Jadar und Radjewina traf noch im J. 1804, bald nach dem Ausbruch der Erhebung, mit dem Kapitän Mehemed Widaitsch, einem Verwandten des mehrerwähnten Alibeg Widaitsch, ein Übereinkommen, nach welchem sich die Bewohner der beiden Kreise von jeder Theilnahme an der Bewegung fern halten mußten. Dagegen leistete Mehemed das Versprechen, dass sowohl er wie seine Genossen jederzeit, wenn sie ihre Truppen gegen die serbischen Aufständischen führen müßen, diese beiden Kreise umgehen werden. Nachdem die Familie Widaitsch in Jadar und Radjewina den meisten Grundbesitz hatte, lag es natürlich in ihrem Interesse, das dortige Volk vor dem verwüstenden Kriege zu bewahren, wodurch sie zugleich auch die Festung Zwornik gegen jeden Angriff schützten. Die Neutralität

dieser beiden Kreise war jedoch auch für die serbischen Aufständischen überaus günstig; denn einerseits hatten sie fernerhin von dieser Seite her keinen Angriff zu besorgen, andererseits wurde hier die Gränzlinie zwischen dem Belgrader Paschalik und Bosnien bedeutend kürzer und so leichter zu vertheidigen, indem sich dieselbe nur von der Mündung der Drina bis ungefähr zu dem Städtchen Ljeschnitza erstreckte. Dieser Zustand dauerte etwa zwei Jahre. Kapitän Mehemed betrachtete die Ausbreitung des serbischen Aufstandes anfangs mit günstigen Blicken, weil er und seine Genossen hofften, dadurch von den Gewaltthätigkeiten ihres mächtigen Verwandten, des getreuen Janitscharenfreundes Alibeg Widaitsch befreit zu werden. Und darum hielten die Widaitsch das mit dem Volke von Jadar und Radjewina abgeschlossene Übereinkommen lange Zeit aufrecht, ja, wo es möglich war, unterstützten sie auch die serbischen Bewegung, wie dies in mehreren Fällen Hadschibeg von Srebernitza gethan hatte. Gegen Ende des Jahres 1805 erlitten jedoch diese Verhältnisse eine wesentliche Veränderung. Nach der Schlacht bei Iwankowze, wo die Serben dem vom Sultan gesendeten Heere entgegen traten, erschraken sowohl in Serbien wie außerhalb der Gränzen desselben die friedlichen Türken und jene Mahommedaner, welche bisher mit mancher stillen Schadenfreude die Vernichtung der Macht der auch von ihnen gehassten Janitscharen betrachtet hatten und fiengen an, der serbischen Bewegung gegenüber eine feindselige Stellung einzunehmen, weil jene jetzt bereits das gesammte mahommedanische Element zu bedrohen schien. Auch Hadschi Beg und Kapitän Mehemed söhnten sich anfangs 1806 mit ihren Gegnern aus und boten bereitwillig hilfreiche Hand bei den Unternehmungen zur Unterdrückung des serbischen Aufstandes, insbesondere nachdem nun auch der Sultan jeden rechtgläubigen Mahommedaner befohlen hatte, gegen die rebellische christliche Rajah die Waffen zu ergreifen. So geschah es, dass Kapitän Mehemed Widaitsch schon Mitte Jänner 1806 mit 3000 Mann die Drina überschritt, um Schabatz zu Hilfe zu eilen. Natürlich konnte

unter den geänderten Verhältnissen auch die Neutralität von Jadar und Radjewina trotz der bestehenden Übereinkommen diese Kreise gegen den Durchzug der türkischen Truppen nicht mehr schützen. Mehemed nahm seinen Weg aus Zwornik direkte gegen Ljeschnitza und schlug, nachdem er seine Schar über den Jadar-Fluss geführt hatte, in der Nähe dieser Stadt, unweit von den serbischen Truppen sein Lager auf.*) Auf die Nachricht von der Annäherung des Kapitäns Mehemed, eilte Kara-Gyorgye, nachdem er den Befehl über das Cernierungsheer vor Belgrad Tscharapitsch anvertraut hatte, mit einer Heerschar den bedrängten Gegenden zu Hilfe, wobei ihn auch Jakob Nenadowitsch unterstützte. — Bevor sie jedoch auf dem Schauplatze erscheinen konnten, hatten die Türken am 29. Jänner das serbische Lager, in welchem der Wojwode Lukas Lazarewitsch das Kommando führte, angegriffen.**) Das Treffen war heiß, aber schließlich mußten die Türken den Rückzug antreten und sich auf das jenseitige Ufer des Jadarflusses begeben. Die Aufständischen sandten die Köpfe der drei gefallenen türkischen Anführer an Kara-Gyorgye, der diese gegenüber den Festungsmauern von Schabatz auf hohe Stangen aufspießen ließ***), damit er dadurch die Belagerten in Furcht setze und diese zu schleunigerer Übergabe bewege. Der erwartete Erfolg trat jedoch nicht ein; ja die Aufständischen wurden bald von einer neuen Gefahr bedroht. Die Türken drangen nach einigen Tagen, und diesmal wie es scheint mit verstärkter Kraft, abermals über den Jadarfluss und griffen wieder das serbische Lager bei Ljeschnitza an. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt und endigte mit relativ bedeutendem Verluste. Kara-Gyorgye, der selbst an der

*) Bericht des Hauptmanns Jowanowitsch an Stratimirowitsch in der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellsch. Nr. 395.

**) Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 58—59. — Handschriftensammlung der Belg. gel. Gesellsch. sub Nr. 395.

***) Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft Urkde. Nr. 395.

Schlacht theilnahm, wurde von einer Kugel am Halse getroffen; zu seinem Glücke jedoch hatte sich die Kugel in das seidene Tuch derart verwickelt, dass ihre Gewalt vollständig gelähmt wurde und Kara-Gyorgye nur eine unbedeutende Verletzung erlitt. Zuletzt mußten die Serben der Übermacht des Feindes weichen, Kara-Gyorgye zog gegen Norden, gefolgt von den Türken, von denen ein Theil unter Kapitän Mehemed mit Feuer und Schwert verwüstend durch die Matschwa bis zur Festung Schabatz vordrang, wo er sich mit den Belagerten vereinigte. Kara-Gyorgye nahm in der Nähe des später berühmt gewordenen Dorfes Mischar bei Jelentscha eine befestigte Stellung ein und erwartete hier den Angriff der verstärkten Schabatzer Besatzung, welcher auch schon am 12. Februar erfolgte. Die Schlacht dauerte den ganzen Tag, der Sieg neigte sich bereits auf Seite der Türken, als gegen Abend die Serben Verstärkung erhielten und diese frische Schar die Türken im Rücken fasste, wodurch diese derart in Furcht geriethen, dass sie in der Flucht ihr Heil suchten.*)

Während um Schabatz diese Kämpfe geführt wurden, war Hadschibeg von Srebernitza von Sokol her mit einer Schar in die Waljewoer Nahie eingebrochen. Jakob Nenadowitsch, der in der letzten Schlacht bei Ljeschnitza ebenfalls verwundet wurde, hatte sich zur Heilung in sein Heimatdorf Brankowina entfernt; die gesammte waffenfähige Mannschaft dieser Gegend verweilte aber an der Save und bei Schabatz, im Lager Kara-Gyorgyes.

Hadschibeg konnte also ohne auf Widerstand zu stoßen ungestört vorwärtsdringen und den Jakob Nenadowitsch, der mit einer rasch gesammelten kleinen Schar die Türken aufhalten wollte, mit leichter Mühe von Waljewo gegen Norden bis zu dem einige Meilen entfernt gelegenen Städtchen Ub zurückwerfen. Nachdem Kara-Gyorgye von dem Herannahen der Türken Kenntnis erhalten, sandte er die Waljewoer Truppen sofort an

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 141—142. — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 60—62. — Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellsch. Urkde. Nr. 399.

Nenadowitsch zu Hilfe, worauf die Türken gegen Waljewo zurückkehrten. Bald hernach erschien auch Kara-Gyorgye selbst mit einer Truppenschar auf dem Schauplatze. Da die Türken das serbische Korps für weit stärker hielten, als es in der That war, wandten sie sich aus Furcht über Sokol nach Bosnien zurück. Unterwegs zündeten sie jedoch Brankowina, die Heimat der Nenadowitsch, und Waljewo an und verübten überhaupt, wo sie erschienen, die entsetzlichsten Verwüstungen. Hierauf verließ auch Kara-Gyorgye diese Gegend und gieng nach Topola, von wo er bald darauf ins Lager vor Belgrad eilte.*) Die Aufständischen von Waljewo aber durchstreiften unter Anführung des Jakob Nenadowitsch die Nahie von Sokol, steckten einige türkische Dörfer in Brand und zogen alsdann wieder vor Schabatz. Die Kämpfe hatten jedoch damit in dieser Gegend noch nicht ihr Ende erreicht. Um die Osterzeit brachen die Türken neuerdings mit verstärkter Macht in die Waljewoer Nahie ein. Durch das frühere erfolglose Unternehmen nicht abgeschreckt, sammelte nämlich Hadschibeg ein Heer von nahezu 6000 Mann, mit deren Führerschaft er einen gewissen Osman-Dschora betraute, und schickte dasselbe gegen Schabatz. Das feindliche Heer war bereits bis Swileuwa vorgedrungen, als der vor Schabatz lagernde Jakob Nenadowitsch die Waljewoer Bewaffneten zusammenraffte und den bedrohten Gegenden in möglichster Schnelligkeit zu Hilfe eilte. Von der Annäherung der aufständischen Truppen verständigt, zogen sich die Türken nach dem Dorfe Tschurug am Ubflusse zurück. Es war bereits Abend geworden, als Nenadowitsch mit seiner kleinen Schar, die kaum 2000 Mann zählte, in der Nähe des feindlichen Lagers anlangte. Noch vor Tagesanbruch begannen die Serben den Angriff und zwar, nach vorher festgesetzter Bestimmung, von mehreren Seiten zugleich. Die Türken waren auf einen solch heftigen Sturm nicht vorbereitet, geriethen in Verwirrung und retirierten

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 142. — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 62—64.

mit Zurücklassung ihrer gesammten Bagage. Aber bald fasste der Kern des türkischen Heeres, wenn auch mit erheblichen Verlusten, am Fuße eines Berges neuerdings Posto und machte sich zur Fortsetzung des Kampfes bereit. Mittlerweile war die Sonne aufgegangen; als die Serben nun die starke Position des Feindes bemerkten, legten sie ihm gegenüber auf Rebenhügeln Schanzen an, damit sie einen etwaigen Angriff der Übermacht um so gesicherter erwarten können. Dieser erfolgte auch bald darauf. Die Türken stürmten die Schanzen mit solcher Entschlossenheit, dass sie bereits auch einige Fahnen dort aufpflanzen konnten. Nur mit einer letzten Kraftanstrengung waren die Serben im Stande, den Angriff zurückzuschlagen. Als auch der dritte Sturm nicht gelungen war, eröffneten die Türken ein heftiges Gewehrfeuer, um die Aufständischen dadurch zum Verlassen der Schanzen zu nöthigen. Die Situation dieser Letzteren war in der That schon sehr bedenklich geworden, als Peter Moler und Milowan Grbowitsch mit einer in den nahen Dörfern gesammelten Schar auf dem Kampfplatz erschienen, worauf die Serben sofort angriffsweise vorgiengen. Bei dieser Gelegenheit fiel Osman-Dschora und die Türken suchten, ihres Anführers beraubt, das Heil in wilder Flucht, verfolgt von den siegreichen Serben. Nur wer beritten war, konnte sich retten; vom Fußvolke fand der größte Theil den Tod, denn auch unterwegs ergriffen die Dorfbewohner überall zu Waffen und setzten die Verfolgung der ohnehin schon ermatteten Flüchtlinge fort. Die Serben richteten eine entsetzliche Metzelei an; mit Säbeln und Messern, ja mit Knütteln erschlugen sie die flüchtigen Türken. Über die Hälfte des Türkenheeres verlor in der Schlacht bei Tschurug ihr Leben. Jakob Renadowitsch aber kehrte mit seinem Heere vor Schabatz zurück in der Hoffnung, dass er, für einige Zeit von den Angriffen der Bosniaken befreit, mit um so größerer Energie die Belagerung der Festung fortsetzen kann.*)

*) Renadowitsch, Memoari p. 143—145.

Die Aufständischen hatten nämlich während dieser Zeit, wie wir gesehen, keinen Augenblick das Hauptziel, d. i. die je baldigere Einnahme von Schabatz, aus den Augen verloren. Zwar waren sie mehrmals gezwungen, die Festung zu verlassen, und den von verschiedenen Seiten her vordringenden türkischen Entsatztruppen entgegen zu eilen; allein nach Beendigung des Kampfes kehrten sie jedesmal vor Schabatz zurück. Theilweise aus dieser Ursache, zum Theile aber auch, weil die Serben der nothwendigen Kanonen entbehrten und auch derartige Kriegsoperationen nicht verstanden, schritt die Belagerung nur langsam und ohne jeden nennenswerten Erfolg vorwärts. Nichtsdestoweniger sah die geringe Besatzung der Festung mit Besorgnis in die Zukunft, insbesondere nachdem die von Bosnien herbeigeeilten türkischen Hilfstruppen durch die Aufständischen mehrmals zurückgeschlagen worden waren. Diejenigen, welche die serbischen Reihen durchbrachen und in die Festung gelangten, vermehrten zwar die Besatzung aber auch die Anzahl der Konsumenten. An Lebensmitteln litt jedoch die Festung gleich vom Beginne an große Noth. Die einschließenden serbischen Truppen erschwerten ungemein die Anschaffung des Proviants und selbst dann, wenn die Aufständischen sich entfernten, um die von der Drina oder von Sokol her vordringenden türkischen Scharen zurückzuschlagen und somit die Festung unbewacht ließen, war die Verproviantierung nahezu unmöglich; denn die sonst so reiche Gegend der Matschwa war in Folge der fortwährenden Kämpfe fast zur völligen, unbebauten Wüste geworden. Die männliche Bevölkerung hatte sich größtentheils den Aufständischen angeschlossen, die Weiber und Kinder aber waren auf das österreichische Ufer geflüchtet, wo man sie freundlich aufnahm. Um diese für sie überaus nachtheilige Emigration zu verhindern, sandten die Türken bereits im Februar einige Officiere höhern Ranges zum Kommandanten der gegenüber von Schabatz am linken Saveufer liegenden österreichischen Station Klenak, um ihn zu ersuchen, dass er den serbischen Flüchtlingen den Übertritt auf österreichischen Boden nicht gestatten möge. Zugleich drohten sie,

dass im Falle der Abweisung ihrer Bitte, die türkischen Truppen sich möglicher Weise zur Verletzung des zwischen beiden Reichen (Oesterreich und der Türkei) bestehenden freundschaftlichen Verhältnisses hinreißen lassen könnten. Nichtsdestoweniger erfüllte der österreichische Kommandant die Bitte der türkischen Officieren nicht, sondern meldete die ganze Angelegenheit, in welcher er auf eigene Verantwortung nicht verfügen wollte, dem in Semlin garnisonierenden General.*) Es war kaum denkbar, dass die österreichischen Behörden, welche zu jederzeit gegen die serbische Bewegung so nachsichtig waren und nicht nur über den Transport von Kriegsmunition aus Oesterreich auf das jenseitige Ufer ein Auge zudrückten, sondern unter der Hand den Aufständischen auch selber hilfreiche Hand leisteten; — von diesen Behörden war es kaum denkbar, dass sie die unglücklichen Flüchtlinge zur Rückkehr zwingen würden, da sie wohl wussten, welch trauriges Los dieselben unter der Türkenherrschaft erwartete. Und dennoch ergieng um die Mitte des Monats März ein strenger Befehl des Semliner Generalkommandos an sämmtliche Gränzbehörden, dass sie die an das österreichische Ufer geflüchteten Serben mit Gewalt zurücktreiben sollen. Antim, der Bischof von Schabatz, war aus Besorgnis vor der Grausamkeit der Türken ebenfalls nach Oesterreich gekommen; nun hätte auch er diesen Zufluchtsort verlassen müßen. In dieser Bedrängnis wendete sich sowohl Antim als auch einige Serben an Stratimirowitsch und suchten dessen Protektion an. Über Verwendung des Karlowitzer Erzbischofs gestattete der Generalkommandant dem Antim das Verbleiben; in Bezug auf den größten Theil der Emigranten aber wurde der Ausweisungsbefehl mit der größten Strenge durchgeführt; so dass die Soldaten selbst mit Waffengewalt die größtentheils aus Weibern und Kindern bestehende, wehklagende Menge zwangen, die Kähne zu besteigen und trotz des heftigen Windes unter Lebensgefahr auf das andere

*) Aus der Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Urkunde Nr. 396.

Ufer zu rudern. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der Semliner Generalkommandant nur allein wegen der türkischen Drohungen sich entschlossen haben sollte, die nahezu unmenschliche Verordnung durchführen zu lassen; obgleich nicht geläugnet werden kann, dass die österreichischen Behörden, welche bisher so viel einseitige Sympathie für die Sache der Serben bezeugt hatten, durch diese Maßregel dem beiden Parteien gegenüber zu beobachtenden Neutralitätsprincipe einigermaßen Rechnung zu tragen wünschten. Der Hauptgrund schien aber in jenem Umstande zu liegen, dass die Serben, wie solches aus einem Briefe des Erzbischofs Stratimirowitsch hervorgeht, nach den bei Schabatz siegreich geführten Kämpfen die verjagten und auf das österreichische Ufer geflüchteten Türken auch bis dahin verfolgten und daselbst Mehrere tödteten. Wenn man die Erbitterung erwägt, womit die Aufständischen gegen ihre Unterdrücker kämpften und dass sie damals von einem internationalen Rechte noch keinen Begriff hatten: so wird man es natürlich finden, dass sie sich wegen der Verletzung des neutralen Territoriums keine besonderen Skrupel machten. Die österreichischen Behörden konnten aber diese Verpflanzung des Krieges auf ihr Gebiet keineswegs gleichgiltig betrachten. Würden sie diese Ausschreitungen geduldet haben, dann hätte ohne Zweifel das ganze Reich in überaus unangenehme Konflikte verwickelt werden können; namentlich zu einer Zeit, wo die Absicht Napoleons, mit der Pforte ein Bündnis zu schließen, immer deutlicher zu Tage trat. Unter solchen Umständen können wir der gegen die serbischen Flüchtlinge angewendeten Maßregel, wenn sie auch vielleicht übertrieben war, vom politischen Gesichtspunkte aus die Berechtigung nicht versagen. Auch Stratimirowitsch, der mit so lebhaften Aufmerksamkeit und großem Interesse die serbische Bewegung verfolgte, schien es zu fühlen, welch großen Nachtheil die Sache des Aufstandes gelitten hätte, falls die Serben auch fernerhin die Verfolgung der Türken auf österreichischem Gebiete fortgesetzt hätten. Er säumte auch nicht, durch einen seiner Vertrauten, den pensionierten österreichischer Gränzer-Hauptmann, Jowano-

witsch, der wahrscheinlich in seinem Auftrage während der ganzen Zeit in Klenak verweilte und von hier aus den Erzbischof über die serbischen Ereignisse benachrichtigte, die Aufständischen aufmerksam zu machen, sie mögen sich von der Verzweiflung und Erbitterung nicht hinreißen lassen und sich vor der weitern Verfolgung der (nach Oesterreich) geflohenen Türken hüten.*)

Später konnten, wie wir sehen werden, die serbischen Emigranten abermals ungehindert an das österreichische Ufer übersetzen und schon aus diesem Umstande geht deutlich hervor, dass der um die Mitte März erlassene strenge Ausweisungsbefehl nur unter dem Drucke der momentanen Zwangslage entstand und das Semliner Generalkommando nur alle Konflikte mit den Türken vermeiden und die Ruhe der Militärgränze sichern wollte. Diese Rücksichten bewogen die österreichischen Behörden auch dazu, dass sie anfangs Juni auch eine bestimmte Quantität von Lebensmitteln vom linken Saveufer in die Festung Schabatz transportieren ließen. Allerdings wäre ohne diese Hilfe die Festung gezwungen gewesen, ihre Thore wahrscheinlich schon binnen einigen Tagen den Aufständischen zu öffnen, da die Besatzung bereits Hunger litt; allein andererseits konnten auch die Türken von den österreichischen Behörden mit Recht fordern, dass sie ihnen gegenüber keine größere Strenge als gegenüber den Aufständischen bekunden mögen; indem sie den Letzteren vom Beginne des Aufstandes an nicht nur den Transport von Lebensmitteln, sondern auch von Kriegsmunition frei gestatteten. Das Princip der Neutralität forderte es, dass keine der kämpfenden Parteien vonseite der neutralen Macht eine größere Vergünstigung empfange. Indes auch den erwähnten Lebensmitteltransport gestatteten die österreichischen Behörden nur unter der Bedingung, dass die ganze festgestellte Quantität binnen acht Tagen in der Festung sein müße; was während dieser Zeit nicht transportiert wurde, verblieb in Klenak, ohne dass weder

*) Vgl. in der Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft die Urkunden Nr. 402, 403, 404, 405 und 406.

die Türken noch die Serben es benützen durften. Noch bevor diese Hilfe in der Festung angelangt war, begannen die Belagerten von der Noth gezwungen mit den Aufständischen Unterhandlungen und es traten zu diesem Behufe die Abgesandten beider Theile auf dem österreichischen Ufer zusammen. Die Türken verlangten, dass eine Besatzung von 400 Mann in der Festung bleiben, die Übrigen aber frei abziehen können. Die Serben, welche die Übergabe der Festung forderten, konnten die Anträge der Türken nicht acceptieren. Die Konferenz blieb also erfolglos und die türkischen Abgesandten kehrten in die Festung zurück, voll Bekümmernis über die Drohungen, welche Matthäus Nenadowitsch,*) der von serbischer Seite die Unterhandlungen geleitet hatte, bei ihrer Entfernung gegen sie ausstieß. — Als ein Theil der Besatzung sah, dass die Aufständischen nicht geneigt seien, den freien Abzug zu gestatten, stal er sich nächtlicher Weile aus der Festung, um nach Bosnien zu flüchten. Allein die in der Gegend von Kitog lagernden Serben griffen die an ihnen verbei eilenden Türken an und vernichteten dieselben fast gänzlich. Zugleich drang Stojan Tschupitsch, der Wojwoda der Matschwa, mit ungefähr 100 entschlossenen Burschen nach Bosnien und verwüstete dort jene türkischen Dörfer, deren Einwohner sich den nach Serbien eingefallenen Türkenscharen angeschlossen hatten.**)

Überhaupt wurde der Kampf jetzt von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. So wie die Türken auf ihren Kriegszügen die im Wege liegenden serbischen Ortschaften nicht verschonten, so thaten die Serben, wo sie nur konnten, ein Gleiches

*) Matthäus Nenadowitsch war schon früher von Wien zurückgekehrt; dahin war er, wie wir wissen, zu Anfang des Jahres 1806 im Auftrage der Konferenz von Ostruschnitza gereist. Die gewünschte Hilfe hatte er von der österreichischen Regierung zwar nicht erlangt, doch brachte er 1000 Stück Raketen mit sich, welche er jetzt bei der Belagerung von Schabatz benützen wollte.

**) Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Urkunde Nr. 415.

an den mahommedanischen Dörfern und Besitzungen, die sie in Brand steckten und verwüsteten und gaben dem Feinde weder im Kampf noch bei der Verfolgung Pardon. Die Köpfe der Gefallenen wurden auf Seite der Türken wie der Serben gewöhnlich abgeschnitten. Nenadowitsch zahlte vor Schabatz einen Dukaten für jeden eingelieferten Türkenkopf.*) Theils die Erzählungen der Geflüchteten, theils die umlaufenden Gerüchte von der in der Schlacht begangenen Grausamkeiten stellten die Tendenz, welche die Bewegung in der letzten Zeit genommen, in einem viel ungünstigern Lichte dar als dies in Wahrheit gewesen und die Freunde des Aufstandes dies- und jenseits der Save wurden mit Kummer hinsichtlich der Zukunft erfüllt, denn sie besorgten, das bei Fortsetzung der leidenschaftlichen Erbitterung und der maßlosen Rachesakte der Aufständischen einerseits die österreichischen Behörden zum empfindlichen Nachtheil der Serben diesen entfremdet, andererseits aber auch die Pforte in dem Maße gegen sie aufgebracht werden könnte, dass eine früher oder später nothwendige Aussöhnung ganz unmöglich würde. Den getreuesten Ausdruck dieser Besorgnisse finden wir in den Briefen des Metropoliten Stratimirowitsch, welche derselbe im Mai 1806 an einige Anführer der Insurgenten richtete, und worin er sich bemühte, denselben guten Rath zu ertheilen, da er sie thatsächlich nicht unterstützen konnte. Wie in seinem vor zwei Jahren an Matthäus Nenadowitsch gerichteten Schreiben, so ermahnte Stratimirowitsch auch jetzt die Anführer, sie mögen nicht vergessen, dass sie noch immer türkische Unterthanen seien und wahrscheinlich auch bleiben, wenigstens so lange, bis sie nicht gänzlich befreit werden. Deshalb sollen sie die mahommedanischen Gotteshäuser verschonen, die unschuldigen Weiber und Kinder, ferner die friedlichen Türken und auch jene, die in oder nach der Schlacht in ihre Hände fallen, nicht verletzen. Nur auf solche Weise können sie die Achtung und das Vertrauen der mahommedanischen Be-

*) Ebenda. Urkunde Nr. 419.

völkerung in den Nachbarprovinzen gewinnen und von sich selbst und ihrem Vaterlande die drohende Gefahr ablenken. Die Serben handeln darum unklug, wenn sie wegen der Hoffnung auf geringe Beute die Flucht der Türken aus der Schabatzar Festung verhindern; im Gegentheil sollten sie dem Feinde zu seiner heimlichen Entfernung hilfreiche Hand leisten, wodurch die Besatzung der Festung bald derart vermindert würde, dass sie dieselbe mit leichter Mühe einnehmen könnten. Überhaupt mögen sie sich der Verwüstung und Plünderung der feindlichen Dörfer, wie dies leider Tschupitsch in Bosnien thut, enthalten; ohnehin gebe es jetzt schon Viele, welche die serbischen Aufständischen als Räuber betrachten und diese Anschauung würde bei weiterer Verbreitung der Sache des Aufstandes schaden, weil sie die so wertvolle Sympathie der befreundeten Großmächte für die Bewegung in erheblichem Maße schmälern müßte. Insbesondere mögen sie aber bemüht sein, mit den österreichischen Officieren und den Gränzbehörden im möglichst besten Einvernehmen zu leben; denn diese können der Sache des Aufstandes von großem Nutzen sein. Vor Allem sollen sie jeden persönlichen Zwist und Hader beiseite legen und bei ihren Unternehmungen in Eintracht, nur allein vom allgemeinen Wohl geleitet, vorgehen. Die Anführer mögen ihre Untergebenen belehren, diese aber ihren Vorstehern unbedingten Gehorsam leisten, alle insgesammt jedoch sollen den Oberanführer Kara-Gyorgye in gleicher Weise verehren und auch die Wojwoden nur nach dem vorher mit ihm vereinbarten Plane handeln. Nur auf diese Weise können sie die Erreichung des ausgesteckten Zieles hoffen.*) Die Anführer, denen Stratimirowitsch seine unläugbar sehr praktischen Rathschläge ertheilte, hätten diese dankbar angenommen und auch gerne befolgt; allein es stand nicht mehr ihrer Gewalt dem Volke in seiner Erbitterung Gränzen zu ziehen und überdies wäre auch die sanfteste Behandlung der friedlichen

*) Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft; Urkunde Nr. 409, 411, 414 und 417.

Mahommedaner nicht im Stande gewesen, den Angriff der türkischen Streitkräfte zu verhindern, nachdem dieser, wie wir wissen, schon von längerer Zeit her in Konstantinopel beschlossen war und wovon die Kämpfe um Schabatz nur das Vorspiel bildeten.

Gegen Ende Mai trafen stets beunruhigendere Nachrichten über die großartigen Kriegsvorbereitungen des Wesirs von Bosnien ein, Hassanpascha drang mit seiner Schar von etwa 1000 Mann über Jadar ungehindert bis Schabatz vor. Mehrere der eingeschüchterten Kmeten unterwarfen sich und lieferten den Türken auch Lebensmittel; Andere aber suchten über Aufmunterung des Paschas das Volk zu bewegen, dass es die Sache des Aufstandes verlasse.*) Der Kapitän von Zwornik, Mehemed, hatte indessen schon seit geraumer Zeit diesseits der Drina zwischen den Ortschaften Badowzi und Sallasch mit etwa 5000 Mann sein Lager aufgeschlagen und von hier aus durchstreifte er plündernd und verwüstend die Gegenden der Matschwa. Auf die Nachricht von der Herannäherung des bosnischen Wesirs beschlossen die Aufständischen, die Einnahme von Schabatz um jeden Preis zu versuchen. Vordem mußte man sich aber des Mehemed entledigen, der mit seiner Schar die Belagerer fortwährend hätte beunruhigen können. Zu diesem Zwecke zog Tschupitsch, der Wojwoda in der Matschwa, in Verbindung mit dem heldenmüthigen Katitsch und den Anführern Luka Lazarewitsch, Wuitza und Dabitsch an der Spitze von etwa 2500 Mann gegen den Kapitän Mehmed. In der Nähe des Dorfes Sallasch warfen sie an einem versteckten Platze Schanzen auf, an denen sie bei Tag und Nacht arbeiteten und hinter welchen die ganze Schar Schutz fand. Als sie damit fertig waren, richteten am 9. Juni 200 serbische Reiter von dem verschanzten Lager einen Scheinangriff auf das türkische Heer. Die Türken sahen die geringe Anzahl des Feindes und da sie von der weit größeren Menge Aufständischer hinter den Schanzen keine Ahnung hatten, so stellten sie sich sofort den serbi-

*) Renadowitsch, Memoari p. 145—146

schen Reitern entgegen. Diese wendeten sich zur Flucht, auf welcher sie von den Türken verfolgt wurden. Die Kriegslist gelang vollständig. Als nämlich die verfolgte Reiterei bei den Schanzen anlangte, theilte sie sich plötzlich auseinander; das aus dem Hinterhalt hervorbrechende serbische Fußvolk aber warf sich, durch die wohlgezielten Schüsse einer Kanone unterstützt, mit solcher Heftigkeit auf die Türken, dass diese nach kurzem Kampfe mit Zurücklassung zahlreicher Todten zum Rückzuge gezwungen wurden.*)

Nachdem die Aufständischen von Mehmeds Schar nicht mehr zu befürchten hatten, konnten sie die Durchführung ihres Planes gegen Schabatz energisch in Angriff nehmen. Jakob Nenadowitsch, der mittlerweile vor Belgrad gewesen und dort die Ausfälle der Besatzung mehrmals erfolgreich zurückgeschlagen hatte, erschien am 11. Juni mit 1000 Kriegern abermals von Schabatz und übernahm sofort den Oberbefehl. Binnen zwei Tagen hatten die Aufständischen die Festung, deren türkische Besatzung damals bereits auf 5—600 Mann herabgeschmolzen war, vollständig eingeschlossen. Auch gelang es den Serben, ein türkisches Kriegsbot in ihre Gewalt zu bekommen, welches sie mit einer Kanone bewaffneten und damit auch von der Save her die Beschießung der Mauern von Schabatz eröffneten. Ungefähr zwei Wochen dauerte dieses Bombardement der Festung und die täglichen Scharmützel zwischen den Belagerern und den Belagerten. Als Jakob Nenadowitsch sah, dass er auf diese Weise die Festung nicht einnehmen könne, da seine Kugeln dem Feinde nur sehr geringen Schaden zufügten, beschloss er, einen allgemeinen Sturm zu versuchen. Nach dem von den Wojwoden vorher festgesetzten Plane sollte der tapfere Janko Zinzar mit etwa zweihundert entschlossenen Burschen oberhalb Schabatz Kähne besteigen und, die Save abwärtsrudernd, die am Ufer befindlichen

*) Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft. Urkunde Nr. 419.

Häuser, welche ohne alle Befestigung waren, occupieren und von dieser Seite, woher die Türken auf den Angriff wahrscheinlich nicht vorbereitet sein mochten, in die Festung eindringen und das untere Thor öffnen. Während dessen hatte Schiwko Dabitsch das obere Thor anzugreifen, damit die Aufmerksamkeit der Türken von dem eigentlichen Angriffspunkte abgelenkt werde. Der übrige Theil des Heeres sollte aber unter fortgesetztem Feuern von allen Seiten gegen die Festungsschanzen vorrücken, um sodann durch das geöffnete Thor mit einem Male in die Festung stürmen zu können. Am 25. Juni begann der Sturm. Jedwede Abtheilung der Stürmer erfüllte ihre planmäßigen Operationen, nur Zinzar verfehlte den unbeschützten Landungsplatz, wo er mit leichter Mühe hätte in die Festung eindringen können und dadurch wurde das ganze Unternehmen vereitelt. Denn die Türken wurden durch das Feuer der annähernden Serben aufmerksam gemacht und weil sie gut wussten, dass diese über die wassergefüllten Festungsgräben nicht bis an die Mauern gelangen, das überaus feste obere Thor aber auch nicht zertrümmern können; so concentrierten sie ihre gesammte Kraft bei dem schwachen untern Thor und erwarteten hier den Angriff der Serben, welchen sie, auf diese Weise vorbereitet, obwohl erst nach heftigem Kampfe erfolgreich zurückschlugen. Selbst nach dem Rückzug sämmtlicher angreifender Abtheilungen der Aufständischen kämpften etwa 100 entschlossene Bursche noch den ganzen Tag mit seltener Tapferkeit vor dem Thor und verließen erst am Abende ihre Stellung. Nach diesem misslungenen Versuche, welcher auf beiden Seiten bedeutende Opfer gekostet hatte, zogen sich die Serben wieder in ihr Lager zurück und achteten nur darauf, dass sie den Verkehr der Besatzung mit der Umgegend verhindern.*) Jakob Nenadowitsch hatte aber keine Zeit, an einen neuen Sturm zu denken; denn die ganze Aufmerksamkeit der Insurgenten wurde von der aus Bosnien herannahen-

*) Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Urkunden Nr. 420 und 421. — Nenadowitsch, Memoari p. 148.

den Gefahr in Anspruch genommen. Diese schien nicht nur die westlichen Gegenden, sondern das ganze Land mit dem gänzlichen Verderben zu bedrohen.

Bevor wir jedoch zur Erzählung dieser wichtigen Ereignisse schreiten, ist vonnöthen, dass wir in Kürze auch der Begebenheiten in den übrigen Theilen des Landes gedenken. Trotz der Vortheile, welche die Aufständischen in wiederholten Fällen erkämpft hatten, war dennoch die Provinz von den Türken noch nicht völlig geräumt. Insbesondere in den südlichen und östlichen Theilen befanden sich noch immer mehrere Städte und feste Plätze in der Gewalt der Mahommedaner. Allerdings gehörten diese Türken größtentheils zu den früheren Bewohnern der Provinz und würden, falls sie ihre Besitzungen im Frieden hätten bewahren können, sich wahrscheinlich von allen Feindseligkeiten gegen die Serben fern gehalten haben. Unter den gegenwärtigen Umständen aber, wo zwei mächtige Wesirs sich zum Angriffe auf Serbien vorbereiteten, hätten jedoch auch diese bisher friedlichen Türken gefährlich werden können; denn es unterlag keinem Zweifel, dass die in den serbischen Städten und Festungen wohnenden Mahommedaner die Heere des Sultans in jeder Beziehung gegen die Aufständischen unterstützen werden. Für diese Letzteren wurde es also überaus nothwendig, die Türken aus der ganzen Provinz zu vertreiben und insoweit es nur möglich war, insbesondere auch die Gränzorte in ihre Gewalt zu bekommen. Das war das Ziel mehrerer kleinerer Kriegs-Unternehmungen, welche die Serben unter Leitung verschiedener Anführer gleich zu Beginn des Jahres in Angriff nahmen. So durchstreifte jetzt Raditsch Petrowitsch, der schon im Kriege von 1788 im Verein mit Kara-Gyorgye in der Gegend von Karanowatz gekämpft hatte, mit einer Schar das Gebiet von Stari Wlach und indem er fast bis Nowibazar vordrang, hoffte er in dieser Richtung mit den Montenegrinern in Verbindung treten zu können; allein, wie wir wissen, gelang dieser Plan nicht. Milan Obrenowitsch zog an der Spitze einer Schar gleichfalls südwärts und kam bis nach Wi-

schegrad und Nowa-Warosch in Bosnien. Der Zweck dieser Streifzüge war nicht Eroberung, sondern Einschüchterung der Türken und Verhinderung des Einbruches derselben von Bosnien her, deshalb kehrten sowohl Petrowitsch als Milan Obrenowitsch von ihren abenteuerlichen Zügen bald wieder zurück; sie hatten jedoch so viel erreicht, dass sie auch die serbische Bevölkerung dieser Gegenden in die Bewegung mit hineinzogen.*) Wichtiger war die Wirksamkeit des Mladen Milowanowitsch und des Peter Dobrinjaz in den südlichen Landestheilen; denn jener nahm Kruschewatz ein, dieser aber vertrieb die Türken aus Paratjin, Raschanj und Alexinatz. Mileuko Stojkowitsch suchte indessen die östliche Gränze gegen Paswan Oglu zu sichern; er drang in die Krajna ein und nachdem er das Gebirge von Majdanpek überstiegen, nahm er die befestigte Donau-Insel Poretsch in Besitz, wodurch er die Fahrt der türkischen Flotte donauaufwärts verhinderte; von dieser festen Stellung aus bedrohte er zugleich Orschowa und Negotin.**) Als sodann im Anfang des Sommers Ibrahimpascha, der Wesir von Rumelien, mit großer Macht von Nisch her sich näherte, eilte auch Stojkowitsch zur Vertheidigung der bedrängten Gegenden herbei. Die von den Aufständischen im Osten und Süden errungenen Vortheile waren zwar wichtig, allein im Hinblick auf die von Außen drohende Gefahr wurden sie mit geringer Anstrengung erreicht und hatten auch nur untergeordneten Wert. Der Besitz von Kruschewatz und Paratjin, Alexinatz und der Insel Poretsch sicherte den Erfolg des Aufstandes insolange nicht, als die Truppen der Wesire von Bosnien und Rumelien das Land mit völligem Untergange bedrohten. Neben diesen von Bosnien und Nisch her sich auftürmenden Gefahren schrumpfte jedes andere, wie immer glänzende Resultat zwerghaft zusammen. Der Aufstand war keine innere Angelegenheit des Belgrader Paschaliks mehr, sondern eine Rebellion gegen das gesammte Reich,

*) Manuskriptensammlung der Belgr. gel. Gesellschaft, Urkunde Nr. 398.

**) Bogischitsch, l. c. p. 41 und 65

gegen den Sultan. Unter solchen Umständen besitzt natürlich auch nur die Thätigkeit der aus Bosnien und Bulgarien vordringenden Türken und das Verhalten der Aufständischen gegen dieselben für uns Interesse. Jedes andere Ereignis innerhalb der Gränzen der Provinz muß als nebensächlich betrachtet werden. Wir kehren deshalb vor Allem wieder an die Westgränze Serbiens zurück.

Die mehrfachen Siege, welche die Aufständischen über die vordringenden Türkenscharen davon getragen hatten, waren nicht im Stande, den feindlichen Angriffen ein Ende zu machen. Aus dem „verfluchten Bosnien", wie die Serben in ihrer Erbitterung diese Provinz nannten, strömten unabläßig neue Scharen nach Serbien. Es darf deshalb nicht Wunder nehmen, wenn das Volk, ermüdet von dem erfolgloſen Kampfe, mit stummem Schmerze die völlige Verwüstung seiner Dörfer und Saaten betrachtete, zu schwanken begann und zur Sache des Aufstandes alles Zutrauen verlor. Dazu kam noch die Schreckenskunde, welche sich über die Annäherung des Wesirs von Bosnien und seines ungeheuern Heeres verbreitete. Die Avantgarde überschritt bereits gegen Ende Juni unter Anführung des Sirtschitsch Pascha und mehrerer Begs die Drina und lagerte in der Nähe von Badowinzi. Allgemeines Entsetzen ergriff die gesammte serbische Bevölkerung dieser Gegenden. Die Türken aber verstanden es, diese Stimmung des Volkes geschickt zu ihren Gunsten auszubeuten. Durch die Begs und Kapitäne, welche an der Gränze wohnten, standen sie mit der Rajah in persönlicher Verbindung und verbreiteten unter dem Volke die Nachricht, daſs der Wesir keineswegs die Absicht habe, die Serben in die Sklaverei zu schleppen; nur zum pflichtigen Gehorsam gegen den Sultan wolle er sie verhalten und wenn sie den Haratsch wieder bezahlen, werde er sein Heer nach Bosnien zurückführen. Diese List blieb nicht ohne Eindruck. Das verzweifelnde Volk schenkte den Versprechungen gerne Gehör, um nur von dem unerträglich gewordenen Zustande fortwährender Kämpfe befreit zu werden. Die Bevölkerung in den Theilen der Matschwa und von Pozerina drängte sich scharenweise in das türkische Lager, brachte

Lebensmittel herbei und verrichtete sonstige Dienstleistungen. Mit Bekümmernis sahen die Anführer der bei Schabatz lagernden, wenig zahlreichen Aufständischen die gefährliche Wendung der Dinge. Der herannahenden ungeheuern Türkenmacht entgegen zu treten, wäre selbst die gesammte bewaffnete Kraft der westlichen Distrikte nicht im Stande gewesen; und jetzt wendete sich das Volk selbst allmählich von der Sache des Aufstandes ab. Die Gefahr, welche die serbische Revolution hier bedrohte, war unläugbar groß; denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, dass der Wesir von Bosnien nach Besiegung des Widerstandes an der Westgränze seinen Weg gerade auf Belgrad zu fortsetzen werde. Unter diesen kritischen Umständen wandten sich die Anführer an Kara-Ghorghe, theilten ihm die Muthlosigkeit des Volkes mit und baten ihn, dass entweder er selbst ihnen zu Hilfe kommen oder je eher eine größere Anzahl Hilfstruppen senden möge, da sie nicht im Stande seien, das Vordringen der Türken zu verhindern. Kara-Ghorghe zögerte mit der Antwort nicht. In seinem Schreiben gab er den Anführern zu wissen, dass er jetzt nicht kommen könne, weil die Türken auch vom Süden her vordringen und Tschuprija bedrohen. Er gibt deshalb den Schabatzer Wojwoden den Rath, sie mögen sich bemühen den Feind durch Unterhandlungen aufzuhalten, was ihnen vielleicht um so leichter gelingen dürfte, weil ja die Türken selber behaupten, dass sie nur den Gehorsam gegen den Sultan fordern und die Bezahlung des Haratsch verlangen. Darum mögen also die Anführer bestrebt sein, den Wesir durch Versprechungen mindestens so lange irre zu führen, bis er (Kara-Ghorghe) selbst auf dem Kampfplatze erscheinen kann.*)

Kaum einige Tage nach dem misslungenen Unternehmen gegen Schabatz machte Stojan Tschupitsch, der mit einer Schar an den Ufern der Drina herumstreifte, dem Jakob Nenadowitsch, Kommandant des in Topolik bei Schabatz lagernden Serbenheeres, die Anzeige, dass er mit vier bosnischen Begs zusammengetroffen sei

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 147.

und diese ihn aufgefordert haben, er möge an den Wesir Vertrauensmänner senden, welche im Namen des serbischen Volkes die Unterwerfung anzeigen und die Teskers (die Steuerbogen) in Empfang nehmen; in diesem Falle werde das türkische Heer zurückkehren. Tschupitsch gab zugleich den Rath, dass man das Verlangen der Türken erfüllen möge; denn die Zahl des feindlichen Heeres sei so groß, dass im Falle einer Schlacht die Aufständischen unbedingt unterliegen müßen. Er erklärte sich auch bereit, in das türkische Lager zu gehen, unter der Bedingung, wenn auch Matthäus Nenadowitsch ihn dahin begleite.

Die Anführer der Insurgenten, insbesondere Jakob Nenadowitsch, und Lukas Lazarewitsch, billigten den Rath des Tschupitsch und sprachen dem Prota Matthäus zu, er möge mit ihm gehen; das sei die beste Art, den Wesir in seinem Vorwärtsdringen aufzuhalten, was ja auch Kara-Gyorgye zu wünschen schien. Matthäus Nenadowitsch gab endlich, obgleich ungerne, den Zureden seiner Genossen nach und machte sich mit Tschupitsch gegen Badowinzi, wo damals die türkische Avantgarde lagerte, auf den Weg. Tschupitsch sandte einige seiner Leute voraus und diese kehrten bald nachher mit vier Begs zurück, welche zur Sicherheit der serbischen Abgesandten als Geisel dienen sollten. Die Begs wurden nach Topolik gebracht; Tschupitsch und Nenadowitsch aber eilten nach Badowinzi, wo sie vonseite der türkischen Befehlshaber aufs freundlichste empfangen wurden. Sirtschitsch, der Kommandierende der Avantgarde, fragte sofort die serbischen Boten, ob die Serben geneigt seien, den Haratsch zu bezahlen und die Teskerns in Empfang zu nehmen? Matthäus gab eine entschieden bejahende Antwort. Auf die weitere Frage aber, wem sie als Einheber des Haratsch oder der Steuer verlangen, antwortete der schlaue Prota, ihn, d. i. den Sirtschitsch Pascha selbst; denn er habe auch christliche Rajah und wisse deshalb, wie man das Volk behandeln müße. Sirtschitsch ermunterte sie, dass sie in solcher Weise auch vor dem Wesir sprechen sollen und alle ihre Wünsche werden erfüllt werden. Des andern Tages giengen die

serbischen Abgesandten über die Drina in das türkische Hauptquartier, wo der Wesir von Bosnien persönlich kommandierte. Das Heer, welches nur auf den Befehl zum Einmarsche nach Serbien wartete, zählte 40 oder 50 tausend Mann. Die serbischen Boten wurden in ein großes, weitläufiges Zelt geführt. Hier hatten sechs Paschas und mehr als zwanzig Begs und Agas verschiedenen Ranges Platz genommen. Einer der Paschas, vielleicht der Wesir selbst, den die Serben nicht kannten, richtete eine Reihe von Fragen an die Abgesandten, als: warum die Serben die Waffen ergriffen und weshalb sie sich dem Bekirpascha, der selber auch ein Feind der Dahis gewesen, oder in letzterer Zeit dem in Schabatz kommandierenden Hassanpascha nicht unterworfen hätten? Wie bereits in wiederholten Fällen so versicherten die serbischen Sendboten auch jetzt, dass sie keineswegs gegen den Sultan aufgestanden seien, sich vielmehr auch jetzt noch als dessen getreue Unterthanen betrachten; nur von der Tyrannei ihrer grausamen Unterdrücker wollten sie sich befreien. Dem Bekirpascha konnten sie deshalb nicht gehorchen, weil dieser selbst der Gefangene des blutgierigen Guschanz Ali gewesen sei; dem Hassanpascha aber deshalb nicht, weil derselbe auf seinem Zuge nach Schabatz etwa zwanzig Kmeten von jenen, die ihm mit größter Bereitwilligkeit Lebensmittel geliefert hatten, in den Kerker warf und so konnten sie demselben kein Vertrauen schenken. Der Pascha, welcher mit den serbischen Boten die Unterhandlungen führte, legte das Hauptgewicht in den Antworten der Serben auf deren Erklärung, dass sie auch jetzt noch getreue Unterthanen des Sultans seien. „Wenn es sich also so verhält," bemerkte er, „dann könnet Ihr auch nicht zögern, die Teskers anzunehmen und den Haratsch zu bezahlen." — „Wir sind bereit, dies zu thun," antworteten die Serben. — „Wird aber auch Kara-Gyorgye den Haratsch erlegen?" fragte der Pascha. — „Jedenfalls; sowohl Kara-Gyorgye wie die übrigen Anführer und das gesammte Volk," lautete die kühne Antwort des Erzpriesters Matthäus. — „In diesem Falle," sprach der Pascha weiter, „wählet Euch einen Pascha, der in Begleitung von 60 Türken

das Land bereise und den Haratsch einsammle." Der Wesir aber werde sein Heer entlassen und nur eine unbedeutende Schar an der Gränze solange verweilen, bis der Haratsch eintrifft. Im Sinne der vorherigen Verständigung erbaten sich die Serben den Sirtschitschpascha zum Steuereinheber, welchen Wunsch die Versammlung ohne Einwendung genehmigte. Auf diese Weise wurde der Friede wenigstens scheinbarlich geschlossen. Matthäus Nenadowitsch verständigte seinen Vetter Jakob sofort von dem getroffenen Übereinkommen und auch die bosnischen Kapitäne entließen bereits die Ärmsten ihrer Leute nach Hause. Mistrauen und der völlige Mangel an Aufrichtigkeit kennzeichneten zu jeder Zeit die Unterhandlungen der Türken mit der christlichen Rajah. Wie es scheint, dachte auch bei dieser Gelegenheit keine Partei ernstlich an die Erfüllung der angenommen Bedingungen. Matthäus Nenadowitsch bemerkt in seinen Memoiren, dass Kara-Gyorgye ohne Zweifel die Teskers angenommen und auch den steuereinhebenden Pascha im Lande frei umherziehen gelassen hätte; denn er wusste, dass das Volk gerne zahle, um in den Besitz des Tesker zu gelangen, welcher sie vor Privat-Plünderern schützen konnte. Nur würden die serbischen Anführer nach dem offenen Eingeständnisse des Matthäus die eingesammelte Steuer unter dem Vorwande, dass sie selber diese an den Sultan schicken wollen, von den Türken abgenommen und den steuereintreibenden Pascha hübsch nach Hause geschickt haben, um sodann das Geld zur Anschaffung von Kriegsbedürfnissen und zur Vermehrung des serbischen Heeres zu verwenden. Auf diese Weise hätten sie dem Lande zugleich eine mindestens einjährige Waffenruhe gesichert. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, dass die Türken, die übrigens keine große Lust zur Fortsetzung des Krieges hatten und darum im ersten Momente die Versprechungen der serbischen Abgesandten ohne Bedenken annahmen, bald Verdacht schöpften und zwar nicht bloß gegen die Aufrichtigkeit dieser Abgesandten sondern auch hinsichtlich der Durchführungsmöglichkeit ihrer Versprechungen. Kurze Zeit nach dem getroffenen Übereinkommen wurden nämlich Tschupitsch und Matthäus Nenadowitsch

abermals in das Zelt des Paschas geleitet und hier erklärte der Kapitän von Nowi den Abgesandten, dass der geplante Friede nicht zustande kommen kann, weil die Serben selbst nicht eines Sinnes seien. Während nämlich die Abgesandten den Sirtschitsch Pascha zum Steuereinheber verlangt, habe der Wojwode Luka Lazarewitsch den Widaitsch Alipascha für diese Mission begehrt.*) Darüber sei jetzt das ganze Türkenheer in zwei Parteien geschieden; der eine Theil wolle den Sirtschitsch, der andere den Widaitsch nach Serbien entsenden. Nachdem kein Theil nachgeben mag und der Zwiespalt selbst einen blutigen Zusammenstoß nach sich ziehen könnte: so sei beschlossen worden, dass weder der Eine noch der Andere entsendet und das Übereinkommen aufgehoben werden solle. Der Wesir werde jetzt sein Heer nicht nur nicht entlassen, sondern habe die Absicht, in möglichster Eile nach Schabatz zu ziehen, wo alsdann diejenigen, welche des Sultans getreue Unterthanen zu sein vorgeben, huldigen können. Den beiden serbischen Boten wurde endlich aufgetragen, sich sofort zur Abreise vorzubereiten, damit sie an jener Stelle, wo die Türken sie in Empfang genommen haben, gegen die als Geisel übergebenen vier Begs umgetauscht werden.

Unter starker Bedeckung verließen Tschupitsch und Matthäus Nenadowitsch am Morgen des andern Tages das türkische Lager. Vor ihrer Entfernung suchte Matthäus Nenadowitsch, der einsah, dass er das Vordringen des türkischen Heeres gegen Schabatz nicht verhindern könne, den gutmüthigen Sirtschitsch Pascha auf und weil er besorgte, dass die Türken das Volk um Schabatz in die Sklaverei schleppen würden: so erpresste er von dem Pascha durch Wehklagen, namentlich aber auch durch das Versprechen, dass das serbische Heer bei Topolik dem Vordringen der Türken kein Hindernis in den Weg legen werde, die Erlaubnis,

*) Als Matthäus Nenadowitsch den Luka Lazarewitsch später hierüber zur Verantwortung zog, läugnete derselbe entschieden, einen Brief solchen Inhaltes geschrieben zu haben. Wie es scheint, suchten die Türken nur einen Vorwand, um das Übereinkommen auflösen zu können.

durch einen serbischen Geistlichen das Volk von der herrannahenden Gefahr verständigen zu dürfen mit dem Rathe, es möge sich entweder südwestlich in das Zergebirge oder aber nordwärts an das Savenfer bei Zaßawitza flüchten. Der Geistliche vollzog getreulich seinen Auftrag und auf diese Weise entgiengen mehrere tausend Familien rechtzeitig dem Verderben.

In Folge eines Misverständnisses erschienen die türkischen Geiseln nicht zur festgesetzten Zeit am bestimmten Orte. Die mistrauische türkische Bedeckung entließ zwar den Tschupitsch, damit er die Übergabe der Geiseln beschleunigen möge; allein Matthäus mußte abermals ins Lager zurückkehren. Endlich, nach Verlauf einiger Tage, erfolgte zu Zrnabara der Austausch und Matthäus, dem unter den Türken schon für sein Leben bangte, wurde von peinlichen Befürchtungen befreit und konnte zu den Seinigen zurückkehren. Am 18. Juli traf er in Topolik ein.*)

Kaum hatte Matthäus Nenadowitsch das türkische Lager verlassen, als auch der Wesir mit dem größten Theile seines Heeres sich gegen Schabatz in Bewegung setzte, während ein anderes starkes Armeekorps unter Anführung des Hadschi Beg von Srebernitza von Sokol her durch das Roschanj-Gebirge in die Waljewoer Nahie einbrach.**) Das türkische Haupt-

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 149—162.

**) In Betreff der Größe des vor Schabatz angelangten Türkenheeres besitzt man sehr unbestimmte Angaben. Gewiss scheint nur so viel, dass das bosnische Heer vor seinem Übertritte der Drina 40—50.000 Mann zählte. Wenn man nun in Anschlag bringt, dass ein Theil (angeblich 7000 Mann) unter Hadschibeg nach Serbien eindrang, dass ferner bei den damaligen desorganisierten und zuchtlosen Zuständen der türkischen Heere ein beträchtlicher Theil gewöhnlich schon unterwegs auseinanderlief, so wird man kaum irre gehen, wenn man die vor Schabatz erschienene Hauptarmee auf höchstens 20 bis 25.000 Mann setzt. Aber selbst dann überstieg sie noch mehrfach die Zahl der serbischen Truppen, welche später die türkische Kriegsmacht zum Rückzuge zwangen. Eine ähnliche Unbestimmtheit findet man in den Quellen auch hinsichtlich der Person des Befehlshabers der türkischen Hauptarmee. Nach Einigen kam der Wesir selbst vor Schabatz und leitete persönlich die Kriegsoperationen.

heer kam fast am selben Tage vor Schabatz an, da Matthäus in Topolik eintraf. Das schwache serbische Lager wurde von einer großen Gefahr bedroht. Luka Lazarewitsch und Matthäus beschlossen als Oberbefehlshaber (Jakob Nenadowitsch war des Schießbedarfs wegen in Zabresch abwesend) sofort den Rückzug und brachten ihn auch allsogleich zur Durchführung, indem sie ihre durch fortwährende Desertion sehr zusammengeschmolzene Schar bis zum Dorfe Wutschiewitza zurückgeleiteten.

Die bei Schabatz versammelten Türken durchstreiften verwüstend die ganze Gegend. Das wehrlose Volk wurde niedergemetzelt oder in die Sklaverei geschleppt, das Vieh weggetrieben, die Dörfer in Brand gesteckt. Rauchende Trümmer, zerstreute Leichen bezeichneten überall ihren Weg. Ein ähnliches Schicksal ereilte auch jenen Theil der Waljewoer Nahie, welchen Hadschibeg durchzog. Das verzweifelnde Volk warf aber voll Entsetzen die Waffen weg und suchte entweder in den Wildnissen Schutz oder unterwarf sich. Binnen kurzer Frist waren die Scharen der Aufständischen, welche der Übermacht nicht entgegenzutreten wagten, aufgelöst, vernichtet; ihre Reste verbargen sich in den Urwäldern. Die Lage der Anführer, welche fast allein gelassen, nur noch von einigen treuen Begleitern umgeben waren, wurde eine überaus kritische. Auf der einen Seite mußten sie sich vor den Türken verbergen, auf der andern aber auch die Wuth des Volkes vermeiden, denn das einfältige Bauernvolk machte in seiner Erbitterung für all das unsägliche Elend, das es jetzt erdulden mußte, seine Führer verantwortlich. Der heldenmüthige Tschupitsch, der populäre Wojwode in der Matschwa, mußte sich vor seinen eigenen Leuten verstecken. Auch Luka Lazarewitsch und Matthäus Nenadowitsch suchten mit einigen Anhängern in der unzugänglichen Wildnis einen Zufluchtsort, um auf solche

Andere behaupten dagegen, dass der Wesir mit einer Abtheilung bei Zwornik geblieben sei und das Kommando mehreren Paschas mindern Ranges anvertraut habe. Nachdem jedoch diese Frage nicht die geringste historische Bedeutung besitzt, so können wir sie gänzlich beiseite lassen.

Weise ihr Leben zu retten. Dem völlig verlassenen Volke blieb kein anderer Ausweg, als vor der Türkenmacht das Haupt zu beugen. Die Türken benützten auch die günstige Gelegenheit und bemühten sich nicht nur durch Grausamkeit das Volk einzuschüchtern, sondern es auch durch sanftere Mittel zu gewinnen. Jedem Kmeten, der irgend einen Distrikt zur gänzlichen Unterwerfung bewog, wurde versprochen, dass er zum Knes ernannt werde. Auf solche Weise wurden viele Kmeten der Sache des Aufstandes entzogen und diese brachten auch das Volk dahin, dass es den Türken die Dienstleistungen verrichtete; obwohl auch in dieser trüben Zeit es nicht Solchen fehlte, welche die Kmeten ermahnten, sich von derlei Verrätherei fern zu halten, indem sie denselben zugleich mit der Rache Kara-Ghorghes drohten. Das Entsetzen, welches die türkischen Grausamkeiten unter dem Volke hervorriefen, war indessen weit größer, als dass es durch die Furcht vor dem wenigstens scheinbar zur völligen Unthätigkeit verurtheilten Kara-Ghorghe aufgewogen worden wäre. Die Matschwa und die Gegend um Pozerina unterwarf sich also freiwillig der türkischen Herrschaft.*) Die Gefahr für die Sache des Aufstandes lag jedoch namentlich in dem Umstande, dass das Volk in seiner Verzweiflung seine früheren Aufführer nicht nur der Sorglosigkeit und Ungeschicklichkeit, sondern auch des Verrathes beschuldigte, wozu insbesondere die durch Tschupitsch und Matthäus Nenadowitsch im türkischen Lager geführten Unterhandlungen, deren eigentlicher Zweck nur einigen Wojwoden bekannt war, den Anlass boten. Wenn diese Anschauung im Gemüthe des Volkes Wurzel gefasst haben würde, dann hätte sie ohne Zweifel den gefährlichsten innern Zwiespalt und Streit hervorgerufen. Der größte Verdacht lastete auf den beiden Nenadowitsch, in deren Interesse, als den angesehensten und vermöglichsten Häuptlingen, es vor Allem gelegen sein mochte, durch eine geheime Übereinkunft mit den Türken ihr Leben und Eigenthum

*) Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 70—71. — Nenadowitsch, Memoari, p. 157 und 163.

und vielleicht unter türkischer Oberhoheit auch noch die Regierung des Landes für sich zu sichern. Der Schein zeugte in der That gegen sie und es war kein Wunder, dass die Kunde von dem „Verrathe der Nenadowitsch" sich stets allgemeiner verbreitete und wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, auch von Tag zu Tag größere Dimensionen annahm. Schon gab es auch Solche, welche die Nenadowitsch beschuldigten, sie hätten zu ihren Gunsten Kara-Gyorgye des Oberbefehls berauben wollen und der Wojwode Jakob habe einzig zur Erreichung dieses Zieles seinen Neffen Matthäus mehrere Male an auswärtige Höfe gesendet. Die Macht, welche sie in den westlichen Distrikten ausgeübt und insbesondere das oft unläugbar stolze, übermüthige Betragen Jakobs hatte ihnen unter den Serben selbst zahlreiche Neider und Feinde zugezogen. Solchen feindseligen Einflüsterungen kann auch zugeschrieben werden, dass einerseits der Erzbischof Stratimirowitsch, andererseits auch Kara-Gyorgye von der im Volke verbreiteten ungünstigen Meinung bald verständigt wurden. Die unparteiische Geschichte zweifelt nicht an der Schuldlosigkeit der Nenadowitsch und sucht die Erklärung der gegen sie erhobenen Beschuldigungen nur allein in der Erbitterung des Volkes und im bösen Willen Einzelner. Die Nenadowitsch selbst aber schienen für nothwendig befunden zu haben, eine Vertheidigungsschrift an den Erzbischof Stratimirowitsch zu richten, der, unbekannt mit den Personen und Verhältnissen, den umlaufenden Gerüchten leichter Glauben schenken konnte.*) Vor dem fern weilenden Kara-Gyorgye vertheidigten sie sich nicht; denn entweder meinten sie, dass derselbe von der böswilligen Verläumdung noch keine Kenntnis habe oder hielten sie dafür, dass Kara-Gyorgye sie unmöglich für Verräther halten könne. Ja Matthäus verständigte bei seiner Rückkehr aus dem türkischen Lager Kara-Gyorgye sogleich von dem Mislingen seiner Sendung und von dem Vordringen des feindlichen Hauptheeres

*) Manuskriptensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft. Urkunde Nr. 423.

gegen Schabatz, indem er zugleich von ihm rasche Hilfe erbat. Als aber das bei Topolik gelagerte serbische Korps auf seinem Rückzuge gegen Wutschiewzi in gänzliche Deroute gerieth, wendeten die mit wenigen Getreuen flüchtigen Führer Luka Lazarewitsch und Matthäus Nenadowitsch sich in ihrer Bedrängnis an den Oheim des Letztern, an Jakob Nenadowitsch, der bekanntlich um diese Zeit in Zabresch verweilte, um daselbst Schießpulver und andere Kriegsmunition herbeizuschaffen. Jakob schickte sofort Vertrauensmänner an Janko Katitsch von Rogatscha und an den Knes Sima mit der dringlichen Aufforderung, dass sie mit ihren Scharen sich ihm anschließen mögen; als Sammlungsort bezeichnete er das Dorf Dren, zwei Stunden von Palesch. Unterdessen bemühte er sich im Waljewoer Kreise das Volk zu ermuthigen und zum abermaligen Ergreifen der Waffen zu bewegen.

Mittlerweile wurde bekannt, dass Kara-Gyorgye mit 1000 Mann und zwei Kanonen bei Belibrod die Kolubara überschritten habe und in Lajkowatz eingetroffen sei. In seiner Begleitung befanden sich unter Anderen auch Milosch*) und Milan Obrenowitsch. Als Matthäus Nenadowitsch dies vernahm, eilte er sofort nach Lajkowatz, um mit dem Oberanführer persönlich zusammen zu treffen. Kara-Gyorgye empfieng ihn zürnend, wortlos. Endlich befragte er ihn um das Heer. Matthäus erzählte offenherzig, dass die Scharen an der südlichen Gränze bei dem Erscheinen Hadschibegs auf dem Berge Roschanj und in Folge der Einäscherung und Plünderung der Dörfer auseinandergelaufen seien; desgleichen thaten die Scharen aus der Matschwa und aus Pozerina, als die Türken vorwärts drangen. Sein Oheim Jakob sammle indessen mit dem Knes Sima eine neue Schar, auch erwarten sie Katitsch und seien von Jenen, die früher davon gelaufen, Viele neuerdings zu den Waffen zurückgekehrt. „Das ist nicht wahr", bemerkte Kara-Gyorgye, „Jakob hat kein Heer". Und selbst dann noch zweifelte er, als einer seiner Vertrauten, den er

*) Der spätere Fürst.

deshalb nach Oreu geschickt hatte, die Nachricht brachte, dass Jakob Nenadowitsch bereits über eine Schar von einigen tausend Mann verfüge. Hierauf fragte er Matthäus: „Wo ist dein Pferd?" „Es wurde in einem Gefecht verwundet und ich habe es zur Kur nach Zabresch geschickt", antwortete der Prota. — „Ich spreche nicht von deinem Schimmel", fuhr der Oberanführer fort, „sondern von jenem Pferde, das du samt 400 Dukaten von den Türken erhalten hast."

Diese ungerechte Beschuldigung musste Matthäus tief verletzen, hatte er doch von den Türken nicht nur kein Geschenk empfangen, sondern noch aus Eigenem manchen Dukaten ausgegeben und überdies sein Leben aufs Spiel gesetzt, um durch Scheinunterhandlungen die vorbringenden türkischen Truppen zurückzuhalten, was ihm, wie wir wissen, auch gelungen war; denn sonst wären die Türken schon drei Wochen früher vor Schabatz eingetroffen. All das sagte jetzt Matthäus dem Kara-Ghorghe und verschwieg auch nicht, wie ja Kara-Ghorghe selber gerathen habe, sie mögen sich bemühen, den Feind zurückzuhalten und wie sie ihn von Allem getreulich verständigt hätten. Sodann trat er aber beiseite, bedeckte das Gesicht und in seiner Erbitterung benetzten ob der erlittenen Beschimpfung Thränen seine Wangen. Kara-Ghorghe bereute wie gewöhnlich die in ungerechter Aufwallung begangene Beleidigung, ließ Matthäus zurückrufen und erklärte ihm, dass es nicht seine Absicht gewesen, ihn der Treulosigkeit anzuklagen, nur darob sei er erzürnt gewesen, weil Matthäus die gefährliche Botschaft auf sich genommen habe anstatt eine andere, weniger bedeutendere Persönlichkeit abzusenden. Auf diese Weise wurde die Eintracht und Freundschaft unter ihnen wieder hergestellt.

Es hatte zu solchem Zusammenhalt wie zu rascher That auch wahrhaftig große Noth. Nachdem Kara-Ghorghe von den Vorfallenheiten an der Westgränze, von der Auflösung der Insurgentenscharen und dem Einbruche der Türken gegen Schabatz und Sokol Kenntnis erhalten hatte, sah er sofort ein, dass er unter

den gegenwärtigen Umständen sich mit dem Hauptheere des Wesirs nicht messen könne und deshalb fasste er den Entschluss, vor Allem den Hadschibeg anzugreifen und wenn möglich zurückzudrängen in der Hoffnung, dass bei günstigem Erfolge dieser Unternehmung er das Vertrauen des erschreckten Volkes neuerdings zurückgewinnen und dasselbe abermals zur Unterstützung der Sache des Aufstandes bewegen werde. In diesem Falle konnte er vielleicht später dennoch selbst der türkischen Hauptmacht gegenüber treten. Zur Durchführung dieses Planes war Kara-Gyorgye mit seinen 1000 Mann an die Kolubara geeilt. Die Folge zeigte, dass Kara-Gyorgye richtig gerechnet hatte und in dem kurzen, aber erfolgreichen Feldzuge bewies er aufs Glänzendste seine Feldherrntüchtigkeit. Die Gefahr war um Vieles größer und seine Kriegerschar weit zu gering, als dass er in der Wahl der Mittel hätte schwanken dürfen. Der bereits so sehr um sich gegriffene Abfall musste um jeden Preis verhindert und das Volk zum Ergreifen der Waffen und zum Aufstande abermals aufgemuntert oder hiezu gezwungen werden. In diesen Tagen der allgemeinen Entmuthigung und Verzweiflung konnte einzig und allein die Drohung zum Ziele führen. Es war darum kein Wunder, wenn Kara-Gyorgye, der bekanntlich schon seinem aufbrausenden Naturell zufolge wiederholt zu grausamen Handlungen sich hinreißen ließ, unter den obwaltenden Umständen und nach dem Gebote der Klugheit gegen die Zögernden oder Verräther die unerbittlichste Strenge in Anwendung brachte. Noch von Lajkowatz aus ließ er durch Matthäus Nenadowitsch an die Knesen der Gegend Schreiben ergehen, worin er diese benachrichtigte, dass er mit 12000 Mann und 15 Kanonen *) an der Kolubara angelangt sei und mit einem Theile dieses Heeres binnen kürzester Zeit gegen Waljewo und den Hadschi-Beg marschieren werde. Er trug sodann den Knesen auf, dass sie das ganze waffenfähige Volk versammeln und in die Nähe des hinter seinen

*) „So mußten wir damals lügen", bemerkt Matthäus Nenadowitsch in seinen „Memoiren" p. 166.

Schanzen bei Bratatschitscha lagernden Hadschi-Beg ziehen solle. Wer aber diesem Befehle nicht gehorcht und vor den feindlichen Schanzen nicht erscheint, der werde peinlich hingerichtet werden. Und damit sich niemand verbergen könne, werde Kara-Gyorgye insgeheim Vertraute ausschicken, welche die Häuser durchsuchen, die daheim Verweilenden tödten, die Häuser aber in Brand stecken sollen. Diese Drohschreiben blieben nicht ohne Eindruck. Die Knesen wussten gar wohl, dass Kara-Gyorgye seine Versprechen erfülle und dass sie seinerseits auf kein Erbarmen rechnen können. So geschah es, dass als Kara-Gyorgye des andern Tages mit seiner kleinen Schar aus Lajkowatz in Waljewo erschien, bereits alle Jene, an welche die Schreiben gerichtet waren, mit ihren Leuten in der Gegend von Bratatschitscha ihn erwarteten, insbesondere die Knesen Keditsch, Grbowitsch, Neditsch und Peja; und zwar nicht eine ungeformte Masse bildend, sondern den türkischen Schanzen gegenüber in geregelter Stellung verschiedene Standpunkte einnehmend. Gleich nach seiner Ankunft in Waljewo schickte Kara-Gyorgye den Milan und Milosch Obrenowitsch mit ihren Scharen voraus, damit sie sich den Knesen Grbowitsch und Keditsch anschließen. Früh am andern Tage zog er selber mit seinen Leuten von Waljewo nach Klitschewatz mit der Absicht, seine Schar direkte gegen Hadschi-Beg zu führen. Matthäus Nenadowitsch aber, der die geringe Anzahl der Mannschaft Kara-Gyorgyes sah und die bösen Folgen einer möglichen Niederlage des Oberanführers befürchtete, forderte die übrigen Führer auf, sie mögen Kara-Gyorgye ersuchen, dass er an der Schlacht nicht persönlich Antheil nehme. Die Führer zitterten aber vor dem Zorne Kara-Gyorgyes und wagten nicht, mit dieser Bitte vor ihm zu erscheinen, sondern betrauten Matthäus mit der Rolle des Wortführers. Obgleich der Prota wusste, dass Kara-Gyorgye übler Laune sei und zu solcher Zeit seine Leidenschaft nicht beherrschen könne, trat er nichtsdestoweniger kühn vor denselben und redete also: „Herr! Uns Allen erschiene es sehr zweckmäßig, wenn Du nicht selber die Schlacht leiten würdest; denn falls Hadschibeg die

Unsrigen schlägt, so ist das noch kein großes Unglück, weil das ganze Heer sich bald wieder um Dich scharen würde. Wenn er aber, was Gott verhüten möge, Dich schlagen würde, dann wäre es sofort ruchbar, dass Hadschibeg den Kara-Gyorgye besiegt habe und das Volk verlöre seine letzte Hoffnung, die Türken aber erhielten freie Hand und für uns Alle würde das Verderben hereinbrechen." — „Ei Prota", erwiederte Kara-Gyorgye, „Du hast Recht, und ich selber weiß das Alles ganz wohl; nur würde man alsdann wieder sagen: Wenn Kara-Gyorgye nicht den Muth hat, dem Hadschibeg entgegenzutreten, wie sollte er wagen, es mit dem Wesir und dem großen bosnischen Heere aufnehmen zu wollen?" Hierauf umringten auch die übrigen Führer Kara-Gyorgye und bemühten sich einstimmig, denselben zum Zurückbleiben zu bewegen. Endlich versprach er ihnen, dass er wenigstens noch einen Tag abwarten wolle. Nach einer halben Stunde besann er sich jedoch eines Andern und gab neuerdings zu Vorbereitungen Befehl. Aber Matthäus Nenadowitsch und die Übrigen ließen auch dann mit ihren Vorstellungen nicht nach und nach langem Wortwechsel gelang es ihnen, Kara-Gyorgye zu bewegen, dass er sich entschloss, in der Nähe von Waljewo das Resultat der Schlacht abzuwarten. Den Matthäus schickte er mit etwa 60 Reitern und einer Kanone dem Grbowitsch und Milan Obrenowitsch zu Hilfe. Dieser Letztere hatte sich verschanzt und hier fand ihn die kleine Reiterschar. Damals war das Gefecht schon eine Zeit lang im Gange und ein Theil der Aufständischen wendete sich geschlagen zur Flucht. Matthäus galoppierte mit seinen Reitern auf eine Anhöhe und als er sah, wie im Thale die Türken die Serben verfolgen, sprengte er unter großem Geschrei und einigen wohlgezielten Flintenschüssen auf den Feind. Die Türken meinten, dass sie von der Vorhut des herannahenden serbischen Hauptheeres angegriffen würden und wendeten deshalb den Rücken, die Serben aber fassten darob erst rechten Muth, die Flucht verwandelte sich in eine Verfolgung und sie drängten den Türken bis an die Verschanzungen Hadschi-Begs nach. Hierauf umringten die Aufständischen das verschanzte Lager von

zwei Seiten und begannen von den höheren Bergen dessen Beschießung. Zwar erwiederten die Türken ihrerseits lebhaft das Feuer, aber wegen der günstigen Stellung der Serben mit geringem Erfolge. Drei Stunden dauerte das Feuer von beiden Seiten, als die Serben bemerkten, dass die gesammte feindliche Reiterei das Lager verlässt und in nordwestlicher Richtung sich entfernt. Während die serbischen Führer noch darüber beratschlagten, ob die türkische Kavallerie ihren Weg etwa gegen Schabatz genommen, überschritt Letztere einen Bach und griff die Serben im Rücken an. In diesem Momente stürzte auch die feindliche Infanterie aus ihren Schanzen hervor. Der unerwartete Angriff und die Übermacht zwang die Serben bald zur Flucht; sie suchten mit dem Einbruch der Nacht Schutz hinter den Schanzen des Milan Obrenowitsch. Die Türken folgten ihnen aber nicht bis hierher, sondern kehrten bereits früher in ihr Lager zurück. Trotzdem der Sieg unentschieden geblieben war, ja im letzten Augenblicke sich den Türken zugeneigt hatte: so beschlossen doch diese Letzteren, wahrscheinlich in Folge der erlittenen empfindlichen Verluste und des ausdauernden Widerstandes der Insurgenten den Rückzug anzutreten. Zwei Serben aus der Sokoler Nahie, welche in Begleitung der Türken bis Bratetschitscha gekommen und in der Nacht aus dem Lager entflohen waren, brachten ihren Landsleuten die Nachricht von der Absicht des Feindes. In Folge dessen erhob sich sofort Michael Neditsch mit 200 entschlossenen Burschen und, indem sie das feindliche Lager umgiengen, steckten sie das türkische Dorf Petrz in Brand. Als Hadschi Beg im Rücken das brennende Dorf, vor sich aber die serbischen Truppen sah, verließ er sofort sein befestigtes Lager und kehrte eilends über das Gebirge Roschanj in die Sokoler Nahie zurück. Neditsch bemerkte beim Lichte der Flammen die fliehenden Türken, griff ihre Nachhut an und, indem er Viele niedermetzelte, machte er reiche Beute.*)

Matthäus Nenadowitsch befand sich damals schon

*) Nenadowitsch, Memoari, p. 167—171.

nicht mehr bei dem Heere. In jenem Momente, als Neditsch zu seinem nächtlichen Abenteuer aufbrach, erhielt er (Matthäus) von Kara-Gyorgye die Weisung, dass er mit den Kanonen sogleich zu ihm (Kara-Gyorgye) eilen solle; die Übrigen aber mögen bis zu weiterer Verfügung in ihren Stellungen verbleiben. Matthäus vollzog den Befehl, indem er einen Vertrauten zurückließ, der ihn vom allfälligen Rückzuge Hadschi Begs unverzüglich verständigen solle. Er fand Kara-Gyorgye in großen Sorgen. Derselbe hatte nämlich Kunde erhalten, dass die Türken auf ihrem Zuge von Schabatz gegen Belgrad in der Nähe der Save mit den daselbst lagernden Aufständischen unter Jakob Nenadowitsch ein Treffen hatten, in welchem der heldenmüthige Janko Katitsch gefallen war. Der Bote brachte über die weiteren Ereignisse keine Nachrichten, in dieser Ungewissheit beschloss darum Kara-Gyorgye, mit seiner kleinen Schar den bedrohten Gegenden sofort zu Hilfe zu eilen. Den Matthäus Nenadowitsch und den Knes Theodos ließ er mit 300 Mann in der Nachbarschaft von Waljewo mit dem Auftrage zurück, dass sie Hadschi-Beg aufmerksam beobachten und das Vorfallende durch Kanonenschüsse anzeigen sollen.

Kara-Gyorgye hatte sich schon seit einigen Stunden entfernt, als der Vertraute des Matthäus, den er nach dem Hadschi-Beg ausgesendet hatte, keuchend die Meldung brachte, der Feind habe sich gänzlich in die Berge zurückgezogen. Diese freudige Kunde gab Matthäus durch fünf Kanonenschüsse dem entfernten Kara-Gyorgye zu wissen; dieser beorderte hierauf den Prota wie auch Milan Obrenowitsch mit ihren Truppen in das eine halbe Stunde vom Save-Ufer gelegene Dorf Beljin. Die Knesen Grbowitsch, Keditsch und Neditsch blieben zurück, um einen etwaigen Wiedereinbruch Hadschi-Begs zu verhindern. Bei Beljin trafen nach einigen Tagen auch die Scharen des Jakob Nenadowitsch ein und brachten sichere Kunde über jene Vorfälle, welche Kara-Gyorgye so viel Sorge bereitet hatten.

Während die Kämpfe mit Hadschi-Beg in der Gegend von Waljewo geführt wurden, marschierte auch das türkische Haupt-

heer von Schabatz gegen Belgrad, wobei es so viel als möglich den Ufern der Save folgte. Der rechte Flügel aber zog unter Anführung Hassan Paschas in einiger Entfernung von der Hauptarmee in mehr südöstlicher Richtung vorwärts. Jakob Nenadowitsch, Luka Lazarewitsch, Katitsch und der Knes Sima hatten bekanntlich ihre Truppen bei der Ortschaft Dren vereinigt; kaum waren sie von der Zweitheilung des türkischen Heeres in Kenntnis gesetzt, als sie sich aufmachten, die Hauptarmee der Türken unbehelligt ließen, dagegen bei dem Dorfe Meßanse Hassan Pascha angriffen. Gleich dem heftigen Angriffe war auch die Vertheidigung eine kräftige; nach einigen Stunden mußte jedoch das völlig geschlagene Heer Hassans in der Flucht sein Heil suchen, so dass nur ein geringer Theil wieder bei Schabatz anlangte, die Übrigen aber bestrebt waren, so rasch als möglich über die Drina nach Bosnien zu entkommen. In den Wäldern und Morästen fielen noch zahlreiche Türken den auflauernden Serben zum Opfer. Doch auch die Serben hatten ihren Sieg theuer erkauft. Hier war unter Anderen der heldenhaftige Janko Katitsch gefallen, dieser ehemalige Hajdukengenosse Kara-Ghorghes und später seit den ersten Tagen der Bewegung der getreue Anhänger des Oberanführers. Als die Truppen Hassans bereits auf der Flucht waren, erreichten die Bursche des Katitsch einen alten Türken und forderten ihn zur Ergebung auf. Der Türke fragte sie, wem er sich ergeben solle, wer ihr Anführer sei. Die Serben nannten Katitsch, der unterdessen ebenfalls hinkam und indem er seine Pistole auf den Türken richtete, diesen zum Wegwerfen der Waffen und zur Übergabe drängte. „Ich übergebe mich", sagte der Türke, erhob seine kurze Flinte und schoss Katitsch in die Brust. Die Serben stürzten sich auf den Türken und fesselten ihn, allein es war schon zu spät; denn Katitsch sank todt zusammen. Den Türken ließ Marko, der ältere Bruder des Katitsch, später hinrichten. Die Serben betrauerten mit Recht den Tod des tapfern Häuptlings, der in so vielen Schlachten sie zum Siege geführt hatte. Seine Schar verlor alle Lust zum weitern Kampfe, gieng

nach Hause und nahm den Leichnam des theuern Führers mit sich, der dann in seinem Geburtsdorfe Rogatscha beerdigt wurde. Als Kara-Gyorgye von dem Ereignis unterrichtet war, berief er sofort den Marko Katitsch, den ältern Bruder des Gefallenen, und ernannte ihn an die Stelle Jankos, mit dem gleichzeitigen Auftrage, dass er seine Getreuen je eher wieder sammeln und mit ihnen bei dem Heere erscheinen solle. Marko erfüllte schnell und erfolgreich diese Anordnung.

Unterdessen war das türkische Hauptheer entlang der Save bis zur Ortschaft Uschtje gelangt und schlug hier am Bache Wukodrasch sein Lager auf. Bei dieser Nachricht kehrten die Serben, welche Hassan Pascha verfolgten, nach Beljin zurück, drangen im Schutze der Waldungen bis zu den türkischen Schanzen vor und eröffneten auf dieselben ein Gewehrfeuer. Die Türken erwiederten mit Kartätschen und Kanonen, ohne dass in der Dunkelheit beide Theile einander erheblichen Schaden beifügen konnten. Am Morgen zog sich aber die geringe Serbenschar hinter ihre Schanzen bei Beljin zurück. Der Kommandant des Türkenheeres bei Uschtje, wahrscheinlich unterrichtet von der Niederlage Hassan Paschas und vielleicht auch erschreckt durch den nächtlichen Angriff, setzte seinen Weg gegen Belgrad nicht fort, sondern begab sich wieder auf das Blachfeld vor Schabatz, wo er seine Truppen in ihre früheren Stellungen einrücken ließ. Nach dem Rückzuge der Türken traf auch Kara-Gyorgye, wie wir oben erwähnt, in Beljin ein und bald nach ihm auch Matthäus Nenadowitsch und Milan Obrenowitsch mit ihren Leuten. In Beljin hatte sich so abermals ein serbisches Heer von mehreren tausend Mann versammelt; allein dasselbe reichte noch nicht hin, um den Kampf mit den Türken vor Schabatz aufzunehmen, namentlich auch, weil die Aufständischen auf die abgefallene und eingeschüchterte Bevölkerung der Matschwa und Pozerinas nicht zählen konnten. Es mußte also vor Allem diese Gegend der Sache des Aufstandes wieder gewonnen werden. Um diese Zeit erschien bei Kara-Gyorgye ein Jüngling aus Pozerina, Milosch Stojtschewitsch, der

den Türken nicht huldigen wollte und deshalb gezwungen war, vor seinen eigenen Landsleuten die Flucht zu ergreifen. Der kühne Jüngling, der allein unter so vielen Tausenden den Muth nicht verloren hatte, gefiel Kara-Gyorgye und er forderte ihn auf, dass er ihn (Kara-Gyorgye) mit einem Korps auf Schleichwegen in seinen (den Pozeriner) Distrikt führen möge. Vorher wurde aber das Serbenheer aus Beljin in das zwei Stunden gegen Schabatz zu liegende Dorf Jalowik verlegt. Von hier aus begab sich Kara-Gyorgye mit einer auserlesenen Schar unter Leitung des Stojtschewitsch entlang des Dobrawaflusses nach Dworischte am Fuße des Zergebirges. Ein Theil der Schar drang in der Matschwa, ganz bis zum sumpfigen Walde Kitog vor und schlug daselbst eine türkische Abtheilung. Während Kara-Gyorgye in Dworischte verweilte, brachte man drei Kmeten aus Pozerina vor ihn, welche den Türken Lebensmittel geliefert hatten. Ungefähr hundert Männer aus der Umgegend waren bei dem Quartier Kara-Gyorgyes versammelt, als dieser zur Abschreckung der Schwankenden die drei Kmeten angesichts der Menge hinrichten ließ und mit lauter Stimme verkündigte, dass Alle das gleiche Schicksal ereilen werde, wenn sie lieber mit den Türken als mit ihren serbischen Brüdern halten würden. Zugleich ernannte er den Miloschi Stojtschewitsch zum Wojwoden von Pozerina und forderte vom Volke unbedingte Treue gegen den neuen Wojwoden. Stojtschewitsch trat zu Kara-Gyorgye und sprach: „Herr! Wenn ich hundert Leben hätte, so würde ich Alle gerne für Dich hingeben; bis zum letzten Athemzuge werde ich auch Deine Befehle getreu erfüllen" und wollte hierauf des Oberanführers Hand küssen, dieser aber wehrte es und küsste den Heldenjüngling auf die Stirne. Die entsetzten Pozeriner betrachteten lange wortlos diese Scene. Endlich fasste Einer Muth und sagte: „Herr! Wir hatten keinen Führer, verzeihe uns, was wir bisher begangen; in Zukunft sind wir Alle bereit, unserem Wojwoden, wie er Dir, durch Feuer und Wasser zu folgen." Die zu gehöriger Zeit angewandte Strenge blieb nicht ohne Erfolg. Als Kara-Gyorgye des andern Tages sich aufmachte, um in sein

Lager zurückzugehen, erſchienen die Pozeriner mit ihrem neuen Wojwoden ſchareuweiſe bei ihm und geleiteten ihn zum ſerbiſchen Heere. Auf ſolche Weiſe hatte das ſchwankende Volk von Pozerina und der Matſchwa das Vertrauen des oberſten Anführers wieder gewonnen und gefährdete fernerhin nicht mehr die nationale Sache. Kara-Gvorgve führte hierauf ſein Heer von Jalowik über die Dobrawa in das Dorf Miſchar, kaum eine Stunde von Schabatz.*)

Am 9. Auguſt trafen die Inſurgenten auf der Ebene von Miſchar ein. Als das Heer von Jalowik gegen Miſchar durch einen großen Wald zog, befahl Kara-Gvorgve, daſs jeder Mann, ſowohl Reiter als Fußgänger, Wojwode als Gemeiner, einen ſtarken Pfahl anfertige und zwar einen ſo ſtarken, daſs eine Flintenkugel ihn nicht durchbohren könne, und dieſen dann mit ſich trage. Bei Miſchar wurden dann Schanzen errichtet und in die aufgeworfenen Erdwälle die mitgebrachten Pfähle dicht neben einander eingerammt. Dieſe Befeſtigungsart, welche die Serben „šarampov“ (d. i. Schranke) nennen, war zu jener Zeit in Serbien üblich und bot einen ziemlichen Schutz gegen das Gewehrfeuer. Hinter dieſen Schranken ſtellte Kara-Gvorgve ſein Heer auf, das aus 6—7000 Fußgängern, ungefähr 1500 Reitern und fünf Kanonen beſtand.

Entweder unterſchätzten die Türken die Macht der Aufſtändiſchen oder vertrauten ſie allzuviel der eigenen Tapferkeit, daſs ſie ſchon des andern Tages, am 10. Auguſt, mit einem Theile des Hauptheeres das ſerbiſche Lager angriffen. Kara-Gvorgve harrte ihrer in Bereitſchaft und ſchlug hinter ſeinen Pfählen zwei Angriffe glücklich ab, ſo daſs ſich die Türken des Nachmittags nach Schabatz zurückzogen. Nachdem dieſer erſte Verſuch nicht gelungen war, verhielten ſich beide Theile zwei Tage ruhig. Unterdeſſen konnte Kara-Gvorgve für den ohne Zweifel bald erfolgenden, weit ſtärkern Angriff ſeine Vorbereitungen treffen. Am Morgen des 13.

*) Nenadowitſch, Memoari p. 164—176 — Hadſchitſch, Serb. Aufſtand p. 67—75.

August marschierte das gesammte türkische Heer unter Anführung der tapfersten Begs und Agas, und auch mit Kanonen versehen, gegen die Insurgenten. Das gänzliche Verderben der kleinen Schar Aufständischer schien angesichts dieser Übermacht unausbleiblich. Kara-Gyorgye aber, der durch seine Verbindungen rechtzeitig vom Plane der Türken unterrichtet war, verlor den Muth nicht, sondern durchschritt das ganze Lager und feuerte seine Krieger dermaßen an, dass sich Alle voll Begeisterung und voll des größten Vertrauens um den allbeliebten Anführer scharten. Auch die übrigen Wojwoden und Häuptlinge versäumten nicht, sowohl durch Wort als durch That ihren Leuten gutes Beispiel zu geben. An diesem Tage that jeder Serbe seine Schuldigkeit, die Geschichte aber blickt voll Bewunderung auf dieses schlecht bewaffnete, ungeübte Häuflein Streiter, das dem tapfersten, kriegserprobtesten Heere eines großen Reiches kühn entgegentritt und mit solchem Heldenmuthe, mit so viel Selbstaufopferung für seine Rechte und für seine Freiheit kämpft.

Kara-Gyorgye begnügte sich nicht mit der Aneiferung seiner Schar, er traf überdies auch solche Anstalten, welche den zweifelhaften Sieg ihm noch eher sichern konnten. Er gab seinen Leuten strengen Befehl, dass sie hinter ihren Palissaden schussbereit die türkischen Truppen erwarten aber erst dann schießen sollen, wenn er hiezu das Zeichen gibt. Außerdem schickte er in der Nacht vor dem Schlacht-Tage etwa 1000 Reiter in südöstlicher Richtung hinter den rechten Flügel des türkischen Heeres mit dem Auftrage, dass sie sich in der Nähe der Ortschaft Schabari im dichten Schilfröhricht verbergen und erst dann hervorbrechen und den Feind im Rücken angreifen sollen, sobald sie das Gewehrfeuer des serbischen Fußvolkes hinter seinen Schanzen vernehmen.

Voll Selbstvertrauen zog das Türkenheer unter Trommelschlag und Pfeifenklang gegen das serbische Lager und als aus den Schanzen niemand hervorstürzte, auch nicht gefeuert wurde, begannen die Türken zu glauben, dass die Aufständischen, erschreckt durch die ungeheuere Anzahl der herannahenden Heeresmacht, sich ohne

Kampf zurückgezogen hätten. Mit einem Male empfieng die fast bis an das verschanzte Lager herangekommenen Türken ein wohlgezieltes Gewehrfeuer. Nahezu jeder Schuss traf sein Ziel. In der hierdurch entstandenen Verwirrung gewannen die Serben hinlänglich Gelegenheit, das Gewehrfeuer mit nicht geringerem Erfolge als das erste Mal zu wiederholen. Noch waren die Türken in ihrer Überraschung nicht zur Besinnung gekommen, als die mit großem Lärm aus dem Hinterhalte hervorbrechende serbische Reiterei Alles vor sich niederritt. Nachdem Kara-Ghorghe sah, dass sein Plan gelungen, ließ er die Schranken öffnen und stürzte mit seinem gesammten Fußvolke auf die Türken los. Nun entwickelte sich auf allen Punkten des Schlachtfeldes ein verzweifelnder Kampf. Die Türken kämpften zwar tapfer, aber da sie gleich im Beginn einen großen Verlust erlitten hatten und durch den doppelten Angriff in Verwirrung gerathen waren: so konnten sie die Schlachtordnung nicht wieder herstellen und gaben um 6 Uhr Nachmittags den Kampf auf. Entmuthigt, decimiert zog sich das türkische Heer nach Schabatz zurück und suchte das enger gesteckte Lager noch durch Schanzen zu befestigen. Die Volkspoesie, welche in Serbien jedes wichtigere historische Ereignis besingt, verewigte auch die Schlacht von Mischar und zählt in einem langen Liede alle die bosnischen Paschas, Begs und Kapitäne auf, welche in der Schlacht ihren Tod gefunden hatten und deren jeder von der Hand je eines serbischen Anführers gefallen war. Wenn auch diese letztere Behauptung nur als Produkt der dichterischen Phantasie erscheint, so ist es doch eine unläugbare Thatsache, dass die Türken bei Mischar an Todten und Verwundeten einen ungeheuern Verlust erlitten und dass insbesondere von den an der Spitze ihrer Scharen kämpfenden Paschas und Begs unverhältnismäßig Viele gefallen waren. Der Verlust der Serben war dagegen überaus geringe. Von ihren Anführern wurde nur allein Luka Lazarewitsch schwerer verwundet. Nach dem damaligen türkischen Kriegsbrauch schnitten die Sieger den Leichen auf dem Schlachtfelde die Köpfe ab und führten dieselben als Siegeszeichen mit sich. Wie wir schon

in einem Falle erwähnt haben, übten auch die Serben diesen barbarischen Brauch und darum waren beide Theile bemüht, ihre Todten und Verwundeten mit sich fortzuschleppen. Daher kam es, dass die Aufständischen nur wenige türkische Leichen auf dem Schlachtfelde fanden und allein aus der großen Anzahl der überallhin herrenlos umherstreifenden Streitrosse konnte man den Verlust der Gegners ungefähr bestimmen. Die Gefallenen waren größtentheils Angehörige reicher mahommedanischer Familien in Bosnien und wurden darum von den Serben ihrer mit Gold und Silber gestickten und mit Edelsteinen besetzten Kleider und Waffen beraubt. Die Freude über den errungenen Sieg war im serbischen Lager ungemein groß und wurde die Nacht von den Aufständischen mit Lustbarkeiten gefeiert. Während der Schlacht hatte sich auch auf dem österreichischen Ufer eine große Menge Zuschauer versammelt, welche mit lebhafter Aufmerksamkeit den Entwickelungen des Kampfes folgten und den Rückzug der Türken jubelnd begrüßten.*)

Das bosnische Heer blieb zwar vor Schabatz, war jedoch in seiner Kraft derart gebrochen, dass die Aufständischen wenigstens vorläufig von dieser Seite her nichts zu besorgen hatten. Ja, wie es bei solch undisciplinierten Scharen, aus denen die damalige türkische Armee bestand, nach jeder verlornen Schlacht zu geschehen pflegte, vermehrte sich täglich die Zahl der Deserteure, die in kleineren und größeren Gruppen in ihre Heimat flohen, ohne dass die türkischen Anführer im Stande gewesen wären, diese langsame, aber vollständige Auflösung des Heeres zu verhindern. Da Kara-Gyorgye auf diesen Umstand rechnete, schickte er den Stojan Tschupitsch gleich nach der Schlacht mit 2000 Mann in den Wald von Kitog, durch welchen der kürzeste Weg von Schabatz nach Bosnien führte, damit er dort im Hinterhalt liege und die durchziehenden Türken angreife und niedermetzele.

*) Jahrbuch der Belgr. gel. Gesellsch. Bd. III. 131—134: „Boj mišarski" („Die Schlacht bei Mischar"). — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 75—77, insbesondere aber die Urkunden Nr. 425 und 426 in der Belgrader Handschriftensammlung.

Bald nach der Schlacht bei Mischar übertrug Kara-Gyorgye den Befehl über das serbische Lager an Jakob Nenadowitsch und gieng mit einer Schar nach Belgrad und von dort an die südliche Gränze des Landes zurück, welche während der Kämpfe in den westlichen Theilen der Schauplatz nicht minder wichtiger Ereignisse ward. Bevor wir jedoch dem Oberanführer dahin folgen, müßen wir der in der nächsten Zeit geschehenen Vorfallenheiten bei Schabatz noch in Kürze gedenken.

Kara-Gyorgye hatte richtig gerechnet. Sofort nach der Schlacht bei Mischar begannen die Türken aus dem Schabatzer Lager auf verschiedenen Wegen ihre Rückkehr nach Bosnien. Am 24. August setzten acht vornehme bosnische Begs, welche wegen der serbischen Truppen die von diesen durchstreiften Gegenden nicht zu betreten wagten, mit Erlaubnis der österreichischen Militärbehörde über die Save und beabsichtigten auf dem linken Ufer den türkischen Boden zu erreichen. Die Bewohner der Matschwa hatten jedoch früher Kunde erhalten und ungefähr 25 Serben ruderten desgleichen über die Save und griffen bei Boßuta, etwa zwei Stunden von der bosnischen Gränze, die gerade zur Ruhe sich vorbereitenden Türken an und tödteten zwei von ihnen. Die übrigen suchten im nahen Walde Schutz, indem sie ihr gesammtes Gepäck zurückließen; dasselbe fiel in die Hände der Serben, welche ebenso rasch als sie gekommen waren, an's andere Ufer wieder verschwanden, ohne dass die geringe österreichische Gränzmannschaft sie an der Durchführung ihres Planes hätte verhindern können. Diese offene Verletzung der Neutralität des österreichischen Gebietes zog auch jetzt, wie bereits in einem frühern Falle, die Einstellung eines jedweden Verkehrs mit Serbien und die Vertreibung der an das österreichische Ufer geflüchteten Serben nach sich, welche Maßregel den Insurgenten größern Schaden zufügte, als sie durch die Tödtung der beiden Türken und die erworbene Beute an Vortheilen gewonnen hatten. Zu ihrem Glücke minderte sich die Theilnahme der österreichischen Behörden für die Sache der Aufständi-

schen trotz solcher einzelner Ausschreitungen nicht, und die Abschließung der Gränze wurde nur kurze Zeit aufrechterhalten.

Fast zu derselben Zeit verließen ungefähr 1000 Türken das Lager bei Schabatz und nahmen im Vertrauen auf ihre Stärke den Weg durch den Kitoger Wald, indem sie zugleich eine große Anzahl von Vieh und beutebeladene Wagen mit sich nahmen. Im Walde von Kitog hatte ein gewisser Priester Smiljanitsch mit 500 Burschen aus der Matschwa schon seit längerer Zeit seinen Aufenthalt genommen, um den durchziehenden Türken aufzulauern. Nachdem er von dem Herannahen der großen feindlichen Schar Kunde erhalten, legte er sich mit seinen Leuten in einen passenden Hinterhalt, während Tschupitsch, der damals ebenfalls schon angekommen war, auf der andern Seite Stellung fasste. Die Türken stießen nirgends auf einen Feind und drangen deshalb ohne Verdacht tiefer in das Dickicht ein. Um so größer war jedoch ihre Verwirrung, als sie plötzlich von mehreren Seiten heftig angegriffen wurden. Mehrere hundert Türken fanden hier ihren Tod, die am Leben Gebliebenen aber flüchteten nach allen Richtungen, warfen ihre Waffen weg und ließen die mitgeschleppte reiche Beute zurück, welche nun die Serben in Besitz nahmen. Die Entmuthigung der im Lager bei Schabatz verbliebenen Türken war jedoch so groß, dass selbst dieses blutige Treffen sie nicht abschreckte, auch ferner, theils auf dem österreichischen Ufer, theils durch den Kitoger Wald fast jeden Tag in kleineren oder größeren Scharen nach Bosnien zu fliehen. Die Flüchtlinge auf dem letztern Wege fielen dann zumeist den Leuten des Tschupitsch und Smiljanitsch zum Opfer.*)

Die Disciplin hatte sich im türkischen Lager bei Schabatz vollständig aufgelöst, auch die Entbehrungen nahmen mit jedem Tage zu, weil die bei Mischar lagernden Serben jede Verbindung mit der Umgebung verhinderten. Endlich minderten die fortwäh-

*) Handschriften-Sammlung der Belgr. gel. Gesellschaft. Die Urkunden Nr. 428, 429, 430, 431 und 433.

renden Desertionen nicht nur die Anzahl des Heeres bedeutend herab, sondern riefen auch Furcht, ja nahezu Verzweiflung in den Reihen der Türken hervor. Die Situation wurde unhaltbar und das große türkische Kriegsheer, welches vor zwei Monaten mit so viel Hoffnung und Siegesgewissheit nach Serbien gezogen war, wurde jetzt von der Gefahr der Selbstauflösung bedroht, so, dass es auch ohne neuerlichen Kampf völlig zu Grunde gehen mußte. Unter solchen Umständen beschlossen die kommandierenden Paschas das Glück der Waffen nochmals zu versuchen, denn auch im Falle einer Niederlage konnte sie kein anderes Unheil treffen, als dass sie mit dem ganzen Lager nach Bosnien retirieren mußten; hatten sie ja ohnehin schon jetzt kaum die Hoffnung, dieses Lager fernerhin beisammenhalten zu können. Der unvermeidliche Zusammenstoß geschah am 18. September. Zwar fanden kleinere Scharmützel bereits an den zwei voraufgehenden Tagen statt, der Hauptangriff der Türken erfolgte aber, wie erwähnt, erst am 18. des genannten Monats. Der Sieg blieb auch diesmal den Serben und sie verfolgten den Feind bis vor Schabatz. Als die Türken sahen, dass auch ihr letzter Versuch misslungen war, machten sie sich noch in derselben Nacht auf und verließen, indem sie vier Paschas mit etwa 5—600 Mann in der Schabatzer Festung zurückließen, noch vor Tagesanbruch das Lager, um am Ufer der Save entlang nach Bosnien zurückzukehren. Als Tschupitsch am Morgen des andern Tages den Abzug der Türken bemerkte, eilte er mit seiner Schar ihnen nach und metzelte unterwegs Mehrere von ihnen nieder. Hierauf verließen auch die Serben ihre Stellungen bei Mischar und nahmen das verlassene Türkenlager um Schabatz in Besitz, wodurch sie die Festung neuerdings umzingelten und einschlossen. Die westlichen Landestheile waren somit von der aus Bosnien drohenden Gefahr gänzlich befreit.*)

Der zum Wali von Rumelien ernannte Pascha von Skutari,

*) Vgl. die Urkunden Nr. 434, 435 und 437 der Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft.

Ibrahim, begann, wie erwähnt, im Frühling des Jahres 1806 ebenfalls ein Heer zu sammeln mit der Absicht, zu gleicher Zeit mit den aus Bosnien vordringenden Truppen entlang der Morawa vom Süden her Serbien anzugreifen. Wir haben auch gesehen, dass die Heeressammlung wegen der im ganzen türkischen Reiche herrschenden inneren Wirren und Disciplinlosigkeit nur langsam vorwärtsschritt, indem mehrere Paschas, wie z. B. Trstenik-Oglu von Rustschuk, den Gehorsam und die Theilnahme am Feldzuge einfach verweigerten. Nichtsdestoweniger verfügte Ibrahim um die Mitte Juli über ein Heer von ungefähr 40.000 Mann, welches zwischen Sophia und Nisch stationiert war. Doch auch die Serben waren nicht unthätig geblieben. Mladen Milowanowitsch, der in den ersten Monaten dieses Jahres mit einer Kriegsschar in diese Gegend gekommen war und Kruschewatz besetzt hatte, entfernte sich seitdem nicht von dort, sondern zog von allen Seiten Verstärkungen an sich und postierte diese theils um Alexinatz, theils aber in den Deligrader Schanzen, welche nach den Weisungen der beiden Schikitsch, zweier ehemaliger österreichischer Offiziere, angelegt worden waren. Unter dem Befehle Mladens standen die Wojwoden Jakowljewitsch und Stanoje Glawasch, der Letztere ehedem Hajduk und Kara-Gyorgyes stets treuer Gefährte. Mikenko Stojkowitsch, der Wojwode von Poscharewatz, der ebenfalls gleich zu Anfang des Jahres in die östlichen Theile des Landes gezogen war, schlug die Truppen Paswan Oglus zurück und nahm die Donau-Insel Poretsch in Besitz. Von der Annäherung des großen türkischen Heeres aus Rumelien unterrichtet, führte er seine Streiter jetzt auch südwärts.

Die Türken begannen in kleineren Scharen nach Serbien einzufallen. Gegen Ende Juli richtete Szaktschipascha mit 3000, einige Tage später aber der Pascha von Kruschewatz mit 6000 Mann einen Angriff gegen die Serben. Es gelang ihnen auch, Alexinatz zu okkupieren und sie drangen bis Deligrad vor. Bei diesen Schanzen begegneten sie aber einem so energischen Widerstande, dass sie nach einem dreitägigen Kampfe zum Rückzug

gezwungen wurden. Mladen folgte ihnen auf dem Fuße, nahm Alexinatz zurück und verfolgte die Flüchtigen bis Nisch. Ibrahim, der entweder noch nicht völlig gerüstet war oder trotz des ersten mislungenen Versuches noch immer mit leichter Mühe über die Aufständischen triumfieren zu können glaubte, rührte sich nicht aus seiner Stellung, sondern entsendete stets nur kleinere Abtheilungen unter dem Kommando seiner Unterbefehlshaber zum Angriffe der Serben. Einen ganzen Monat dauerten diese Scharmützel mit wechselndem Glücke, aber ohne erheblichen Erfolg. Unterdessen verstrich der August und Ibrahim mußte sich endlich, wenn er vor Eintritt der ungünstigen Jahreszeit einen Sieg einärnten wollte, zu einem entscheidenden Schritte entschließen. Um die Mitte September marschierte er gegen die Aufständischen, deren Heer mittlerweile theils durch das waffenfähige Volk der südöstlichen Distrikte, theils durch die von Kara-Gyorgye aus den Lagern von Mischar und Belgrad gesendeten Hilfstruppen auch schon auf 25.000 Mann angewachsen war. Die Schlacht dauerte am ersten Tage bis zum späten Abend und blieb unentschieden, da Milenko zwar den rechten Flügel des türkischen Heeres geschlagen hatte, Mladen aber dem Angriffe des linken Flügels der Türken zu weichen gezwungen war. Des andern Tages traf auch Kara-Gyorgye ein und jetzt giengen die Serben mit voller Kraft angriffsweise vor. Als die Türken sahen, dass jede weitere Anstrengung nutzlos sei, verließen sie nach einem dreistündigen heftigen Kampfe das Schlachtfeld und zogen sich in der Richtung gegen Nisch zurück. Viele Tausend Leichen bedeckten auf beiden Seiten den Kampfplatz, auch die Serben waren vollständig erschöpft; denn sie verfolgten den fliehenden Feind nicht. Nichtsdestoweniger konnten die Aufständischen den Sieg mit Recht sich zuschreiben, wenn sie auch keinen so bestimmten Erfolg wie bei Mischar errungen hatten. Sie blieben im Besitze des Schlachtfeldes und nahmen überdies auch das Lager der Türken in Besitz, wobei sie mehrere Kanonen und die Kriegskasse erbeuteten. Bald hernach gelang es dem Milenko, das Heer Paswan-

Oglus, das vom Timok heranzog, abermals in die Flucht zu schlagen.*)

Während Kara-Gyorgye und die übrigen Anführer mit den Waffen in der Hand die von allen Seiten sich auftürmende Gefahr ablenkten, wurden zwischen der Pforte und den Aufständischen auch Unterhandlungen zur Wiederherstellung des Friedens gepflogen. Wie es scheint, schickten die Serben noch vor den großen Kämpfen um Schabatz und Alexinatz oder höchstens nach dem Siege bei Mischar, eine Gesandtschaft**) nach Konstantinopel und suchten das weitere Vordringen der großen türkischen Heere durch Versprechungen und Verheißungen zu verhindern. Die Gesandtschaft bestand aus drei Mitgliedern; zwei Knesen und ein gewandter, schlauer Bulgar, namens Peter Itschko, nahmen daran Theil. Dieser Letztere war einstens als Dolmetsch bei irgend einer türkischen Botschaft in Europa in Verwendung und mit der Sprache und den Sitten der Türken wohl vertraut. Der Moment erwies sich jedoch den Verhandlungen nicht günstig. Der Einfluss Russlands hatte gerade im Monat August in Konstantinopel eine

*) Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellschaft, Nr. 431 und 433. — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 79—80. „Srbske Ljetopis" 1826, 7. Heft, p. 24—29.

**) Aus den uns zur Verfügung stehenden Quellen ist der Zeitpunkt der Abreise dieser Gesandtschaft nicht genau zu bestimmen. Einige Urkunden deren eine vom Ende September datiert ist, gedenken der in Konstantinopel festgestellten und nach Serbien gesendeten Friedensbedingungen schon ausführlich; eine andere Urkunde aber, desgleichen vom Ende dieses Monats datiert, spricht von der Rückkehr Peter Itschko's mit dem friedeverheißenden Ferman. Nimmt man ferner die Langwierigkeit des Reisens zu damaliger Zeit, sowie der Pforte Verzögerungen in derlei Dingen in Betracht: so kann die Entsendung der Boten aus Serbien nicht später als um die Zeit der Schlacht von Mischar angesetzt werden. Wir können darum auch die Ansicht nicht theilen, welche Ranke in seinem Buche ebenfalls zu begünstigen scheint, und die auf den ersten Blick auch acceptabel erscheint, dass nämlich Ibrahimpascha nach seiner Niederlage, welche, wie wir gesehen, Ende September erfolgt war, den Serben Friedensanträge gemacht habe und dass diese nur in Folge dieser Anträge ihre Abgesandten nach Konstantinopel geschickt hätten.

empfindliche Niederlage erlitten, indem die Pforte damals, wie wir erzählt, die beiden russenfreundlichen Hospodare der Moldau-Walachei abgesetzt hatte. Indessen nach der Schlacht bei Mischar, als Italinsky neuerdings die Oberhand gewann, zeigte sich die Pforte nicht nur geneigt, die Bitte der Serben anzuhören, sondern schien auch weitgehende Konzessionen machen zu wollen. So geschah es, dass noch vor den entscheidenden Kämpfen mit Ibrahim zwischen der Pforte und den serbischen Abgesandten gewisse Abmachungen zu Stande kamen, auf deren Grundlage der Friede in Serbien wieder hergestellt werden sollte. Wie es scheint, unterschieden sich die Bedingungen der Serben nicht besonders von denjenigen, welche dieselben gemäß dem Beschlusse der Skupschtina von Petjan im J. 1805 nach Konstantinopel geschickt hatten. Sie verlangten eine serbische Administration und Gerichtspflege, ebenso, dass die Krdschalen das Land für immer verlassen, die Spahis aber in die Städte ziehen und fernerhin unter keinem Vorwande in die Dörfer kommen sollen; dass sie ferner von der Rajah weder Geldzahlungen noch Dienstleistungen fordern dürfen, sondern dass sie sich mit vier Piaster jährlich nach jedem bisherigen Unterthan begnügen; überhaupt, dass außer den friedlichen Türken andere Mahommedaner in dem Lande gar nicht wohnen sollen; in Belgrad verweile nur ein Festungskommandant (Muhasil) mit einer geringen Besatzung von höchstens 600 Mann. Dieses türkischen Beamten Pflicht wäre es dann gewesen, die von den Serben dem Sultan zu leistenden Steuern zu übernehmen und nach Konstantinopel zu senden. In Betreff der Steuern forderten die Abgesandten, dass deren jährlicher Betrag einmal für immer bestimmt werde und die Repartition wie Einhebung derselben den serbischen Behörden zustehe. Die gesammte Steuersumme wünschten die Serben auf 806.000 Piaster festzustellen.*) Außerdem verlangten sie die ungehinderte

*) Diese Summe enthielt folgende Posten:

für den Pores nach 20.000 Köpfen à 18 Piaster	360.000 Piaster
für den Haratsch nach 55.000 Köpfen à 3 Piaster . . .	165.000 „
für Zölle und Flussmauten	235.000 „

Ausübung ihrer Religion; endlich die freie Wahl eines Oberknesen, der ebenfalls in Belgrad seinen Sitz haben und im Einvernehmen mit dem türkischen Kommandanten die Angelegenheiten des Landes leiten solle. Unter dem Drucke der Umstände acceptierte die Pforte die von den serbischen Abgesandten vorgelegten Bedingungen, ja sie versprach auch deren Erfüllung in dem Falle, wenn auch das serbische Volk denselben beitritt, die Waffen niederlegt und sich unterwirft. Zu diesem Zwecke verließen Itschko und der Muhasil, welcher das Kommando in Belgrad hätte übernehmen sollen, schon im September Konstantinopel und reisten direkte nach Semendria, dem Sitze des serbischen Senats, da sie Ibrahimpascha, den die Pforte mit der Durchführung des geplanten Friedens betraut hatte und der eben damals bei Banja und Alexinatz seine unglücklichen Kämpfe führte, in dessen Hauptquartier bei Nisch nicht mehr angetroffen hatten.*) Die Nachricht von der Ankunft Itschkos und des Muhasil verbreitete sich bald im ganzen Lande. Kara-Gyorgye verständigte bereits im Oktober den Jakob Nenadowitsch von der erfreulichen Wendung und berief denselben zugleich zu sich nach dem Wratschar.**) Kara-Gyorgye hatte nämlich sofort nach dem über Ibrahim erfochtenen Siege die südliche Gränze verlassen und war über Semendria vor Belgrad geeilt, wo es einige Tage vor seiner Ankunft dem Kommandierenden der serbischen Belagerungstruppen, Tscharapitsch, gelungen war, einen heftigen Ausfall des Guschanz Ali zurückzuschlagen.***)

Nachdem der Muhasil in Semendria angelangt war, erklärte er vor dem Senat, dass der Sultan, nur allein von jener vä-

für die Schafsteuer . . . . . 40.000 Piaster
für das Wergeld . . . . . 3.000 „
für das Fischereirecht . . . . . 3.000 „

*) Karadschitsch, Milosch Obrenowitsch p. 6. — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 81. — Handschriftensammlung der Belgrader gel. Gesellsch. Urkunden Nr. 437, 443, 446. — „Srbske Ljetopis", 1826, 7. Heft, S. 30, und 32—34.

**) Belgrader Handschriftensammlung, Urkunde Nr. 460.

***) Ebendaselbst, Urkunde Nr. 443.

terlichen Sorgfalt geleitet, welche er ohne Unterlass gegen seine Völker hegt, bereit sei, auf die Vergangenheit einen Schleier zu werfen und Alles zu verzeihen, was die Aufständischen bisher gegen ihn begangen haben, ja er sei geneigt, auch die von den serbischen Abgesandten vorgelegten Bitten zu erfüllen, vorausgesetzt, dass sie in Zukunft ihre Unterthanentreue nicht mehr brechen. Trotzdem die Serben in dem kurzen Zeitraume von einigen Wochen zwei große türkische Heere geschlagen hatten, so dachten sie doch noch immer nicht ernstlich an eine Losreißung vom osmanischen Reiche, obgleich unter dem unerträglichen frühern Drucke oder später nach den glänzenden Siegen, der Gedanke an eine völlige Selbständigkeit in der Seele Einzelner aufgeblitzt war; vielmehr nahmen sie auch jetzt die Erklärungen des Muhasil mit Freude und Dank entgegen. Welche wirkliche Befriedigung dieses Versprechen der Bestätigung der serbischen Friedenspunktationen vonseiten des Sultans unter den Serben hervorrief, zeigt am deutlichsten ein Schreiben, welches die beiden Nenadowitsch um diese Zeit an den Erzbischof Stratimirowitsch gerichtet, und worin sie denselben von Allem getreulich unterrichten, dabei aber die Großmuth und Gnade des Sultans nicht genugsam lobpreisen können. Wohl äußerten sie auch manchen Zweifel in Betreff der Erfüllung der geleisteten Zusagen und baten Stratimirowitsch um Rath, was sie unter den obwaltenden Umständen thun sollen. Die Antwort des Karlowitzer Erzbischofs ist nicht bekannt; allein es darf uns auch nicht Wunder nehmen, wenn die Serben nach so vielen Enttäuschungen den türkischen Versprechungen kein volles Vertrauen zu schenken wagten.*) Übrigens war die Vereinbarung und darnach auch die Aussöhnung insolange unmöglich, als Belgrad in der Gewalt Guschanz Alis und seiner Krbschalen, Schabatz aber in Händen der Bosnier blieb. Den Besitz dieser beiden Festungen betrachteten die Serben mit Recht als das Unterpfand

*) Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellsch. Urkunde, Nr. 447.

der ernstlichen Friedensabsichten der Pforte. Wie es scheint, zögerte der Muhasil auch nicht, die Befehlshaber der beiden Orte zur Übergabe aufzufordern; ja zu diesem Behufe reiste er auch in Begleitung eines serbischen Knesen nach Bosnien zu dem Wesir, um mit ihm wegen der Übergabe von Schabatz zu unterhandeln. Der Wesir entließ die Abgesandten mit guten Hoffnungen und die Paschas in Schabatz versprachen dem Muhasil, als dieser auf seiner Rückreise Mitte November nochmals mit ihnen zusammentraf, dass sie bereit seien, den Serben die Festung zu übergeben, sobald sie in dieser Beziehung aus Bosnien Instruktionen erhalten.*) Guschanz zeigte sich weit störriger. Er erklärte entschieden, dass er die Belgrader Festung bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen werde. Der verwegene Krdschalenhäuptling rechnete wahrscheinlich darauf, dass die Pforte, wie so oft, auch diesmal die serbischerseits geforderten Bedingungen nicht erfüllen und somit der Krieg sich bald wieder erneuern werde. Der serbische Senat jedoch, der wegen der Halsstörrigkeit Guschanz Alis, mit dem die Serben ohnehin leicht fertig zu werden hofften, die Unterhandlungen mit der Pforte nicht gefährden wollte, erklärte, dass er alle jene Punkte, welche Itschko und seine Genossen in Konstantinopel festgestellt hatten, auch seinerseits annehme. Der Muhasil und Itschko verließen deshalb gegen Ende November Semendria und reisten nach Konstantinopel, um daselbst die Sanktionierung des Übereinkommens zu erwirken. Es ist unläugbar, dass bei dem Zustandekommen dieses Ausgleiches zwischen der Pforte und den Serben das seit so langer Zeit zerrüttete Land von vielem Blutvergießen und Elend befreit worden wäre. Schon auf die Nachricht von der Ankunft des Muhasil wurde überall die Ordnung und Ruhe wieder hergestellt. In Uschitza entwickelten sich zwischen Türken und Serben solch freundschaftliche Beziehungen, dass die Letzteren ungehindert in die Festung kommen und Handel und Gewerbe treiben konnten, selbst mit Bosnien wurde

*) Ebd. Urkunde, Nr. 457.

wieder ein freier Verkehr eingeleitet. Auch die Fähren nach dem österreichischen Saveufer öffneten sich den Serben von Neuem. Mehr als je empfanden die Aufständischen jetzt die Nothwendigkeit der Wiederherstellung friedlicher Zustände. Während der Kämpfe, die das ganze Jahr hindurch angedauert hatten und in Folge der Verwüstungen der türkischen Truppen wurde der Ackerbau in dem größten Theile des Landes derart verwarloſt, daſs die Ärnte fast gar nichts lieferte und das vielfach heimgesuchte Volk jetzt auch von einer Hungersnoth bedroht war. Dazu kam, daſs die österreichischen Gränzkommandanten in Folge der erzählten Verletzung des neutralen Gebietes durch die Insurgenten jeden Verkehr mit dem serbischen Ufer verboten und so auch den Transport von Lebensmitteln unmöglich machten. Die Aufständischen, welche auf diese Weise den größten Mangel leiden mußten, sandten noch im Monate August zwei Bevollmächtigte nach Triest mit dem Auftrage, daſs sie bei den dort angesiedelten vermöglichen serbischen Kaufleuten Geldsammlungen bewerkstelligen sollten. Die Abgesandten kehrten im Oktober nach Semendria zurück und brachten 12,750 fl. mit sich, welche Summe sie dem Senat übergaben.*) Der Betrag war gering, aber die Aufständischen konnten selbst hievon insolange keinen Gebrauch machen, als die benachbarten österreichischen Provinzen ihnen verschlossen blieben. Kara-Gyorgye und der Senat richteten deshalb im Monate November zwei Schreiben an den Kaiser Franz, worin sie baten, daſs er ihnen den Einkauf von Lebensmitteln in seinen Ländern gestatten möge, da sonst das ganze Volk zu Grunde gehen müße. Unter Einem wurde Jeremias Gajitsch nach Wien entsendet, damit er ihre Bitte auch mündlich vortrage.**) Wir wissen nicht, ob und was die österreichische Regierung auf dieses Gesuch geantwortet; aber es ist Thatsache, daſs der Verkehr mit dem österreichischen Ufer bald nachher gestattet wurde.

*) Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellschaft, Urkunde Nr. 427.

**) Ebd. Urkunden Nr. 451, 453.

Dieses günstige Resultat war ohne Zweifel der friedlichern Wendung der serbischen Sache zuzuschreiben, indem die österreichische Regierung nicht mehr besorgte, durch die Unterstützung der Aufständischen, welche die Pforte als Rebellen betrachtete, mit der Türkei in Konflikt zu gerathen. Es war also in jeder Hinsicht im Interesse der Serben, sich je eher mit dem Sultan auszusöhnen, und zwar um so mehr, als die von der Pforte wenigstens principiell angenommenen Bedingungen den Serben überaus günstig lauteten. Als jedoch der serbische Abgesandte Itschko im Monate Dezember nach Konstantinopel zurückgekehrt war, in der Hoffnung, binnen kurzer Zeit die Gutheißung der bekannten Punkte durch die Pforte erwirken zu können, fand er in der türkischen Hauptstadt eine völlig veränderte Situation. Wir erwähnten schon weiter oben, wie gegen Ende des Jahres 1806 in Konstantinopel der französische Einfluss abermals die Oberhand gewonnen hatte. Wir erfuhren auch, dass Napoleon in einem eigenhändigen Schreiben dem Sultan gerathen hatte, er möge den Serben jene Konzessionen, die sie mit bewaffneter Hand ihm abpressen wollen, nicht verleihen. Der Divan schenkte den französischen Aufmunterungen Gehör und war schon damals zum Kriege gegen Russland entschlossen; Ende Dezember wurde auch die Kriegserklärung veröffentlicht. Natürlich konnte die Pforte unter solchen Umständen nicht mehr geneigt sein, die den Serben gegebenen Zusagen zu erfüllen. Itschko wartete darum vergeblich auf den Ferman, welcher die festgestellten Friedensbedingungen bestätigen sollte. Die türkischen Staatsmänner verschoben diese gewünschte Sanktionierung von einem Tage zum andern und so wurde das von den Serben so sehr ersehnte und im Beginne mit solcher Freude empfangene Friedensprojekt schließlich vereitelt.

Nach der Entfernung Itschkos und des Muhasil, gegen Ende November eilte Kara-Ghorghe vor Belgrad, welches die serbischen Truppen fortwährend cerniert hielten. Durch die Zurückweisung der Aufforderung des Muhasil schien Guschanz Ali selbst die von den Serben verbreitete Meinung zu bestätigen, dass

er nämlich ein Rebell gegen seinen eigenen Herrn, den Sultan, und somit der Kampf, welchen die Aufständischen mit ihm fortsetzten, berechtigt und gesetzlich sei. Überdies betrachtete Kara-Gyorgye den Besitz von Belgrad unter allen Umständen nicht nur für nicht nachtheilig, sondern als besonders vortheilhaft auch in Bezug auf den Erfolg der in Konstantinopel fortzusetzenden Friedensunterhandlungen. Er rechnete unzweifelhaft richtig, wenn er annahm, dass die Pforte geneigter sein werde, die serbischen Friedenspunkte zu bestätigen, sobald die Aufständischen dieselben von innerhalb der Mauern der wichtigsten Festung des Landes wiederholen werden. Durch solche Gründe bewogen entschloss sich Kara-Gyorgye, die Belagerung Belgrads, mit ganzer Kraft zu betreiben. Am Zusammenflusse der Donau und Save, auf der Felsenspitze des langgestreckten Bergrückens zwischen diesen beiden Flüssen erhebt sich die obere Festung und darunter breitet sich die untere Festung im Halbkreise an den Ufern der genannten Flüsse aus. Die obere Festung wurde von der Stadt durch einen freien Platz, den sogenannten Kalimejdan,*) getrennt, an dessen Ende die Stadt sich auf zwei Seiten, nach der Save und nach der Donau zu, derart erstreckte, dass nach der Bemerkung eines neueren englischen Reisenden Belgrad, die Stadt und Festung, dem von Semlin her Ankommenden wie eine riesige Schildkröte erscheint. Die Situation erlitt seitdem bis heute keine Veränderung, nur dass im Anfange dieses Jahrhunderts (und auch noch später) die Stadt auf allen Seiten von tiefen Gräben und starken Pfahlwerken gegen äußere Angriffe geschützt war, welche Befestigungen jetzt schon gänzlich verschwunden sind. Man konnte also nur durch die Stadt zur Festung gelangen und deshalb richteten die Aufständischen ihre Angriffe gegen die Erstere. Nach einer mehrtägigen Kanonade glaubte Kara-Gyorgye die günstige Gelegenheit zur Eröffnung des Sturmes gekommen. Ein Abenteurer namens Konda, seiner Abstammung nach wahrscheinlich ein Zinzar, der vordem in den

*) Gegenwärtig zu einem Spaziergange umgestaltet.

Reihen der Krdschalen Guschanz Alis gedient, später aber sich den Aufständischen angeschlossen hatte, machte Kara-Gyorgye den Antrag, dass er mit einer Schar Serben sich in die Stadt schleichen und den Stürmern die Thore öffnen werde. Der Oberanführer nahm das Anerbieten Kondas an, indem er seiner Treue vertraute und hoffte, dass bei seiner Kenntnis der lokalen Verhältnisse und der türkischen Sprache ihm der Erfolg des Unternehmens gelingen dürfte. In der Nacht auf den 30. November sank dichter Nebel auf die ganze Gegend herab, so dass die aufständischen Scharen ihre Reihen unbemerkt bis an die Schanzen vorwärts schieben konnten. Gegen drei Uhr morgens machte sich Konda in Begleitung von ungefähr 10–15 entschlossenen serbischen Burschen zu seinem gefährlichen Unternehmen auf den Weg. Unweit des Save-Thores ließ sich die kleine Schar behutsam und geräuschlos in den Graben hinab und kletterte ebenso leise mit Hilfe ihrer Gewehre und auf den Schultern der Einzelnen über die Befestigungen in die Stadt. Entlang der Schanzen eilten Konda und seine Leute auf das Thor zu. Während des Weges stießen sie auf eine türkische Wache, welche sie unverzüglich angriffen und bis auf den letzten Mann niederhieben. Einen größern Widerstand fanden sie vonseiten der Thorwache. Konda selbst wurde schwer verwundet und von seinen Leuten büßten Mehrere ihr Wagnis mit dem Leben. Endlich gelang es ihnen doch, das Thor aufzubrechen; sogleich drangen die davor harrenden serbischen Truppen unter Anführung Kara-Gyorgyes in die Stadt. Auf den Kampfeslärm führten auch die übrigen Anführer der Insurgenten ihre Leute zum Angriff; Tscharapitsch stürmte das Stambuler, Glawasch das Widdiner Thor, Andere die Schanzen. Zwar feuerten auch die Kanonen aus der obern Festung, aber die Türken konnten dem unerwarteten und heftigen Angriffe nicht langen Widerstand leisten und flüchteten größtentheils in die obere Festung, indem sie ihre Familien und ihre gesammte bewegliche Habe zurückließen. Einige schlossen sich in ihre Häuser ein und vertheidigten sich daselbst eine Zeit lang. Allein noch am Vormittage war die ganze Stadt in

den Händen der Aufständischen. Viele hundert Türkenleichen bedeckten die Gassen, aber noch größer war die Zahl derjenigen, welche sich freiwillig ergaben oder gefangen wurden. Kara-Gyorgye that diesen gefangenen Türken nichts zu Leide; eine große Moschee wurde ihnen als provisorischer Aufenthaltsort angewiesen; in einer andern Moschee aber die Juden eingesperrt. In der Stadt gestattete er seinen Scharen eine zweitägige Plünderung. Zahlreiche Kanonen und eine große Menge Kriegsmunition kam bei dieser Gelegenheit in den Besitz der Aufständischen und auch Einzelne erwarben sich dabei ein ansehnliches Vermögen. Die Freude der Aufständischen über den wichtigen Sieg wurde einzig durch den Tod ihres heldenmüthigen Anführers Tscharapitsch einigermaßen getrübt; derselbe fiel an der Spitze seiner Schar, als er sie zum Sturme geleitete.*)

Die Einnahme der Stadt Belgrad war ohne Zweifel ein großer Vortheil für die Sache des Aufstandes, aber das vorgesetzte Ziel wurde dadurch noch nicht erreicht. In der Festung, deren Besitz die Serben vorzugsweise wünschten, kommandierte noch immer Guschanz Ali. Um jeden Ausfall zu vereiteln, ließ Kara-Gyorgye sofort von der Save zur Donau, auf dem freien Platze zwischen der Stadt und Festung, auf dem Kalimejdan, eine Schanze aufwerfen. Dadurch wurde die Besatzung zugleich gänzlich auf das Territorium der Festung beschränkt und von jedem möglichen Verkehr mit der Umgebung abgeschlossen. Als Guschanz Ali sah, dass er die Festung weiter zu vertheidigen nicht im Stande sei, begann er Unterhandlungen mit den Aufständischen und übergab sich um die Mitte Jänner 1807 unter der Bedingung, dass er mit seinen Erdschalen auf der Donau frei nach Widdin abziehen könne. Die Aufständischen acceptierten gerne diese Bedingung und wurden auf diese Weise endlich des gefürchteten und verhassten Ali Guschanz los. Der heißeste Wunsch der

*) Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellschaft, Urkunden Nr. 459, 461, 464. — Hadschitsch, Serb. Aufstand etc. p. 82—83.

Serben gieng dadurch in Erfüllung. Andererseits konnte aber nicht geläugnet werden, dass nach der Entfernung des Ali Guschanz die Aufständischen sich nicht mehr des Vorwandes bedienen konnten, den sie bisher so oft mit mehr weniger Erfolg benützt hatten, dass sie nämlich nicht gegen den Sultan, sondern nur gegen die auch von diesem als Rebellen deklarierten Usurpatoren kämpfen. Nach der Ermordung der Dahi's gebrauchten sie den Krdschalenhäuptling als Vorwand; nunmehr konnten sie auch diesen Kunstgriff nicht mehr in Anwendung bringen. Als nach dem Abzuge der Krdschalen die Serben die untere Festung besetzt hatten und auch in die obere Festung einziehen wollten, verwehrte ihnen solches Solimanpascha mit der Erklärung, dass er der vom Sultan ernannte Wesir sei, der bisher nur unter der Gewaltthätigkeit des Ali Guschanz gestanden habe. Nachdem er jedoch seine Freiheit des Handelns zurückerhalten, übernehme er das Kommando in der Festung, wo also die Rajah nichts zu suchen habe. Die Aufständischen, welche kaum einige Wochen vorher den Itschko nach Konstantinopel gesandt hatten, damit er die Bestätigung der angenommenen Friedenspunkte erwirke, konnten der berechtigten Forderung des Paschas keinen Widerstand entgegensetzen, wenn sie nicht die Fahne der Empörung offen aufpflanzen wollten. Davor hüteten sie sich jedoch immer noch und so blieb die Stadt und untere Festung in den Händen der Serben, die obere Festung aber mindestens nominell im Besitze des Solimanpascha; denn die Serben hatten auch hierher ziemlich freien Eintritt. Es bestand somit zwischen beiden Theilen keine eigentliche Feindseligkeit mehr, ja der Pascha hätte die Wiederherstellung des alten Verhältnisses zwischen dem Statthalter und den Unterthanen gewünscht; allein dessenungeachtet dauerte das beiderseitige Mistrauen fort. Der Pascha besorgte fortwährend einen Angriff, die Serben aber sannen unablässig darüber nach, wie sie des neuen, unbequemen freundschaftlichen Gegners auf gute Art los werden könnten. In Konstantinopel betrachtete man das siegreiche Vordringen des serbischen Aufstandes allerdings nicht mit gleichgiltigen Blicken, war jedoch vorläufig

keineswegs bemüht, demselben ernstlich zu begegnen, nachdem die Aufmerksamkeit der Pforte von dem begonnenen Kriege mit Russland im vollen Maße in Anspruch genommen ward. Der französische Gesandte Sebastiani jedoch, der bekanntlich zu dieser Zeit die Türkei mit dem größten Eifer unterstützte, empfieng nicht ohne Bekümmernis die Nachricht von dem Falle Belgrads. In seinem Schreiben vom 28. Jänner 1807 an den damals in Dalmatien kommandierenden General Marmont klagt er ob dieses Ereignisses auch Oesterreich an, das den Serben angeblich heimlicher Weise hilfreiche Hand geboten hätte.*)

Nach den Angriffen auf Belgrad konnte auch Schabatz nicht mehr lange widerstehen. Seit dem 18. September, wo, wie wir gesehen, das türkische Hauptheer nach Bosnien zurückgekehrt war, hatte sich in den westlichen Gegenden kein nennenswertes kriegerisches Ereignis zugetragen. Die Serben, 4—5000 an der Zahl, achteten nur darauf, dass die Besatzung der Festung aus der Umgegend keine Lebensmittel erwerben könne. Im Lager bei Mischar, wo die Hauptmacht der Insurgenten stationiert war, kommandierte Jakob Nenadowitsch; Luka Lazarewitsch und Stojan Tschupitsch aber streiften am Ufer der Drina, um etwaige Einbrüche der Bosnier zu verhindern. Die Türken verhielten sich jedoch ruhig; ja, wie wir oben gesehen, nach der Ankunft des Muhasils begannen sie Unterhandlungen mit den Aufständischen. Diese Transaktionen führten vorläufig zu keinem Erfolge und Jakob Nenadowitsch entfernte sich mittlerweile, um an der Erstürmung Belgrads Theil zu nehmen. Nach Einnahme der Stadt kehrte er wieder vor Schabatz zurück. Hier traf ihn gegen Ende Dezember der Bischof von Zwornik, der in Begleitung von sechs Türken nach Mischar gekommen war, um die Wiederherstellung des Friedens zwischen den Insurgenten und der türkischen Besatzung von Schabatz zu versuchen. Die kommandierenden Paschas in der Festnng, denen der Bischof den Zweck seiner Mission

*) Mémoires du Maréchal Marmont. Paris, 1857. Bd. III., p. 59.

ebenfalls mitgetheilt hatte, erklärten sich zur Übergabe der Festung und zum Abzuge nach Bosnien bereit, sobald sie vom Wesir diesbezüglichen Befehl erhalten würden. Nachdem der Bischof und seine Begleiter zur Fortsetzung der Unterhandlungen keine schriftliche Vollmacht aufweisen konnten, so beschlossen sowohl sie wie auch die Paschas in Schabatz, je einen Vertrauten zum Wesir nach Trawnik zu senden, um den entscheidenden Willen des Letztern zu erfahren.

Bis zur Rückkehr dieser Abgesandten wurde zwischen der Festungsmannschaft und den Aufständischen ein beiderseits streng zu beobachtender Waffenstillstand geschlossen. Die Türken von Schabatz harrten des Befehls vom Wesir mit der gleichen Ungeduld wie die Insurgenten; denn obwohl die Besatzung nur mehr aus einigen hundert Mann bestand, so stieg doch die Noth in der Festung erheblich. Die Herbeischaffung der Lebensmittel vom österreichischen Ufer war mit vielen Schwierigkeiten verbunden; auf der serbischen Seite aber wegen der Wachsamkeit der aufständischen Scharen ganz unmöglich. Aus diesem Grunde herrschte gegen Ende des Jahres in der Festung ein solcher Mangel und solche Theuerung,*) dass die Paschas, um sich aus dieser bedrängten Lage zu befreien, die Festung schon jetzt aufgegeben hätten, wenn ihnen nicht vor der Verantwortung bange gewesen wäre.

Ungefähr ein Monat verstrich, bis aus Trawnik die Erlaubnis kam, dass die Paschas von Schabatz die Festung unter gewissen Bedingungen verlassen dürfen. Unterdessen hatten die Serben die Vermittelung des österreichischen Kommandanten von Peterwardein angesucht. Am 3. Februar 1807 kam der österreichische Obrist Obutschina in Begleitung zweier Bevollmächtigten Kara-Ghorghes nach Klenak, der österreichischen Station gegenüber von Schabatz. Des andern Tages begaben sich die Paschas und einige Begs, von Seite der Serben aber die Wojwoden Jakob Nenadowitsch,

*) So kostete z. B. ein Metzen Gerste 36 Gulden, ein Zentner Mehl 16 fl., ein Pfund Schmalz 2 fl. usw. Vgl. in der Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellschaft die Urkunden Nr. 463, 464.

Luka Lazarewitsch und Stojan Tschupitsch auf das jenseitige Ufer der Save. Die Konferenz begann in einem Zelte unter Vorsitz Obutschinas am Saveufer. Solimanpascha erklärte bei dieser Gelegenheit den Serben, dass der Sultan ihre Bitte erhört habe und ihnen die Flussfähren und die Einkünfte der anderen Steuern übergebe, nur mit dem Vorbehalte, dass sie ihre Verpflichtungen gegen den Sultan pünktlich erfüllen, in Schabatz einen Kadi, einen Kommandanten und einige gemeine Soldaten dulden und dass von den Schabatzer Türken diejenigen, welche die Serben selber als friedliche bezeichnen werden, auch fernerhin in der Stadt verweilen können. Wenn die Serben diese Bedingungen annehmen, dann werden im Sinne des erhaltenen Befehls die Paschas und die Besatzung die Festung sofort verlassen und, von den Serben begleitet, über die Drina nach Bosnien zurückkehren. Wir wissen, dass der Sultan nicht nur die von Solimanpascha erwähnten Konzessionen nicht ertheilt hatte, sondern dass vielmehr gerade zur selben Zeit in Konstantinopel beschlossen wurde, die von Peter Itschko unterbreiteten Friedenspunktationen nicht zu bestätigen. Dessenungeachtet wollte der Pascha von Schabatz die Serben bei dieser Gelegenheit nicht hintergehen. Seine Worte sind nur eine Bestätigung dessen, dass auch die Türken die Aussöhnung und die Übergabe der Verwaltung des Landes in die Hände der Serben als eine vollbrachte Thatsache betrachteten. Die Insurgenten giengen auf Alles ein, was Soliman von ihnen verlangte; nur wünschten sie, dass die von den Türken in der Festung gefangenen Christen ausgeliefert werden. Nach einigem Zögern des Paschas einigte man sich dahin, dass jene Gefangenen, welche den Islam freiwillig angenommen hatten, den abziehenden Türken ungehindert folgen können, die Übrigen aber den Serben übergeben werden sollen. Endlich wurde beiderseits der 7. Februar als jener Tag festgestellt, an welchem die Frauen und Kinder der Schabatzer Türken auf das österreichische Ufer transportiert, von dort aber zu Wagen bis Ratscha gebracht werden sollen, wo sie dann wieder über den Fluss nach Bosnien übersetzen können. Die Männer aber sollen an dem-

selben Tage die Festung verlassen und, damit sie seitens des serbischen Volkes keinerlei Anfechtung erfahren, von einer Insurgentenschar begleitet auf der serbischen Seite ihren Weg nach der Drina nehmen. Auf den Rath des österreichischen Obristen stellten beide Theile auch Geiseln. Dieser Punkt gab indessen zu einer heftigen Polemik Veranlassung. Die Türken wünschten nämlich den Matthäus Nenadowitsch, den Tschupitsch und den jüngern Bruder des Lazarewitsch zu Geiseln; die Serben zwei Begs und Solimanpaschas Sohn. Soliman wollte sich aber von seinem Sohne nicht trennen, worauf auch Jakob Nenadowitsch erklärte, dass er seinem Neffen nicht gestatte, sich mit den Türken zu entfernen. Der Obrist verlor bei diesem Streite die Geduld und hob die Konferenz auf, ohne dass der Vertrag definitive festgestellt worden wäre.

Unterdessen traf auch Kara-Gyorgye in Mischar ein und setzte am 5. Februar die Verhandlungen mit den Türken von Schabatz fort. Am folgenden Tage kam die Vereinbarung zu Stande, nach welcher die Türken am Morgen des 7. Februar aus der Festung zogen und diese sammt den darin befindlichen Kanonen, Schießpulver und Kugeln den Serben übergaben. Die türkischen Weiber und Kinder wurden auf dem österreichischen Ufer mittelst 170 Wägen nach Bosnien transportiert, die ausziehende Besatzung aber geleitete Tschupitsch mit seinen Leuten bis an die Drina. Nachmittags ein Uhr hielt Kara-Gyorgye unter Trommelschlag und Musik seinen Einzug in die Festung. Von den Türken war nur der Janitscharenaga, der Thorwächter und zehn andere Mahommedaner zurückgeblieben; diese überreichten dem Oberanführer der Insurgenten sofort die Geldkasse und baten ihn, dass er sie in seinen Schutz nehmen und für sie sorgen möge. Kara-Gyorgye erfüllte ihr Verlangen. In die Festung wurde eine serbische Besatzung von 1000 Mann unter dem Befehle des Luka Lazarewitsch gelegt; den übrigen Theil des Heeres entließ Kara-Gyorgye nach Hause.*)

*) „Golubitza" Bd. V. 1843—1844, p. 287—292.

Während Schabatz auf diese Weise ohne Blutvergießen in die Gewalt der Aufständischen gelangt war, wurde auch die Lage Solimanpaschas, des Kommandanten in der oberen Belgrader Festung, von Tag zu Tag unhaltbarer. Die Schanze quer über den Kalimejdan verhinderte jeden Verkehr mit der Stadt, wo die Serben sich bereits vollständig eingenistet hatten. Nachdem diese Letzteren die untere Festung ebenfalls besetzt hatten, verhinderte sie auch gänzlich die Anschaffung von Lebensmitteln auf dem österreichischen Ufer. Der Pascha erkannte bald, dass er mit seiner geringen Besatzung nur so lange in der Festung bleiben könne, als die Serben ihn daselbst dulden werden; denn im Falle einer ernstlichen Belagerung konnte angesichts der Übermacht der Insurgenten von einem Widerstand keine Rede sein. Die Noth und andauernde Furcht bewogen endlich Solimanpascha zur Annahme des von den Serben stets dringlicher geforderten Übereinkommens. Im Sinne des am 7. März festgestellten Vertrages verpflichtete sich Solimanpascha, mit der gesammten Besatzung die obere Festung zu verlassen und diese den Serben bedingungslos zu übergeben. Diese Letzteren aber schwuren, dass sie die ausziehenden Türken durch das ganze Land bis an die Gränze unbehelligt geleiten werden. Am 8. März verließ Solimanpascha Belgrad mit ungefähr 270, größtentheils unbewaffneten Türken und in Begleitung der zur Bedeckung dienenden Serbenschar. Kaum waren sie aber einige tausend Schritte weit gekommen, als eine im Hinterhalt gelegene zahlreiche Insurgentenabtheilung die schutzlosen Türken angriff und dieselben trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes, nachdem auch das serbische Geleite sich gegen sie gewendet, bis auf den letzten Mann niedermetzelte. Kaum war dieses Blutbad zu Ende, als die Serben auch die in der Stadt zurückgebliebenen Türken zu ermorden begannen. Vierzig dieser Unglücklichen flüchteten sich in ein Haus und vertheidigten sich mit solcher Entschlossenheit, dass die Angreifer sie nicht in ihre Gewalt bringen konnten. Sie zündeten deshalb das Gebäude an, in welchem sämmtliche vierzig Türken zu Asche verbrannten. Die türki-

schen Weiber und Kinder blieben zwar verschont, ja wurden größtentheils über die Gränze geschafft, nachdem die Anführer die hübscheren unter ihnen ausgesucht und in ihre Häuser aufgenommen hatten.*)

Es gibt keine Entschuldigung, welche die in Belgrad verübten entsetzlichen Grausamkeiten sowie den Wortbruch auch nur im Entferntesten rechtfertigen würde. Wir haben im Verlaufe unserer Erzählung es schon wiederholt erfahren, dass die Serben selbst gegen den auf dem Schlachtfelde besiegten und gefangenen Feind barmherzig sein konnten. Allerdings waren wir genöthigt, auch mehrere Beispiele des Wortbruches und der Grausamkeit zu verzeichnen. Aber eine so empörende, vollständig unbegründete Metzelei, wie die zu Belgrad, sucht man von Beginn des Aufstandes vergeblich. Mit Ali Guschanz waren die wildesten, grausamsten Krdschalen und Janitscharen abgezogen, die Begleitung Solimans bestand aus friedlicheren vertheidigungslosen Türken. Und dass die blinde Wuth der Insurgenten sich gerade gegen diese gewendet, kann nur daraus erklärt werden, weil die Serben, trunken vom Besitze Belgrads, der wichtigsten Veste des Landes, ihrem seit Jahren zurückgehaltenen Gefühle der Erbitterung freien Lauf ließen, und Rache nahmen an denen, welche eben in ihre Gewalt geriethen, wenn sie auch an den Leiden der Rajah die wenigste Schuld haben mochten. Die Ereignisse in Belgrad sind um so tadelnswerter, weil man diese nicht der entfesselten, maß- und zielosen Leidenschaft des erbitterten Pöbels zuschreiben kann. Der Angriff auf Solimanpascha und die Grausamkeiten in Belgrad geschahen unzweifelhaft, wenn auch nicht auf direkte Anordnung, so doch mit Vorwissen der Anführer und Kara-Ghorghes selbst, ja, wenn wir uns nicht täuschen, so war bei Manchen auch die niedrigste Habgier, die Sucht nach dem Vermögen der niedergemetzelten Türken die wirksame Triebfeder dieser verwerflichen That. Mag dem wie

*) Bantisch Kamensky, Reise in der Moldau, Walachei und in Serbien (in russischer Sprache) Moskau, 1810, p. 125—126. — Bogischitsch, l. c. p. 99. Anm. b).

immer sein, so bleibt das Belgrader Blutbad ein unauslöschbarer Schandfleck in der Geschichte dieser sonst so berechtigten, gerechten und durch so viele selbstaufopfernde Heldenthaten glänzenden Revolution.

Belgrad und Schabatz befanden sich also in den Händen der Aufständischen, welche in Folge dessen sich jetzt bereits als die Herren des Landes betrachten konnten. In einzelnen Gegenden gab es zwar noch Türken, die eine oder andere kleinere Veste war noch nicht unterworfen, aber das Hauptziel hatten die Insurgenten erreicht und jetzt blieb nichts weiter übrig, als die bisherigen Errungenschaften energisch auszubeuten und zu sichern, sowie die Befreiung jener Landestheile fortzusetzen, welche sich noch immer unter türkischer Herrschaft befanden.

Kara-Gyorgye wendete seine Aufmerksamkeit vor Allem gegen Uschitza, wo nach dem Falle von Belgrad die eingeschüchterten Türken jenes freundschaftliche Verhältnis abbrachen, das im letzten Herbste in Folge der Unterhandlungen mit dem Muhasil zwischen ihnen und der Rajah entstanden war. Die Türken verschlossen sich abermals in der Festung und waren bereit, diese bis aufs Äußerste zu vertheidigen. Damit das geplante Unternehmen, d. i. die Einnahme von Uschitza durch die bosnischen Türken nicht vereitelt werde; trug Kara-Gyorgye schon um die Mitte April den Wojwoden der westlichen Distrikte, dem Jakob Nenadowitsch, Tschupitsch und Luka Lazarewitsch auf, dass sie die aufständischen Truppen aus der Matschwa, dem Schabatzer und Waljewoer Kreise unverzüglich sammeln und sengend und brennend in Bosnien einfallen sollen, während er selbst Uschitza in seine Gewalt nehmen und dann später ebenfalls gegen Bosnien ziehen wolle.*) Die Uschitzaer Türken schlugen aber die Angriffe der Belagerer mit solcher Ausdauer und Energie zurück, dass die Serben gezwungen waren, die Belagerung in eine bloße Cernierung umzuwandeln.

*) Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellsch. die Urkde. Nr. 467.

Kara-Ghorghe wartete den Fall der Veste nicht ab, sondern begab sich unterdessen in die östlichen Landestheile, indem er das Kommando von Uschitza an Milan Obrenowitsch übertrug. Gemäß dem erhaltenen Befehle lagerte Jakob Nenadowitsch schon gegen Ende April mit seinen Scharen an der Drina, die er anfangs Mai überschritt. Allein auch die Türken waren nicht unthätig geblieben, ja sie entfalteten einen derartigen Widerstand, dass die Aufständischen bald genöthigt waren, sich abermals auf das rechte Drina-Ufer zurückzuziehen, wohin ihnen bald auch die Türken nachfolgten. Beide Theile suchten hinter Schanzen feste Stellungen einzunehmen. Heftige und manchmal blutige Kämpfe wurden hier zwischen den einander gegenüberstehenden feindlichen Truppen geführt; doch kein Theil war im Stande, einen entscheidenden Erfolg zu erinnern. Der Vortheil neigte sich indessen dennoch auf die Seite der Türken, nachdem es ihnen gelungen war, die Serben am Einbruche in Bosnien zu verhindern; ja zuweilen, obwohl nur für kurze Zeit, drängten sie die Aufständischen unter Nenadowitsch auch zurück. In diesem hartnäckigen Widerstande der sonst wenig ausdauernden Bosniaken ist der Ursprung jenes Gerüchtes zu suchen, das zu jener Zeit nicht bloß bei den serbischen Insurgenten, sondern weit über die Gränzen Serbiens verbreitet war, — jenes Gerüchtes nämlich, dass die Türken unter Anführung französischer Officiere gekämpft und nach der Weisung französischer Kanoniere ihre Geschütze gerichtet hätten. In der That hatte aber kein einziger Franzose an den Kämpfen der Türken gegen die Serben Antheil genommen. General Marmont schrieb zwar schon Ende August 1806 von Ragusa an den bosnischen Wesir, der bekanntlich damals an der Drina lagerte, und versicherte ihn seiner Freundschaft und im Falle der Noth seiner Hilfe*); allein mehr als das geschah damals von französischer Seite nicht. Im Anfange des J. 1807, nach dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges, in welchem Napoleon der Pforte seine Hilfe

*) Handschriftensammlung in Belgrad die Urkde. Nr. 430.

zugesagt hatte, wendete sich Sebastiani, der französische Gesandte in Konstantinopel, im Namen des Sultans an Marmont mit der Bitte um 500 Kanoniere und Pionniere, zur schnelleren und erfolgreichern Beendigung der begonnenen Befestigungsarbeiten in der türkischen Hauptstadt. Nach vielerlei Schwierigkeiten, die zum Theil von den türkischen Behörden selbst hervorgerufen wurden, schickte Marmont am 6. Juni die gewünschte Truppe durch Bosnien. Die Franzosen kamen jedoch nur bis Trawnik, dem Sitze des Wesirs. Hier erfuhren sie den Thronwechsel in Konstantinopel und ihr Anführer fand einen Befehl Sebastianis vor, der ihnen sofortige Rückkehr nach Dalmatien gebot. In Folge der veränderten Verhältnisse in Konstantinopel wurde die Anwesenheit der Franzosen daselbst überflüssig.*) Der Vormarsch dieser kleinen Truppenabtheilung in Bosnien gab die Veranlassung zu jener irrthümlichen Ansicht, dass die gegen die Serben kämpfenden Türken auch durch französische Soldaten unterstützt worden seien. Die bosnischen Mahommedaner vermochten diesmal auch ohne äußere Hilfe die Drinalinie gegen die Angriffe der Aufständischen zu vertheidigen ja, wie wir erwähnt, schlugen sie dieselben wiederholt mit empfindlichem Verluste zurück. In einem dieser Kämpfe wurde auch Jakob Nenadowitsch schwer verwundet. Nichtsdestoweniger beschäftigten die Serben mindestens die Hauptmacht des Feindes und verhinderten dadurch den Entsatz von Uschitza. Diese letztere Veste wurde enge eingeschlossen, widerstand aber fortwährend den Belagerern. Endlich stieg aber in Folge der strengen Cernierung die Noth in der Veste beinahe bis zum Unerträglichen. Schon um die Mitte Juni nährten sich die Türken bloß von Pferdefleisch, aber auch das war so theuer, dass nur die Vermöglicheren es anschaffen konnten. Die Aufständischen ließen keinen einzigen kampffähigen Mann aus der Festung, wohl aber Jünglinge und Weiber, sobald diese sich zur Annahme der christlichen Taufe bereit erklärten. Es flüchteten deshalb viele

*) Mèmoires du Marèchal Marmont. Bd. III. p. 29. — Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellsch. Urkde. Nr. 474.

türkische Weiber und Jünglinge in das serbische Lager und wechselten lieber ihren Glauben, um nur dem unerträglichen Elende zu entgehen. Die traurige Lage ihrer Glaubensgenossen in Uschitza blieb den bosnischen Mahommedanern nicht verborgen. Nachdem jedoch ihre Hauptmacht an der Drina gegen Jakob Nenadowitsch kämpfte, so konnte sie der bedrängten Festung nicht zu Hilfe eilen. Eine stärkere Abtheilung versuchte dennoch, die serbischen Reihen durchzubrechen, um der bedrängten Veste Lebensmittel zuzuführen. Allein Marko Katitsch verlegte ihr den Weg und schlug die Türken nach einem blutigen Treffen zurück. Nachdem auch diese letzte Hoffnung der Besatzung vereitelt ward, übergab sie sich Ende Juni oder anfangs Juli unter der Bedingung des freien Abzuges nach Bosnien.

Während in den westlichen Theilen des Landes die Aufständischen Uschitza belagerten und an der Drina mit den Türkenscharen aus Bosnien kämpften, waren auch die östlichen Distrikte der Schauplatz bemerkenswerter Kämpfe. Kara-Ghorghe hatte schon im Beginne des Frühlings die Kunde erhalten, dass ein Armeekorps des in der Walachei lagernden russischen Heeres die Absicht habe, die Donau zu überschreiten und sich mit den serbischen Insurgenten zu vereinigen. Damit dieser Plan gelinge, erhielt Milenko Stojkowitsch, der Wojwoda von Poscharewatz, den Befehl, mit den serbischen Truppen aus den Nahien Semendria und Poscharewatz in die „Krajna" einzudringen. Diese stand damals noch unter türkischer Oberhoheit, bildet aber gegenwärtig die östlichen Gränzgebiete Serbiens und wird durch den Timokfluss von Bulgarien getrennt. In diesen Gegenden befehligte damals der Pascha von Widdin. Das war aber im Anfange des Jahres 1807 nicht mehr Paswan-Oglu, sondern sein Nachfolger, Mollapascha. Stojkowitsch gelang es, die einzelnen Türkenscharen, die sich ihm entgegenstellten, zu vertreiben und ganz bis Negotin vorzudringen. Mittlerweile sammelte auch Mollapascha sein Heer und überschritt mit Übermacht den Timok, um die Aufständischen zu vernichten. Zwar eilte auch Kara-Ghorghe selbst vor Negotin; dennoch würden die Auf-

ständischen der Niederlage nicht entgangen sein, wenn nicht mittlerweile die Russen die sogenannte „Große Insel" zwischen Brza-Palanka und Praowo besetzt hätten und an das serbische Ufer übergetreten wären. Unter Anführung des Generals Issajeff vereinigte sich ein Korps von 1500 Russen am 30. Juni in der Nähe von Negotin mit den Serben. Mollapascha hatte sich mit seiner Truppe von 5000 Mann um Stubik bei der Ortschaf Malajnitza verschanzt und beabsichtigte hier, den Angriff abzuwarten. Das vereinigte russisch-serbische Heer säumte auch nicht lange, sondern stürmte schon am 1. Juli die türkischen Schanzen. Nach einem heißen Kampfe blieb den Verbündeten der Sieg. Die Türken, aus ihren Schanzen vertrieben, suchten in eiliger Flucht ihr Heil, nachdem sie 1500 Todte auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten. Auch von den verfolgten Flüchtigen fanden Viele den Tod theils in den Morästen und Sümpfen der Gegend, theils durch die Waffen der Aufständischen; der Verlust der Serben an Todten und Verwundeten betrug 200, der des russischen Hilfskorps 130 Mann. Mollapascha konnte seine Rettung nur seinem schnellen Reitpferde verdanken; mit kaum zehn Mann Begleitung kehrte er nach Widdin zurück. Das ganze türkische Lager mit der Kriegskasse, den Kanonen und Bomben und eine große Menge Mundvorrath fiel in die Hände der Sieger. Die Russen überließen die reiche Beute großmüthig den Serben. Auch der einst so gefürchtete und verhasste Ali Guschanz hatte an der Spitze einer Krdschalen-Schar am Kampfe Theil genommen. Nach dem Verluste der Schlacht schloss er sich mit 500 Mann in die kleine Veste Stubik und trotzte einige Tage hier den Verbündeten. Bald war er aber genöthigt, der Übermacht zu weichen.*)

Weiter im Süden, zwischen der Stadt Paratjin und dem kleinen Timok um den Berg Hrtanj setzte der später so berühmt

*) Handschriftensammlung der Belgr. gel. Gesellsch. die Urkunden Nr. 468, 470, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 479, 481, 482. — Dubrowin. Die serbische Frage etc. (in russischer Sprache) in der „Rußk Wjestnik" 1862, Juliheft, p. 128.

gewordene Hajduk, Weljko Petrowitsch, einen lebhaften Guerilla-Krieg gegen die Türken fort, indem er die befestigten Wohnsitze der Begs in Brand steckte und verwüstete und überhaupt, wo er mit seiner kleinen aber entschlossenen Schar erschien, die Mahommedaner mit Schrecken erfüllte.*)

Nach dem bei Stubik errungenen Siege fand in den östlichen Landestheilen keine weitere nennenswerte Kriegsthat statt. Kara-Gyorgye ließ schon um die Mitte August verkünden, dass zwischen Russen und Türken ein Waffenstillstand zustande gekommen sei, in Folge dessen sich auch die Serben vor jedem Angriffe enthalten und sich fernerhin nur auf die Vertheidigung beschränken müßten, falls von türkischer Seite die Feindseligkeiten erneuert würden. Wie wir sehen werden, betrachteten die Bosniaken den Waffenstillstand für sich nicht als verpflichtend und die Pforte hatte anfänglich auch keine Lust, denselben auch auf die serbischen Insurgenten auszudehnen. Diese Ereignisse stehen aber schon in enger Verbindung mit der thatsächlichen Einmischung Russlands in die serbischen Verhältnisse und darum können wir davon erst im folgenden Kapitel, dessen Gegenstand eben die Darstellung der Begründung des russischen Patronats bilden wird, nähere Erwähnung thun. Bei dieser Gelegenheit werden wir auch umständlich erzählen, auf welche Weise die russische Kriegshilfe, welche unter General Issajeff so erfolgreich an der Seite der Aufständischen gekämpft, nach Serbien gelangt ist; an dieser Stelle gedachten wir nur wegen des Zusammenhanges der Thatsache in Kürze dieser Schlacht.**)

---

*) Karadschitsch, Danitza, 1826. p. 72—76.

**) Überhaupt konnten wir uns mit den Ereignissen des Jahres 1807 in diesem Bande nur insofern beschäftigen, als diese untrennbare Konsequenzen jener großartigen Verbreitung der Revolution waren, die mit den siegreichen Schlachten des Jahres 1806 ihren Anfang genommen hatte. Neben diesen noch in das Jahr 1806 reichenden, weit eher untergeordneten Thatsachen bildet das Jahr 1807 einen so wesentlichen Wendepunkt in der Geschichte der serbischen Bewegung, dass wir es für zweckmäßiger hielten, trotz

Im Sommer des Jahres 1807 war also, wie wir gesehen, der Aufstand auf allen Punkten siegreich. Die Festungen hielten serbische Besatzungen besetzt, die Türken waren aus dem ganzen Lande vertrieben, und wenn auch das Kriegsglück an der Drina den Aufständischen weniger lächelte, so waren diese doch im Stande, das Vordringen der Türken in das Innere des Landes zu verhindern. Und diese großen Erfolge verdankten die Serben ausschließlich der eigenen Tapferkeit und Energie. Im Laufe des Jahres 1807 begann indessen Russland an den serbischen Angelegenheiten faktischen Antheil zu nehmen. Sein von Tag zu Tag wachsender Einfluss, der sich endlich zu einem allgemein anerkannten und vertragsmäßig gesicherten Protektorate gestaltete, bildete als solches bis zum J. 1856 eines der Grundprincipien des serbischen Staatsrechtes.

---

der scheinbaren Inkonsequenz, die Gränzlinie zwischen den beiden Bänden dieses Werkes zwischen die Jahre 1806 und 1807 zu ziehen.

AUG 7 1944